ARMINII KOECHLY

OPUSCULA PHILOLOGICA.

VOLUMEN II:

LIBELLI VERNACULE SCRIPTI

EDIDIT

ERNESTUS BÖCKEL.

LIPSIAE
IN AEDIBUS B. G. TEUBNERI
MDCCCLXXXII.

ARMINII KOECHLY

OPUSCULA PHILOLOGICA.

VOLUMEN II:

LIBELLI VERNACULE SCRIPTI

EDIDIT

ERNESTUS BÖCKEL.

LIPSIAE
IN AEDIBUS B. G. TEUBNERI.
MCDDDLXXXII.

HERMANN KÖCHLY'S

GESAMMELTE KLEINE

PHILOLOGISCHE SCHRIFTEN.

UNTER LEITUNG VON

GEORG MARTIN THOMAS

HERAUSGEGEBEN VON

GOTTFRIED KINKEL IUN. UND ERNST BÖCKEL.

ZWEITER BAND:

DEUTSCHE AUFSÄTZE.

MIT EINER LITHOGRAPHIRTEN TAFEL.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1882.

Vorwort.

Die Herausgabe der hier vorliegenden Aufsätze ist nach denselben Grundsätzen in Zählung und Citierweise besorgt, wie der erste Band; ebenso sind mit Klammern von dieser Form: { } Ergänzungen aus den Handexemplaren des Verfassers, mit eckigen Klammern ([ ]) Zusätze des Herausgebers bezeichnet. Kleinere Irrthümer sind ohne weiteres berichtigt; von allen grösseren Aenderungen, selbst wo sie der Verfasser unbedingt vorgenommen haben würde, musste dem Plane der Sammlung gemäss abgesehn werden.

Den Vortrag über das elfte Buch der Odyssee, welcher ausser der Reihe am Schlusse beigefügt werden musste, verdanken die Leser dem Eifer des Herrn Dr. Kinkel, der ihn noch in zwölfter Stunde, als der Druck bereits weit vorgeschritten war, aufspürte; es ist uns eine angenehme Pflicht, der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unsern besondern Dank auszusprechen, dass sie den Abdruck der von Herrn Däniker besorgten stenographischen Niederschrift bereitwilligst gestattet hat.

Dass der Vortrag über das zweite Buch der Ilias bereits zum grössten Theil in der neuen Folge der Akademischen Vorträge und Reden (Heidelberg 1882) S. 89—93 abgedruckt ist, weiss ich, wie ich ausdrücklich bemerke, sehr wohl: in der Sammlung der Opuscula durfte er in der ursprünglichen Fassung natürlich nicht fehlen.

Eines freilich fehlt den hier abgedruckten Vorträgen, was ihnen erst die eigenthümliche Wirkung verlieh: die Macht des lebendigen Wortes, welches Köchly in so einziger Weise beherrschte. Möchten die Vorträge wenigstens bei denen, welche einst Zeugen jener Wirkung gewesen, auch eine Erinnerung an die Persönlichkeit des Hingeschiedenen erwecken!

Karlsruhe, den 26. Juli 1882.

E. B.

Inhalt.

		Seite
I.	Homer und das griechische Epos (1843)	1
II.	Ueber das zweite Buch der Iliade (1845)	41
III.	Hektor's Lösung (1859)	47
IV.	Ueber den Zusammenhang und die Bestandtheile der Odyssee (1862)	67
V.	Beiträge zur Kritik und Erklärung des Tryphiodor (1839)	90
VI.	Ueber die Perser des Aeschylos (1874)	128
VII.	Ueber Sophokles' Antigone (1844)	148
VIII.	Ueber die Alkestis des Euripides (1847)	187
IX.	Die Einheit der Handlung in Euripides' Hekabe (1846)	206
X.	Ueber die Vögel des Aristophanes (1857)	215
XI.	Der Freiheitskampf der Hellenen gegen Philippos und die Schlacht bei Chäroneia (1862)	251
XII.	Pyrrhos und Rom (1868)	296
XIII.	Ueber die Napoleonische Karte des alten Galliens (1862)	322
XIV.	Ueber das römische Pilum (1862)	327
XV.	Zu den Wurfübungen mit dem römischen Pilum und der hasta ammentata (1865)	347
XVI.	Ueber die hasta ammentata (1868)	351
XVII.	Eröffnungsrede zur Heidelberger Philologenversammlung (1865)	367
XVIII.	Ueber das elfte Buch der Odyssee (1864)	393

I.

Homer und das griechische Epos.

Eine Skizze[1]).

Die folgende Darstellung stellt sich zur Aufgabe, die bekannten 1
von Wolf und Andern gegen die ursprüngliche Einheit der Ilias und Odyssee geltend gemachten Gründe mit dem allgemeinen Glauben eben an diese Einheit zu vereinigen; sodann den bereits im Alterthume vorhandenen Widerspruch zwischen der herrschenden und nicht angezweifelten Tradition von dem Einen Homer einerseits und den historisch beglaubigten Zeugnissen von der Thätigkeit des Peisistratos und seiner Genossen andrerseits zu vermitteln; endlich die grosse Autorität der homerischen Gedichte, vor welcher alle andern Epen in den Schatten treten, das angebliche Verstummen der Dichter nach ihm, die Beschränkung auf zwei so wenig umfangreiche Begebenheiten aus den reichen mannigfaltigen Sagenkreisen zu erklären. Die Basis, von der aus dieser Versuch seine Aufgabe zu lösen sucht, besteht in der Verbindung der Geschichte der epischen Poesie mit der gesammten politischen und

---

1) [Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1843, No. 1—3. 13—15. S. 1—120.] Vorliegender Versuch zur Lösung der Homerfrage war eigentlich für *die deutschen Jahrbücher* als zweiter (historisch-positiver) Theil einer grössern Abhandlung geschrieben, deren erster (literärisch-kritischer) Theil eine kurze Uebersicht der seit Wolf bis auf Lachmann herab gepflogenen Untersuchungen enthielt. Da nun diese Absicht durch die plötzliche Unterdrückung der deutschen Jahrbücher vereitelt worden ist, so ergreift Unterzeichneter die Gelegenheit, mit Weglassung des für ein philologisches Fachjournal unnöthigen Berichtes über die Leistungen Anderer seine eigne Ansicht hier mitzutheilen, obgleich die ganze Darstellung, eigentlich für ein grösseres Publikum berechnet, mehr fasslich-populär als wissenschaftlich-gedrängt sein will. Denn die Arbeit einer bloss für Philologen bestimmten Umarbeitung zu unterwerfen, dazu fehlte es dem Unterzeichneten eben so an Musse als an Lust und Freudigkeit. Doch hofft der Unterzeichnete, dass sein Aufsatz auch in dieser Form wenigstens von den Philologen einer geneigten Aufmerksamkeit und Prüfung gewürdigt werden wird, welche nicht zufrieden in isolirte Besonderheiten der Wissenschaft sich zu vertiefen, aus ihnen und durch sie zu einer konkret-allgemeinen Erkenntniss des gesammten Alterthums emporzusteigen sich bemühen.

Dresden, den 5. Jan. 1843.

Culturgeschichte des hellenischen Geistes. Diese nothwendige Ver-
2 bindung scheint der einzige Schlüssel zur Beantwortung jener Fragen zu sein, die man bisher entweder ganz isolirt behandelt oder nur einseitig mit dem oder jenem Theile der hellenischen Urgeschichte verbunden hat. Die Zweifel hinsichtlich des Zeitalters und des Vaterlandes des Homer werden dabei von selbst ihre Erledigung finden.

Viele einzelne Momente dieser Ansicht sind bereits von Andern gefunden und festgestellt worden, welche allemal zu nennen eben so störend als unnütz sein würde; die Vereinigung dieser Momente und anderer selbst gefundener Resultate zu einem organischen Ganzen ist ungezwungen gleichsam von Innen heraus erwachsen, nicht durch äusserliches Anhäufen complicirten Materials entstanden: diese Vereinigung ist das Eigenthümliche der Abhandlung, also entweder ihr Vorzug oder ihr Fehler. —

Nach den vielfachen zum Theil auf fruchtbarer Sprachvergleichung beruhenden Forschungen unserer Zeit über die Uranfänge der Griechen und Römer steht es bekanntlich beinahe als historische Thatsache fest, dass über Italien, Griechenland, Macedonien, Thracien, Kleinasien ein grosses aus den Ebenen Hochasiens herübergewandertes Völkergeschlecht wohnte, das in viele verschiedene aber in Sitte und Sprache verwandte Stämme geschieden — deren Namen wie z. B. Päonen, Thraker, Phrygier und Briger, Bi-Thyner sich daher an verschiedenen Orten finden — wir mit dem Gemeinnamen der *Pelasger* zu umfassen uns gewöhnt haben. Sie erscheinen nicht mehr auf jener Stufe der Rohheit, welche alte und neue Speculation den ersten Menschen zugeschrieben hat, also weder als eichelessende, in Höhlen und Klüften hausende Menschthiere, noch als herumschweifende obdachlose Nomaden, sondern in festen Sitzen je nach dem Lokal hier als Hirten mit Viehzucht und Jagd beschäftigt, dort als Ackerbauer fruchtbare Ebenen (*Ἄργος*) urbar machend, an den Seeküsten und auf den Inseln als Fischer und Seefahrer; daher mit den in diese Beschäftigungen einschlagenden Handgriffen und Werkzeugen vertraut. Besonders aber erscheinen sie in jenen Ebenen als kunstlose, aber gewaltige Burgbauer, welche das von
3 der Natur gegebene Material in polygonen Blöcken von den Felsen losreissend und fortschleppend (*ῥυτοῖσιν λάεσσι* ξ, 10) das noch angestaunte *kyklopische* Mauerwerk ihrer *Larissen* aufthürmen. Das *politische* Leben der Pelasger aber erscheint durchweg noch auf der ersten Stufe der Unmittelbarkeit als patriarchalisches Familienleben, daher in manchen Formen den orientalischen Zuständen sich nähernd. Sehr bedeutsam ist es, dass Homer ein solches Leben (und zwar in seiner gänzlichen Unkultur und Isolirung) seinen Kyklopen zuschreibt: *ι*, 112—115

τοῖσιν δ' οὔτ' ἀγοραὶ βουληφόροι οὔτε θέμιστες
ἀλλ' οἵγ' ὑψηλῶν ὀρέων ναίουσι κάρηνα
ἐν σπέσσι γλαφυροῖσι· θεμιστεύει δὲ ἕκαστος
παίδων ἠδ' ἀλόχων, οὐδ' ἀλλήλων ἀλέγουσιν —

ihnen, deren Namen eben auf die pelasgischen Bauwerke übertragen ist. Doch ergiebt sich eben aus dieser Thätigkeit im Burgbauen, so wie aus den traditionellen Mythen und Genealogien von altpelasgischen Fürstenthümern, dass die Pelasger wenigstens zum Theil schon den ersten Schritt zur Staatsentwickelung thaten, indem mehrere Familien unter Einem gemeinschaftlichen Familienhaupte zur *Gemeinde* sich einigten.

Fragen wir nun nach der *Religion* der Pelasger, so wird sich diese nach ihrer eben angedeuteten Lebensweise, die fast ausschliesslich in Ueberwältigung und Benutzung der äussern Natur sich erfüllte, auf eine Weise bestimmen lassen, die mit den sonstigen Nachrichten übereinstimmt. Griechenlands Boden selbst, der zerrissene und zerklüftete, musste sie einerseits darauf leiten, den allgewaltigen Elementarkräften Anbetung zu weihen, welche hier die Felsen gespalten, dort zusammengethürmt, hier einem wildfluthenden Waldstrom sein Bett gehöhlt, dort einen dunkeln schauerlichen See mit himmelhoher Bergmauer umzogen hatten, kurz, jenen Elementarkräften, welche die mannigfachen Erdrevolutionen bewirkten, deren Spuren bei jedem Tritte ihnen aufstiessen und deren letzte Bewegungen sie vielleicht noch selbst erlebten. Ausser diesem *Titanenthum* mussten aber andererseits auch die friedlicheren Mächte Verehrung finden, welche den alljährlich wiederkehrenden Arbeiten des Ackerbaues Gedeihen schenkten — Demeter; welche die Sorge des Hirten um seine Heerde mit Fruchtbarkeit segneten — Pan, ein Gott, der vom gesammten Griechenland ebenso spät allgemein anerkannt, als er seinem Wesen nach uralt schon sehr früh in Arkadien verehrt wurde. Dass man die zeugende Naturkraft wie im ganzen Oriente so auch hier durch Phallosdienst verehrte, bezeugt Herodot (II, 51) ausdrücklich. Endlich mag an die Küstenfahrten der tyrrhenischen Pelasger so wie an das Uebernachten der
arkadischen Hirten unter freiem Himmel sich Kenntniss und Ver- 4
ehrung der Gestirne geknüpft haben. Eine solche Naturgottheit, fern von seinem späteren politischen Charakter als König und Vater der Götter und Menschen, war nun jedenfalls auch der Zeus, welcher noch bei Homer [*Il*, 233f.]

Ζεῦ ἄνα, Δωδωναῖε, Πελασγικέ, τηλόθι ναίων,
Δωδώνης μεδέων δυςχειμέρου

angeredet wird: im Himmel wohnend sandte er Regen und Sonnenschein, Donner und Blitz herab. An das uralte Heiligthum und Orakel dieses Zeus zu Dodona in Epirus knüpft sich bekanntlich das ganze *Pelasgerthum* in Griechenland, und seine ὑποφῆται, die Σελλοὶ ἀνιπτόποδες χαμαιεῦναι erscheinen als Ueberbleibsel der alt-

pelasgischen Einfachheit, doppelt auffällig in der heitern Zeit des waffenschimmernden Heroenthums. Dass wenigstens in diesen Sellen schon in alter Zeit ein getrennter Priesterstand, vorzugsweise mit Befragung des dodonischen Gottes betraut, vorhanden war, lässt sich mit Sicherheit annehmen, wogegen die früher so beliebten Hypothesen von einer geordneten hieratischen Theokratie, von einem Priesterstaate der alten Pelasger eben so zurückgewiesen werden, als die einst bis zum Ueberdruss ausgesponnenen Schilderungen von Geheimdienst und mystisch-orgiastischen Culten derselben.

Fragen wir nun nach der *Poesie* der Pelasger, die natürlich mit dem *Gesange* eins ist, so ergiebt sich ihre Beschaffenheit aus dem bisher Entwickelten von selbst. Gemeinsam mochten Allen Lieder sein, welche mit den Verrichtungen des Ackerbanes, mit Saat und Ernte (Weinlese Hom. *Σ*, 561—572), mit den Abwandelungen der Jahreszeit, der Wiederkehr des sprossenden Frühlings und des früchtereichen Sommers zusammenhängen. Dass in diesen Liedern auch der Götter gedacht wurde, die jenen Arbeiten und Segnungen vorstanden, ist natürlich; dass man diese Götter, wenn man Zeichen ihres Zornes in Misswachs, Unwetter, Pest erfahren zu haben glaubte, auch durch Gesänge zu versöhnen suchte, ist eben so wahrscheinlich, als es von Homer für die spätere Zeit bezeugt wird (*A*, 472—474). Und in diesem Sinne muss dann allerdings der *Hymnos* als ein wichtiger Bestandtheil der uralten Poesie angenommen werden, wenn wir auch nicht mit Schlegel in ihm den „alleinigen Anfangspunkt“ der ganzen alten Poesie sehen. Bei dem Tode theurer Hausgenossen ertönte vielleicht auch, wie bei so vielen anderen Völkern auf ähnlicher Bildungsstufe, ein autoschediastisches Klagelied: vgl. Hom. *Ω*, 720 ff. die Klage bei Hektors Leiche. Vielleicht hat auch der Burgbau der poetischen Weihe nicht ganz ermangelt, wenn wir nämlich den Mythos des Amphion von dieser und nicht erst von der spätern hellenischen Zeit zu verstehen haben. Ferner müssen aber die Orakelsprüche,
5 welche von den Sellen zu Dodona ertheilt wurden, wenn auch noch so roh, doch einige rhythmisch-melodische Elemente enthalten haben, so wie die oben angeführten *Hymnen*, die man als das stätige und festere Material jener alten Poesie anzusehen hat im Gegensatz der flüchtigen Lieder, die vom Augenblick angeregt aus dem Stegreif ertönten.

Endlich müssen wir hier der mythischen *Thraker* gedenken, jenes angeblich hochgebildeten Volkes, welches von Pierien, dem Olympus und Tempe an über den Pindus herab bis nach Böotien, Phokis, Attika und Euböa wohnte; sie, welche einerseits als Genossen der Pelasger und mit ihnen verbündet, so wie als Diener der Demeter (namentlich zu Eleusis) und des Dionysos, also ächtpelasgischer Göttergestalten, endlich als Inhaber des uralten *Erdorakels* zu Delphi erscheinen, andrerseits aber mit Rhythmik, Melodik, Musik und Orchestik vertraut, als deren Urheber und Bilder

die Thraker Orpheus, Linos, Musaeos, Thamyris genannt werden, so wie als Diener und Verehrer der *Musen* (Pierien, Pimple, Libethron, Helikon, Parnassos), der Göttinnen, welche jenen Künsten, so wie der Aufbewahrung des Liedes im Gedächtniss vorstehen, eine weit über das sonstige Pelasgerthum sich erhebende Bildungsstufe ansprechen. Man mag nun in den Sagen von jenen Thrakern die Andeutung finden, dass die in den genannten Gegenden wohnenden Pelasgerstämme in Sitte, Poesie und Musik vor allen zuerst sich ausgebildet haben, oder mag man, wie solches am klarsten bei den Eumolpiden in Eleusis hervortritt, in den *Thrakern* (*θρέω, θραύω, θρησκεύω*) geradezu priesterliche Sänger in geschlossenen Geschlechtern sehen, welche erst später durch die Verwechselung mit den barbarischen Thrakern der historischen Zeit nothwendig zu einem Volke wurden, — genug, aus den Ueberlieferungen über diese Thraker lässt sich mit Wahrscheinlichkeit schliessen, dass schon jenen Zeiten die freilich ganz rohen Anfänge einer theils *kosmogonisch-speculativen*, theils *theologisch-religiösen* Poesie zuzuschreiben sind, von denen jene den Kampf der Naturkräfte und ihre Einigung zum *κόσμος* unter dem Bilde der Titanen und Giganten und ihrer Kämpfe schilderte, diese vorzugsweise wohl die Götter des Landbaues so wie die Musen feierte. Und eben so wenig lässt sich die Annahme einer uralten *didaktischen* Poesie abweisen, welche natürlich nur auf die einfachsten praktischen Regeln des Ackerbaues und der Viehzucht (*ἀραὶ Βουζύγειοι* des Triptolemos) so wie auf die damit aufs Engste zusammenhängende Gesittung in der Familie (die Sprüche des Pittheus) gerichtet war. Dass diese gesammte *thrakische* Poesie vorzugsweise an die Heiligthümer und Feste der Götter geknüpft war, geht ebenfalls aus den Ueberlieferungen hervor, so wie derselben auch einzelne Weis- 6
sagungen und Orakelsprüche nicht fremd gewesen sein mögen (Bakis).

Ein eigentlich *erzählendes* Epos, *Heldenlieder* und *Heldensagen* konnte dagegen das pelasgische Zeitalter, das nur *Zustände*, keine *Geschichte* hatte, nicht besitzen, obwohl nicht geläugnet werden mag, dass vielleicht Manches aus den Sagen von Herakles und Theseus, insofern es sich auf Urbarmachung des Bodens, Abdämmung reissender Flüsse, Vernichtung gräulicher Ungeheuer bezieht, aus altpelasgischen Elementen erwachsen sein kann.

Das eigentliche Epos, d. h. Lieder von den Abenteuern, Thaten und Leiden gewaltiger Helden, welche den Göttern entsprossen, durch Muth und Kraft den andern Sterblichen überlegen, Herrschaft, Ruhm und Reichthum sich erkämpften, dies Epos konnte erst im *heroischen Zeitalter* entstehen. Dieses wird herbeigeführt durch den Uebergang des *Pelasgerthums* in das *Hellenenthum*. (Es versteht sich von selbst, dass beide Ausdrücke nur historische Kategorien sind.) Aus dem Schosse des Pelasgerthums selbst gehen jene streitbaren, kühnen, geharnischten, wagenkämpfenden Heroen, jene Ritter

hervor, welche in einer langen Reihe von Kämpfen die alten einfachen Verhältnisse umstossen, in den einzelnen griechischen Landschaften die Bewohner unterjochen, zugleich aber zum *Stamme* vereinigen, sich zu regierenden Herren machen und an die Stelle der patriarchalischen Familie und Gemeinde den in zwei Stände, die Fürsten und das Volk, schroff gesonderten Staat treten lassen. Einen Uebergangspunkt bilden, so scheint es, die *Minyae* in Böotien mit ihrem Charitendienst, ihrem fürstlichen Glanze und ihrer halb thrakisch-pelasgischen, halb heroisch-achäischen Cultur. Das Resultat aller dieser Bewegungen ist das *heroische Zeitalter*, in welchem zuletzt als Hauptstamm die Achäer oder Danaer im Peloponnes sich geltend machen, die endlich unter Agamemnons Hegemonie die heroischen Staaten des europäischen Griechenlands zur Heerfahrt gegen das keineswegs barbarische Troja vereinigen.

Es tritt nun an die Stelle der titanischen in den Tartarus gestürzten Urgewalten so wie der friedlichen Naturgottheiten der Hirten und Landbauer das *olympische* Göttersystem, ein Reflex des heroischen Königswaltens auf Erden: Zeus auf dem Olympos, dem Ursitze der thrakisch-pierischen Sänger, thronend, nicht mehr bloss der Wolkensammler und Regensender, waltet in höchster, doch nicht ganz unangefochtener Majestät über sein Geschlecht von Söhnen und Verwandten, einen Kreis sinnlich anschaulicher, charakteristisch individualisirter und verschiedener Gestalten, gleich einem heroischen Fürsten unter seinen Edeln, und wie diese hocherhaben sind über das niedere Volk, so fehlt auch jenen gleichsam
7 als Basis eine Masse von niedern Gottheiten nicht. Es tritt an die Stelle des allgemeinen Familienlebens die Zerspaltung in eine Unzahl kleiner einander oft feindseliger Reiche, in denen der erbliche König mehr oder minder beschränkt durch die verwandten Edlen als erster Anführer im Kriege, Oberpriester und oberster Richter über das politisch unmündige und ohnmächtige Volk herrscht; an die Stelle des harmlosen friedlichen Lebens der Hirten und Landleute ein beständiger Kriegszustand der einzelnen Staaten gegen einander, Raubfahrten, Rachezüge und Abenteuer ohne Ende: selbst der ferne unwirthliche Pontus schreckt die Kühnen nicht mehr, und Iason holt vom Aufgange der Sonne das goldne Vliess; endlich an die Stelle der friedlichen Gesänge des Land- und Hirtenlebens so wie der theils unsinnlichen und auf theologische Kosmogonie, theils prosaischen und auf Ackerbau und Familienleben bezüglichen Didaktik die *epische Poesie*, welche die κλέα ἀνδρῶν, die Thaten und Leiden der herrschenden Helden und ihrer Ahnen in Liedern feiert, welche unter Begleitung der Kithar oder Phorminx von dem Aöden gesungen, zuweilen mimischer Orchestik zur Richtschnur dient. Bei den Gelagen der Fürsten fehlt der Aöde nicht, denn Gesang und Kitharspiel sind die ἀναθήματα δαιτός; er singt das Lob und die Abenteuer von Freund und Feind; je jünger die Kunde solcher Thaten, desto eifriger wird sie gehört:

τὴν γὰρ ἀοιδὴν μᾶλλον ἐπικλείουσ' ἄνθρωποι,
ἥτις ἀκουόντεσσι νεωτάτη ἀμφιπέληται·

so singt Phemios bei den Freiern die Heimkehr der Achäer und ihren traurigen Untergang durch Pallas Athene, Demodokos bei den Phäaken die List der Achäer, die Zerstörung Ilions und das Heldenthum des Odysseus. Diese Aöden sind ein besonderes Geschlecht, das von der Muse gelehrt, ein Gewerbe aus dem Gesang und Spiel macht; daher werden sie als δημιοεργοί auch in die Fremde berufen und sind überhaupt als Lieblinge und Schützlinge der Götter hochverehrt. Aber auch die Heroen sind des Sanges nicht unkundig: Achilleus, als er den Kampf aufgegeben, singt zu der erbeuteten Phorminx „die Thaten der Männer". Daneben bildete sich auch jedenfalls in genauester Verbindung mit den epischen Liedern die *Lyrik:* den olympischen Göttern, wie dem Zeus und dem Apollon, sang man Hymnen und Päane, in Charakter und Inhalt sehr verschieden von jenen alten Hymnen; bei den Hochzeiten ertönte vielstimmig der Hymenäos (πολὺς δ' ὑμέναιος ὀρώρει); bei der Todtenfeier der Gefallenen fehlte es nicht an Lob- und Klagliedern; nach erfochtenen Siegen pries man die eigene Tapferkeit (ἠράμεθα μέγα κῦδος, ἐπέφνομεν Ἕκτορα δῖον): von der Menge im Chore gesungen, wurden diese Gesänge wohl 8
meist von dem Aöden durch Kitharspiel eingeleitet und von ihm als Vorsänger, — ὅστε θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισιν ἀείδει — begonnen und angestimmt. In dieser *heroischen Zeit* nun, in welcher die unmittelbare Gegenwart die Aöden zu Heldenliedern begeisterte, erwuchs die gewaltige Masse von Heroensagen, auf deren breiter Basis die homerischen Kunstwerke ruhen, die Sagen, welche die Schicksale, Kämpfe und Siege der gottentsprossenen Heroen, der Besieger und Beherrscher aller Landschaften und Stämme erzählen und in die Form der Heldenlieder gegossen der Nachwelt überlieferten. Dass diese Heldenlieder, welche nur im Gedächtniss concipirt und aufbewahrt, wandelbar und flüssig in unendlichen Veränderungen und Umbildungen von Mund zu Mund fortgepflanzt wurden, himmelweit von der spätern Kunst Homers verschieden waren, versteht sich von selbst. Diese Heldenlieder enthielten der allgemeinen Analogie aller Völker zufolge immer nur ein einzelnes Abenteuer eines oder mehrerer Helden, und zwar jedenfalls in prägnanter einfach referirender Kürze. Mit dieser Annahme stimmen auch einzelne Spuren bei Homer vollkommen zusammen. Vergleicht man z. B. die kurze fast aller Detailschilderungen und aller Wechselreden entbehrende Erzählung von des Odysseus Abenteuern bei den Kikonen ι, 39—66, den Lotophagen 82—104, den Lästrygonen κ, 80—132 mit der sonstigen homerischen Schilderung, die selbst die kleinste anscheinend unbedeutendste Einzelheit anschaulich macht und durch den Wechsel des lebendigsten Dialogs fast zum Drama wird; bedenkt man, wie die Unfälle bei den Kikonen und Lästrygonen

ebenso ausgeschmückt werden konnten, als die bei den Kyklopen und der Skylla, wie leicht die zauberische Wirkung der süssen Lotosfrucht eben so frisch ausgemalt werden kann, als die von Kirkes verderblichem Tranke; — so wird man vielleicht zugeben, dass jene kurzen oberflächlichen Relationen im Gegensatz gegen die eigentlich homerische Poesie uns eine ziemlich authentische Anschauung jener ältesten Heldenlieder geben, sobald man sich nur jene Relationen der ausgebildeten und vollendeten homerischen Kunstform in Sprache und Metrum entkleidet denkt.

9 Ganz in demselben knappen schmucklosen Stile muss Phemios den Freiern die Rückkehr der Achäer, und Demodokos bei den Phäaken die verderbliche List der Griechen und Ilions Untergang (der Inhalt ist ϑ, 500—520 angegeben) gesungen haben: denken wir uns diese Themata, welche an Umfang und Fülle den eigentlichen Inhaltskern der Ilias und Odyssee weit übersteigen, in homerischer Weise ausgeführt: nicht bloss die Zeit des Mahles und die ganze Nacht wäre dem Sänger zu kurz geworden, nein, tagelang hätte er ununterbrochen fortsingen müssen, um solche Aufgabe zu vollenden. So viel von dem Umfange und der Behandlungsweise jener alten Heldenlieder.

Was nun die *metrische* Form derselben anlangt, so ist schon ganz kurz angedeutet worden, dass dieselbe noch nicht der homerische Hexameter gewesen ist, der doch gewiss nicht, wie einst Voss meinte, plötzlich vollendet wie die gerüstete Athene aus dem Haupte des Zeus entsprang, sondern erst vielfach vorbereitet werden musste. Eben so spricht die Analogie anderer Völker dafür, dass der ursprüngliche Vers ein kurzer gewesen ist. Wiederum dass der Rhythmus des alten Heldenliedes ursprünglich daktylisch-anapästisch, nicht, wie man wohl angenommen hat (*Bernhardy* Literaturgeschichte I, 196 [I³, 266]) trochäisch-jambisch gewesen ist, scheint mir theils aus der Beschaffenheit und Volubilität der Sprache im Allgemeinen, theils aus der uralten Verbindung des Heldengesanges mit dem Tanze, theils endlich eben daraus mit Sicherheit sich zu ergeben, dass eben der heroische Hexameter derjenige Vers ist, welcher vor allen zuerst ausgebildet worden ist. Und so ahne ich denn, dass die metrische Grundform jener alten Heldenlieder ein daktylischer *Trimeter* mit willkührlich ein- oder zweisylbiger Katalexis und vielleicht auch mit einer wandelbaren Anakrusis gewesen ist. Für diese Annahme spricht noch die regelmässige Wiederkehr der Penthemimeres und der Cäsur *κατὰ τρίτον τροχαῖον*, so wie die spätere Erfindung des Distichons, in welchem man gleichsam mit Bewusstsein durch Hinzufügung des Pentameters zu der Grundform,
10 aber zu der geläuterten und festgestellten, zurückkehrt, und so die neue Form mit der alten vermittelt.

Eben so wenig übrigens kann in jenen vorhomerischen Heldenliedern die trotz mancher einzelner Unebenheiten und Unregelmässigkeiten doch strenge Prosodie geherrscht haben, wie wir sie jetzt

in den homerischen Gedichten finden: vielmehr ist der allgemeinen
Analogie sowohl als vielfachen Spuren bei Homer und sonst zufolge
anzunehmen, dass jene älteste Prosodie viel mehr eine *accentirende*
als eine *quantitirende* gewesen ist, dass also auf Verlängerung oder
Verkürzung der Vokale, auf einfache Aussprache oder Verdoppelung
der Consonanten die Arsis und Thesis der Versfüsse einen entschiedenen
Einfluss gehabt hat, wogegen der eigentliche *Wort*accent,
wenn er auch gehört wurde, doch in den Hintergrund trat. Ganz
auf gleiche Weise scheinen in unsern deutschen Volksliedern sehr
häufig Wortaccent und Verstact im Widerspruche zu stehen, dessen
Lösung dem freien lebendigen Vortrage zufällt. Und so mag denn
auch das viel gemissbrauchte Digamma, das bei Aufzeichnung der
homerischen Gedichte sicherlich nicht mit geschrieben wurde, vielleicht
mit alleiniger Ausnahme des Pronomens ἕο, οἷ, ἕ wandelbar
gewesen und nach Willkühr oder Versbedürfniss bald gesprochen,
bald weggelassen worden sein.

Wie man vielleicht die Uranfänge der *homerischen Zeit*, die
allerersten Versuche kühner streitbarer Räuber gegen den Frieden
ihrer ackerbauenden Brüder in dem Mythus von den Kämpfen der
Kentauren und *Lapithen* erkennen mag, so ist die Blüthe und der
Glanzpunkt des heroischen Lebens der *trojanische Krieg,* in welchem
unter dem Oberbefehl der mächtigen Achäerfürsten gewissermassen
die Erfahrung der Kämpfe vor Theben, die erste Einigung mehrerer
Staaten zu gemeinsamem Kampf sich mit dem Resultate der glücklichen
Argonautenfahrt verbindet. Daher musste denn auch der
troische Sagenkreis die übrigen verdunkeln und in den Hintergrund
drängen. Allein, wie überall in der Geschichte, so trägt die vollendete
Blüthe auch hier die Keime des Verfalles in sich: der trojanische
Krieg in seinen Folgen löste das Heroenthum auf; die
siegreich und sorglos heimkehrenden Helden gingen theils bei der
Rückfahrt unter, theils fanden sie in der Heimath Feindseligkeit
und Verrath, welchem die Einen erlagen, die Andern durch Flucht 11
in fremde Lande sich entzogen. So ward die Kraft des Heroenthums
gebrochen, und seine letzten Vertreter erlagen den *Völkerwanderungen,*
welche von Norden nach Süden über ganz Griechenland
sich binwälzend die Zustände des Mutterlandes in Sitte und
Verfassung gewaltsam umstürzten und zu zahlreichen Auswanderungen
nach den Inseln, so wie nach den östlichen und westlichen Küsten
Veranlassung gaben. Nicht mehr sind es Irren einzelner Helden
und ihrer Mannen, die auf Abenteuer ausziehen und Beute machen,
oder etwa gar Land und Leute sich erkämpfen wollen; ganze
Stämme, denen die Heimath zu eng wird, grösstentheils auch durch
das Vordringen barbarischer Völkerschaften (Makedonier, Illyrier,
Chaonen, Athamanen, Molosser) vorwärts getrieben, ziehen mit
Weib und Kind aus, um neue bessere Sitze sich zu erkämpfen; ein
Stamm stösst den anderen gewaltsam vorwärts, wie z. B. die Böotier
den von Ephyra vorrückenden Thessalern weichend, das später nach

ihnen benannte Land einnehmen. Diesen gewaltigen ununterbrochen einander folgenden Stössen vermochte das morsche Heroenthum nicht zu widerstehen; und so war denn das endliche Resultat dieser Völkerwanderungen der Untergang des *heroischen Zeitalters* und mit ihm auch der *heroischen epischen Poesie* im Mutterlande. Die letzte und folgenreichste dieser Bewegungen war die Wanderung der *Dorier* aus ihren Sitzen im Nordosten des späteren Thessaliens, zwischen dem Fluss Peneios und dem Berge Olympos. In Sturm und Kampf brachen sie durch Thessalien und Mittelgriechenland; überall abgesprengte Stücke ihres Stammes und Spuren ihres Durchbruchs hinterlassend, drangen sie endlich in den Peloponnes ein und stürzten sich auf die heroischen Staaten von Argos, Sparta, Messene, Pylos und Elis; es entbrannte ein langdauernder mörderischer Kampf um die Existenz, aber vor den fest geschlossenen, mit vorgestreckten Speeren gleichmässig und unwiderstehlich vordringenden Gliedern der dorischen Hoplitenphalanx*) erlagen die isolirt vorkämpfenden Heroen, und ihre Völker, der Knechtschaft gewohnt, unterwarfen sich ohne ferneren Widerstand den Siegern,

*) Eine deutliche Bezeichnung dieser Kampfweise, welcher nach O. Müllers treffender Annahme die Dorier ihren Sieg verdankten, findet sich zweimal bei Homer, beidemal um dem unwiderstehlich einstürmenden Hektor gleichsam eine lebendige Mauer aus Erz entgegenzustellen. Zuerst räth es Poseidon Ξ, 370—375

ἀλλ' ἄγεθ', ὡς ἂν ἐγὼν εἴπω, πειθώμεθα πάντες·
ἀσπίδες ὅσσαι ἄρισται ἐνὶ στρατῷ ἠδὲ μέγισται
ἑσσάμενοι, κεφαλὰς δὲ παναίθησιν κορύθεσσιν
κρύψαντες, χερσίν τε τὰ μακρόταθ' ἔγχε' ἑλόντες
ἴομεν· αὐτὰρ ἐγὼν ἡγήσομαι, οὐδ' ἔτι φημὶ
Ἕκτορα Πριαμίδην μενέειν μάλα περ μεμαῶτα.

Diess wird dann ausgeführt 383—385, und ebenso ordnet Hektor seine Trojaner zu einem Gewalthaufen, der in mächtigem Zusammenstoss auf die Achäer trifft: 388—401. Im Folgenden lässt der Dichter diess wieder fallen, und es treten wieder Einzelkämpfe ein.

Und denselben Rath giebt Thoas *O*, 294 ff.

ἀλλ' ἄγεθ' ὡς ἂν ἐγὼν εἴπω, πειθώμεθα πάντες·
πληθὺν μὲν ποτὶ νῆας ἀνώξομεν ἀπονέεσθαι·
αὐτοὶ δ', ὅσσοι ἄριστοι ἐνὶ στρατῷ εὐχόμεθ' εἶναι,
στείομεν, εἴ κε πρῶτον ἐρύξομεν ἀντιάσαντες,
δούρατ' ἀνασχόμενοι· τὸν δ' οἴω καὶ μεμαῶτα
θυμῷ δείσεσθαι Δαναῶν καταδῦναι ὅμιλον.

Man befolgt den Rath 301 ff.: *ὑσμίνην ἤρτυνον ἀριστῆας καλέσαντες.* Ebenso dringen die Troer ein: *προύτυψαν ἀολλέες* 306; die Achäer hielten in Reih und Glied Stand: *ὑπέμειναν ἀολλέες* 312. Als aber Apollon, der den Troern vorschreitet, die Aegis schüttelt und die Stimme erhebt, da lösen sich die Glieder, die Achäer zerstreuen sich, und es beginnt das Morden im einzelnen: *ἔνθα δ' ἀνὴρ ἕλεν ἄνδρα κεδασθείσης ὑσμίνης* 328.

Ich würde diess nicht so ausführlich erwähnt haben, wenn nicht beide Stellen wie den alten Erklärern so noch neuerdings *Lachmann (fernere Betrachtungen über die Ilias* 1841.) anstössig gewesen wären. Ueber die erste sagt er p. 43 [Betr. über H. Ilias 1847 p. 58], der Rath des Poseidon mitten in der Schlacht sei wunderlich, über die letzte p. 33 [p. 42]: „Was giebt denn Thoas für einen Rath? Der Verfasser muss sich die Vertheidiger an der Mauer gedacht haben, wo sie stehen bleiben wollen."

in denen sie nur die Herren wechselten. So umkreisten die Dorier 12
in langem Ringen die Küsten des Peloponnes; und das endliche Resultat war die Gründung *dorischer* Staaten in *Argos, Sparta, Messene, Elis,* (wo sich die den Doriern verbündeten Aetoler die ihnen angeblich stammverwandten Epeier unterwarfen) *Korinth, Sikyon, Epidauros, Megara,* in denen politische und ethische Gleichheit des herrschenden dorischen Bürgerstammes mit aristokratisch zwingherrlicher Haltung gegen die Unterjochten verbunden war. Nur durch gemeinsame gleichmässige geregelte Waffenübung und Thätigkeit hatten die Dorier zu siegen vermocht; nur durch unerschütterliche Fixirung und Begründung der ererbten Sitte in Krieg und Frieden, so wie durch consequente Gewöhnung an ein ausschliessendes Pathos für den Staat als die Substanz, in der jeder Einzelne mit Aufopferung seiner Subjectivität aufgehen müsste, vermochten sie gegen die immer neuen Empörungsversuche ihrer Unterthanen sich zu behaupten, zumal da es Anfangs unter ihnen selbst an innern Zwistigkeiten und Zerwürfnissen nicht fehlte (die Zeit vor Lykurg zu Sparta). So ging denn mit dem Sturze der heroischen Königreiche auch die epische Heroenpoesie unter: wie mochten auch die Dorier, noch im Kampfe mit des Heroenthums letzten widerstrebenden Elementen begriffen, den Liedern lauschen, in welchen die glänzenden Thaten eben dieser untergehenden Heroenwelt gepriesen wurden? Eben so fehlte es unter diesen Umständen 13
bei den Doriern an allen Bedingungen und Grundlagen zu einem neuen nationalen Epos, was bei allem Kampfe doch immer eine gewisse Behaglichkeit voraussetzt, woran es den Doriern damals gebrach. Dazu kömmt, dass im Epos immer nur der Einzelne verherrlicht wird, der über die Masse des gewöhnlichen Volkes sich durch Thaten und Ruhm erhebt, während der strenge Dorismus, so wenig als aus seiner Hoplitenphalanx der Einzelne heraustreten und vorkämpfen kann, — wurde ja in Sparta der bestraft, der aus Reih und Glied in den Feind sich stürzte — eben so streng die vollständigste Gleichheit aller unter dem Gesetze bis auf die Zufälligkeiten und Kleinigkeiten des Privatlebens in Kleidung, Mahlzeit, Wohnung herab vorschrieb und durchsetzte. Daher kamen auch die Dorier zu keinem volksthümlichen Epos, das etwa die Siege des Stammes über die Achäer geschildert hätte: nur ihr Ethos, die ewig unabänderlichen Grundsätze des alt-dorischen Herkommens, wurden Gegenstand einer kurzen körnigen Spruchpoesie, deren Producte gewiss schon lange vor Terpandros' musischen Compositionen von Jung und Alt gesungen wurden, und an die sich später die kunstreich entwickelten Elegien des Tyrtaeos eben so anschlossen, wie seine Embaterien jedenfalls den Spartanern nichts unerhört Neues waren, sondern an alte, gewiss höchst wortkarge Schlachtlieder oder vielmehr Schlachtrufe sich anlehnten. Arkadien aber, das einzige Land, das den dorischen Einwanderern erfolgreichen Widerstand leistete, hatte es ja noch nicht einmal zur völligen

Entwickelung des bisherigen Lebens gebracht, da es dem ganzen Heroenthum und seinen Erscheinungen ziemlich fremd auf der Stufe des patriarchalischen Familien- und Gemeindelebens geblieben war, wie wir denn noch viel später, noch zur Zeit des Epaminondas, mancherlei Spuren und Hinneigung dazu in diesem durch das Lokal schon zu Isolirung und Stabilität genöthigten Stamme finden. So verstummten denn nach und nach die alten Heldenlieder im Peloponnes und im übrigen Griechenland (s. unten), ohne durch neue ersetzt zu werden. Dagegen blieb Hymnenpoesie an die Panegyren und Agonen bei den Heiligthümern der Stammgottheiten geknüpft: die Schöpfungen derselben, ihrem Begriff nach vergänglich, wurden später ebenfalls durch den Umschwung der homerischen Poesie ergriffen und umgebildet.

Allein was hier im Mutterlande unwiederbringlich verloren ging, die epische Poesie, das sollte, eben durch den Anstoss der Dorischen Wanderungen und ihre Folgen zur Reife gebracht, in Kleinasien herrliche Frucht bringen. Die von den Doriern gedrängten Achäer warfen sich auf die Ioner, welche den nördlichen
14 Küstenstrich des Peloponnes, die Aegialeia, besassen; und diese, dem Vernichtungskampfe zu entgehen, wanderten hinüber nach dem Osten, wohin schon Viele ihrer Stammverwandten, namentlich Aeoler, ihnen vorausgegangen waren, und wohin gewiss auch Manche der gedrängten Achäer sie begleiteten. Mit sich nahmen sie die Erinnerungen an die grosse Vorzeit, ihre Stammsagen und Heldenlieder, so gut als ihre Götter, unter denen neben Zeus und Here besonders Poseidon (Ἑλικώνιος), der gewaltige ungestüme Meeresbeherrscher, und Athene hervorragten, die mit gesunden Sinnen und gelenker Kraft alles Gewerk, alle Kunst und Wissenschaft erfindet und bearbeitet, jegliche Gefahr voraussieht und besteht. Sehr bedeutsam erscheinen diese beiden Gottheiten bei jenem unseligen Schiffbruch besonders thätig, der die von Troja heimkehrenden Helden traf. Den Ausziehenden waren sie jetzt gnädig. Denn unter dem Kampfe um neue Sitze und ein neues Vaterland mit barbarischen Völkern erzeugten die Ioner, mit ihren hellenischen Brüdern sich mischend, in den reichen Städten und gesegneten Fluren Kleinasiens, so wie auf den fruchtbaren Inseln des Archipels eine neue herrliche Nachblüthe des in dem Mutterlande untergegangenen Heroenthums, und das Kind derselben so wie ihr Culminationspunkt war nun eben die *homerische Poesie.* Die gewichtigsten Zeugen des Alterthums selbst, ein Aristoteles und ein Aristarch, setzen den *Homeros* in diese Zeit zunächst nach der ionischen Wanderung, als bei den Ausgewanderten das Andenken an das im Heimathlande untergegangene Heldenthum der Achäerfürsten, die einst Ilion brachen, noch frisch war; als die Helden der alten Heroensagen in den sich immer verjüngenden und erneuernden Heldenliedern gefeiert wurden; als die Nachkommen jener Helden noch über die Ausgewanderten herrschten und sie zum

Kampf führten. Die glaubhaftesten Ueberlieferungen, mit denen sich alle abweichenden Angaben auf ungezwungene Weise vereinigen oder wenigstens wahrscheinlich erklären lassen, machen den Homeros zu einem *Smyrnäer*, setzen ihn also in eine Stadt, die an allen Gaben jenes verschwenderischen Klimas überreich, für die poetische Anregung und Bildung des Dichters um so fruchtbarer sein musste, als hier *Ioner* und *Aeoler* zusammenstiessen und eine Zeitlang friedlich sich vertrugen, bis endlich die alte Stammeifersucht ausbrach und die Ersteren von den Letzteren vertrieben wurden, eine Begebenheit, an welche die Sage Homers Wanderungen anknüpft. Homer war also nicht einseitig ein *Ioner* oder *Aeoler:* er vereinigte in sich die widerstrebenden Elemente beider Stämme und musste also in jeder Hinsicht *universell* werden. Damit ist denn auch die sonst einseitig beantwortete Frage nach dem Dialekt Homers gelöst. Erst jetzt nämlich konnte durch die gegenseitige Durchdringung der beiden Stämme, durch das frische Leben, welches die aus- 15 gewanderten Ioner unter einem heitern durchsichtigen Himmel im Kampfe um ein neues Vaterland begannen, erst jetzt konnte die Sprache die Geschmeidigkeit, Mannigfaltigkeit und Leichtigkeit nach und nach gewinnen, die in den homerischen Gesängen bezaubernd an unser Ohr schlägt.

Dieser smyrnäische Dichter also, mag er nun Homeros ursprünglich oder Altes oder Mäonides oder Melesigenes geheissen haben (s. unten), sang, so nehmen wir an, in zwei mässig grossen, von dem heutigen Umfang der *Ilias* und *Odyssee* himmelweit verschiedenen Gedichten *den Zorn des Achilleus* und die *Irren des Odysseus.* Warum der Dichter gerade aus dem troischen Sagenkreise seine Stoffe nahm, ist einestheils schon aus dem oben Gesagten leicht erklärlich, da eben der troische Krieg mit seinen Folgen die Spitze des Heroenthums bildet; anderntheils musste gerade das kampf- und mühevolle Ringen der ausgewanderten Ioner, auf dem Boden, wohin einst die Ahnen gezogen waren, erlittenen Schimpf zu rächen, neue Sitze zu erstreiten und zu befestigen, dem Dichter ein mächtiges Moment sein, gerade aus jenem für diese Gegenwart so bedeutsamen Sagenkreis den Vorwurf seiner Gedichte herauszugreifen: wie viel weniger gingen doch diese Ioner die Kämpfe um Theben, die Arbeiten und Mühen des Herakles und die Schicksale der Heroengeschlechter auf dem Boden an, den sie nothgedrungen verlassen hatten.

Auf das im Bisherigen geschilderte Verhältniss Homers zu seiner Zeit und seinem Volk beziehen sich nun auch manche Andeutungen in den homerischen Gedichten. Die berühmte Aufforderung der Here an Zeus *Δ*, 51 ff., ihre drei Lieblingsstädte Argos, Sparta und Mykene zu zerstören und ihrem Hass dagegen Troja Preis zu geben, schon von Andern (wie von Payne-Knight prolegg. LXIII) auf die Zerstörung dieser Städte durch die Dorier gedeutet, scheint die dem Alterthume ganz angemessene Ansicht zu involviren, dass nach Götterschluss der endliche Sieg über Ilion mit

dem eigenen Untergange der Sieger erkauft werden müsse; das Scepter des Agamemnon, von Hephästos gebildet, von Zeus durch Hermes dem Pelops übergeben und in dessen Geschlecht erblich (*B*, 101—108), verbürgt gleichsam die ewige Dauer der Herrschaft der Pelopiden; der hohe Ruhm und die Weisheit des Nestor, die in beiden Gedichten so klar hervortritt, mag den Neleiden, welche die Ioner führten und beherrschten, zu Liebe und Ehren ausgeschmückt sein (s. *Weisse* über d. Studium des Homer S. 163f.); die Dorier selbst, wie Payne-Knight (l. c. LXVII.) richtig bemerkt, werden so gut wie gar nicht erwähnt und die Thaten ihres Stammheros, des Herakles, sehr oberflächlich berührt,
16 und, wenigstens zum Theil, namentlich in Stellen, die viel spätern Ursprungs sind; die Stammgottheiten der Dorier, Apollon und Artemis, erscheinen in der Ilias durchgängig den Griechen feindselig. Sehr bedeutsam endlich heissen die Karer, mit denen die Ioner es vorzugsweise zu thun hatten, *βαρβαρόφωνοι*.

Nachdem wir im Allgemeinen die Bedingungen, die Verhältnisse der Zeit und des Ortes kennen gelernt haben, unter denen Homer auftrat, so haben wir die Frage zu beantworten: Wie hat Homer gesungen, um die allseitige und ausschliessliche Bewunderung seiner Zeitgenossen und Nachkommen in dem Grade zu gewinnen, dass die frühern Heldenlieder von ihm verdunkelt in ewige Nacht sanken, dass die ganze folgende epische Poesie, deren gemeinsames Product jenes Material von Liedern ist, aus denen Peisistratos die *Ilias* und *Odyssee* zusammensetzen liess, an ihn sich anlehnte und den von ihm gezogenen Kreis zwar nach allen Seiten hin erweiterte, aber nicht verliess? Diess wird sich durch folgende Betrachtungen beantworten lassen.

Wie die Homerischen Gedichte schon im Allgemeinen aus dem Sagenkreise ihren *Inhalt* entlehnten, welcher damals nothwendig der populärste sein musste, so war auch die *Bearbeitung* des so glücklich gegebenen Stoffes jedenfalls von den bisherigen Heldenliedern sehr verschieden. Von ihnen bemerkte ich schon oben, dass sie in einfacher Kürze und schmuckloser Relation irgend eine Begebenheit Eines (Abenteuer des Odysseus) oder mehrerer Helden (Zerstörung Trojas, Heimfahrt der Griechen) erzählten. Homer dagegen sang eine gehörig zusammenhängende, stätig vom Anfange durch die Entwickelung bis zu einem befriedigenden Ende fortschreitende *Handlung*, in welcher Exordium, Verlauf und Schluss gehörig motivirt war, so dass aber dennoch das Interesse auf Einen Helden sich concentrirte. Man hat daher ihm mit Recht einen selbstbewussten Plan, eine beabsichtigte Einheit vindicirt; nur hätte man nicht durch ästhetische Declamationen und gewaltsame Willkür aller Art unserer Ilias und Odyssee dergleichen aufzwingen sollen.
17 Allein, wird man uns entgegnen, wie weit erstreckte sich denn nun die ursprüngliche Ilias und Odyssee? ferner, wie kann da von einem einheitlichen Plane die Rede sein, wo die beiden

grossen Kunstwerke in einzelne Lieder aufgelöst und zerstückelt werden? Beides wollen wir beantworten. Was den ersten Punkt anlangt, so wäre es vermessen, mit Gewissheit den Umfang der ursprünglichen *Achilleis* (denn das war sie ihrem Wesen nach, da in ihr Achilleus vorzugsweise verherrlicht wurde, jedenfalls weil er über die Landschaften herrschte, in deren Bewohnern vorzugsweise das hellenische Heroenthum erstanden war: — ὅσσοι τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἔναιον, Μυρμιδόνες δὲ καλεῦντο καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί) und *Odyssee* genau abgrenzen wollen. Betrachten wir jedoch die Einleitung, in der man um so eher einige Urelemente zu haben vermuthen mag, je weniger erschöpfend sie auf den ganzen Umfang der heutigen Ilias (Wolf Prolegg. p. CXVIII.) sich bezieht — wie ganz anders die spätern Epiker! — so mag jenes alte Gedicht jedenfalls den Streit des Agamemnon und Achilleus so wie des Letztern Zorn und seine traurigen Folgen, eine Niederlage durch die Troer, vielleicht auch die Versöhnung des zürnenden Helden durch eine Ehrengesandtschaft und Geschenke umfasst haben. Weiter etwas bestimmen und herausfinden zu wollen, welche von jenen Kämpfen, die den grössten Theil der Ilias ausfüllen, schon von dem alten Homer gesungen worden sind, ist ein ganz verfehltes Unternehmen: auch nur von Einem Verse behaupten zu wollen, er sei in seiner uns überlieferten Form ursprünglich von dem alten Homer gesungen worden, ist reine Willkür. Dass aber der Dichter gerade den seinen Landsleuten so verderblichen Zorn wählte, um diesen Helden zu verherrlichen, ist sehr natürlich, da die frühern Thaten des Helden, seine Kämpfe mit den Troern und seine Raubzüge gegen deren Verbündete ihn über die andern Helden nicht erhoben, an der Zerstörung der Stadt selbst aber er keinen Antheil hatte.

Kommen wir nun zur *Odyssee*, so müssen wir hier zunächst der
Ansicht ganz kurz gedenken, welche sie Jahrhunderte später entstehen 18
lässt. Allein die Gründe für diese Annahme, wie sie namentlich von Benjamin Constant aus der Religion und Cultur der Helden in der Odyssee und Ilias entnommen sind, beruhen alle auf Einzelheiten, und können daher nach unserer unten entwickelten Annahme von einer sowohl *quantitativen* als *qualitativen* Mehrung beider Gedichte eben so wenig für den spätern Ursprung etwas beweisen, als die Bekanntschaft mit der Lokalität der Insel Ithaka für die Abfassung der Odyssee auf dieser Insel (Homer — Odysseus). Gehen wir auch hier von den Eingangsversen aus, so werden wir ganz natürlich anzunehmen haben, dass die Ur-Odyssee vorzugsweise mit den *Irren* des Odysseus zu Wasser und zu Land und seiner *Heimkehr* nach dem Verluste aller Gefährten sich beschäftigt hat. Wie stiefmütterlich gegen die *Irren* und *Abenteuer* des Odysseus in fremden zauberhaften Gegenden seine *Kämpfe* behandelt werden, haben wir oben an dem Beispiele der Kikonenepisoden gesehen. Dieses Thema aber überhaupt zu wählen, hatte der Dichter mannigfache Veranlassung. Einmal war ja Odysseus der einzige Held, der nach den gefährlichsten und mannigfaltigsten Abenteuern glücklich in die Heimath

zurückkehrte und durch Vernichtung seiner Feinde seinen Thron wieder erkämpfte, während die Uebrigen entweder in der Heimath untergingen oder spurlos in der Fremde verschwanden. Sodann bot die Odysseusfabel eine erwünschte Gelegenheit, die Schiffersagen der Phöniker, mit denen die Ioner bei ihrer Ausbreitung über die Inseln des Archipel und die Küsten Kleinasiens nothwendig in Verbindung kommen mussten, über den unwirthbaren Westen, über dessen Ungeheuer und Wunder hinein zu arbeiten. Endlich bot das Geschick des Odysseus ein besonderes Interesse durch das Auftreten der beiden Hauptgottheiten der Ioner, der Athene und des Poseidon, die gleichsam mit einander um die Seele des Helden ringen, bis endlich, nachdem der Erderschütterer durch unendliche Drangsal und Noth die Gluth seiner Rache gekühlt hat und versöhnt ist, die verständige Tochter des Zeus, welche den übrigen Helden bei ihrer Rückkehr so feindselig sich erwies, ihren Liebling, den ausharrenden göttlichen Dulder, errettete.

19 So viel von dem wahrscheinlich ursprünglichen Umfange jener beiden Heldengedichte. Dass dabei, so sehr auch derselbe vor ihrer spätern Fülle zusammenschwindet, nichts desto weniger der Plan einer in gehöriger Entfaltung zum Ende sich fortbewegenden Handlung sichtbar ist, wird um so weniger geleugnet werden können, als ein solcher sogar in den einzelnen Liedern unserer heutigen Ilias, wie dieselben neuerdings von *Lachmann* gesondert worden sind, sich nachweisen lässt. Nehmen wir z. B. gleich das erste Lied, welches Lachmann aus *A*, 1—347 mit seiner ersten Fortsetzung 430—492 zusammensetzt, so giebt diess im Kleinen davon einen vollständigen Beweis. Nach den Eingangsversen folgt die Einleitung: des Priesters Beleidigung und Gebet, die verderbliche Pest, die von Achilleus berufene Versammlung 8—56; dann die Versammlung, der Streit des Agamemnon und Achilleus, des Ersteren Uebermuth und Drohung, des Letzteren Zorn 57—305; endlich das Resultat davon in der Briseis Heimführung einerseits, des Achilleus Nichttheilnahme am Kampfe andererseits, die mit den zum Anfange zurückkehrenden Schlussversen 487—492 (αὐτὰρ ὁ μήνιε νηυσὶ παρήμενος ὠκυπόροισιν — —) treffend geschildert wird. Vergleicht man diese kunstvolle Composition mit den oben beispielsweise angeführten Stücken über die Kikonen u. s. w., so wird man den grossen Unterschied zwischen beiden ohne weitere Explication einsehen. Leicht möglich übrigens, dass schon die Ur-Ilias und Ur-Odyssee aus mehreren solcher Lieder bestanden, die unter einander in stätigem Zusammenhange doch jedes für sich auch ein Ganzes zu bilden im Stande waren, so dass der Dichter nach Zeit und Gelegenheit bald das ganze Epos hinter einander, bald ein einzelnes Lied daraus vortragen konnte. So würde nach dem oben angenommenen Umfange die alte Achilleis ganz leicht in drei Hauptstücke zerfallen, in ein Lied vom beleidigten Achilleus, das etwa den Inhalt des eben besprochenen Theils der Ilias hatte, in ein Lied vom zürnenden Achil-

leus, worin das Unglück der Griechen während seiner Unthätigkeit geschildert wird, und in ein Lied vom versöhnten Achilleus, die μήνιδος ἀπόῤῥησις enthaltend.

Man sieht übrigens, dass mit unserer bisherigen Darstellung die Deutung des Namens *Homeros*, wie dieselbe schon ehemals versucht, neuerdings namentlich von Welcker (episch. Cykl. S. 125—131) aufgenommen und vertheidigt worden, als des *Zusammenfügers* (von ὁμοῦ und ἄρω) sich recht wohl verträgt, wenn wir auch sonst mit diesem Gelehrten weder in der Annahme übereinstimmen, dass der Dichter der (wesentlich heutigen) Ilias Eine Person, und ebenso der Dichter der Odyssee Eine Person sei, noch die höchst willkührliche und aller Geschichte widersprechende Ausdehnung dieses Namens als 20
eines Kunstnamens auf die sogenannten kyklischen Dichter billigen können. Doch ist jene Deutung neuerdings durch eine andere von *Düntzer* (Zeitschr. für d. Alterthumsw. 1836. No. 131 [S. 1049]) aufgestellte in den Hintergrund gedrängt worden: dieser leitet es nämlich, übrigens nicht zuerst, wie er sich das Ansehn giebt, (s. Damms Lexicon s. v.) von ὁμός und der Sprossform ηρός in der Bedeutung: *übereinstimmend, harmonisch, concinnus* ab; eine Meinung, der auch Nitzsch hist. Hom. II, p. 77 sq. beitritt. Wie dem auch sein mag, auf eine dergleichen Bedeutung des Wortes ὅμηρος weist das Verbum ὁμηρεῖν hin, das sowohl Hom. π, 468, als Hesiod. Theog. 39 *zusammentreffen* bezeichnet. Dass übrigens durch eine solche Erklärung des Eigennamens die Persönlichkeit seines Trägers nicht gefährdet wird, braucht heutzutage nicht besonders begründet zu werden.

Dieser Homer also, dessen beide Gedichte, wie gesagt, schon dem *Inhalte* nach sich empfahlen und durch ihre *Bearbeitung* sich vor den bisherigen Heldenliedern auszeichneten, hat nun jedenfalls auch in *Sprache* und *Darstellung* einen Fortschritt gethan. Was erstere anlangt, so haben wir schon erinnert, dass erst durch die Wanderung der Ioner und ihre Vermischung mit den östlichen Stammverwandten sich die Ias ausgebildet hat. Die homerischen Gedichte, keineswegs, wie man ehemals meinte, dieser einseitig und ausschliessend angehörend, sondern das Gemeinsame und Wesentliche der verschiedenen Dialekte vereinigend und entfaltend, haben gewiss nicht wenig zu Vervollkommnung und Fixirung der neuen Bildung beigetragen. Was aber die *Darstellung* anlangt, so habe ich schon oben, wo von den alten Heldenliedern die Rede war, auf die relatorische Kürze einzelner Stücke aufmerksam gemacht. Vergleichen wir diese mit der behaglichen ausmalenden Breite, die sonst in den homerischen Gedichten herrscht, so dürften gerade diese ins kleinste Detail mit Liebe und Lebendigkeit eingehende *Schilderung*, diese Ausschmückung durch *Gleichnisse*, die meist eben so treffend, als frischer Naturanschauung entnommen sind, ganz besonders aber die durch zahlreiche *Dialoge* die Individuen charakterisirende Anschaulichkeit sehr bedeutende Momente sein, durch welche Homer seine Vorgänger in Schatten stellte.

Endlich aber ist noch eine Vermuthung auszusprechen, welche sich immer von selbst wieder aufgedrungen hat. Wir haben oben gesehen, dass der epische Hexameter nicht ursprünglich sein kann, dass vielmehr seine mannigfaltige Einheit erst die Frucht langdauernder und vielfacher Versuche gewesen sein muss; dass der Vers der alten Heldenlieder sicherlich kürzer gewesen ist. Wie
21 nun, wenn es Homer gewesen wäre, der entweder diese vollendete Kunstform zuerst schuf, oder sie, die bisher nur bei gottesdienstlicher Poesie, namentlich bei Orakelsprüchen, aber nur sehr vereinzelt und kümmerlich angewendet worden war, in das eigentliche erzählende Epos einführte? Welche von beiden Annahmen man auch für wahrscheinlicher halten möge, auf beide lässt sich die bekannte Legende beziehen, welche den Hexameter (daher versus Pythius, Delius, metrum theologicum genannt) von einer Priesterin und Prophetin des Delphischen Gottes Phemonoe erfinden lässt. Im ersteren Fall würde diess auf den kunstreichen Bau des Hexameters gedeutet werden müssen, den der Gott des Singens und Weissagens selbst seiner begeisterten Dienerin eingehaucht; im zweiten Falle würde die ursprüngliche Anwendung des Verses in der Tempelpoesie bezeichnet werden. Letztere Annahme scheint allerdings natürlicher und einfacher an jene Sage sich anzuschliessen und wird nicht wenig durch eine andere Nachricht bestätigt, welche dem Orpheus die Erfindung des Hexameters zuschreibt. Was aber neuerdings *Bernhardy* Literaturgesch. I, 197 [I³, 267] dagegen einwendet, dass der ionische Dialekt für ein dorisches Institut (das Orakel zu Delphi) mitten unter Dorisirenden befremdet, so erledigt sich diess durch die Erinnerung an das alte pelasgische Erdorakel zu Pytho, dessen Orakelsprüche spurlos verklungen sind, so wie durch das oben über Homers Sprache Bemerkte; das Bedenken aber, die charakteristischen Ausdrücke der Tempelpoesie, ein *εὐρυγάστωρ*, *ὀφεοβόροι*, *πυρικάοι* hätten mit dem Hexameter nicht Schritt halten können, wird durch die oben gemachte Bemerkung von der accentirenden Prosodie der ältesten Sprache gehoben. Jedenfalls aber wurde bei dieser Verpflanzung des Hexameters aus der Orakelpoesie in das Epos das Wesen desselben qualitativ geändert oder vielmehr neu geschaffen: die bisher isolirt und schroff hinter einander herlaufenden Verse, deren jeder eine für sich abgeschlossene mit dem Vorhergehenden und Folgenden unverbundene Sentenz enthalten hatte — Beispiele finden sich zur Genüge in der didaktischen und gnomischen Poesie des Hesiod, Phokylides u. s. w., so wie in den orphischen Hymnen; beiderlei Art gründet sich auf ältere Momente — diese Verse wurden zu einem harmonischen Gusse mit einander verschmolzen, der nicht mehr in einförmig gleichmässige Stücke aus einander fällt, sondern in bald längern bald kürzern Versgliedern, je nachdem die Erzählung oder Schilderung es verlangt, in charakteristischer und wohlklingender Mannigfaltigkeit dahinfliesst. Endlich muss hier noch der Schreibekunst als eines *äusserlichen*

Momentes, dass die homerische Poesie über die alten Heldenlieder
siegte, aber in aller Kürze, gedacht werden. Nach Wolfs Beweis- 22
führung darf es trotz aller Einwendungen und Modificationen, welche
sie namentlich von Nitzsch erfahren hat, als sicher angenommen
werden, dass die Griechen vor der dorischen Wanderung keine Buchstaben gehabt, die Kunst zu schreiben nicht gekannt haben. Vielmehr ist mit der höchsten Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass eben die ausgewanderten Ioner unter den Griechen zuerst bei ihrer Ausbreitung über Kleinasien und die Inseln des Archipels von den Phöniciern, mit denen sie nothwendig zusammenstossen mussten, die Buchstabenschrift lernten. Wann dieses geschehen ist, lässt sich bei dem gänzlichen Mangel aller Zeugnisse auch nur annähernd nicht bestimmen: das aber hat Wolf richtig hervorgehoben und anerkannt, dass bei der ausserordentlichen Sprödigkeit des Materials vor Bekanntwerden des ägyptischen Papyrus die Schreibkunst *sehr lange Zeit* hindurch nur zu ganz kurzen Aufzeichnungen benutzt worden sein kann, so dass also zwischen roher Kenntniss und vereinzelter, unbeholfener Anwendung der Buchstaben und zwischen leichter allgemeiner Benutzung ausgebildeter Schriftzüge zu gewöhnlichem Gebrauch eine Kluft von *mehreren Jahrhunderten* liegt. (Dieser Punkt ist von Wolfs Gegnern nur zu häufig vernachlässigt oder missverstanden worden.) Daher zweifelt wohl auch heutzutage Niemand mehr daran, dass die homerischen Gedichte ursprünglich nur gesungen und im Gedächtniss aufbewahrt worden sind, eine Ueberzeugung, für welche man später noch mit Recht als gewichtiges Moment das *Digamma* geltend gemacht hat, das vielleicht Jahrhunderte lang noch bei dem Vortrage der homerischen Gesänge gesprochen und gehört, jedenfalls aber bei ihrer Niederschreibung nicht aufgezeichnet worden ist. So nehmen denn auch wir an, dass nicht nur die ursprünglichen Gesänge des alten Homer, sondern auch ihre mannigfaltigen Umbildungen und Fortsetzungen durch Aöden und Rhapsoden ein paar Jahrhunderte hindurch nur im Kopfe concipirt, nur aus dem Gedächtnisse vorgetragen, nur mündlich fortgepflanzt wurden. Dagegen sind aber jedenfalls die homerischen Gedichte die ersten grösseren Sachen von allgemeinem Interesse gewesen, die man niederschrieb. Und daraus erklärt sich nun, wie diese Gesänge, weil sie durch die Schrift fixirt wurden, eben dadurch, auch abgesehen von ihrer Vortrefflichkeit, Halt gewinnen und die alten schon überwundenen, vielleicht aber noch hie und da vag herumflatternden Heldenlieder gänzlich verdrängen mussten. Andrerseits aber hat gewiss die schriftliche Abfassung dieser trefflichen Gesänge nicht wenig zu schnellerer und allgemeinerer Verbreitung der Schreibekunst beigetragen.

Wir haben in dem Vorhergehenden die Punkte angegeben, 97
durch welche die homerischen Gedichte vor den alten Heldenliedern sich auszeichneten. Wir haben jetzt die Frage zu beantworten, wie die Ur-Ilias und Ur-Odyssee sich zu dem Umfange erweiterten,

in welchem beide später fixirt wurden. Jene Gesänge von dem nationalsten Inhalte, dabei in Behandlung des Stoffes, in sprachlicher und metrischer Form vor den ältern Liedern ausgezeichnet, mussten von ihrem Entstehungsorte aus um so leichter nach und nach über Kleinasien und die Inseln sich verbreiten, als die Ioner der verschiedenen Staaten, welche Bedürfniss und Stammverwandtschaft im fremden feindlichen Lande um so fester an einander kettete, in häufigen Panegyren halb religiöser halb politischer Tendenz zusammentraten, bei welchen jedenfalls von jeher die Aöden willkommene Gäste waren, später förmliche Rhapsodenwettkämpfe regelmässig wurden. Aehnliche Agone verbanden sich mit den Leichenspielen gefeierter Helden und Fürsten. Die neue Poesie verdunkelte die alten Lieder: die Aöden mussten diese fallen lassen und das neue Epos zunächst *lernen,* was in jenen Zeiten natürlich nur durch mündliche Didaskalie geschehen konnte. Nicht anders konnten die Aöden damals, wo es noch keine politischen und metrischen Lehrbücher gab, die neue Kunstform erfassen und in ihr fortdichten, als dass sie zuerst die Gedichte selbst, in denen sie ins Leben getreten war, von einem Eingeweihten erlernten, dem Gedächtniss fest einprägten, sie recitirten und sangen, kurz sie ganz und gar zu ihrem Eigenthume machten. Diese Kunstübung aber wurde nun, weil sie schwieriger war, in noch höherm Maasse als früher im heroischen Zeitalter Lebensberuf, und wie die Gewerbe und Künste der Bildhauer, Maler, Aerzte, Herolde u. s. w. in geschlossenen Geschlechtern von dem Vater auf den Sohn forterbten, so ward auch das Aufbewahren und Recitiren der homerischen Gesänge in blutsverwandten Genossenschaften als erbliches Geschäft überliefert. Eine solche Thätigkeit des Lehrens und Mittheilens
98 seiner Kunst an Andere wird in den verschiedensten Lokalsagen dem alten Homer selbst zugeschrieben: dass daraus, so wie aus dem bekannten Streit der Städte über das Vaterland des Dichters, überall sich nichts Anderes schliessen lässt, als die Existenz einer Pflanzschule der homerischen Poesie, das hat Welcker mit scharfsinniger Consequenz durchgeführt. So finden wir denn ausser Smyrna die homerische Poesie noch gepflegt namentlich zu Chios (Homeriden; Kynäthos), Samos (Kreophylos), Kolophon, Ios, Kyme, Neonteichos, Phokaea, Kypros (Salamis); und überhaupt πᾶσαν ἀν' ἤπειρον πορτιτρόφον ἠδ' ἀνὰ νήσους. Vielleicht trugen die Schicksale der Stadt Smyrna, in der es zwischen den Aeolern und Ionern zu Kämpfen kam, wobei die Erstern vertrieben wurden, zur Auswanderung und Verbreitung der homerischen Poesie bei.

In diesen Sängerschulen, Sängergeschlechtern oder Sängergenossenschaften nun — denn man hat neuerdings an dem Namen gemäkelt — mussten zunächst, wie ich oben bemerkte, allerdings die ursprünglichen Gedichte Homers, wie sie waren, aufgenommen und fortgepflanzt werden. Als man sich aber diese vollständig angeeignet und dadurch ebenso ihrer Form sich bemächtigt als

ihren Ruhm verbreitet hatte, so begann man nun natürlich auch
andere Heldensagen in homerischer Weise zu behandeln und alte
Heldenlieder, die recht gut damals noch im Munde des Volkes
gelebt haben können, in homerische Form umzudichten. Allein
da es allbekannt war, dass Homer eben nur ein Gedicht vom Zorne
des Achilleus und den Irren des Odysseus gedichtet hatte, also ein
Lied ausser diesem Kreise gleich durch den Inhalt als nichthomerisch
sich verrathen hätte, so nahmen die homerischen Aöden nur solche
Stücke aus dem troischen Sagencyklus, welche entweder in diese
Begebenheiten sich einordnen liessen, mochten sie vielleicht auch
ursprünglich vor oder nach ihnen gespielt haben, oder als Fort-
setzung des ursprünglich Homerischen dienen konnten. Diese Be-
schränkung nicht nur auf den troischen Sagencyklus überhaupt,
sondern auch auf den eben bezeichneten Theil desselben insbesondere
darf aber um so weniger befremden, da in allen diesen Genossen-
schaften — man denke nur an die monotone Stabilität der alt-
griechischen Kunst bis zum Beginn des fünften Jahrhunderts —
bis zum Emporsteigen der Demokratie mit der zähesten Hart- 99
näckigkeit an dem Alten und Ueberlieferten festgehalten wurde.
So wenig als die Dädaliden es wagten, ausser den traditionellen, in
hergebrachter Form immer von neuem wiederholten Göttergestalten
neue zu schaffen und zu bilden, eben so wenig verliessen die
Homeriden die von ihrem Urvater betretene Bahn, obgleich sie
dieselbe erweiterten und deren Gränze ausdehnten. Auf die an-
gedeutete Weise fügte man in die Schilderung der Kämpfe zwischen
Achäern und Troern während des Achilleus Abwesenheit nach und
nach den Friedensvertrag und den Zweikampf des Paris und Me-
nelaos, die Aristien des Diomedes und Agamemnon, den Zwei-
kampf des Hektor und Aias, den Schiffskatalog, die Teichoskopie,
die Doloneia und Anderes ein, was sicherlich ursprünglich als in
die ersten Jahre des Krieges fallend dargestellt worden war, so
weit nämlich in jenen alten Heldenliedern überhaupt eine be-
stimmte Chronologie war. Die Versöhnung des Achilleus mit dem
Agamemnon, welche nach der ursprünglichen Anlage wohl durch
die Gesandtschaft vermittelt wurde, als der durch Niederlage und
Flucht der Seinen gebeugte Heeresfürst ihm Genugthuung und
Geschenke gegeben, diese Versöhnung wurde noch weiter dadurch
motivirt, dass des Achilleus Freund, Patroklos, in seinen Waffen
den Achäern beistehend, von Hektor erschlagen wird. Und so
schliessen sich denn als natürliche Fortsetzung an die ursprüng-
liche μῆνις noch anderweitige Lieder von dem *Zorne* des mit Götter-
waffen ausgerüsteten Achilleus gegen den Hektor, von seinem
Wüthen gegen die Troer, von den Leichenspielen zu Ehren
des Patroklos bis zur Auslösung und Bestattung des Hektor.
Weiter konnten die Homeriden nicht: an den Gesang, der vom
Zorne des Achilleus handelte, konnten sie nicht füglich den Tod
des gefeierten Helden anschliessen, und die Sagen von der Be-

siegung der Penthesileia und des Memnon sind jedenfalls späteren Ursprungs:

αὐτίκα γάρ οἱ ἔπειτα μεθ' Ἕκτορα πότμος ἑτοῖμος.

So kam es denn, dass ein grosser Theil der Thaten vor Troja nach und nach an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten in das Gedicht vom Zorne des Achilleus hineingearbeitet ward, natürlich nicht in festem und stätigem Zusammenhange, sondern in einzelnen Liedern, die bald für sich gesungen, bald auf mannigfache Art so oder so mit einander verknüpft wurden. Nur diejenigen Begebenheiten, welche absolut nicht hineinzubringen waren, die Versammlung der Griechen zu Aulis, ihre Landung und ihre ersten Kämpfe, die Raubzüge des Achilleus, dann der Tod des Achilleus und Aias und die Begebenheiten bis zur Eroberung und Zerstörung der Stadt — alles dieses blieb ausgeschlossen. Eben so ging es mit der Odyssee, welche sich ursprünglich, wie oben
100 gesagt, auf die *Irren* und die *Heimkehr* des Odysseus beschränkt hatte. In diese konnte man nun der Natur der Sache nach von der Masse der Nostossagen nur Weniges, wie von Menelaos, Nestor, Aias, hineinschieben: dafür aber verband man mit ihr die Abenteuer des Telemachos und erweiterte jedenfalls das Ursprüngliche besonders dadurch, dass man die Begebenheiten auf Ithaka nach des Odysseus Heimkehr allmählich hinzudichtete. Manches hiervon, wie namentlich das vielbesprochene Ende der Odyssee mag erst sehr spät, um den Anfang der Olympiaden, und zwar theilweise im Peloponnes (s. unten) entstanden sein.

Während nun auf solche Weise die Homeriden den Stoff und den Umfang der Ilias und Odyssee allmählich erweiterten, blieb natürlich das Echthomerische keineswegs in seinem ursprünglichen Zustande — wie wäre diess auch möglich gewesen? — es ward vielmehr im Munde der Sänger vielfach umgedichtet; man machte Zusätze und Veränderungen, um das Alte mit dem Neuen in Zusammenhang, Harmonie, und in einen Guss zu bringen; man ahmte Stücke aus den überlieferten homerischen Liedern mit Bewusstsein, bald geschickter, bald ungeschickter, nach; man führte Andeutungen, die Homer oder seine nächsten Nachfolger gegeben hatten, weiter aus; durch diese lebendige organische Fortentwickelung nun wurde — und das ist ein Hauptpunkt — die Urgestalt der Ilias und Odyssee nicht bloss *quantitativ*, sondern auch *qualitativ* in Sprache und Versmaass verändert; und daher kommt es, dass trotz vielfacher einzelner Abweichungen der verschiedenen Dichter in Darstellung, Sprache und Metrum doch im Ganzen Ein Geist in diesen Gedichten weht, Ein Colorit sie belebt.

Die bisher geschilderte Kunstthätigkeit, welche wir füglich mit Welcker S. 329 eine *cyklische* nennen können, dabei aber ausdrücklich die späteren sogenannten Kykliker ausschliessen, wird durch die berühmte eben so häufig besprochene als misshandelte

Stelle Schol. ad Pindar. Nem. II, 1 den Homeriden auf Chios, unter denen Kynäthos besonders genannt wird, vorzugsweise zugeschrieben. Nitzsch dürfte wohl heutzutage der Einzige sein, welcher diesem und andern ausdrücklichen Zeugnissen wie der gesammten Analogie und Literaturgeschichte aller Völker zum Trotz die Annahme epischer Sängerschulen nur der Vorliebe für den Einen Homer zu Liebe beharrlich abweist: von den Homeriden meint er: ad gentis *civilis* rationem proxime accessisse videntur, schreibt ihnen aber doch, freilich nothgedrungen, *Rhapsodik* und *Kitharoedik,* bei Leibe aber keine *Poesie* zu (histor. Hom. II, p. 71. 72.)! Diese Homeriden auf Chios scheinen auch nach der bekannten Andeutung in dem Hymnos auf den Delischen Apollon vorzugsweise es gewesen zu sein, welche die Hymnen homerisirten, d. h. 101
an die Stelle der alten in Anrufung und Gebet bestehenden eigentliche *epische* Hymnen setzten, in denen eine Begebenheit aus dem Leben eines Gottes erzählt wurde. Jedenfalls aber trat die Homerisirung dieser Hymnen, die besonders bei den Panegyren gesungen wurden, erst dann ein, als der Ruhm und die Ausbreitung der erwachsenden Ilias und Odyssee schon allgemein war, da gerade bei dem äussern Ausdruck des religiösen Gefühls die Griechen, wie alle Völker, lange an dem Hergebrachten festhielten. Es sind daher die homerischen Hymnen erweislich jünger als der grösste Theil der Ilias und Odyssee.

Auf die angegebene Weise erwuchsen also an verschiedenen Orten in den Zeiten von Homer bis Lykurgos Ilias und Odyssee nach und nach zu grössern Gedichten. Diess darf aber nicht so verstanden werden, als ob schon damals die einzelnen Gedichte zu einer Einheit verbunden und verschmolzen worden wären. An den verschiedenen Sitzen der homerischen Poesie hatte man gewiss auch verschiedene Stücke: mehrere an Gehalt und Umfang ungleiche, an Ton und Charakter ähnliche Iliaden und Odysseen. Natürlich aber werden die einzelnen Sängerschulen das in ihrer Mitte Entstandene eben so gern mitgetheilt und verpflanzt, als Gleichartiges von Andern angenommen haben. Dass man um die Zeit des Lykurgos, also etwa 100 Jahre vor dem Beginn der Olympiadenrechnung, die einzelnen Rhapsodien aufzuschreiben begann, ist wahrscheinlich, obwohl es an einem bestimmten Zeugnisse dafür fehlt. Allein man schrieb eben nur einzelne Stücke, bald grössere, bald kleinere auf; an ein vollständiges Sammelexemplar etwa des Kynäthos (Welcker S. 384.) ist nicht zu denken.

Lykurg nun war es, der nach bestimmten Zeugnissen die Fülle homerischer Gesänge in Chios (Kinäthon) oder Samos (Kreophylos) — man nennt auch noch Ionien und Kreta — von ihren Aufbewahrern, den Homeriden, erhielt und zunächst nach Sparta brachte. Man hat neuerdings diese Nachrichten mit Unrecht in Zweifel gezogen: so wenig auf irgend ein Detail darin zu geben, so sicher lässt sich als historische Thatsache festhalten, dass zu

der Zeit, als die dorischen Staaten nach langem Kampf und Schwanken im Peloponnes zur Ruhe und Festigkeit gekommen waren und in Folge davon in näheren und öfteren Verkehr mit den einst feindlichen Ionern des Ostens traten — die Schöpfung dieser Zeit schreibt die verallgemeinernde Sage eben dem alleinigen Lykurgos zu — dass also etwa 100 Jahre vor dem Beginne der Olympiadenrechnung die homerische Poesie auf den Peloponnes verpflanzt wurde. Ob diess Anfangs mittelst Schrift durch mehr oder minder vollständige Exemplare der Ilias- und Odysseelieder, oder durch homeridische Rhapsoden, die Lykurg oder Jemand sonst
102 nach Sparta mitnahm, oder durch Beides zugleich geschehen ist, kann für unsern Zweck sehr gleichgültig sein und wird sich auch schwerlich entscheiden lassen. Weit wichtiger ist für uns die schnelle und allgemeine Verbreitung der homerischen Gedichte über den Peloponnes und Mittelgriechenland. Diess hat Nitzsch zuerst gründlich nachgewiesen; nur hätte er daraus nicht schliessen sollen, es seien eben auch überall vollständige Exemplare der Ilias und Odyssee vorhanden gewesen. Die meisten einzelnen Theile beider Gedichte haben wohl schon damals existirt; doch mag selbst im Peloponnes Manches umgedichtet und hinzugedichtet worden sein, da die Ueberlieferung von alten epischen, obwohl nicht allemal homerischen Dichtern zu Sparta (Kinäthon) und an andern Orten nicht ganz verschollen ist, und die Kykliker, über deren Zusammenhang mit der homerischen Poesie unten gesprochen wird, zum Theil dem Peloponnes angehören. Jene Verbreitung der homerischen Poesie ist aber sehr leicht in ihrer Nothwendigkeit zu begreifen. Das Mutterland war aus seinen Kämpfen zu einiger Ruhe gelangt: im Peloponnes hatten die Dorier über die alten Einwohner gründlich gesiegt, ihre innern Zwistigkeiten überwunden und ihren exclusiven Staat zu einer festen Consistenz gebracht. Jetzt mochte man gern den Heldenliedern von der gänzlich besiegten und untergegangenen Heroenwelt lauschen: man hatte die Musse dazu; die Erinnerungen konnten nicht mehr gefährlich sein, und je höher der Achäer einstiger Kriegsruhm stieg, in desto hellerem Glanze mussten ihre Besieger, die Dorier, erscheinen.

Indem Lykurgos die homerischen Gedichte in das Mutterland verpflanzte, rettete er sie gewissermassen. Denn bald nach ihm, um den Anfang der Olympiaden, begannen im Osten zugleich mit dem Vordringen äusserer Feinde (Lyder, Kimmerier) aller Orten die Kämpfe zwischen den angestammten Fürsten und den aufstrebenden Edeln; auch der Demos erhob sich hier und da in blinder roher Kraft und liess durch *Tyrannen* eben so die früheren Machthaber als sich selbst knechten. Dieses Verdrängen der alten unbefangenen Gesinnung für Königthum und Heroenwesen, das Aufkommen von politischem Interesse und regem Parteienkampf musste nothwendig das Epos nach und nach in den Hintergrund treten lassen, und wenn es auch nicht gleich ganz verstummte, so hörte

es doch auf, unmittelbar aus dem Leben zu entspringen und auf
das Leben zurückzuwirken. Die alten gottbegeisterten, frei schaffenden Aöden arteten nach nnd nach in das Handwerk der Rhapsoden
aus, welche mechanisch und sklavisch nur Ueberliefertes wiedergaben. Als naturwüchsige Zeitpoesie dagegen entwickelte sich die
politische Lyrik, und zwar in zwei Richtungen, theils im ernsten, oft
tragischen Pathos der *Elegie*, theils im leidenschaftlichen, bittern 103
und boshaften Spott des *Iambos*. Ferner aber liess die wachsende
Entsittlichung und Verweichlichnng der Ioner, die besonders durch
ihre Bekanntschaft mit den Lydern gefördert wurde, sie nicht länger
an den reinen, aber kalten Gestalten des Epos Gefallen finden: die
Ueppigkeit sinnenschmeichelnder *Musik*, die Lüsternheit mimischer
Tänze verherrlichten die schwelgerischen Gastmähler, und hieran
entzündet sich einerseits die *erotische Lyrik* einer Sappho zu ihrer
verzehrenden Gluth, andrerseits knüpfen sich daran die leichten
Scherze eines Anakreon, welche den frohen Lebensgenüss bei Wein
und Mädchen, unter Kosen und Küssen als das Absolute feiern.
Dass die letztere Gattung an den Tyrannenhöfen besonders begünstigt
ward, ist bekannt. Die Anfänge der eben angedeuteten Richtuugen
sind jedenfalls schon in das 8te Jahrhundert zu setzen, obgleich
erst im 7ten und 6ten Jahrhundert ihre volle Blüthe sich entfaltet.
Doch ehe wir hierbei das Aufkommen der Kykliker und die fernere
Geschichte der homerischen Gedichte im Mutterlande verfolgen,
müssen wir uns zu *Hesiodos* wenden, um die nothwendige Entstehung und Entwickelung dieser Poesie uns klar zu machen.

Wir haben oben gesehen, dass durch die Völkerzüge, deren Spitze die dorische Wanderung ist, in dem Mutterlande das heroische Epos zu Grunde ging, uud dass im Peloponnes vor der Hand an seine Stelle nichts Neues trat, da dort ein paar Jahrhunderte hindurch die Dorier genug zu thun hatten, sich unter fortwährenden Kämpfen festzusetzen und ihr Kunstwerk, den aristokratisch-demokratischen Staat, zu erarbeiten. Anders in Mittelgriechenland: zwar ging auch hier mit dem Heroenthum die Heldenpoesie unter, allein diese Länder kamen doch auch eher zur Ruhe. Die durch den Sturm der über sie hinbrausenden dorischen Wanderung niedergebeugten Stämme erheben sich von Neuem; sie kehren zwar nicht znm Heroenthum zurück, dessen mannlichste Vertreter gefallen sind; aber sie gewinnen doch ein neues, zwar etwas prosaisches, aber doch selbständiges Dasein, das znnächst in der Ueberwältigung der äussern Natur, in der eifrigen Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht, in der zweckmässigen Einrichtung des Hauswesens, kurz in den *materiellen Interessen* seine Erfüllung findet, ohne eiu neues geistig-politisches Leben zu gebären. So geht es namentlich bei den *Böotern*, die bekanntlich durch die dumpfe, dicke Luft ihres Vaterlandes von idealer Anschauung und substantiellem Aufschwunge jeder Zeit abgehalten worden sind, ferner bei den *Lokrern, Phokiern*, auf *Euboea* u. s. w. So entsteht denn hier ein neues, aber freilich

von den alten Heldenliedern qualitativ verschiedenes Epos, das
104 einerseits auf unmittelbar praktische Nützlichkeit, andererseits auf genealogische Festhaltung der untergegangenen Heroengeschlechter gerichtet ist, endlich aber mit bestimmter religiöser Tendenz die heitere Götterwelt der Olympier, jenen idealen Abglanz des Heroenthums, mit den Ueberresten der rohen thrakischen Priesterspeculation, die sich etwa in den abgelegenen Schluchten des Parnass und Kithäron erhalten hatten, so wie mit einer sehr nüchternen, düstern, philisterhaften Ansicht von dem Göttlichen, wie sie nothwendig aus der Zeit hervorging, zu vermitteln strebt. Als Schöpfer und Repräsentant dieses Epos nach seiner dreifachen *(didaktischen, genealogischen, theologischen)* Richtung*) wird *Hesiodos* genannt, an dessen Persönlichkeit zu zweifeln ein genügender Grund nicht vorhanden ist, obwohl auf ihn eine Menge Gedichte zurückgeführt werden, die weder von ihm noch von Einem Dichter allein sein können, und grösstentheils erweislich späteren Ursprungs sind. Dass Hesiodos unter dem Einfluss der *homerischen Kunstform* seine Gedichte abgefasst hat, geht schon zunächst aus der bekannten Stelle *Ἔργ.* 635—640 hervor, nach welcher der Vater des Hesiodos von dem äolischen Kyme, bekanntlich einem Hauptsitze homerischer Poesie, nach Askra in Böotien übergesiedelt ist. Dieselbe Ansicht liegt auch den mythischen Genealogien zu Grunde, welche Homer und Hesiodos zu Verwandten machen. Eine Beziehung auf die homerische Epik, welche die untergegangene Heroenwelt idealisirend verherrlichte, findet sich auch deutlich in den Worten, mit welchen die Musen Theog. 27 f. den Dichter, welchen sie zu begeistern im Begriff sind, anreden:

ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,
ἴδμεν δ', εὖτ' ἐθέλωμεν, ἀληθέα μυθήσασθαι.

In seinem prosaischen Utilismus bezeichnet er jene poetischen Schilderungen als *Lügen*.

105 Gleichwohl scheint jene Einwirkung sich hauptsächlich nur auf die äussere Form, auf den heroischen Hexameter bezogen zu haben, welchen Hesiod von Homer entlehnte, ohne ihn zu der Vollendung zu bringen, die er unter dem reinen Himmel Kleinasiens durch den freien heitern Geist der Ioner erreichte. Ebensowenig konnte Hesiodos die homerische Heldenpoesie selbst nach Böotien verpflanzen, da es dort, wie oben gezeigt worden, an einem gedeihlichen und offenen Boden dafür fehlte; er konnte diess um so weniger, da er als Fremdling und Einwanderer, als rechtloser Plebejer (*ἀτίμητος μετανάστης*) den eingebornen Herren von Adel

---

*) Diese Dreitheilung hat schon Maxim. Tyr. XXXII, 4, wo es heisst, Homer habe seine Poesie nicht getrennt *καθάπερ ὁ Ἡσίοδος, χωρὶς μὲν τῶν ἡρώων ἀπὸ γυναικῶν ἀρχόμενος καταλέγων τὰ γένη, ὅστις ἐξ ἧς ἔφυ, χωρὶς δὲ αὐτῷ πεποίηνται οἱ θεῖοι λόγοι, ἅμα τοῖς λόγοις θεογονία, χωρὶς δ' αὖ ὠφελεῖ τὰ εἰς τὸν βίον ἔργα τε ἃ δραστέον καὶ ἡμέραι ἐν αἷς δραστέον.*

gegenüberstand und von ihnen mannigfache Unbill erfuhr, was auch dem Rechtsstreit mit dem Perses und der ungerechten Entscheidung Historisches zu Grunde liegen mag: daher die Klagen über „geschenkefressende Könige“ und „krumme Rechtssprüche“. Die Gedichte nun, welche auf den Hesiod znrückgeführt werden, lassen sich in der oben angedeuteten dreifachen Richtung zerlegen. Der *didaktischen* gehören znnächst die *Ἔργα* an, welche nach der Behauptung der Böoter hei Pausan. IX, 31, 4 (*Βοιωτῶν δὲ οἱ περὶ τὸν Ἑλικῶνα οἰκοῦντες παρειλημμένα δόξῃ λέγουσιν, ὡς ἄλλο Ἡσίοδος ποιήσαι οὐδὲν ἢ τὰ Ἔργα — καί μοι μόλυβδον ἐδείκνυσαν — τὰ πολλὰ ὑπὸ τοῦ χρόνου λελυμασμένον· ἐγγέγραπται δὲ αὐτῷ τὰ Ἔργα*) allein von Hesiod herrühren: dieses Gedicht, man mag es zerlegen wie man will, kehrt gewissermassen zu dem uralten pelasgischen Naturlehen, zu Ackerbau, Viehzucht, den Anfängen einer nahen Seefahrt, so wie zur patriarchalischen Familie zurück; in Bezug hierauf gieht es seine auf prosaischer Anschaunng einer ethisch verdorbenen Gegenwart so wie auf einer düstern Weltansicht beruhenden Vorschriften, deren Charakter, ahgesehen von dem Oekonomisch-Praktischen, eine halh egoistisch-pfiffige, halh haushacken-rechtschaffene Moral ist; versetzt sind sie mit einer ziemlichen Dosis von Aherglauhen, der wohl einerseits unter dem traurigen Druck freud- und rechtloser Zeiten in dem Lande selhst erwachsen, theils durch den steigenden Verkehr mit dem Orient von da eingewandert war (Anfänge 106
mystischer Elemente; Dämonologie). Dass viel uralte Bestandtheile in Parabeln (*αἶνοι*), Sentenzen und Sprichwörtern in den *Werken* sich befinden mögen, haben bereits Andere, sogar auf ausdrückliche Zengnisse des Alterthums gestützt, hemerkt. Ich erinnere hier nur an den hekannten, Homer und Hesiod gemeinschaftlichen Vers: *αἰδώς, ἥτ' ἄνδρας μέγα σίνεται ἠδ' ὀνίνησιν*, nnd verhinde damit das Zeugniss des Plutarch Thes. 3 über Pittheus: *δόξαν δὲ μάλιστα πάντων ὡς ἀνὴρ λόγιος ἐν τοῖς τότε καὶ σοφώτατος ἔσχεν. Ἦν δὲ τῆς σοφίας ἐκείνης τοιαύτη τις, ὡς ἔοικεν, ἰδέα καὶ δύναμις, οἵᾳ χρησάμενος Ἡσίοδος εὐδοκίμει μάλιστα περὶ τὰς ἐν τοῖς Ἔργοις γνωμολογίας. Καὶ μίαν γε τούτων ἐκείνην λέγουσι Πιτθέως εἶναι·*

Μισθὸς δ' ἀνδρὶ φίλῳ εἰρημένος ἄρκιος ἔστω.

Ist es doch neuerdings nicht ohne Glück nnd Wahrscheinlichkeit versucht worden, die Erga wenigstens theilweise in einzelne durch die alphahetische Aufeinanderfolge einiger Schlagwörter zusammengewürfelte Sprüche aufzulösen.

In derselben Sphäre des helehrenden Verstandes, jedenfalls aber noch mehr mit Aherglauhen und Mystik versetzt, bewegten sich noch die sicherlich späteren, von Nachfolgern des Hesiodos in seinem Geiste nnd seiner Art gedichteten *ἔπη μαντικά*, nämlich die *ὀρνιθομαντεία* und die *ἐξηγήσεις ἐπὶ τέρασιν*, ferner *Χείρωνος ὑποθῆκαι* und ein astronomisches Gedicht. Denn dass Hesiod wirklich eine *Schule* gehildet hat, d. h. dass nach ihm und in Ahhängigkeit

von ihm unter den Böotern und Lokrern ein paar Jahrhunderte hindurch auf die von ihm vorgezeichnete Weise fortgedichtet worden ist, lässt sich auf keine Weise in Abrede stellen. Denn die von dem letzten trefflichen Sammler (Marckscheffel) gegen die Annahme einer schola Hesiodea durchgeführte *Skepsis* kann doch am Ende nur den Glauben an eine verwandtschaftlich geschlossene, durch gemeinsame Satzung und Sitte zusammengehaltene Genossenschaft von Hesiodiden erschüttern — und diesen festzuhalten, ist allerdings kein Grund vorhanden — nimmermehr aber den Zusammenhang eines Eumelos, Kinäthon, Chersias mit der hesiodischen Poesie leugnen, also auch die Verbreitung derselben nach Lokris, Korinth, Lake-
107 dämon, wo sie aber bekanntlich wenig Beifall fand. Dieser ganze Streit wegen einer hesiodischen Secte läuft also am Ende auf einen Wortstreit heraus.

Von den *genealogischen* Gedichten sind bekanntlich die Eöen und der *κατάλογος γυναικῶν* verloren gegangen: ein Stück aber von dieser Art Poesie haben wir offenbar in dem Schlusse der Theogonie von V. 963 bis Ende, den man daher auch geradezu für ein Fragment der Eöen oder des Katalogs gehalten hat. In derselben Art waren jedenfalls auch die *Κορινθιακά* des Eumelos, die *ἔπη Ναυπακτικά* u. a. m. Das Charakteristische dieser Gattung, wie wir aus jenem Stücke und aus den vorhandenen Fragmenten sehen, besteht darin, dass die Abstammung und die Thaten berühmter *einheimischer* Helden ganz kurz, ohne allen Schmuck, ohne alle Veränderung des Mythos, gleichsam in versus memoriales für das Gedächtniss festgehalten werden. Es wiegt also auch hier das prosaische Interesse der unmittelbaren Praxis vor: man will gleichsam für ein Examen Namen, Geschlecht und Thaten der Helden wissen, ohne im Geringsten mit ihrer entschwundenen Herrlichkeit zu sympathisiren, ohne für ihre Thaten den Schimmer poetischer Schilderung zu begehren. In der dritten Classe der *theologischen* Gedichte ist uns nun die merkwürdige vielbesprochene *Theogonie* übrig. Wie man auch ihre Urgestalt sich denken mag, über die neuerdings mehr geistreich phantasirt, als gründlich geforscht worden ist, — vielfach interpolirt und umgearbeitet ist sie — soviel ist klar, dass schon in ihrem Urkerne alte vorheroische, theilweise auf Etymologie beruhende, schon unklar gewordene Speculation über Kosmogonie und Naturerscheinungen mit dem heitern olympischen Göttersystem der Heroenzeit einerseits, und manchen fremdartigen ausländischen mystischen Elementen andererseits sich theils verschmolzen theils auch nur äusserlich verbunden hat. Jenes etymologisch-speculative Element mit Scharfsinn und Consequenz entdeckt und an das Tageslicht gezogen zu haben, dieses Verdienst hat Hermann in seinen bekannten, vielfach geschmähten Abhandlungen sich erworben: nur hat er, abgesehen von einzelnen misslungenen Deutungen, namentlich darin gefehlt, dass er jenes Princip etymologischer Deutung auch auf die heitere Götter- und Heldenwelt der Heroenzeit aus-

gedehnt hat. Durchaus mystischen Inhalts scheint ein dem Hesiod zugeschriebenes Gedicht über die *Idäischen Daktylen* gewesen zu sein. Die übrigen ihm beigelegten, so wie die des Eumelos, Kinäthon, Chersias, Asios aufzuzählen ist unnütz, da wir von ihrem Inhalte zu wenig unterrichtet sind.

Doch ich kann von dem Hesiodos nicht scheiden, ohne von der berühmten Stelle von den fünf Weltaltern eine Erklärung zu versuchen, die sich wesentlich auf unsere bisherige Darstellung von
dem Uebergange des Pelasgerthums in das Heroenthum und des 108
letztern Auflösung in der vorhesiodischen Zeit gründet. Bekanntlich hat man jene Legende von fünf Weltaltern als ursprüngliche nicht gelten lassen, und entweder wenigstens die beiden letztern nicht metallischen aufgegeben, oder gar alle einzelnen Theile des Stückes verschiedenen Dichtern und Zeiten zugeschrieben. Auf eine ungezwungene Weise lässt sich dieser Mythos auf die ganze historische Entwickelung des Griechenthums bis zu Hesiods Zeiten anwenden, wobei natürlich weder die poetische Schilderung in alle Details herein ausgedeutet, noch einzelne Interpolationen abgeleugnet werden sollen. Das *goldene Geschlecht* (Ἔργ. 109—126) schildert das alte friedsame Pelasgerthum, natürlich im Glanze der Idealisirung, womit die naive Speculation aller Zeiten das Kindesalter des Menschengeschlechtes umgeben hat: „Die Menschen leben wie die Götter ohne Sorgen und Mühsal; freiwillig trägt ihnen die Erde reichliche Frucht, und an Heerden reich, von den Göttern geliebt, leben sie in ungeschwächter Kraft bis zum höchsten Greisenalter, wo dann ein Schlummer sie auflöst; und als gute Dämonen umgeben sie nach ihrem Tode die Sterblichen und schenken Reichthum nach Verdienst.“ Das *silberne Zeitalter* (V. 127—142) zeigt uns dasselbe patriarchalische Familienleben in seiner Schwäche, Entartung und Entsittlichung: „100 Jahre sitzt der Haussohn in dumpfem Hinbrüten bei der Mutter und lässt sich von ihr füttern, und wenn er dann selbständig werden will, geht er durch eignen oder fremden Frevel unter.“ Das *eherne Zeitalter* (V. 143—155) bezeichnet den gewaltsamen Untergang des Pelasgerthums durch das Erstehen der Heroen, die natürlich roh, wild und gewaltthätig, von ungeheurer Kraft, ganz von Erz erscheinen und in ruhelosem Kampfe sich aufreibend namenlos untergehen. Es folgt nun das *vierte Geschlecht* (156—173) — ἀνδρῶν ἡρώων θεῖον γένος —: das Pelasgerthum ist untergegangen, auch seine ersten Bekämpfer und Sieger, jene ehernen Männer sind verschwunden: es ist das heroische Zeitalter in seiner Vollendung. Sehr richtig lässt er dieses in den Kriegen um Theben und Troja seinen Wendepunkt und Untergang finden. Seine Zeit nun, das *fünfte Geschlecht* (174—196) schildert er als sehr trüb und traurig: natürlich, sie ist eine Uebergangsperiode, die alte Heroenherrlichkeit verschwunden und eine neue Gestaltung noch nicht an ihre Stelle getreten: die Sittlichkeit im Familienleben ist ebenso entartet als die im bürger-

lichen Verkehr: Gewalt und List, Meineid und Lüge, Undank und Missgunst herrschen unter den Menschen. Aber auch dieses wird Zeus einst vernichten, und dann ist ein besseres zu hoffen. Dass übrigens Zeus selbst die Geschlechter nach einander vernichtet und
109 dann immer wieder ein neues schafft, so dass also diese Geschlechter in keiner Verbindung mit einander zu stehen scheinen, ist nothwendige poetische Einkleidung, da sonst die verschiedenen Zeitalter, wenn sie eins in das andere übergingen, so schroff nicht aus einander gehalten werden konnten, wie es doch um der plastischen Wirkung willen nothwendig war.

Doch wir kehren zur Entwickelungsgeschichte des Epos zurück. Wir haben oben gesehen, dass durch und nach Lykurg die homerischen Gesänge nach dem Mutterlande und zunächst nach Sparta kamen, dass sie dort Beifall fanden und sich von da weiter verbreiteten. Namentlich fanden sie im Peloponnes, den sie ja vorzugsweise verherrlichten, Anerkennung, und wurden sogar an öffentlichen Festen rhapsodirt, wie wir wenigstens von Sikyon wissen. Nach Mittelgriechenland übergehend, kamen sie in nothwendigen Conflict mit der hesiodischen Poesie und besiegten diese gründlich. Nur die Ἔργα als das älteste, am meisten charakteristische allgemein-interessante Product des Hesiodos selbst, das in alte Bleiplatten eingegraben noch Pausanias sah, und die *Theogonie* als eine Art von theologischem Leitfaden und Lesebuch in dem verworrenen Gemisch alt-pelasgischer Naturgottheiten, priesterlich-speculativer Kosmogonie, heroischer concreter Götterindividuen erhielten sich; während die speciell-didaktischen Epen und die roheren Heldengenealogien des Hesiod, Eumelos, Kinäthon u. s. w. vor dem Glanze der homerischen Schilderung und Erzählung in ewige Nacht sanken. Die ἀσπὶς Ἡρακλέους erscheint nach äussern und innern Gründen als ein Versuch, ein Stück aus den hesiodischen Eöen in homerischer Weise umzudichten und auszuführen*): sie verdankt wohl ihre Erhaltung hauptsächlich ihrer Aehnlichkeit mit der ὁπλοποιΐα, der sie nachgedichtet ist: in gleicher Weise scheint auch Κήυκος γάμος ausgeführt gewesen zu sein.

Während auf die angedeutete Weise im achten und siebenten Jahrhundert im Peloponnes und in Mittelgriechenland die homerische und die hesiodische Poesie um die Wette gepflegt und nachgebildet wurde, scheint Athen lange Zeit dafür unempfänglich gewesen zu sein; und wenn auch dort, wie anderwärts, rhapsodirt worden sein mag, so fand doch keine Art der Epik Nachahmung. Diess ist auch ganz natürlich. Die Athener waren in jenen Jahrhunderten

*) Schon die alten Grammatiker geben diess an, s. Göttling. p. 92: *Τῆς Ἀσπίδος ἡ ἀρχὴ ἐν τῷ δ' Καταλόγῳ φέρεται μέχρι στίχων ν' καὶ ς'. ὑπώπτευκε δὲ Ἀριστοφάνης — ὡς οὐκ οὖσαν αὐτὴν Ἡσιόδου ἀλλ' ἑτέρου τινὸς τὴν Ὁμηρικὴν ἀσπίδα μιμήσασθαι προαιρουμένου* und Eustath. ad Σ, 474, p. 1154, 12 ed. Rom.: *δοκεῖ γὰρ ἐκείνη Ὁμηρικῷ πεποιῆσθαι ζήλῳ κατὰ τὴν ὅλην Ἰλιάδα.*

mit der Erkämpfung und Entwickelung ihres Staates beschäftigt: denn nach dem Untergange des heroischen Königthums, der auch 110
bei ihnen in Folge der dorischen Wanderung eintritt, steigt die Aristokratie in die Höhe, die aber, nachdem sie ihren Gipfelpunkt erreicht, wieder verfällt und durch den aufstrebenden Demos aus einem Bollwerk in das andere getrieben, noch einmal durch Drakons blutige Gesetze sich zu befestigen sucht, da diess aber fehlschlägt, durch des Aesymneten Solon Gesetzgebung gründlich beseitigt wird. Aber die Demokratie ist noch nicht gereift: mit Hülfe des Demos selbst und durch ihn, der vor der Aristokratie sich fürchtet, emporgetragen, erringt und behauptet nach mancherlei Kämpfen der eben so kräftige und kühne als verschlagene und besonnene, dabei aber für seine Zeit allseitig gebildete Peisistratos die Tyrannis, welche nur dazu dient, der jungen Demokratie den Weg zu bahnen. An diese Männer nun, welche in ihrem Gegeneinanderwirken an der Spitze von Athens allseitigem Aufschwunge und damit am Eingange einer für die Cultur des gesammten Menschengeschlechtes hochbedeutenden Periode stehen, knüpft sich auch die fernere Geschichte der homerischen Gesänge.

Von Solon heisst es in der berühmten vielbesprochenen Stelle des Diogenes Laertius I, 57: *τά τε Ὁμήρου ἐξ ὑποβολῆς γέγραφε ῥαψῳδεῖσθαι, οἷον ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἑπόμενον.* Jenes *ἐξ ὑποβολῆς* wollten bekanntlich Boeckh und Welcker durch die darauf folgenden Worte *οἷον — ἑπόμενον* als richtig erklärt und als gleichbedeutend mit dem verstanden wissen, was freilich von Hipparchos dem Peisistratiden Pseudoplato im Hipparch. p. 228. B sagt: *τὰ Ὁμήρου ἔπη πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνί, καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψωδοὺς Παναθηναίοις ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διιέναι*, so dass also Solon die Rhapsoden, welche vor ihm in willkührlicher Ordnung die homerischen Gesänge vorgetragen, angehalten habe, nach einer bestimmten Reihenfolge diess zu thun, so dass allemal ein Rhapsode da angefangen hätte, wo der Andere aufhörte. Allein von Hermann und Nitzsch ist unwiderleglich nachgewiesen worden, dass *ἐξ ὑποβολῆς* mit den bei Diogenes folgenden Worten und mit dem *ἐξ ὑπολήψεως* des Pseudoplaton nicht gleichbedeutend sein, sondern vielmehr nur den Sinn enthalten kann, Solon habe die Rhapsoden bei ihrem Vortrage an eine bestimmte Vorschrift, oder gar an ein von Staatswegen untergelegtes Exemplar gebunden, so dass sie nicht nach Belieben singen, Nichts, was vorgeschrieben war, weglassen, Nichts, was nicht vorgeschrieben war, hinzusetzen durften. Diese letztere Annahme ist jedoch um deswillen höchst unwahrscheinlich, weil dergleichen Exemplare bereits eine von Staatswegen angeordnete kritische Thätigkeit voraussetzen würden, wie sie alle Berichte übereinstimmend eben erst dem Pei- 111
sistratos zuschreiben. Nehmen wir also *ἐξ ὑποβολῆς* in seiner allgemeinen Bedeutung: *nach Vorschrift, nach festgesetzter Norm,* und verbinden wir damit die nicht gleichbedeutenden, sondern ein neues

Moment enthaltenden Worte *οἷον — ἑπόμενον*, so wird sich mit Leichtigkeit die Neuerung des Solon errathen lassen, welche von dem ältern ungeregelten Rhapsodiren zu der durch Peisistratos geschaffenen Einheit des Homer den Uebergang bildete. Vor Solon sangen bei den öffentlichen Festen (nicht unwahrscheinlich bezieht man die Notiz des Hesychios über die Rhapsodirung der Ilias zu Brauron auf die vorsolonische Zeit) in buntem Wechsel, in willkührlicher Unordnung die Rhapsoden die einzelnen vorhandenen Lieder; auf die *Μῆνις* konnte gleich unvermittelt Hektors Tod folgen; dann die Patrokleia und nach dieser die *Ὅρκοι* gesungen werden u. s. w. Diess stellte Solon ab und ordnete an, dass die Lieder in der Ordnung gesungen werden sollten, wie die darin vorkommenden Begebenheiten in der Zeit auf einander folgten. Seine *ὑποβολή* bestand also jedenfalls nicht in einem untergelegten vollständigen Exemplare sämmtlicher Rhapsodien, von welchem die Rhapsoden nicht abweichen durften, sondern in einem Verzeichniss der Lieder nach ihren Titeln, wie diese Lieder hinter einander gesungen werden sollten.

Peisistratos dagegen war es, der durch mehrere Männer, die zugleich Grammatiker und Dichter waren, die einzelnen Lieder zu zwei zusammenhängenden organischen Körpern, der Ilias und Odyssee, vereinigen, den Text fixiren und den hie und da mangelhaften oder nicht vorhandenen Zusammenhang durch Einschiebungen oder Weglassungen vermitteln liess; und diese vollständige und kritisch zurechtgemachte Ausgabe der homerischen Gedichte war es, welche wahrscheinlich (trotz obigen Zeugnisses) nach Peisistratos eigener Anordnung an den Panathenäen von einzelnen einander ablösenden Rhapsoden hinter einander (*ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς*) vorgetragen wurde. So kommen wir denn auf Wolfs Satz zurück p. CXLII: „Vox totius antiquitatis et, si summam spectes, consentiens fama testatur, *Pisistratum carmina Homeri primum consignasse literis et in eum ordinem redegisse, quo nunc leguntur:*" dessen erste Hälfte jetzt eben so bestimmt abzuweisen als die zweite mit Sicherheit anzunehmen ist. Zu den schon von Wolf gesammelten und zusammengestellten Zeugnissen ist neuerdings noch das von Osann zuerst entdeckte, von Nitzsch vollständig bekannt gemachte und vielseitig erläuterte plautinische Scholion mit seiner griechischen Parallele gekommen: beide nennen uns drei jener Männer, welche das divinum opus des wissenschaftliebenden Tyrannen, jedenfalls die Hauptzierde der von
112 ihm zuerst angelegten öffentlichen Bibliothek, zu Stande brachten: *Onomakritos* von Athen, *Zopyros* von Heraklea, *Orpheus* von Kroton; der vierte Name, der verdorben *Konkylos* (Konchylos) lautet, ist noch nicht wahrscheinlich hergestellt worden*).

Diese Männer also sammelten alles Einzelne und Zerstreute, was sie von homerischen Gedichten auffinden konnten, theils

*) [Vgl. Ritschl Opusc. I, 35. 160 sq. 237.]

Gestaltungen und Umarheitungen der von dem alten Homer gesungenen Ur-Ilias und Ur-Odyssee, theils besondere Rhapsodien, und vereinigten nun diese Lieder in zwei grossen Einheiten der Ilias und Odyssee, was ihnen um so leichter werden musste, da alle Homeriden sich immer an die Gedichte ihres Urvaters angeschlossen, Nichts, was ausser dem Kreise der Ilias und Odyssee lag, gesungen und so schon von selbst nach einer Einheit mit den Urgedichten gestreht hatten. So gelang es mit nicht allzu grosser Mühe, jene heiden grossen Epopöen zusammenzusetzen, die nun nothwendig fortan als das ursprüngliche Werk des Homer angesehen werden mussten, weil alle einzelnen Theile schon bisher als Schöpfung des Homer gegolten hatten, und diese nun im Ganzen, weil ihre Einheit *an sich* schon früher vorhanden war, recht gut zu den zwei grossen Körpern sich zusammenschlossen. Dass natürlich die Freunde des Peisistratos im Einzelnen manche Interpolation sich erlauben, manche klaffende Fuge mit Füllstücken theilweise wohl von eigenem Fabrikat verklehen, manches, was doppelt war, einmal streichen mussten, versteht sich von selbst und ist auch z. B. in der Ilias von Lachmann vielfach nachgewiesen worden, geht auch aus unbefangener Betrachtung der hierher gehörigen, freilich zum Theil sehr fabelhaften (z. B. aus Villoison. anecd. Graec. hei Wolf p. CXLVII sq.) Nachrichten hervor.

Wir könnten hier den Peisistratos verlassen; allein es scheint, 113
als ob die Thätigkeit jener gelehrten Freunde in gleicher Weise auch eine Redaction der unter Hesiodos' Namen vorhandenen Gedichte vorgenommen hahe. Plutarch im Theseus 20 führt einen Vers aus dem Katalog üher den Theseus mit folgender Bemerkung an:

δεινὸς γάρ μιν ἔτειρεν ἔρως Πανοπηΐδος Αἴγλης.

Τοῦτο γὰρ τὸ ἔπος ἐκ τῶν Ἡσιόδου Πεισίστρατον ἐξελεῖν φησιν Ἡρέας ὁ Μεγαρεύς· ὥσπερ αὖ πάλιν ἐμβαλεῖν εἰς τὴν Ὁμήρου νεκυίαν τὸ Θησέα Πειρίθοόν τε θεῶν ἀριδείκετα τέκνα, χαριζόμενον Ἀθηναίοις. Verbinden wir mit dieser Notiz, welche offenhar eine *διόρθωσις* von den hesiodischen Gedichten in der Weise, wie von den homerischen voraussetzt, den schon ohen besprochenen Schluss der Theogonie V. 963—968

Ὑμεῖς μὲν νῦν χαίρετ', Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες,
νῆσοί τ' ἤπειροί τε καὶ ἁλμυρὸς ἔνδοθι πόντος,
νῦν δὲ θεάων φῦλον ἀείσατε, ἡδυέπειαι
Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο,
ὅσσαι δὴ θνητοῖσι παρ' ἀνδράσιν εὐνηθεῖσαι
ἀθάναται γείναντο θεοῖς ἐπιείκελα τέκνα,

und nachdem die Göttinnen aufgezählt sind, den Uehergang 1021 f.

νῦν δὲ γυναικῶν φῦλον ἀείσατε, ἡδυέπειαι
Μοῦσαι Ὀλυμπιάδες κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο,

den jedenfalls im Sinne des Verfassers Marckscheffel fragmm. Hes. p. 100. so fortgesetzt hat:

ὅσσαι ὑπ' ἀθανάτοισι θεοῖς φιλότητι καὶ εὐνῇ
δμηθεῖσαι γείναντο θεοῖς ἐπιείκελα τέκνα·

verbinden wir weiter damit die von *Müller* (*Prol. z. e. wiss.* Myth. 399.) ausgesprochene, von *Ritschl* (*Alex. Bibliotheken* S. 54 f. [Opusc. I, 45 f.]) weiter (auch aus der grossen Hekate-Episode) begründete Vermuthung, der Orphiker *Kerkops* habe unter Peisistratos' Auspicien die hesiodischen Gedichte redigirt; verbinden wir ferner damit die mehr als wahrscheinliche Vermuthung *Marckscheffels* (p. 108. 109.), dass die ursprünglich verschiedenen Eöen und der Weiberkatalog später zu Einem Corpus verbunden worden seien (schon *Groddeck*
114 vermuthete ein Gleiches: ib. p. 113); verbinden wir sodann damit den von demselben Gelehrten geführten Beweis, dass mit den Werken und Tagen auf ähnliche Weise die Ὀρνιθομαντεία (p. 172 sqq.), die doch bestimmte Zeichen der Unechtheit an sich trug, *Χείρωνος ὑποθῆκαι* (p. 182 sqq.) und andere didaktische Gedichte verbunden gewesen sind (gut ist seine Vermuthung p. 188, diese Sammlung habe Ἔργα μεγάλα geheissen); so dürfte wohl unsere gewissermassen nur den letzten Schritt thuende Vermuthung nicht zu kühn erscheinen: *dass die Dichter-Grammatiker des Peisistratos sämmtliche dem Hesiodos zugeschriebene Gedichte sammelten, redigirten und in zwei grosse Sammlungen theologisch-genealogischen und didaktisch-praktischen Inhaltes ordneten, so dass an der Spitze jener die Theogonie, an der Spitze dieser die Ἔργα standen.*

Wieviel Freiheit aber diese Ordner sich genommen haben, mag man aus der bekannten Erzählung des Herodot VII, 6 entnehmen, Onomakritos sei von Hipparchos verbannt worden, weil er die Orakelsprüche des Musaeos verfälscht habe (*ἐξηλάθη γὰρ ὑπ' Ἱππάρχου ὁ Ὀνομάκριτος ἐξ Ἀθηνέων, ἐπ' αὐτοφώρῳ ἁλοὺς ὑπὸ Λάσου τοῦ Ἑρμιονέος ἐμποιέων ἐς τὰ Μουσαίου χρησμόν, ὡς αἱ ἐπὶ Λήμνῳ ἐπικείμεναι νῆσοι ἀφανιζοίατο κατὰ τῆς θαλάσσης· διὸ ἐξήλασέ μιν ὁ Ἵππαρχος πρότερον χρεόμενος τὰ μάλιστα*); eine auch deshalb wichtige Nachricht, weil sie uns den Onomakritos auch als Redacteur der unter Musaeos Namen vorhandenen Ueberreste erscheinen lässt. Es fragt sich daher, ob nicht den Anordnungen des Peisistratos zufolge überhaupt alle die bedeutenderen Werke der bisherigen griechischen Literatur gesammelt und in kritisch redigirten Exemplaren der von ihm gegründeten Staatsbibliothek einverleibt worden sind, die später von Xerxes geplündert und deren Schätze nach Asien verschleppt, erst von Seleukos Nikanor den Athenern zurückgegeben wurden (so wenigstens Gell. [VII] VI, 17, 1 f.).

Wir sind nun also zu dem Resultate gelangt, dass die Thätigkeit der von Peisistratos dazu bestellten Dichter-Grammatiker es war, welche aus den bisher vereinzelten Liedern der Homeriden die Ilias und Odyssee zusammensetzte und in die Gestalt brachte,

in der sie fortan von den Griechen gelesen wurden. Dass der
Text des Peisistratos von nun an der herrschende, seine Fassung 115
die eigentliche Vulgata wurde, hat *Ritschl* gezeigt und dadurch
die Zweifel gehoben, welche durch das Stillschweigen der Grammatiker
und Scholien hinsichtlich einer Peisistratischen ἔκδοσις hervorgerufen
wurden. Natürlich mussten neben jenen beiden grossen geschlossenen
Ganzen, die an dem glänzenden und auch von Fremden vielbesuchten
Panathenäenfest von abwechselnden Rhapsoden im Zusammenhange
vorgetragen wurden, die einzelnen Glieder, die sich hier und da
herumtrieben, um so schneller verschwinden, als von den Zeiten des
Peisistratos an die Anwendung der Schreibekunst immer allgemeiner,
leichter und handlicher ward. Und so nehme ich denn ohne Anstand an,
dass die πολιτικαὶ ἐκδόσεις von Massalia (ursprünglich wohl von Phokaea),
Chios, Argos, Sinope, Kypros und Kreta Abschriften waren, welche die
genannten Staaten publice von dem Peisistratischen Texte nehmen liessen,
also *im Ganzen* mit diesem übereinstimmten, wenn auch im *Einzelnen*
vielleicht dadurch vielfache Abweichungen hereinkamen, dass man die
Mss. von einzelnen Rhapsodien, die etwa in den Städten sich befanden,
damit verglich und zu Rathe zog. Doch würden wir vielleicht noch
Ueberbleibsel jener ältern Einzelexemplare haben, wenn nicht theils
gleichzeitig mit Peisistratos, theils nach ihm die Griechen Kleinasiens
und der Inseln durch die persische Unterjochung mit ihrer Freiheit
zugleich ihre nationale Poesie und Sitte eingebüsst hätten. Die
Geschichte der homerischen Gedichte weiter zu verfolgen, gehört nicht hierher.

Einiges aber über die *Kykliker* und ihr Verhältniss zur homerischen
Poesie beizufügen, ist nothwendig. Wir haben oben gesehen, dass zu
Lykurgs Zeiten die homerischen Gedichte wohl schon grösstentheils zu
ihrer quantitativen Fülle erwachsen waren, und dass, was etwa noch
namentlich vielleicht in der Odyssee daran fehlte, in dem nächsten
Jahrhundert nach ihm hinzugedichtet wurde. Um den Beginn der Olympiaden
mögen die zu den beiden spätern Einheiten gehörigen Lieder wohl ziemlich
fertig gewesen sein. Für die Ilias beweist diess der fast gänzliche
Mangel an Kämpfen während der neunjährigen Belagerung Trojas in den
Kyprien: diese Dürftigkeit rührt eben daher, weil alle möglichen
Aristien schon zu Iliasliedern verarbeitet waren. Zugleich schliesst
etwa um eben jene Zeit die schöpferische Thätigkeit der Aöden ab, weil,
wie wir gesehen haben, von jetzt an in Folge der äussern und innern
Kämpfe nach und nach andere Dichtungsarten aufkamen und das Epos
verdrängten. Diess ist nicht so zu verstehen, als wenn man nun aufgehört
habe, epische Lieder vorzutragen und anzuhören: vielmehr wurden sie noch
Jahrhunderte hindurch von den Rhapsoden, die nach und nach an die Stelle
der selbstdichtenden
Aöden traten, mechanisch fortgepflanzt und überliefert; aber lebens- 116
kräftig erneuert und fortentwickelt wurde das Epos nicht mehr.

Dafür erhielten die bisher gleichsam flüchtigen homerischen Lieder desto mehr Festigkeit und Consistenz. Wie denn nun überhaupt zu der Zeit, in welcher irgend eine Geistesrichtung durch den Gang der Verhältnisse einer andern zu weichen beginnt, von vereinzelten Individuen der Versuch gemacht wird, die verschwindende dadurch zu fesseln, dass sie mit reflectirter Spürkraft nach allen Seiten nochmals ausgebeutet wird, so geschah es auch hier. Als die epische Poesie unmittelbar und lebendig aus der Gegenwart hervorzugehen aufhörte, kamen einzelne Dichter an verschiedenen Orten auf den Gedanken, die Masse der alten im Homer nicht enthaltenen Heldensagen, die sicher noch in der Ueberlieferung lebten, vielleicht auch noch hier und da in einzelnen alten Liedern vom Volke aufbewahrt wurden, diese in homerischer Weise und Form zu grösseren Epopöen zu verarbeiten. Die bestimmte Beziehung auf Homer und die Abhängigkeit von ihm, schon von den Alten anerkannt (am schärfsten nnd einseitigsten von den Schol. Paris. ad Clem. Al. Protr. p. 104, 29 ff.: *κυκλικοὶ δὲ καλοῦνται ποιηταὶ οἱ τὰ κύκλῳ τῆς Ἰλιάδος ἢ τὰ πρῶτα ἢ τὰ μεταγενέστερα ἐξ αὐτῶν τῶν Ὁμηρικῶν συγγράψαντες*), zeigt nns bei den Kyklikern schon die schriftstellerische Reflexion eines mehr schreibe- und leselustigen Zeitalters: nach Allem, was wir wissen und errathen können, sind die kyklischen Gedichte ursprünglich geschrieben und ein jedes von Einem Verfasser gedichtet worden. Die bekanntesten dieser Dichter, welche etwa um die 4te Olympiade beginnen, sind *Stasinos* von Kypros, dem die Kyprien als Einleitung zur Ilias, *Arktinos* von Milet, dem die Aethiopis und Iliu Persis als Fortsetzung der Ilias, *Agias* oder *Hegias* von Troezene, dem die Nosten, *Lesches* von Lesbos um Ol. 30, dem die kleine Ilias ebenfalls als Fortsetzung der Ilias zugeschrieben wird, nicht ohne dass für ein jedes dieser Gedichte noch andere Urheber und namentlich auch Homer als Verfasser genannt wurden. Ausserdem werden noch viele andere hieher gehörige Gedichte (Titanomachie, Danais, Oedipodie, Thebais, Epigonen, Minyas, Oechalias Halosis u. s. w.) genannt, die theils den obengenannten, theils andern Dichtern (Kreophylos, Kynäthos, Diodoros, Eumelos u. s. w.), theils dem Homer selbst zugeschrieben werden. Den Reigen schliesst *Eugammon* von Kyrene um Ol. 53, welchem ohne Widerstreit die Telegonie, der Schlussstein aller dieser Gedichte, zugeschrieben wird. Bekanntlich ist Welcker in seinem Buche von dem Kyklos davon ausgegangen, der Name *Homeros* (*ὁμοῦ* und *ἄρω*), *Zusammenfüger*, sei Gattungsname für eine grosse
117 Menge von Dichtern, theils Aeolern, theils Ionern, theils Doriern gewesen, welche aus den frühern kleinern, einzelstehenden Heldenliedern grössere geordnete Heldengedichte zusammengesetzt hätten; der Name *Homeros* und die dadurch bezeichnete Kunst sei auf alle Kykliker auszudehnen, und in diesem Sinne alle oben genannten Gedichte und noch andere *homerisch*. Nach einer Stelle des schon erwähnten plautinischen Scholions (Alexander Aetolus et Lycophron

Chalcidensis et Zenodotus Ephesins — Graecorum artis poeticae lihros in unum collegerunt et in ordinem redegerunt; Alexander tragoedias, Lycophron comoedias, Zenodotus vero Homeri poemata *et reliquorum illustrium poetarum* — letztere Worte erfuhr Welcker erst später, s. Vorrede S. X. —) nahm er nun an, diese sämmtlichen homerischen Gedichte seien von Zenodot zu dem sogenannten *epischen Kyklos*, aher unverkürzt in ihrer vollen Integrität zusammengestellt und von dem Grammatiker Proklos in seinen Auszug gebracht worden. Wie die Bildung des epischen Kyklos durch Zenodot durch die Auffindung des griechischen Grammatikers, der mit dem Lateiner aus derselben Quelle schöpfte, beseitigt worden ist ([Cramor An. Par. 1, 6]: *τὰς δὲ ποιητικὰς (βίβλους) Ζηνόδοτος πρῶτον καὶ ὕστερον Ἀρίσταρχος διωρθώσαντο*), so läuft auch das Princip, Homer und die Kykliker in Eine Kategorie zu werfen, die Kykliker gleichsam als eben so viele Homere anzusehen, aller Geschichte zuwider und muss als rein aus der Luft gegriffen angesehen werden. Nur zwei Punkte will ich erwähnen, die Zeit und die Schicksale der Gedichte. Lykurgos soll, wie erwähnt, die homerischen Gedichte nach Sparta gebracht haben; und erst ein Jahrhundert später, um Ol. 3 heginnen die kyklischen Dichter, deren letzter Eugammon Ol. 53 gesetzt wird! Welch ein ungeheurer Abstand! Zweitens aber, was sind die vereinzelten Erwähnungen, die magern Citate der fast spurlos untergegangenen Kykliker gegen den weltgeschichtlichen Glanz und Ruhm der Ilias und Odyssee? Woher dieser Vorzug und jene Vernachlässigung, wenn Homer eben auch ein Kykliker und die Kykliker eben auch Homer gewesen sind?

Ehen so wenig ist Welcker der Beweis gelungen, dass die unter dem Namen *des epischen Kyklos* hekannte Sammlung episch-homerischer, ihrem Inhalte nach zusammenhängender Gedichte diese Gedichte unverkürzt enthalten hat. Dass vielmehr in dieser Sammlung die Gedichte nach Bedürfniss abgekürzt und zurechtgemacht worden sind, ist aus dem Auszuge des Proklos wenigstens für des Arktinos Aethiopis und des Lesches Iliu Persis zu ersehen, und ehen so ist mit Recht dafür die herühmte Variante am Schlusse der Iliade henutzt worden:

ὣς οἵγ' ἀμφίεπον τάφον Ἕκτορος· ἦλθε δ'· Ἀμαζὼν
Ἄρηος θυγάτηρ μεγαλήτορος ἀνδροφόνοιο.'

So mochte wohl in der *kyklischen Ausgabe* der Ilias diese mit der Aethiopis des Arktinos verhunden sein. Wie die Kykliker üherhaupt unabhängig von einander die alten Sagen und Lieder 118
gestalteten und daher jedenfalls vielfach mit einander collidirten, so möchte diess namentlich von Arktinos und Lesches anzunehmen sein. Jedenfalls war die Aethiopis und Iliu Persis des Arktinos ein Gedicht und ehen so gut eine vollständige Fortsetzung der Ilias his zur Zerstörung der Stadt, als die spätere Ilias Mikra des Lesches, die aber vielleicht den Amazonenkampf nicht enthielt.

Und eben so lässt sich ans den Schlussworten des Proklos über das Argument der Ilin Persis: *ἔπειτα ἀποπλέουσιν οἱ Ἕλληνες καὶ φθορὰν αὐτοῖς Ἀθηνᾶ κατὰ τὸ πέλαγος μηχανᾶται* errathen, dass die verderbliche Heimkehr der Achäer sowohl in ihr als in der kleinen Ilias besungen war.

So erscheinen die Kykliker durch eine weite Kluft von Homer getrennt und sind zwar *homerisch*, weil sie in seiner Form erzählende Gedichte verfassten, die in bewusstem Zusammenhange zu den homerischen Gesängen standen — daher denn fast alle kyklischen Gedichte auf ihn zurückgeführt werden —, aber sie standen ihm an Geist, Kraft und Natürlichkeit weit nach, wie wir selbst aus den Auszügen und Fragmenten zu sehen vermögen. Und diess war auch durchaus nothwendig. Denn während das homerische Epos unmittelbar aus dem frischen Leben des jugendlich aufstrebenden, mit fremdartigen widerstreitenden Elementen ringenden, Verwandtes sich aneignenden Ionismus ohne Reflexion und gemachte Künstelei entsprungen ist, — suchten die Kykliker vergebens auf künstlichem Wege eine Dichtungsart, die der Geschichte und der gegenwärtigen Entwickelung entrückt war, zu erhalten und zu erneuen; und ihr Erfolg war derjenige, wie er allen wird, deren Producte nicht zugleich der natürliche Pulsschlag der Zeit sind: sie sanken in Vergessenheit und Dunkel vor der politischen, agonistischen und erotischen Lyrik, vor den Iambographen, Elegikern und Epigrammatikern des 7ten und 6ten Jahrhunderts; sie wurden immer weniger gelesen, als die Logographen und Ktisenschreiber, ein Kadmos, Antiklides, Lysimachos, Sosikrates, Akusilaos, Dionysios, Hekataeos, Hellanikos u. a. m. die von den unpopulären Dichtern breit ausgesponnenen Mythen in einfacher, schlichter, bequemer Prosa erzählten. So kamen die Kykliker immer mehr in Vergessenheit, ja sogar in Verachtung; und als endlich der encyclopädische Sammelgeist der Alexandriner die gewaltige Masse der geretteten Schätze aus der griechischen Vorzeit zu sichten, zu ordnen und zu überschen begann, da setzte man aus den verschiedenen Gedichten jener nachhomerischen Homeriker den *Kyklos*, d. h. einen in epischen Versen abgefassten Kreis alter Heldensagen von der Schöpfung der Welt bis zu den letzten Schicksalen der Söhne des Odysseus zusammen: man schnitt aber dabei aus
119 den Kyklikern die unbequemen Theile, die sich etwa widersprachen oder wiederholten, heraus, während man jedenfalls die Ilias und Odyssee in ihrer vollständigen Integrität, etwa mit ein paar kleinen Veränderungen zu Anfang und zu Ende (s. oben) hineinfügte. Denn, sagt Proklos, man bewahrte und las gemeiniglich die Kykliker nicht sowohl wegen ihrer Trefflichkeit als wegen des Zusammenhangs der darin enthaltenen Begebenheiten. Dieser Kyklos nun war ein bequemes poetisches Handbuch zur Kenntniss und Festhaltung der Gesammtmasse altgriechischer Mythen, zugleich der natürlichste und beste Commentar zum Verständniss der Ilias und

Odyssee, die nun nicht mehr isolirt dastanden, sondern sicher und klar auf der Basis der Kykliker ruhend sich erhoben. Daher fand denn der Kyklos namentlich in den Schulen Eingang auch bei den Römern, die in Allem den Alexandrinern nachfolgten, wie die Borgiasche und Ilische Tafel beweisen. Natürlich hiessen erst von jetzt an jene Dichter *Kykliker*, und hatten bei ihren Lebzeiten eben so wenig diesen Namen geführt, als die vorherodotischen Geschichtsschreiber von ihren Zeitgenossen *Logographen* genannt wurden; jener Name findet sich daher besonders in den Scholien und Grammatikern. Dass der Kyklos aber nicht früher gebildet, oder gar, wie Wolf und Andere annahmen, von den Grammatikern des Peisistratos zurechtgemacht worden ist, geht neben andern Spuren eben aus der Beschaffenheit jener abbrevirten Collectivsammlung hervor: man mag wohl selbstvermittelte Verbindung, willkührliche Veränderungen und Interpolationen jenen ältesten Kritikern zuschreiben, nicht aber die durch starke Verstümmelung von Gedichten, die ihnen zum Theil (wie die Telegonie) so nahe stehen, zu Stande gebrachte Zusammenstellung eines poetischen Lehrbuches, was jener in Lehren und Lernen so einfachen Zeit eben so fremd ist, als es nothwendiges Bedürfniss einer von dem Vorrathe literarischer Schätze fast erdrückten Periode wird. Wenn daher oben der Welckerschen Hypothese, dass Zenodotos den Kyklos gebildet habe, seine äussere Stütze entzogen worden, so lässt sich doch nicht läugnen, dass zwischen der Zenodotischen Diorthose des Homer, die viele Stellen wegschnitt, zusammenzog, auf das willkürlichste umänderte, und jener kräftigen Redaction des Kyklos eine Verwandtschaft und Aehnlichkeit sich findet.

Wir sind zum Schluss gekommen. Aus dem bisher Entwickelten wird sich die Aufgabe der homerischen Kritik ergeben. Wie Aristarchos bemüht war, auf diplomatisch-rationellem Wege die Peisistratische Redaction, die ihm durchaus das Ursprüngliche war, möglichst wiederherzustellen, so müssen wir vor allen Dingen nach Anleitung der Venediger Scholien und nach den daraus zu abstrahirenden Principien und Analogien auf die Recension jenes 120
scharfsinnigsten und konsequentesten Kritikers zurückzukommen suchen: die Aristarchischen oder den Aristarchischen Grundsätzen gemässen Lesarten, wo nicht die gewichtigsten Gründe dagegen sind, möglichst herzustellen, die Verse, welche durchaus den Zusammenhang stören und meistentheils schon von ihm obelisirt sind, herauszuwerfen, das ist die Aufgabe der *niedern* Kritik. Die ursprünglich-homerische Orthographie aber, etwa mit dem in diesen Gedichten nie geschriebenen Digamma, mit einer fingirten uralten Accentuation u. dergl. Phantasmen herzustellen, wie es Payne-Knight versuchte, ist ein bodenloses Unternehmen. Die *höhere* Kritik wird es mit der Zusammensetzung der homerischen Gedichte im Ganzen zu thun haben: sie wird, wie schon zum Theil von Spohn, Hermann, am durchgreifendsten aber von Lachmann ge-

schehen ist, Aelteres und Neneres, Originales und Nachgemachtes, nach allseitiger Erwägung von Sprache, Metrnm, Inhalt und Znsammenhang zu erkennen und aufzuzeigen, sie wird Wiederholungen und Nachahmungen aufzufinden und zn vergleichen, sie wird einzelne Stücke, einzelne Abenteuer, die nach bestimmten Kriterien von ihrer übrigen Umgebung sich absondern, (so namentlich in der Nekyia), ausznscheiden, sie wird sogar, wie es bereits Lachmann mit eben so grossem Glück als Scharfsinn gethan hat, die einzelnen Lieder, wie sie den Peisistratcern vorlagen und von ihnen verknüpft wurden, herausznschälen und von einander zu lösen mit Erfolg sich bemühen. Diess ist aber die Gränze der Kritik. Nimmer wird sie von diesen Untersuchungen aus durch fortgesetztes Herausschneiden und Zersetzen bis zur einheitlichen Urgestalt der ältesten Ilias und Odyssee durchdringen und diese herstellen können. Wer diess versucht — wie es neuerdings mit der grössten Keckheit zum Theil nach den subjectiven Einfällen einer rohen, aller philosophischen Cnltur baren Aesthetik *Geppert* versncht hat, — der verkennt eben, dass die homerischen Gedichte nicht mechanisch-quantitativ durch Zusätze und Einschiebsel von aussen sich vergrössert, sondern durch organisch-qualitative Entwickelung von innen heraus sich nmgebildet haben. So kann man an einem gewaltigen knorrigen Eichbaum, der seine weitschattenden, aber ungleichen Aeste nach allen Seiten ansbreitet, wohl auffinden, welche Theile älter als die andern sind, man kann trockene Zweige und schmarotzende Schösslinge abnehmen; doch nimmer wird man mit dem Beile den jüngern geraden Stamm mit seiner regelmässigen Krone wieder heraushauen, aus welchem jener erwachsen ist: aber umhauen kann man den Baum und entweder Bohlen darans zimmern oder ihn zu Brennholz zerspalten.

II.

Ueber das zweite Buch der Iliade*).

Nicht ohne eine wahre Beklommenheit leiste ich der Auf- 73
forderung des Herrn Präsidenten Folge, um als ein unbekannter
junger Mann, der noch nie vor einer solchen Versammlung ge-
sprochen hat, nach so vielen gründlichen und interessanten Debatten
auf einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.
Doch es ermuthigt mich zunächst der Gedanke, dass der Gegen-
stand meines Vortrags nicht allein die Philologen von Fach angeht,
sondern für jeden Gebildeten von Bedeutung ist. Denn die Frage
nach der Entstehung und Bildung der homerischen Gesänge ist ja
nur Eins mit der Frage nach Ursprung und Art der Poesie über-
haupt bei allen Völkern. Kein Wunder daher, dass unsere grössten
Geister, *Schiller* und *Goethe,* an der durch *Wolf* hervorgerufenen
Bewegung lebendigen Antheil nahmen, dass die homerische Streit-
frage auch in weiteren Kreisen Beachtung fand. Ferner ist es mir
eine Ermuthigung, dass ich mit meinem Versuche auf den Forschungen
eines Mannes fusse, der durch seine Gegenwart unsere Versammlung
verherrlicht, und dessen längst anerkannte Verdienste auf dem
Felde der höheren Kritik der Anpreisungen eines Anfängers nicht
bedürfen. Nicht also in solcher Absicht, sondern um gleich im 74
Voraus meinen Standpunkt einfach anzugeben, spreche ich es als
meine innigste Ueberzeugung aus, dass *Lachmanns Betrachtungen
über die Ilias;* welche derselbe 1838 und 1841 veröffentlicht hat,
das Bedeutendste sind, was seit *Wolf* geschehen ist, und dass ihr
Princip nicht minder wie ihre *hauptsächlichsten Resultate* unum-
stösslich feststehen. Während nämlich Friedrich August *Wolf* in
seinen unsterblichen Prolegomenen, welche eine Revolution nicht
allein auf diesem Gebiete bewirkten, besonders aus *äusseren* Gründen,
aus historischen Beweisen darzuthun suchte, dass die homerischen
Gedichte nicht ursprünglich von Einem Verfasser herrühren könnten,
hat *Lachmann* nach den mannigfaltigsten Kämpfen und Vermitte-
lungsversuchen den entscheidenden Schritt gethan, und, was bisher
von Manchem, wie von *Gottfried Hermann,* im Einzelnen nach-
gewiesen worden war, im Ganzen und Grossen durchgeführt; hat

*) [Vortrag auf der VIII. Philologen-Versammlung zu Darmstadt 1845.]

aus *innern* Gründen, (dem Zusammenhange, den Widersprüchen und Wiederholungen, der Sprache u. s. w.) nachgewiesen, *dass die Ilias aus einzelnen Liedern zusammengesetzt sei.* Dass diese Zusammensetzung zu Athen auf Veranstaltung des Peisistratos geschehen sei, dafür hatte schon Wolf die vorhandenen unzweideutigsten Zeugnisse gesammelt, welche man vergeblich wegzuerklären versucht hat. Ein neues wichtiges ist vor Kurzem in dem bekannten plautinischen Scholion und dessen griechischem Original entdeckt worden; dieses nennt uns die Namen jener Dichter-Grammatiker: *Onomakritos* von Athen, *Zopyros* von Heraklea, *Orpheus* von Kroton, und das zweifelhafte *Konkylos* (και καγ ἐπὶ κογκυλω).

Nach *Lachmanns* Forschungen lassen sich in der Ilias achtzehn grösstentheils vollständige Lieder unterscheiden, in und zwischen welchen noch Einschiebungen, Interpolationen, Füllstriche verschiedener Art sich finden. Mit diesen Resultaten im Ganzen, wie gesagt, einverstanden, glaube ich nur, dass man hier und da noch einen Schritt weiter gehen muss. Und einen solchen Schritt will ich in dem zweiten Buche der Ilias zu thun versuchen, dessen höchst widersprechende und widersinnige Composition mir vorzugsweise geeignet scheint, selbst den gläubigsten Vertheidiger der ursprünglichen Einheit zweifelhaft zu machen.

Diess wird sich sofort ergeben, wenn wir unbefangen *den Gang der Ereignisse* betrachten:

Zeus sinnt nach, wie er den Achilleus ehre und den Achäern Verderben bringe; er sendet daher den Traumgott zu Agamemnon und lässt diesem befehlen zu rüsten; denn jetzt werde er Troja einnehmen. Agamemnon glaubt es, ja er meint, noch am heutigen Tage werde diess geschehen; in dieser Erwartung beruft er die Volksversammlung (1—52). Bis hierher hängt Alles wohl zusammen. Das folgende Stück (53—86), *der Rath der Greise,* ist schon von den alten Kritikern theilweise angezweifelt, von Lachmann aus triftigen Gründen ganz verworfen worden. Es steht mit dem spätern Benehmen der Fürsten im Widerspruch; die Reden des Agamemnon und des Nestor enthalten gar nichts; und von einer wirklichen Berathung ist auch nicht eine Spur. Ich füge noch hinzu, dass jene sämmtlichen Verse entweder Wiederholungen oder Flickwerk aus andern Stellen sind. — Das Volk ist versammelt; Agamemnon tritt auf, von dem Götterkönige selbst zum Kampfe aufgemuntert, aufgemuntert durch das Versprechen von Trojas schleuniger Eroberung, und Agamemnon glaubt an diese Verheissung. Was muss er also nach dieser Anlage thun? Mit Hinweisung auf Zeus' Befehl und Versprechen zur Schlacht, zum Siege aufrufen. Was thut er aber?, Das Gegentheil davon: er räth kleinmüthig zur Flucht. Ist diess nun an sich und im Allgemeinen unwahrscheinlich, so wird vielleicht, könnte man einwenden, dieser nicht ernstlich gemeinte Rath durch geschickte rhetorische Ein-
75 kleidung um so sicherer den Ehrgeiz zum muthigen Ausharren auf-

stacheln. Nun, wir wollen sehen. Agamemnon beginnt mit einer *Lüge:* „Zeus hält sein Versprechen nicht, dass ich Ilion zerstören soll; er befiehlt mir jetzt schmählich nach Argos heimzukehren, nachdem ich viel Volk verloren (85—115)." Diess klingt ganz ernst, und wie kann hier Jemand an Verstellung denken? Damit im Widerspruche folgt gleich: „so wird es denn Zeus genehm sein, der schon viele Städte zerstört hat und noch zerstören wird; denn er ist allmächtig. Denn welche Schande für uns, unverrichteter Sache heimzukehren, ohne die viel weniger zahlreichen Troer besiegt zu haben." Die grosse Uebermacht der Griechen wird dann durch eine gesuchte und übertriebene Vergleichung anschaulich gemacht (116—130). Diese ganze Stelle ist nur bei einer *directen Aufforderung zum Kampfe* passend. Wie kömmt aber Agamemnon auf den Rath zur Flucht zurück? Dadurch, dass er plötzlich sehr auffallend der *Bundesgenossen* erwähnt, die ihn Troja nicht einnehmen liessen. Nichts vom Treubruche, vom Befehl des Zeus (130—141). Wie wir auch diese zweideutige Rede nehmen mögen, die Griechen nehmen sie im Ernst. Sie stürzen zu den Schiffen, sie beginnen sie zur Fahrt fertig zu machen; Agamemnon rührt sich nicht; die andern Fürsten auch nicht; Zeus sitzt unthätig im Olymp, und die Rückkehr wäre ὑπέρμορα, gegen des *Schicksals Schluss*, vor sich gegangen, wenn nicht — Here die Athene abgesendet hätte, durch ihre Worte das Heer zurückzuhalten. Diese lässt es durch Odysseus thun, der Hohe und Geringe Jeden auf seine Weise behandelt. Das Volk wogt zurück: eine neue Volksversammlung (142—210). Man erwartet nun, dass zunächst Agamemnon über seine wahre Gesinnung aufklären oder Odysseus durch kräftige Aufforderung sein Werk krönen werde; Keines von beiden geschieht: Thersites erhebt sich, das Urbild eines gemeinen, hässlichen Demagogen, und er schmäht — nicht gegen seinen Erzfeind Odysseus, der doch das Heer zurückgebracht, sondern mit Agamemnon, der ja, wie Jedermann glauben muss, im Ernste zur Flucht aufgefordert hat. Und was wirft er diesem vor? Dass er aus Habsucht und Egoismus zum Kampfe treibe. Und so schliesst er mit dem Rathe an die Griechen, heimzukehren und den Agamemnon in Troja zu lassen (211—244). Dass eine solche Rede nur nach einer *Aufforderung zum Kampfe* von Seiten des Agamemnon Sinn habe, ist klar. Und dafür stimmt denn auch die Gegenrede des Odysseus: „er solle nicht allein mit den Königen hadern (244—264)". Auf die Züchtigung des Thersites (265—77) folgt dann eine zweite längere Rede des Odysseus (278—332), welche Lachmann streicht. In der That konnte sie nicht unpassender eingerichtet werden. Kein Wort von der Aufforderung des Agamemnon zu fliehen; kein Wort von der Griechen nur zu schnellem Gehorsam; kein Wort von seiner eigenen erfolgreichen Thätigkeit, die Flucht zu hemmen. Dagegen heisst es: „Atride, jetzt wollen die Griechen Dir Schimpf anthun." Das hat doch nur Sinn, wenn Agamemnon *zum Kampfe auf-*

gefordert hatte, und die Griechen ihm nicht ferner folgen wollten. Und so entschuldigt er denn auch diese mit der langen Abwesenheit, dass in ihnen der Gedanke an Heimkehr aufgestiegen sei. Und in derselben Voraussetzung erzählt er *diesen* (299 τλῆτε, φίλοι) ausführlich das von *Zeus* gesendete Wunderzeichen mit den Spatzen, was Kalchas auf die Eroberung der Stadt im zehnten Jahre gedeutet hatte, ohne auf den von *Agamemnon* vorgegebenen Befehl des *Zeus* Rücksicht zu nehmen. Dass Niemand auf diese Rede hört, hat schon Lachmann bemerkt. Aber auch die folgende des Nestor (336—368) enthält ähnliche Bedenken, wie die vorige. Dass sie auf diese nicht folgen konnte, zeigt schon der Eingang: „Ihr redet gleich unmündigen Knaben"; denn Nestor bringt auch nichts Anderes herbei, als was Odysseus herbeigebracht hat: das Versprechen der
76 Griechen und ein Zeichen von Zeus. Beide Reden laufen somit ganz parallel und sind als zwei verschiedene Bearbeitungen desselben Themas anzusehen. Auch Nestors Rede passt nur dann, wenn Agamemnon zum Kampfe aufgefordert hat, und einige Griechen (345 ἄρχευ' Ἀργείοισι κατὰ κρατερὰς ὑσμίνας, τούσδε δ' ἔα φθινύθειν, ἕνα καὶ δύο u. s. w.) sich widersetzt haben; auch nicht die entfernteste Andeutung auf den wirklichen Hergang der Sache. Und diesem entspricht eben so wenig die endliche Schlussrede des Agamemnon (369—393): keine Hinweisung auf seine verstellte Aufforderung zur Flucht; nur der innern Zwistigkeiten wird gedacht; kein Wort des Dankes dem Odysseus, der doch Alles gerettet hat; dagegen überschwengliche Lobsprüche dem Nestor als Rathgeber; endlich unter schwerer Drohung Aufforderung zum Kampfe. Nun folgt das gemeinsame Mahl, Agamemnons Opfer und Gebet an Zeus, in welchem er auf die Eroberung Trojas am heutigen Tage zurückkommt. Dann die Rüstung und der Ausmarsch, was durch eine Reihe prachtvoller Gleichnisse geschildert wird, die aber wohl nicht ursprünglich verbunden waren. — Dass der Katalog als ein Stück für sich zu betrachten ist, haben bekanntlich schon die alten Kritiker angenommen.

Jene Widersprüche und Schwierigkeiten, welche sich bei einfacher Betrachtung des Inhaltes ergaben, lassen sich nicht durch blosse Ausscheidungen, sondern lediglich durch die Annahme lösen, dass hier *zwei ursprünglich verschiedene, aber in vielen Stücken ähnliche Lieder* von den Peisistrateern zusammengeschweisst worden sind. Beide Lieder lassen sich mit einigen Versetzungen und Aenderungen ohne grosse Mühe heraussondern; diess im Einzelnen nachzuweisen, bleibt einer andern Gelegenheit vorbehalten. Hier muss es genügen, den Gang und Zusammenhang derselben im Allgemeinen anzugeben.

Im *ersten Liede* sendet Zeus den Traum, den Agamemnon zur Rüstung aufzufordern. Agamemnon beruft eine Volksversammlung, erzählt den Traum und muntert die Völker zum Kampfe auf. Diese murren; Thersites leiht ihrer Unzufriedenheit Worte, wird aber von Odysseus bedroht und gezüchtigt, der nun als Vermittler einerseits

die Griechen beim Agamemnon entschuldigt, andrerseits auch diese zum Kampf aufruft. Aher den Ausschlag gieht Nestor, der an der Griechen Versprechen und des Zeus glückverheissenden Blitz erinnert. Daher wird er vorzugsweise von Agamemnon geloht, der nochmals zur Einigkeit und Tapferkeit nachdrücklich auffordert. Darauf Mahl, Opfer, Rüstung und Ausmarsch.

Im *zweiten Liede,* welches nach schwerer Niederlage zu denken ist, fordert Agamemnon die versammelten Völker in vollem Ernste zur Heimkehr auf; sie gehorchen und rüsten zur Abfahrt; sie wäre geschehen, wenn nicht Here die Athene gesendet, diese den Odysseus begeistert hätte. Dieser bringt die Fliehenden zurück und ermahnt sie zum Ausharren, indem er an das Wunderzeichen mit dem Drachen erinnert. Darauf beruhigen sich die Völker und sind zufrieden. Hieran konnte sich nun noch auf gleiche Weise Mahl, Rüstung und Auszug anschliessen.

So hatten diese Lieder, selbst wenn wir sie uns möglichst selhstständig und in der Ausführung getrennt annehmen, viele gemeinsame Züge. In beiden heruft Agamemnon eine Volksversammlung; in beiden hält derselhe eine Rede; in heiden spricht, rettet, braucht den Scepter Odysseus; in heiden wird ein Zeichen von Zeus erwähnt; heide endigen mit Rüstung und Ausmarsch; beide schliessen sich mit Gleichnissen; heide endlich hahen manche ähnliche Uehergangs- und Schlusspunkte.

Daher konnten denn leicht heide Lieder wechselsweise Stücke aus einander aufnehmen, und so mag denn schon der Anfang einer Verschmelzung gemacht gewesen sein, als die Redaction der Peisistrateer eintrat. Diesen hlieh nur die Wahl, entweder eines
ganz zu cassiren, oder heide getrennt aufzunehmen, oder sie zu 77
contaminiren. Das Erste liessen sie aus Ehrfurcht vor dem als homerisch Ueberlieferten, das Zweite wegen der zu grossen Aehnlichkeit und der Masse des Gemeinsamen; so blieb ihnen nur an das Dritte die letzte Hand anzulegen. Sie zogen die doppelten Reden des Agamemnon und des Odysseus, so gut es ging, zu Einer zusammen; schoben die Lieder in einander; und um noch hesser das Widerstrebende zu einigen, setzten sie aus der Traumerzählung des Agamemnon und sonstigen Centonen den *Rath der Greise* (53—86) hinein, wozu in 404—408 eine entfernte Veranlassung lag. Dass dabei mancher Vers und manches Versstück weggeschnitten worden, ist sehr glauhlich.

Ich habe mich hemüht, so klar als möglich meine Meinung über das zweite Buch der Ilias zu entwickeln*). Gern werde ich

*) Die genauere Begründung ist in einem kleinen Schriftchen: „Zur Ilias“, gegeben, welches demnächst erscheint. [Erschien nicht: dagegen s. Ind. lectt Turic. 1850/1 = Opusc. I, 1—20.] Doch will ich hier wenigsteus in aller Kürze andeuten, wie ich mir die beiden Lieder zusammensetze: Erstes Lied: 1—47. 87—94. 55+109: *τοὺς ὄγε συγκαλέσας ἔπε' Ἀργείοισι μετηύδα.* 110. 56: *κέκλυτέ μευ· θεῖος* etc. 57—71. 116—129.

mich eines Bessern belehren lassen, zufrieden, durch meinen Versuch wenigstens auf die Lachmannschen Forschungen hingewiesen zu haben, die noch nicht so bekannt und gewürdigt zu sein scheinen, als sie es verdienen. Und so hoffe ich denn dem Loose des Thersites zu entgehen, selbst wenn des Meisters Mund auch von mir sagen sollte: „ἔπεα φρεσὶν ᾗσιν ἄκοσμά τε πολλά τε ᾔδη!“

[Protokoll der Sitzung: Da die vorgerückte Zeit keine längere Discussion mehr gestattete, so ersuchte der Vicepräsident den Prof. *Lachmann*, sich über die vorgetragene Ansicht wenigstens zu äussern. — Prof. Lachmann: Diess auf der Stelle zu thun, sei nicht so leicht. Er könne sich noch keine rechte Vorstellung davon machen, wie eigentlich das zweite Lied anfangen solle. — Dr. Köchly: Den Anfang des ersten Liedes schliesse er mit Vers 47; hier gehe Agamemnon in Person durch das Lager, die Griechen zu versammeln, und es stehe ihm Ossa, die Botin des Zeus, darin bei. Das zweite Lied beginne mit Vers 48—52. Ueberhaupt habe er beide Lieder ganz genau bis ins kleinste Detail bestimmt und behalte sich vor, diesen Versuch genauer ausgearbeitet dem Herrn Prof. Lachmann vorzulegen. — Prof. Lachmann: In der Theorie habe er nichts gegen die Methode einzuwenden. Es falle nur auf, dass beide Lieder in der Ordnung der Begebenheiten und den auftretenden Personen einander so ausserordentlich gleich seien. Diess führe darauf anzunehmen, dass das eine Lied jünger und als Nachahmung oder Parodie des älteren gedichtet worden sei. Dann frage es sich noch, welches Lied das ältere sei. — Dr. Köchly gesteht, dass er daran noch nicht gedacht habe, gegen die Annahme selbst aber nichts einzuwenden wisse.]

---

139. 382—387. 332: *σήμερον, εἰς ὅ κεν* etc. 142+144: *ὥς φάτο· κινήθη δ' ἀγορὴ φὴ κύματα μακρά.* 145—146. 211—238. 243—253. 257—278. 279+283: *ἔστη· ἐυφρονέων δ' ἀγορήσατο καὶ μετέειπεν.* 284—285. 289—298. 331—359. 369—376. 379—381. 388. 452. 455—466. 469—479. Zweites Lied: 48—52. 95—115. 134—142. 147—163. 165—180. 182—193. 196—205. 207—210. 211+278: *ἄλλοι μέν ῥ' ἕζοντ', ἀνὰ δὲ πτολίπορθος Ὀδυσσεύς.* 279—283. 299—330. 333—335. 453: *πᾶσι δ' ἄφαρ* etc. 454. Darauf konnte dann Rüstung und Ausmarsch auf gleiche Weise folgen. Statt der Gleichnisse des ersten Liedes etwa 780—785. 467 u. 468. 480—483.

III.

Hektor's Lösung*).

Hochverehrter Herr Jubilar!

Ihnen zum heutigen Freuden- und Ehrentage, an welchem Sie 3
auf ein halbes Jahrhundert erfolgreichen Wirkens zurückblicken, die herzlichsten Glückwünsche unserer Universität darzubringen, ist mir von Rector und Senat derselben der höchst ehrenvolle Auftrag geworden. Nicht nur dankbare Schüler von Ihnen, welche sich auch in unserer Mitte befinden, wir Alle vielmehr erkennen und verehren in Ihnen einen der hervorragendsten Vertreter der Alterthumswissenschaft in der Richtung namentlich, welche die ewig jungen und ewig schönen Gebilde hellenischer Kunst und Poesie in ihrem organischen Wesen zu begreifen und jedem höhern Streben nach edler Bildung zugänglich zu machen sucht. Jene einst verehrten längst verschütteten Götter- und Heldengestalten, berührt von dem Zauberstabe Ihrer genialen und phantasiereichen Forschung, steigen aus der Nacht ihrer tausendjährigen Gräber empor in alter Pracht zu neuem Leben. Wer von uns wäre nicht von dieser Wunderwelt ergriffen und begeistert worden? Von ihr, die jüngst, noch unvollkommner erkannt, unser grosses Dichterpaar zu selbsteigenen Schöpfungen hellenischen Geistes entzündete; von ihr, die noch jetzt für die Philologie, das Stiefkind des materiellen Jahrhunderts, die wirksamste Propaganda selbst bei ihren Verächtern macht!

In diesem Sinne darf auch ich mich einen Ihrer aufrichtigsten Verehrer nennen und von mir sagen, dass ich Ihnen Anregung und Belehrung in reichster Fülle verdanke, wenn ich gleich niemals zu Ihren unmittelbaren Schülern gehört habe. Und so glaube ich denn keine bessere Wahl für den Gegenstand unserer Festschrift treffen zu können, als wenn ich es versuche, die Schlussrhapsodie der Ilias nach ihrer besondern Eigenthümlichkeit zu betrachten, ein Gedicht, auf dessen Trefflichkeit ich gerade durch Sie aufmerksam gemacht worden bin. Gewöhnlich wird es

*) [Gratulationsschrift der Universität Zürich zum 16. October 1859, als dem fünfzigjährigen Professorjubiläum des Herrn Dr. F. G. Welcker in Bonn. Zürich 1859.]

in das allgemeine Verdammungsurtheil mit einbegriffen, durch welches man seit Wolf nicht ohne einigen Grund die sechs letzten Bücher der Ilias kurzweg als «schwach» oder «schlecht» zu bezeichnen pflegt. Selbst eifrige Einheitskritiker haben es als «unecht» verworfen. Ihr entschieden entgegengesetztes Urtheil hat mich darauf geführt, das Gedicht näher zu untersuchen. Ich bitte Sie, die in gedrängter Kürze Ihnen vorgelegten Resultate dieser Untersuchung mit Wohlwollen aufzunehmen. Es soll mich freuen, wenn sie Ihnen nicht ganz misslungen erscheinen.

Freilich darf ich mir nicht schmeicheln, mit Ihnen in Bezug auf die Homerfrage denselben Standpunkt einzunehmen. Ich gehöre ja zu den berüchtigten «Kleinliederjägern», welche die «Barbarei» begehen, «den geheiligten Körper Homer's» zu zerreissen; ja man hat mich gar zu einem Chemikus gemacht, während ich von dieser Wissenschaft nur das genügsamste Sokratische Wissen
4 habe: man hat von dem «Scheidewasser» gesprochen, in welchem ich Alles, selbst das reinste Gold, auflösen soll. Und es ist wahr: je mehr ich alle die Versuche der Einheitskritiker studire, desto klarer tritt mir der Satz als unbestreitbares Axiom entgegen: Ilias wie Odyssee als Ganzes haben nicht die organische Einheit, das Werk eines poetischen Genies, sondern nur eine mechanische Vereinigung, die Arbeit eines redactionellen Talents. Jene ist entweder nirgend oder nur in den einzelnen Liedern oder Gedichten zu finden, aus welchen das Ganze zusammengesetzt oder zusammengeschmolzen ist. Gelingt es nun nicht, diese herauszuheben und herzustellen, so muss man überhaupt darauf verzichten, in der homerischen Poesie einheitliche abgeschlossene Kunstwerke zu entdecken und aufzuzeigen; man muss sich mit der Bewunderung einzelner Stücke oder Bruchtheile begnügen; der Standpunkt, welchen allerdings Jahrhunderte lang das griechische Volk selbst in seiner naiven Praxis eingenommen, wenn auch nicht in einer «nationalen Theorie» begründet hat.

Dieser Standpunkt aber eben ist es, der mir nicht genügt. Ich glaube in den einzelnen Liedern, welche die Kritik seit Lachmann mit steigendem Erfolge aufzudecken und wieder herzustellen sucht, wirklich einheitliche Kunstwerke von verschiedenem individuellen Charakter und verschiedenem poetischen Werthe erkennen zu müssen. Und in diesem Bestreben wenigstens hoffe denn auch ich von einem Hauch Ihres Geistes berührt worden zu sein. Versuche ich es denn, zunächst die poetische Eigenthümlichkeit unserer Rhapsodie aufzuzeigen.

Mit Recht haben die Alten das herrliche Gedicht Ἕκτορος λύτρα, «Hektor's Lösung» genannt. Es ist eine Aristie anderer Art, als wie sie uns sonst die homerische Poesie bietet. Der eigentliche Held ist der todte Hektor, «der überwundne Mann», welchen «des Liedes Stimme» zum Mittelpunkte einer reich

gegliederten und doch einheitlich abgeschlossenen Handlung macht. Auch diese Handlung ist ein Kampf: es wird ja auch hier um einen Leichnam gekämpft. Aber dieser Kampf ist ein geistiger, der die innersten Fibern des Menschenherzens erbeben macht und nach den gewaltigsten Erschütterungen durch Furcht und Mitleid mit einer wahren Befriedigung und «Reinigung» abschliesst. So ist die Rhapsodie nach Stoff und Behandlung nicht nur im Allgemeinen tragisch, sondern sie bildet schon gleichsam ein Vorbild jener besonderen Tragödien, in denen das Schicksal gefallener Helden behandelt wird, wie der Antigone, des Aias, der Schutzflehenden des Euripides.

Das Lied gliedert sich, wie andere, natürlich in drei Abtheilungen oder Acte, welche wir die Vorbereitung (1—467), die Zusammenkunft (468—676), die Todtenfeier (677—804) benennen.

I. Die Vorbereitung.

1. Die Vorbereitung ist etwas breit angelegt, in der Absicht, zu zeigen, welche Schwierigkeiten sich der Lösung des theuern Leichnams entgegenthürmen. Die erste liegt in dem wild wüthenden Schmerze des furchtbar leidenschaftlichen Siegers, welcher sich sogar bis zu schmählicher Misshandlung des edeln Todten vergisst.

2. Das «Vorspiel im Himmel» zeigt uns nun, wie gewaltig dieser Sieger selbst den Unsterblichen erscheint. Denken doch selbst diese zunächst nur daran, die theure Leiche durch Hermes stehlen zu lassen, eine wahrlich für keinen Theil ehrenhafte Lösung, welche der nachhaltige Groll der Troja feindseligen Götter verhindert. So kommt es am zwölften Tage durch Apollon's Initiative zur Götterberathung. Hektor's Frömmigkeit wird Achilleus' 5
mitleidloser Grausamkeit entgegengestellt, welche Maass und Brauch weit überfluthet. Und doch sind die Götter gegen jenen gleichgültig, diesem günstig. Eigenthümlich ist dann Here's Rechtfertigung solcher Parteilichkeit, streng aristokratisch die Berufung auf Achilleus' göttliche Abstammung, echt weiblich die Erinnerung an ihr Verhältniss zu Thetis und deren Vermählung. Und Zeus in seiner Entscheidung lässt diese Gründe stillschweigend auf sich beruhen, indem er nur die daran geknüpfte Behauptung eventueller Gleichstellung beider Helden bestreitet; dagegen hebt er noch entschiedener die von Apollon geltend gemachte Frömmigkeit Hektor's hervor, die auch diesen zum Götterliebling gemacht hat, um daran das Gebot von Thetis' Berufung zu knüpfen.

3. In Jammer und Wehklagen um des Sohnes Geschick trifft die Götterbotin die Meergöttin an, so dass sie auf die kurze Ladung jener trotz ihrer eilenden Bereitwilligkeit doch die Bemerkung nicht unterdrücken kann, wie sie sich schäme, als Trauernde unter den Unsterblichen zu erscheinen. So wird schon hier unser Mitleid auch für Achilleus rege gemacht, vor dem wir bisher nur zu entsetzen uns versucht fühlten. Die ehrende Aufnahme der

Thetis bei den Göttern, die mild schonende und zugleich streng motivirende Weise, in welcher der Götterkönig der trauernden Mutter den doch unausweichlichen Befehl für den wild tobenden Sohn zur Bestellung mittheilt — nicht durch Hermes' List soll der Leichnam Achilleus entwandt, sondern ihm die Ehre zu Theil werden, ihn dem Vater gegen Geschenke selbst zurückzugeben — diese sprechenden Züge zeigen uns hinlänglich, wie tief gebeugt die Göttin ist. Dass ihr, der liebenden Mutter Mund dem Sohne den strengen Befehl verkünden soll, ist eine besondere Rücksicht gegen beide. Sie leitet ihre bezügliche Mittheilung mit der rührenden Bitte ein, endlich einmal von Weinen und Klagen abzulassen und sich wieder des Lebens zu freuen, das leider für ihn nur zu kurz sein wird. Was der Sohn darauf zu erwidern hat, verschweigt uns der Dichter mit weiser Maasshaltung; nur die kurze Antwort, mit welcher der Held sich dem selbsteigenen Befehle des Olympiers fügt, giebt er uns wieder und überlässt dann der Einbildungskraft des Lesers, sich zu vergegenwärtigen, wie «viele geflügelten Worte» Mutter und Sohn in solcher Situation sich zu sagen haben. Wer möchte es unternehmen, diese Ergüsse des Schmerzes und der liebenden Theilnahme uns vorzuführen, ohne unsere Aufmerksamkeit zu sehr zu zerstreuen und von dem eigentlichen Gegenstande des Gedichtes abzuziehen?

4. Wir begleiten Iris mit ihrer Botschaft zu Priamos. Auch hier Alles in Seufzen und Wehklagen: der alte König stumm, verhüllt, im Staube liegend, um ihn die Söhne, und in den Gemächern laut klagend die Schaar der Töchter und Schwiegertöchter. Wir ahnen schon hier, dass der gemeinsame Schmerz es sein wird, der zwischen dem Vater und dem Mörder des Getödteten die Sühnung herbeiführt. Wie ein rettendes Licht dringt Iris' Weisung mit ihren tröstenden Verheissungen in diese Nacht des Jammers. Des gläubigen Königs Entschluss ist ohne Bedenken gefasst; das beweist sein sofortiger Befehl an die Söhne, den Wagen zu rüsten. Wenn er noch hinaufsteigt zu der greisen Genossin seines Schicksals, sie um ihre Meinung zu befragen, so ist das kaum mehr als die gebührende Aufmerksamkeit. Das unglückselige Weib ist ausser Stande, die Situation klar zu erwägen. Ihre Antwort athmet nur tödtliche Angst um den Gatten und ohnmächtige Wuth gegen den Feind: die Kunde von dem himmlischen Boten hat sie überhört oder lässt sie unbeachtet. Natürlich, dass der Alte dagegen im festen Vertrauen auf die leibhaftige Gotteserscheinung jetzt
6 seinen festen Entschluss bestimmt ausspricht: wenn's denn sein muss, noch einmal den Sohn in die Arme schliessen und dann sterben, das ist sein Begehr!

Die Vorbereitungen zur Abfahrt geben dem gestrengen alten Herrn seine ganze Energie wieder. Das ist nicht der weichmüthige Greis aus der «Mauerschau», welcher für die schöne Sünderin nur beschwichtigende Worte des milden Trostes hat und dem Zwei-

kampfe des frevelhaften Sohnes nicht zuzuschauen wagt. Hier ist «jeder Zoll ein König», vor welchem Unterthanen wie Söhne beben, selbst wenn die harschen Worte, in welche sein leidenschaftlicher Schmerz um den Verlornen sich austobt, nicht ganz gerecht sind! Wie das Volk scheu vor seinem drohenden Stabe aus einander stieht, so rüsten die hart gescholtenen Söhne in stummem Gehorsam Wagen und Gespann.

Auch Hekabe hat sich indessen gefasst. Ist denn die gefährliche Fahrt unwiderruflich beschlossen, so soll Priamos Vater Zeus mit Weinspende und Gebet um ein glückverheissendes Zeichen anflehen. Dem frommen Rathe gehorcht der König: der schwarze Aar erscheint, der König der Vögel, zu Freud' und Trost der Schauenden. Nicht lange freilich dauert diese Stimmung: dem Abfahrenden das Geleit gebend «weinten sie und jammerten laut, als ging' es zum sicheren Tode»!

5. Auch dem Könige ist es bang ums Herz geworden. Als der von Zeus gesendete, in Iris' Meldung verheissene Hermes in blühender Jünglingsgestalt zu ihm und seinem Begleiter, dem Herold, herantritt, da sträubt sich ihm das Haar, und der Schrecken versteinert ihn. Des Gottes freundliche Anrede, welche warnend zugleich und schutzverheissend das innigste Mitgefühl mit dem Greise athmet, «der seinem lieben Vater gleich sieht», giebt diesem sein Gottvertrauen und die Erinnerung an Zeus' Botschaft zurück: er ahnt in dem Fremden den ihm versprochenen göttlichen Geleiter, deutet diess aber, fein und tactvoll, nur durch das doppelsinnige Schlusswort — μακάρων δ' ἔξ ἐσσι τοκήων — an. Nicht minder fein knüpft Hermes an die Frage nach der Absicht der abenteuerlichen Fahrt ganz natürlich die Erwähnung Hektor's an als «des besten Mannes», der gefallen, den er zugleich als den Sohn des Angeredeten bezeichnet. Das ist Balsam für das zerrissene Vaterherz: «aus Feindesmund tönt ihm seines Sohnes Ehre»! Die Fortsetzung dieses Lobes, wie die ganze gemüthliche Mittheilung des angeblichen «Dieners» des Achilleus macht unsern Alten noch zutraulicher. Er fragt, wie es um den armen Leichnam stehe, und als ihm der Fremde in ausführlicher Rede die beruhigende Ueberzeugung gegeben, dass noch im Tode der Götter schützende Hand über Hektor walte, dass weder das allgemeine Loos der Verwesung, noch die ungewöhnliche Misshandlung den edeln Körper verunstaltet habe, da erkennt er in solchem Wunder den Gotteslohn für Hektor's Gottesfurcht, und «mit den Göttern» ihn zu Achilleus zu geleiten, fordert er getrosten Muthes den Unbekannten auf. Seiner Rolle getreu schlägt Hermes das ihm angebotene Geschenk eines Bechers aus, aber «bis gen Argos», wenn's sein muss, will er gern und sicher den Greis geleiten. Und rasch geht es vorwärts; bald sind sie zur Stelle. Die Wächter sinken in Schlaf, Thor und Riegel springen auf; unangefochten, ungesehen sind sie an der Thür des hochragenden Achilleus-Zeltes: — Alles

durch des Gottes Zaubermacht, der jetzt beim Abschiede sich zu erkennen giebt und dem Alten noch als Erfinder der Beredtsamkeit den guten Rath hinterlässt, in Vaters, Mutters und Kindes Namen den Furchtbaren anzuflehen.

II. Die Zusammenkunft.

6. So hat denn der Dichter Alles aufgeboten, für die Zusammenkunft des unglücklichen Vaters und des zornvollen Mörders
7 unsere Spannung auf das Höchste zu steigern. Welch' eine Situation: dieser hohe König in den Staub geworfen vor dem Todfeinde und die grausamen Hände küssend, die ihm so viele Söhne erschlagen! Wie wird es möglich werden, dass wir von solcher Scene beruhigt und versöhnt unsere Blicke wenden? Unserm Dichter ist es gelungen. Der unerwartete Ueberfall des wundersamen Schutzflehenden, der einem flüchtigen, Sühne suchenden Todtschläger anschaulich verglichen wird, macht Achilleus starr und stumm. So gewinnt Priamos Zeit, seine Rede zu beginnen. Der göttlichen Weisung gemäss hält er wie ein schützendes Schild dem Furchtbaren das Bild des eigenen greisen Vaters entgegen, des einsam Verlassenen, den doch die Hoffnung auf das Wiedersehen des fernen geliebten Sohnes aufrecht erhält. Wie ganz anders, wie verzweiflungsvoll des Redenden Lage, dem von fünfzig Söhnen die meisten und besten der blutige Tod dahingerafft, der jetzt seinen Hektor durch Achilleus' Hand verloren hat und um dessen Lösung ins Feindeslager gedrungen ist:

«Aber fürchte die Götter, Achill, und erbarme dich meiner,
Deines Vaters gedenkend. Ich bin ja noch mehr zu bejammern:
Denn ich ertrug, was noch nie ein Mensch auf Erden ertragen,
Drückt' an den Mund die Hände, die meine Kinder gemordet!»

Und die furchtbare Wahrheit solchen Jammers hat das Herz des Mörders bezwungen. Er gedenkt des eigenen Vaters und drängt sanft den Knieenden zurück. Der gleiche Schmerz einigt und versöhnt die feindselig Getrennten: gemeinsam tönt ihre Klage um Hektor und Patroklos!

Achilleus ist's, der sich zuerst satt geweint hat; es erbarmt ihn des grauen Hauptes, er hebt den Vater des gehassten Todfeindes vom Boden auf und beginnt damit, ihn zu trösten, indem er ihn auf das allgemeine Menschenloos hinweist. Du hast viel Schweres ertragen; lassen wir das jetzt ruhen. Die Wehklage führt zu Nichts, und zu leiden ist einmal der Sterblichen gottverhängte Bestimmung: «des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil!» Auch Peleus ist nicht vollkommen glücklich: die Götter verliehen ihm Macht und Reichthum und die Hand einer Göttin, aber einsam sitzt er daheim, und ich, sein einziger Sohn, kann ihn nicht pflegen, muss hier im fremden Lande dir und deinen Kindern Leid bereiten. So möge Priamos, einst hochbegnadet, auch sein jetziges Leid mit Ruhe ertragen, um nicht vergebens neues Leid zu gewinnen!

Der Lösung hat Achilleus nicht ausdrücklich gedacht, obgleich sie, wie wir wissen, beschlossen ist. Priamos, der das nicht weiss, aber in drängender Eile die Sinnesänderung des Gefürchteten zu benutzen strebt, will sich nicht setzen, dieweil Hektor's Leiche im Staube liegt: er wiederholt die Bitte um sofortige Lösung gegen die Gaben, die er bietet. Da lodert zum letzten Male in Achilleus die alte Leidenschaftlichkeit auf: Priamos' Drängen, die Erwähnung des Lösegeldes hat ihn verletzt. Aber er scheut sich jetzt vor seiner eigenen dämonischen Wildheit; gewaltsam kämpft er sie nieder. Darum soll ihn Priamos «nicht reizen», damit er nicht thue, was ihn gereuen würde. Er hat ja schon selbst beschlossen, den Todten zu lösen nach der Götter Willen, welche durch Iris ihm Botschaft gesendet und den Priamos trotz Wachen und Thor wunderbar in sein Zelt geführt haben.

Und gesagt, gethan. Er selbst eilt hinaus mit den Dienern, den Austausch des Leichnams gegen das Lösegeld anzuordnen. Und noch einmal packt ihn das Grauen vor der eigenen Leidenschaft. Ausdrücklich gebietet er den Sclavinnen, den Leichnam zu baden und zu salben, damit nicht das Wehklagen des Alten beim Anblicke der schnöden Misshandlung die schlummernde Wuth in ihm wecke. Noch ein kurzes Gebet an Patroklos' Seele, ihm die 8
Lösung zu verzeihen, und die fromme Pflicht ist vollbracht.

7. Ein neuer Mensch kehrt er ins Haus zurück. Wir haben keinen nochmaligen Ausbruch seines Zornes zu befürchten. An die zartsinnige Mittheilung, der Sohn sei besorgt und aufgehoben, «wie der Greis es befohlen», knüpft sich die Einladung zum gemeinschaftlichen Mahle, motivirt durch jene mythische Hinweisung, welche durch Schiller's Nachbildung in seinem unsterblichen Siegesfeste Gemeingut geworden:

«Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl.»

Zum ersten Male seit Patroklos' Tode geniesst Achilleus, zum ersten Male seit Hektor's Tode Priamos Speise und Trank, Beide an Einem Tisch: der Vater des Opfers hat die Gastfreundschaft des blutigen Mörders angenommen. Das ist mehr als die Stillung des leiblichen Bedürfnisses. Denn als es gestillt, da schauen sie einander «bewundernd» an und «freuen sich» des gegenseitigen Anblicks! Ueber Blutrache und Todfeindschaft hat Milde und Humanität den schönsten Sieg davongetragen: der Feind hat im Feinde den Menschen erkannt. Und nun die rührende Bitte des Greises an den edeln Feind, ihm jetzt auch ein Lager zu gewähren. Seit Hektor's Tode hat der Arme kein Auge zugethan: jetzt gedenkt er einen guten Schlaf zu thun, wie er auch wieder des Brodes und Weines gekostet hat. Gern erfüllt Achilleus diesen

Wunsch, und mit harmlosem Necken (ἐπικερτομέων 649) macht er «den lieben Alten» darauf aufmerksam, dass er ihn draussen betten müsse, da er sonst leicht von einem Rath fragenden Achäer entdeckt und dem Agamemnon verrathen werden könnte, der dann den Leichnam nicht so leichten Kaufes frei geben möchte. Aber auch des ernsten Abschlusses gedenkt er, und von sich aus bietet er zu Hektor's Todtenfeier einen Waffenstillstand, dessen Dauer — eilf Tage — Priamos selbst bestimmen darf. Damit ist nicht nur die Lösung von Hektor's Leiche aus Schmach und Misshandlung, sondern auch die Erlösung der Beiden, welche um sie gerungen, aus Groll und Leidenschaft vollendet. Priamos und der Herold schlummern draussen, der Peleide drinnen, jetzt wieder in der Briseis Armen, ein echt hellenischer Zug, den wir uns weder durch antike noch durch moderne Prüderie verkümmern lassen.

III. Die Todtenfeier. 8. Es musste dem Dichter schwer fallen, nach diesen herrlichen Scenen noch einen Schluss zu finden, der nicht zu tief abfiel. Es ist ihm, meine ich, nicht ganz gelungen, diese Schwierigkeit zu überwinden. Zwar, dass er keine neue Zusammenkunft zwischen Priamos und Achilleus herbeiführt, ist natürlich: was hätten sich diese auch noch sagen können? Auch, dass Hermes den Alten weckt und zurückführt, wie er ihn hergebracht, ist wohl begründet. Wenn nur nicht die Eingangsverse 677—682 gar zu formelhaft aus andern Stellen entlehnt und die warnenden Worte des Gottes V. 683—688 gar zu armselig der letzten Rede des Achilleus entnommen wären, wie denn auch die folgende Erzählung bis V. 718 ziemlich trocken verläuft und selbst hier und da der nöthigen Klarheit entbehrt.

9. In der Todtenklage der drei Frauen dagegen erkennen wir unsern Dichter ganz wieder; so gleich in dem rührenden Schlussworte der Wittwe, die ihr und ihres unmündigen Kindes Loos als das traurigste bejammert:

9 «Hast mir ja nicht im Sterben die Hand noch vom Lager gereichet,
Oder ein Wort mir gesagt, ein sinniges, dessen ich ewig
Dann bei Tag und Nacht in meinen Thränen gedächte!»

An frühere Motive knüpft der jetzt in milde Wemuth sich lösende Schmerz der Mutter an, die beim Anblicke des «thauig und frisch» daliegenden Lieblingssohnes sich daran erhebt, dass er wie einst im Leben, so auch im Tode ein Günstling der Unsterblichen gewesen. Und Helena, des verderblichen Krieges allverabscheute Urheberin, erinnert sich mit dankbarer Liebe daran, dass in den zwanzig Jahren ihres Verweilens sie «von ihm nie ein böses Wort gehört», dass er sie sogar stets gegen die Scheltreden der Andern in Schutz genommen hat.

10. Der Schluss endlich,

«wie da die Troer das Grab des reisigen Hektor bestellten»,

bietet nichts Bemerkenswerthes. Er ist wieder in jener gedrängten Kürze gehalten, die wir schon oben in diesem dritten Theile gefunden haben, und auch an entlehnten Versen fehlt es hier nicht. Da indessen die eigentliche Aufgabe des Gedichts — «Hektor's Lösung» — wirklich gelöst war, so möchte ich aus diesen Wahrnehmungen noch nicht den Schluss ziehen, dass wir die Hand unseres Dichters hier nur in der dreifachen Todtenklage übrig haben, welche etwa nach Verlust der echten Verbindungsstücke von einem spätern Zusammenfüger durch die beliebte Centonenpoesie an den Haupttheil angeheftet worden wäre. Denn es ist selbst in den besten der homerischen Lieder durchaus nicht selten, dass eben nur das Charakteristische und Eigenthümliche in neuer und eigenster Weise gestaltet wird, für das Gewöhnliche oder sich Wiederholende dagegen unbedenklich formelhafte Verse wenig oder gar nicht verändert benutzt werden.

So viel von der poetischen Eigenthümlichkeit des Gedichts. Ich komme auf eine andere, mehr äusserliche desselben, die strophische Composition, welche in ihm deutlicher als in manchen andern zu Tage tritt. Es sei mir erlaubt, auf diese Eigenthümlichkeit noch etwas näher einzugehen. Versuche ich es doch dabei einer Beobachtung nachzugehen, welche Sie schon vor so vielen Jahren mit glücklichem Blick im Aeschylischen Prometheus gemacht haben, welche neuerdings unser Ritschl — so darf ich ihn ja wohl auch nennen? — in den Sieben mit schlagendem Scharfsinne begründet hat. Ich habe bereits mehrfach darauf hingewiesen, dass auch in der epischen Poesie gar nicht selten ein Parallelismus, ja eine strophische Verbindung der Verse sich findet. Die Zurückführung des Schiffskatalogs auf 5versige Strophen, die Urform der alten Theogonie, ist von den competentesten Richtern anerkannt worden, und in meinen akademischen Vorträgen S. 389—401 glaube ich mit ziemlicher Sicherheit die ältere und jüngere Fassung der hesiodischen Promethee in 3zeiligen und 5zeiligen Strophen nachgewiesen zu haben. Freilich muss hierbei mit grosser Vorsicht verfahren und namentlich die beliebte arithmetische Methode auf das Entschiedenste abgewiesen werden, welche ohne Rücksicht auf Interpunktion, Sinn und Zusammenhang aus einer solchen Untersuchung ein einfaches Divisionsexempel macht: man dividirt eine beliebige Quantität Verse mit einem beliebigen Divisor, und wenn ein Rest bleibt, so zieht man eine entsprechende Zahl Verse ab, was natürlich nicht schwer ist. Umgekehrt erkenne ich keine strophische Composition an, wo nicht ein wenigstens 10
relativer Abschluss des Sinnes dieselbe anzeigt, keinen Parallelismus von Versen oder Versgruppen, wo nicht Verwandtschaft oder Gegensätzlichkeit des Inhaltes bestimmt darauf hinweist. Dass diese Kunstform nicht als eine äusserliche Regel mechanisch aufgestellt

und pedantisch befolgt wurde, sondern mit naturwüchsiger Nothwendigkeit aus dem Wesen und Vortrage der alten Epen selbst hervorgegangen ist, darauf habe ich in meinem letzten Programm «de Iliadis carminibus dissertatio IV.» p. 15—18 [Opusc. I. p. 79—82] hingewiesen, und es sei mir vergönnt, unter Voraussetzung des dort Gesagten hier noch einige kurze Andeutungen über diesen Theil der altepischen Technik zu gehen, welcher in der frischen Ueberlieferung mündlicher Recitation auf die Gestaltung der lyrischen und dramatischen Kunstform sicherlich von grösstem Einfluss gewesen ist. Ich bemerke ausdrücklich, dass diese Andeutungen nicht etwa lediglich aus unserm Gedichte gezogen, sondern das Resultat einer schon ziemlich vollendeten Construction der hedeutendsten Iliaslieder sind, welche hoffentlich in nicht zu langer Frist dem Urtheile der Kenner vorgelegt werden soll.

Wie man sich auch die organische Entstehung des daktylischen Hexameters denken mag, gewiss scheint zu sein, dass er ursprünglich einzeln als ein abgeschlossenes Ganze in den Orakelsprüchen und der denselhen verwandten Spruchpoesie gehraucht wurde. Wir hahen, namentlich in Hesiodos' Werken und Tagen, noch eine ziemliche Anzahl solcher isolirter gewöhnlich zweideutiger Verse übrig, welche zum Theil wenigstens älter sein mögen, als die homerischen Gedichte. Als die Heldenpoesie, welche früher des kürzeren Verses sich hedient hatte, der sich noch in manchen freilich viel jüngern Volksliedern — wie z. B. in dem Schwalbenliedchen — erhalten hat, den Hexameter annahm, that sie zugleich den höchst bedeutenden Schritt, diese Isolirung aufznhehen und den Sinn ans einem in den andern Hexameter herübergreifen zu lassen, dadurch zwei oder mehrere derselhen mit einander zu verhinden. Aber freilich geschah das nur allmählich und mit einer gewissen Maasshaltung, schon darum, weil durch die wiederkehrende Verhindung einer bestimmten nicht zu grossen Zahl Verse das Gedächtniss nicht wenig unterstützt wurde, was denn doch in jenen Zeiten rein mündlicher Conception, Recitation und Tradition geradezu eine unahweisbare Nothwendigkeit war. So hielt man, nm das schwierige Behalten von Namenreihen zu erleichtern, in nomenklatorischen Gedichten geradezn nnr Eine Strophe — z. B. in der Theogonie und dem Schiffskatalog von fünf Versen — nnabänderlich fest. Umgekehrt strebte man in den erzählenden Gedichten nach einem gewissen Wechsel der Strophen: es wäre ein bodenloses und naturwidriges Unternehmen, dergleichen gewaltsam in Strophen gleicher Verszahl zu prokrustiren. Im Gegentheil, je nach der Beschaffenheit und Stimmung von Erzählung nnd Dialog finden wir gewöhnlich 2-, 3-, 4- und 5zeilige Strophen in hunten Gemisch, dazwischen dann — regelmässig durch die Besonderheit des Inhalts indicirt — bald längere gegenüberstehende Gruppen von 6—9 Versen, hald grössere Stücke, denen jeder Versparallelismus und jede strophische Gliederung fehlt. Nicht selten aher hält doch das

Einzellied an einer Strophe mit bestimmter Verszahl vorzugsweise fest, so dass diese am häufigsten wiederkehrt. In Hektor's Lösung ist diess die Dreizahl, wie das auch neuerdings Herr Westphal wenigstens für die Todtenklage der Hekabe und Helena erkannt hat: s. die Verhandlungen der Breslauer Philologenversammlung S. 53 f. Wie sich zu diesem Grundthema die strophischen und nicht strophischen Variationen verhalten, wird aus der folgenden technischen Analyse hervorgehen. Sie 11
schliesst sich überall an die vorausgegangene aesthetische Analyse an, um zu zeigen, wie auch in diesem Kunstwerke Inhalt und Form ein harmonisches Ganze bildet.

1. Die Schilderung jenes schmerzvollen Wüthens zeigt in ihrer jetzigen Ausdehnung V. 1—21 keine Spur strophischer Gliederung. Das wäre nun an und für sich nach den eben gegebenen Andeutungen weder auffallend, noch etwa ein Grund, dieses Stück dem Dichter unseres Liedes abzusprechen. Aber mit Recht haben aus anderen Gründen die Alexandriner 6—9 und 20. 21 verworfen. Dann erhalten wir in den übrigen 15 Versen (1—5. 10—19) eine fast ganz genaue Zweitheilung, indem gerade der mittlere Vers 16

δινεύεσκ' ἀλύων παρὰ θῖν' ἁλός. ‖ οὐδέ μιν ἠώς

die beiden Haupttheile unseres Stückes — Achilleus' ruhelosen Schmerz und sein Wüthen gegen den Leichnam — mit einander verbindet.

2. Hier beginnen nun mit V. 22 sofort die dreiversigen Strophen und schliessen sich bis V. 119 mit so wenigen und so wenig motivirten Störungen eine an die andere, dass selbst eine besonnene Kritik sich kaum bedenken wird, dieselben hinwegzuräumen, zumal da sie wenigstens zum Theil auch sonst — ganz abgesehen von der strophischen Composition — Anstoss geben.

Der Streit der Götter bietet jetzt, das zu Apollon's Rede herüberleitende Verspaar abgerechnet, 3 Strophen: 22—24. 25—27. 28—30. Aristarchos warf die beiden letzten aus, wohl hauptsächlich wegen des sonst bekanntlich bei Homer nicht erwähnten, hier auch in unzutreffenden sonderbaren Worten (νείκεσσε — ἤνησ' — μαχλοσύνην) ausgedrückten Schönheitsgerichts. S. Schol. zu V. 25. (Friedlaender Ariston. p. 340. sq.). Andere, scheint es, gingen noch weiter und beseitigten alle 8 Verse 23—30, wogegen der Scholiast zu V. 23 wenigstens den ersten davon mit guten Gründen festhält. Ich kann mich nicht entschliessen, mehr als die schon gerügten Verse 28—30 aufzugeben: sie passen um so weniger, als im Vorhergehenden neben den zürnenden Göttinnen auch Poseidon erwähnt worden ist, den doch wahrlich das Urtheil des Paris nicht berührt hat! Aber die ausdrückliche Nennung der drei feindlichen Gottheiten in wirksamem Widerspruch gegen die Anregung der Andern zu Entwendung des Leichnams scheint mir schon hier nothwendig zu sein.

Apollon's Scheltrede besteht aus 6 Strophen, die in genauem Parallelismus einander entsprechen: das erste Strophenpaar (33—35. 36—38) führt die Preisgebung des frommen Hektor, das zweite (39—41. 42—44) die Begünstigung des wilden Achilleus durch die Götter vor. Die fünfte Strophe (46—48) bernft sich auf den versöhnlichen Brauch Anderer, während die sechste (50—52) im Gegensatze damit Achilleus' schmähliches Wüthen schildert. — Von den beseitigten Versen ward 45 als hesiodisch (*"E.* 318) nnd sonst unpassend schon von den alten Kritikern verworfen, denen die neuern Herausgeber alle gefolgt sind. V. 49 ist in diesem Zusammenhange und in Apollon's Mnnde vollkommen sinnlos: es würde dadurch die Versöhnlichkeit der gewöhnlichen Menschen als eine Schwachheit entschuldigt werden, während sie als eine Tugend gelobt wird. Auch V. 53 ward von den Alexandrinern verworfen, welchen man hätte folgen sollen, statt an dem fehlerhaften *νεμεσσηθέωμέν οἱ ἡμεῖς* herumzubessern. Endlich V. 54 passt ebensowenig zu Apollon's «Unwillen», welchen doch nicht «die Misshandlung des stummen Erdbodens», sondern des stummen Leichnams erregt!

Auch Here's Gegenrede bestand ursprünglich nur aus 2
12 Strophen (56—58. 59—61), die in ähnlicher Weise einander gegenüberstehen. Die Schlussverse 62 f. schwächen nur die entschiedene Geltendmachung von Here's mütterlicher Theilnahme für den Göttinsohn.

Zeus' Entscheidung endlich besteht jetzt aus 4 Strophen, von denen wiederum 1 und 2 — Hektor's Frömmigkeit und Gottgeliebtheit — einerseits, 3 und 4 — das Wie seiner Lösung — andrerseits zu einander gehören. Und so erhielten wir denn zugleich den Parallelismus im Grössern, so dass Apollon's Rede genau aus so vielen (6) Strophen bestünde als Here's und Zeus' Entgegnungen (2 + 4) zusammengenommen. Aber es lässt sich nicht bergen, dass V. 71—73 schon von den alten Kritikern aus sehr triftigen Gründen athetirt worden sind, denen wir schwerlich unsere Zustimmung versagen können, so passend uns auch an sich eine ausdrückliche Zurückweisung des unwürdigen Diebstahls in Zeus' Munde erscheinen würde.

3. In einer langen Reihe 3zeiliger Strophen verläuft dann die Erzählung von V. 77—119. Nachhülfe bedürfen wir nur an 3 Stellen: V. 86 *φθίσεσθ' ἐν Τροίῃ ἐριβώλακι, τηλόθι πάτρης*, der ganz aus Flicken besteht, ist schon von den alten Kritikern als «unnütz» verworfen worden. V. 94 ist anstössig wegen der Identität des *κυάνεος*, was der Thetis als Meergöttin überhaupt eignet, mit einer schwärzesten Trauerfarbe. Der Vers ist offenbar mit Benutzung von *Δ* 277 aus Hymn. Dem. 42 gemacht, wo *κυάνεον κάλυμμα* in allgemeiner Bedeutung steht. V. 116 endlich *αἴ κέν πως ἐμέ τε δείσῃ ἀπό θ' Ἕκτορα λύσῃ* schleppt ganz unbehülflich nach und enthält einen Zeus' unwürdigen Zweifel. — Parallelismus

der Strophen haben wir auch hier: Iris' Niederfahrt (77—85) wie Thetis' Auffahrt (93. 95—102) haben je 3 Strophen. Dazwischen liegen 2 Strophen, Iris' und Thetis' kurzes Zwiegespräch enthaltend. Und Zeus' Rede besteht aus 5 Strophen: der Eingangsstrophe mit der Anrede an Thetis (104—106), und dann aus 2 Strophenpaaren, deren erstes den Götterstreit (107—109) und Zeus' Entscheidung (110—112), deren zweites die Weisungen für Achilleus (113—115) und für Priamos (117—119) enthält.

Im folgenden Abschnitte (V. 120—142) herrscht die **Fünfzahl** vor. Thetis' Ankunft beim Sohne wird in 5 + 3 Versen erzählt. Ihre Rede an denselben besteht aus 2 entgegengesetzten 5zeiligen Strophen, die sich wiederum gegenüberstehen: die Mahnung zur Freude (128—132) und die Botschaft von Zeus (133—137). Denn es versteht sich von selbst, dass wir uns von der auch sonst zuweilen vorkommenden Prüderie der Alexandriner die charakteristischen und durch V. 675 f. geforderten Verse 130—132 nicht rauben lassen, wenngleich mein verehrter Freund **Fäsi** dieser Athetese beizustimmen scheint, ich denke, mehr als Gymnasialrector, denn als Homerkritiker. Zum Schluss wieder 5 Verse: 138—142.

4. Dann folgt Zeus' Auftrag an Iris wieder in 5 3zeiligen Strophen, von denen sich die 4 letzten in Iris' Mittheilung an Priamos wiederholen (146—157 = 175—186), der als eigene Einleitung noch 4 Verse vorausgehen (171—174), das Doppelte derjenigen, welche Zeus V. 144 f. vorausgeschickt hat. Wie auch hier und im Folgenden Strophe und Strophe sich gegenüberstehen, mag fortan nur noch zuweilen erinnert werden. Zwischen den beiden Reden liegt die Schilderung, wie Iris den Priamos und die Seinen getroffen, freier componirt. Entsprechend den 2 Versen (159 f.), welche die Ankunft der Iris erzählen, sind die 2 (169 f.), in denen sie Priamos antritt. Eine Strophe von 5 Zeilen (161—165), Priamos' und der Söhne, und eine von 3 Zeilen (166—168), der Töchter Trauer enthaltend, entsprechen genau den 5 + 3 Versen 120—127, in denen oben die Situation geschildert war, in welcher 13
Thetis den Sohn und die Seinen gefunden hatte. Verworfen haben wir hier nur den abschwächenden Vers 158 = 187

ἀλλὰ μάλ' ἐνδυκέως ἱκέτεω πεφιδήσεται ἀνδρός.

Nun wieder 4 3zeilige Strophen im Gegensatz: Befehl zur Rüstung des Wagens (188—190) und Hinaufgang zu Hekabe (191—193), dann die Rede an sie: was der himmlische Bote gesagt (194—196), und was sie dazu meine (197—199).

Schwierigkeiten dagegen macht **Hekabe**'s Antwort. Zwar dass sie nach 2 3versigen Strophen (200—202. 203—205) die strophische Composition gänzlich verlässt, möchte nach dem oben Gesagten, bei der fürchterlichen Aufregung der Redenden, an sich ohne allen Anstoss sein, wenn nur nicht 208—212 gar zu viel des Anstössigen in Ausdruck und Sinn enthielten. Das νῦν δὲ κλαίωμεν

ἄνευθεν ist streng genommen Unsinn. Die fast ganz entlehnte (*Τ* 410 + *Υ* 128 + *Σ* 283 + *Χ* 508 + *Γ* 429) Sentenz *τῷ δ' ὥς ποθι — κρατερῷ* ward mit Recht schon von einigen Alten ein *λόγος ἀπρεπής* gescholten und mühselig vertheidigt; im Munde einer Mutter ist sie eine Unmöglichkeit: die mag sich wohl damit trösten, dass es dem Sohne «vom Schicksal bestimmt war, so zu fallen», aber nicht, so die Hunde zu sättigen! Und diese ganze auf thatlose Ergebung abzielende Expectoration passt nicht zur Gemüthsstimmung der von Angst und Wuth völlig entmenschten Hekabe. Ich zweifle daher nicht daran, dass ohne alles Dazwischenliegende und Folgende der Dichter ursprünglich oinfach so geschlossen hatte:

> 208 *οὐδέ τί σ' αἰδέσεται·* ‖ *τοῦ ἐγὼ μέσον ἧπαρ ἔχοιμι* 212
> *ἐσθέμεναι προσφῦσα· τότ' ἂν τιτὰ ἔργα γένοιτο.*»

So hatte ich längst die Stelle gereinigt, als ich zu meiner Freude fand, dass auch Bekker in seiner neusten Ausgabe die 3 letzten ganz unerträglich matten Verse 214—216, so viel ich weiss, ohne Vorgänger beseitigt hat.

Wozu aber Priamos' Erwiderung genau das Gegenstück bildet, zeigt Umfang und Inhalt klar genug, nämlich zu der Rede der Thetis, welche den Sohn auf seine Ankunft vorbereitete. Er spricht seinen festen Entschluss, zu ihm zu gehen, in der 2ten 5zeiligen Strophe (223—227) aus, während er in der 1ten (218—222) nach Hekabe's Zurechtweisung denselben begründet hat.

Die Versgruppe 228—238 zählt zunächst in 7 Einzelversen die zum Lösegeld bestimmten Geschenke auf, woran sich dann 4 zusammenhängende Verse eng anschliessen. Eine strophische Gliederung erkennen wir hier nicht, welche sich dagegen in der freilich lückenhaften Schilderung V. 265—280 nachweisen lässt. Da haben wir zunächst die Rüstung des mit Maulthieren bespannten vierrädrigen Lastwagens (*ἅμαξα, ἀπήνη*) in 2 dreizeiligen (265—270) und 2 vierzeiligen Strophen (271—278). Dann ist aber offenbar eine Lücke, ungewiss von wie viel Versen: der mit Rossen bespannte Prachtwagen des Priamos musste hier ausdrücklich erwähnt werden. Eben so ist strophisch in scharfem Parallelismus die Scheltrede gegen die Troer: 239—242=243—246, welcher entsprechend auch die Scheltrede gegen die Söhne aus 3 vierzeiligen Strophen besteht: 253—256 = 257—260, wo ein Kolon zu setzen ist, so dass mit dem *ψευσταί τ' ὀρχησταί τε* u. s. w. als Vocativen der barsch befehlende Schluss 261—264 eingeleitet wird. Gewiss nicht zufällig ist es, dass dieser Scheltrede des Priamos an die Söhne (3 × 4 = 12) an Verszahl die Mahnrede der Hekabe an ihn gleich ist, wenngleich mit anderer Strophengliederung:
14 3 + 6 + 3 (287—289. 290—295. 296—298.), wie denn auch die Eingänge zu beiden Reden nach Inhalt und Umfang einander entsprechen, Priamos' Derbheit gegen Volk und Söhne und Hekabe's

Erscheinen mit der Weinspende: 247—252 = 281—286. Ebenso entspricht Priamos' aus 6 zusammenhängenden Versen bestehendes Gebet 308—313 genau dem dazu mit Inhaltsangabe auffordernden Mittelstücke der Mahnrede Hekabe's 290—295, aus welchem sogar die 4 letzten Verse möglichst wörtlich wiederholt werden. Und dies Gebet wird wieder in gleicher Weise wie jenes Mittelstück von 2 dreizeiligen Strophen eingerahmt, die Einleitung zum Gebet (305—307) und dessen Erfüllung (314—316) enthaltend. Ebenso stehen vorher Priamos' Antwort an Hekabe und seine Weisung an die Dienerin in 2 Dreizeilen einander gegenüber: 299—301 = 302—304. Denn die Athetese von 304 wegen des sonst ungebräuchlichen χέρνιβον können wir nicht annehmen: das ἡ δὲ παρέστη wäre auch gar zu nichtssagend. Ueberhaupt ist unser Standpunkt gegenüber den ἅπαξ λεγόμενα der Einzellieder ein ganz anderer, als derjenige der einheitlichen Analogiker.

Die weitere Erzählung (317—328) bietet dann zunächst ebenfalls eine Gruppe von 12 Versen: 5 + 2 + 5; dann kehrt das Grundthema in einer Reihe von 3zeiligen Strophen wieder: 329—331. 333—335. 336—338. 339 + 343 f. 346—348. 349—351. Die Strophe von den Flügelsohlen 340—342 haben wir hier beseitigt: sie eignet der Parallelstelle ε 44—46, wo Hermes zu Kalypso «über Land und Meer» fliegt, während umgekehrt der Zauberstab 343 f. wegen 445 f. offenbar unserer Stelle angehört und ε 47 f. zu beseitigen ist. V. 345 dagegen (= ε 49) gehört nur demjenigen an, welcher die Stelle der Odyssee aus der unsrigen interpolirte. V. 332 endlich, aus P 487 + O 12 compilirt, von wo V. 9 auch das πεδίον herstammt, ist an sich anstössig: weder passt es für «den Gott des weiten Himmels», sie «erst» jetzt zu «bemerken, als sie ins Freie kommen», noch konnte von einer plötzlichen durch jenen Anblick erregten Mitleidsanwandelung die Rede sein, da Hermes' Sendung längst beschlossen und angekündigt ist.

5. Die folgende Scene ist ihrem reichen Wechsel gemäss mit mehr Freiheit componirt. Nach den zwei Eingangsversen 352 f. entspricht dem beredten Entsetzen des Herolds der stumme Schreck des Königs in 2 Vierzeilen (354—357 = 358—361), während die bewegte Warnungsrede des Gottes sehr passend in 5 Verspaare (362—371) sich gliedert, von denen nach dem 1ten, welches den Eingang bildet, wieder 2 und 3 wie 4 und 5 einander gegenüberstehen. In 5 Einzelversen dagegen bewegt sich Priamos' fromm zuversichtliche Antwort 373—377, während Hermes' weitere Frage aus einer 4zeiligen und einer 3zeiligen Strophe (379—382. 383—385) besteht, eine Form, welche dann in den auch dem Inhalte nach aufs Genaueste sich entsprechenden Schlussreden des Priamos und Hermes wiederkehrt: 425—428 + 429—431 = 433—436 + 437—439. Von den dazwischen liegenden längeren Reden des Hermes ist die erste mit dem gleichen Anfange πειρᾷ ἐμεῖο γεραιέ (390—404) versehene ihrem mannigfaltigen Inhalte gemäss ähnlich

componirt: 4. 3. 4. 4, während die zweite um 2 Verse kürzere Rede keine eigentliche Strophengliederung enthält, sondern nach der langen Erzählung von der wunderbaren Erhaltung der edeln Leiche 411—421 mit 2 kurzen Versen nachdrücklich den Götterschutz als die Ursache davon hervorhebt. Die kurzen Fragreden des Priamos bestehen die erste aus 2, die zweite aus 4 Versen (387 f. 406—409). Mit Willen sind hier die anführenden Zwischenverse (372. 378. 386. 389. 405. 410. 424. 432.) nicht gerechnet worden. Ich denke, dergleichen sind im Vortrage gewöhnlich für sich gesprochen worden. Will man sie hier zu den von ihnen angekündigten Reden ziehen, so ändert das Nichts im Parallelismus der Glieder.

Auch die ganze folgende Erzählung bis zum Beginn der Bittrede des Priamos ist freier componirt, wiederum ihrem mannigfachen Inhalte angemessen. Es mögen ihre Verse etwa folgendermassen im Vortrage verbunden worden sein: Hermes' Aufsitzen 3 : 440—442; die wundersame Einfahrt 5 : 443—447; Achilleus' Zelt und seine Einfriedigung 4 + 5 : 448 — 456; Hermes' letzter Dienst 3 : 457—459, und Abschiedsrede, wo wieder nach dem aufklärenden Eingangsworte (2 : 460 f.) die beiden 3 zeiligen Strophen 462—464 und 465—467 auch dem Inhalte nach — Hermes geht fort und Priamos muss hinein — einander gegenüberstehen. Hierauf eine Versgruppe von 8 zusammenhängenden Versen 468—475 (wo ἀπέληγον zu schreiben und dann 476 zu streichen ist, nicht sowohl wegen der Erwähnung des Tisches, die den Alexandrinern anstössig war, sondern wegen des Widerspruches mit 129 und 601 ff.), welche Priamos bei Achilleus einführt, während dann sein Kniefall mit 3 (477—479), der Eindruck, den er macht, durch jene charakteristische Vergleichung mit 3 + 3 Versen (480—482. 483—485) geschildert wird. Wäre ich darauf erpicht, um jeden Preis nur nach paralleler Gleichheit zu haschen, so würde ich entweder oben 476 zu halten suchen oder hier 484 zu streichen empfehlen, um 468—476 = 477—485 zu erhalten.

6. In der Hauptscene dagegen tritt wieder eine strenge strophische Gliederung ein, und zwar herrscht hier mit einem Male die Vierzeile vor, welche ich in dem erwähnten Programme p. 13 sq. [78 f.] als die eigentliche Grundform des Liedes vom «Bundesbruch» nachgewiesen habe. Priamos' Bittrede besteht aus 5, Achilleus' Trostrede aus 7 solcher Strophen. In jener steht die Schlussstrophe 503—506 — die Zusammenfassung der Bitten um der Götter und des eignen Jammers willen —, in dieser die Eingangsstrophe 518 + 522 — 524 — die Abmahnung von vergeblicher Klage — isolirt; die andern gehören paarweise zusammen: in Priamos' Rede 1 und 2 — die Erinnerung an Peleus und dessen Noth 486—489, der doch viel glücklicher als Priamos ist 490—493—, sowie 3 und 4 — das Elend des Priamos, der nach so vielen tapfern Söhnen 495—498 endlich auch Hektor'n verloren hat

499—502 —; in Achilleus' Rede 2 und 3, die Schicksalsfässer 525 (wo *ὣς μὲν ἐπεκλώσαντο* zu schreiben ist) — 528 und die Vertheilung ihres Inhalts 529—532 (533 eine Epexegese des *λωβητὸν ἔθηκεν* ist mit ·) als Variante von 532 zu versehen), 4 und 5, Peleus' Glück 534—537 und Unglück 538—542, wo statt 539 und 540 ursprünglich nur Ein Vers gestanden hat:

παίδων ἐν μεγάροισι γονὴ γένετ'· οὐδέ νυ τόν γε,

endlich im Gegensatze dazu 6 und 7, Priamos' Glück 543—546 und Unglück, was in Gednld zu ertragen mit Rückbeziehung auf den Anfang (*ἄνσχεο* 518 und 549, *πρῆξις* 524 und *πρήξεις* 550) ihm empfohlen wird. Es versteht sich, dass hier, auch abgesehen von dem Strophengesetz, der elend gestoppelte Vers 548

αἰεί τοι περὶ ἄστυ μάχαι τ' ἀνδροκτασίαι τε

fallen muss: er unterbricht auf unerträgliche Weise den nothwendigen Zusammenhang, in welchem auf die Begründung 547 (wo *πῆμα τόδ'* eben Hektor's Geschick bezeichnet) sofort die Nutzanwendung 549—551 folgen muss. Sonst waren nur noch die Wiederholungen, die unnütze 494 aus 256 und die ganz thörichte 519—521 aus 203—205, zu beseitigen. Die zwischen beiden Reden liegende Erzählung besteht aus 10 Versen: zuerst 2 einzelne 507 f. als Eingang, dem dann wieder 2 entgegengesetzte Vierzeilen 509—512 und 513 + 515 — 517 (514 ist längst beseitigt) — die Klage und ihr Aufhören — folgen.

Das folgende Stück enthält dagegen die Dreizahl der Verse. 16
Die drängende Bitte des Priamos hat 1, die drohende Zurückweisung des Achilleus 3 solcher Strophen. Denn 556—558 sind längst von Alten und Neuen einstimmig verworfen, und dass 563—567 elend interpolirt sind und ursprünglich nur folgende 3 Verse hier standen:

καὶ δὲ θεῶν τίς σ' ἦγε θοὰς ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν,
οὐ βροτίς· οὐδὲ γὰρ ἂν φυλακοὺς λάθοι, οὐδέ κ' ὀχῆα
ῥεῖα μετοχλίσσειε θυράων ἡμετεράων,

wird, meine ich, einmal erinnert kaum Jemand in Zweifel ziehen: ich will nur des ganz absurden *οὐδὲ μάλ' ἡβῶν* gedenken, welches hier ebenso nnsinnig als *M* 382 und *ψ* 187 passend steht: aus letzterer Stelle ist die unsrige angeschwellt worden. Diese 2te Strophe — Priamos' göttliche Führung — bildet den Gegensatz zur 1ten 560—562, in welcher Achilleus des göttlichen Gebotes gedenkt, welches an ihn selbst ergangen ist. Die 3te 568—570 enthält die Schlussfolgerung.

Die Lösung und Zurüstung des Leichnams scheint mir ursprünglich nach dem Uebergangsverse 571 in 4 correspondirenden Vierzeilen erzählt worden zu sein: Achilleus stürmt mit den Genossen hinaus 572—575, lässt den Herold hineinführen und die

Geschenke abladen 576—579, den Leichnam baden 582 + 584—586, bekleiden und auf den Wagen heben 587—590. Verworfen habe ich 580 f. als in Widerspruch mit 588, obwohl ich recht gut weiss, wie man da nicht aus-, sondern «unterlegt»; ferner 583, wo das νόσφιν ἀείρασας, da Priamos im Zelte geblieben, ganz widersinnig, und ὡς μὴ Πρίαμος ἴδοι υἱόν nur eine Variante von παῖδα ἰδών 585 ist. Was das Schlussgebet anlangt, so hat der gesunde Tact Aristarch's die unwürdig eigennützige und thörichte Motivirung 594 f. verworfen. Aber freilich mit dem blossen ὅτι Ἕκτορα δῖον ἔλυσα schnappt die Bitte um Verzeihung ohne alle Begründung ab. Ich hoffe, unser Dichter hat nach dem Sinne des grossen Kritikers wirklich hinzugesetzt:

πατρὶ φίλῳ, ἐπεὶ ἦ μοι Ὀλύμπιος αὐτὸς ἀνώγει,

wie sein Achilleus schon oben der Mutter geantwortet hat. Dann haben wir auch hier eine Vierzeile.

7. Achilleus' Einladung zum Mahle wird wieder von einer Dreizeile eingeleitet 596—598 und besteht selbst aus 5 solchen Strophen, von denen 1 und 2 — Priamos' Einladung 599—601 und Anführung Niobe's 602—604 — sowie 3 und 4 — ihrer Kinder Tödtung 605—607 und Bestattung 610—612 — sich entsprechen, während die 5te (613 + 618 f.) die Einladung zusammenfassend wiederholt. Beseitigt habe ich 608 f. als den erklärenden Zusatz desselben mythologischen Interpolators, welcher auch die von Aristophanes und Aristarchos verworfenen Verse 614—617 eingesetzt hat, sowie den theils schleppenden theils der Absicht Achill's unangemessenen V. 620. Ebenso verläuft die Schlussrede des Helden, von einer Dreizeile eingeleitet, in 3 gleichen Strophen 647—658: die 1te enthält die Weisung draussen zu schlafen, die 2te die Motivirung davon, die 3te die Frage wegen des Waffenstillstandes. Priamos' Antworten dagegen bestehen aus je 2 Vierzeilen: 635—638 + 639—642 und 660—663 + 664—667, deren Parallelismus Jedermann in die Augen springt.

8—10. Auch was übrig bleibt, kann kurz abgethan werden, zumal was die knapp referirenden und zum grossen Theil formelhaften Verse anlangt, welche wir 621—628. 643—646. 677—682, endlich von 785 bis zum Schlusse lesen. Nicht als ob diese dem Strophengesetz widersprächen; im Gegentheil, sie bestätigen es: selbst ein flüchtiger Blick auf diese alten Bekannten lehrt, dass
17 auch sie fast ausnahmslos zu Dreien und Vieren sich gruppiren. Aber nicht in dem, was Gemeingut aller Rhapsoden, sondern in dem, was Eigenthum des einzelnen Dichters ist, zeigt sich die individuelle Kunst.

Darum mag nur noch flüchtig daran erinnert werden, dass 629—634 an das abgedroschene αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος u. s. w. 3 entsprechende Zweizeilen angeknüpft werden; dass der Schluss 669—676 ebenso passend in 4 Zweizeilen oder 2 Vierzeilen

Achilleus' Versprechen und Händedruck, des Königs und des Helden Schlummerstätte angiebt; dass die Weckrede des Hermes 683—688 wiederum in 2 Dreizeilen verläuft, die denn auch in der folgenden Erzählung bis 718 regelmässig wiederkehren, so dass sie nur von dem längern aus 8 Versen bestehenden Referate über Kassandra 696—703 unterbrochen werden. Aber die Todtenklage 723—777 wird von 2 Vierzeilen eingerahmt, deren 1te 719—722 die Anordnung der Klage schildert, deren 2te 778—781 die Aufforderung des Priamos zur Bestattung enthält. Ebenso wenig ist es zufällig, dass die formelhaften, auch wörtlich an einander anklingenden Uebergänge 723 f. 746 f. 760 f. 776 f. aus je einem Verspaare bestehen.

Was die Todtenklage der Hekabe und der Helena anlangt, so genügt es sie nur anzusehen, um sie in ihre 4 dreiversigen Strophen zu sondern, deren scharfer Parallelismus Keinem entgehen wird. Die zwei widerstrebenden Verse in der Rede der letztern sind schon von Andern beseitigt worden: die Unechtheit von 772, der mit seiner Tautologie aus *λ* 203 + *B* 164 (180) zusammengesetzt ist, erkannte schon Heyne, und Bekker hat ihn ausgeworfen, und der andere auch an sich sogar störende Vers 770, offenbar dem Priamos der Teichoskopie zu Ehren eingeflickt, ist von Herrn Westphal a. O. als unecht bezeichnet worden. Mit Recht nimmt derselbe an, «in der Klage der Andromache scheine die Anrede an Astyanax spätere Einschiebung; sie hindere die strophische Gliederung, die in den 6 letzten Versen unverkennbar hervortrete, deutlicher zu verfolgen». Abgesehen von der strophischen Gliederung enthalten auch die Verse 731—739 des Auffallenden genug, und ich will nur daran erinnern, dass der Uebergang von der Anrede an Astyanax 740 *τῷ καί μιν λαοὶ μὲν ὀδύρονται* zu der an Hektor 741 *ἀρητὸν δὲ τοκεῦσι γόον — ἔθηκας, Ἕκτορ* deutlich die Einflickung eines ungehörigen Stückes verräth. Ich entferne daher einfach die 9 genannten Verse und setze an 730 *ἔχες δ' ἀλόχους κεδνὰς καὶ νήπια τέκνα·* unmittelbar 740 *τῷ καὶ νῦν λαοὶ μὲν ὀδύρονται* u. s. w. Niemand wird das Geringste vermissen, und wir erhalten dann auch für die Klage der Andromache 12 Verse, von denen aber nur die 6 letzten in 2 dreizeilige Strophen gegliedert, die 6 ersten dagegen, angemessen ihrem auch durch die Gebärde 724 angedeuteten überfluthenden Schmerze, in Eine ununterbrochene Gruppe zusammengefasst sind.

Doch ich muss fast fürchten, hochverehrter Herr Jubilar, Ihre Geduld durch all' diese Strophen und Gegenstrophen gänzlich erschöpft zu haben. Wer weiss, ob Sie nicht am Ende urtheilen, dass trotz alles Drehens und Wendens ich doch weder richtig gezielt, noch sicher getroffen habe? Sei's drum: wer niemals fehlt, der trifft auch niemals, und galt es doch einem homerischen Ziele, welches nicht nur noch Niemand getroffen, sondern auch noch Niemand aufgestellt hat. Sind Sie und andere berufene 18

Richter der Meinung, dass ich wenigstens ein richtiges Ziel bezeichnet, dass ich nicht nach einem bunten Nebelbilde mein blindes Geschoss gerichtet habe, so werde ich gern zufrieden sein und mich leicht trösten, wenn Phöbos Apollon einem andern Schützen den Preis gönnen sollte. Ihnen aber, hochverehrter Herr Jubilar, möge der Gott verleihen, noch lange Jahre hindurch gleich jenen grossen Dichtergreisen der Hellenen «rasche Geschosse hellen Klangs» nicht nur im goldenen Köcher zu bergen, sondern auch mit jugendlicher Kraft von der silbernen Sehne zu entsenden. An würdigen Zielen und verdienten Ehren wird es Ihnen nimmer mangeln!

IV.

Ueber den Zusammenhang und die Bestandtheile der Odyssee*).

Vorbemerkung. Als ich der Aufforderung des geehrten 34
Präsidiums gemäss mich entschloss einen Vortrag zu halten, so glaubte ich einen Gegenstand wählen zu müssen, welcher einerseits von allgemeinem Interesse zu sein schien und über welchen ich andererseits schon seit einer Reihe von Jahren mir klar geworden war. Erschien es mir allerdings bedenklich, einen so umfänglichen und überaus schwierigen Gegenstand in verhältnissmässig kurzer Zeit auf angemessene Weise zu behandeln, so hoffte ich vor meiner Abreise noch so viel Zeit zu erübrigen, um den versprochenen Vortrag auch in Beziehung auf Inhalt und Form aufs Genaueste vorzubreiten. Darin hatte ich mich aber getäuscht: Arbeiten und Zerstreuungen nahmen mich in den letzten Wochen des verwichenen 35
Sommersemesters dergestalt in Anspruch, dass ich eigentlich ohne alle specielle Vorbereitung nach Augsburg kam. Ich war daher dem verehrten Präsidium sehr dankbar, als es auf meine Bitte die Gefälligkeit hatte, meinen schon auf Mittwoch angesetzten Vortrag um einen Tag zu verschieben. So konnte ich wenigstens über Auswahl des Stoffes sowie über Gang und Methode der Behandlung vollkommen mit mir ins Reine kommen, während ich im Uebrigen genöthigt war, nach Ausdruck, Stil und Färbung den Vortrag rein zu improvisiren. Diese Improvisation war um so schwieriger, weil ich auf mehr Zeit gerechnet hatte, als mir eingeräumt werden konnte. So musste ich Manches übergeben oder nur ganz oberflächlich andeuten, was ich genauer auszuführen mir vorgenommen hatte. Bei diesen Uebelständen tröstete mich die Voraussetzung, dass gegenüber der Unmöglichkeit, den Vortrag so wiederzugeben, wie er wirklich gehalten worden, ich volle und vollberechtigte Freiheit haben würde, ihn vollständig nach meiner ursprünglichen Idee auszuarbeiten, wodurch derselbe natürlich auch bedeutend länger geworden wäre.

Aber in der Voraussetzung jener Unmöglichkeit hatte ich mich

*) [Vortrag auf der XXI. Philologen-Versammlung zu Augsburg 1862.]

getäuscht. Das treffliche Secretariat hatte seine Massregeln so gut getroffen, dass es mir eine im Ganzen sehr treue stenographische Niederschrift zur Redaction vorlegen konnte, und schon vorher war nach einer andern im Wesentlichen übereinstimmenden Niederschrift in der österreichischen Gymnasialzeitung Heft X S. 750—758 mein Vortrag 'beinahe wörtlich' mitgetheilt worden. Gegenüber diesen Actenstücken konnte ich es mit meinem philologischen Gewissen nicht vereinigen, den obigen Plan auszuführen: es erschien mir, so zu sagen, als eine 'Fälschung', an die Stelle meines gesprochenen Wortes im bewussten Gegensatze zu der echten Ueberlieferung ein anderes, wenn auch vollständigeres und besseres Elaborat zu setzen; ja es kam mir geradezu komisch vor, in einer gegen die Interpolationen Homer's gerichteten Kritik gleichsam mein eigener Interpolator zu werden.

So habe ich mich denn begnügt, meinen wirklich gehaltenen Vortrag auf Grund der beiden Wort für Wort genau verglichenen Niederschriften nur zu emendiren, eine Arbeit, welche mir übrigens mindestens ebenso viel Zeit und Mühe gekostet hat, als wenn ich einen ganz neuen Aufsatz verfasst hätte. Ich habe zunächst die Irrthümer und Missverständnisse beseitigt, welche selbst der geübteste Stenograph nie ganz vermeiden kann; ich habe sodann die Versehen berichtigt, welche ich etwa selbst im Flusse der Rede begangen; ich habe hier und da den Ausdruck verbessert, wenn der augenblicklichen Improvisation nicht gleich das Treffende zu Gebote stand; ich habe endlich Erweiterungen und Zusätze da gemacht, wo — wie oben bemerkt — nur die Rücksicht auf die drängende Zeit eine nicht beabsichtigte Kürzung gebot.

Im Uebrigen habe ich mich als gewissenhafter Philolog so genau als möglich an die schriftliche Ueberlieferung gehalten und habe daher selbst da Nichts verwischen wollen, wo der Charakter des gesprochenen Wortes für manchen Leser vielleicht zu entschieden auftritt.

Die kurzen Anmerkungen beizugeben hatte ich von Anfang an beabsichtigt. Sie haben lediglich den Zweck, nur die nothwendigsten Belege zu geben; insbesondere aber sollten sie in knappester Form, jedoch auf das Genaueste, Umfang und Bestand der von mir besprochenen Lieder angeben, weil natürlich erst dadurch der Vortrag seine wissenschaftliche Grundlage erhält. Zu grösserer Bequemlichkeit der Mitforscher habe ich diese Lieder in den beiden Universitätsprogrammen (Winter 1862/63, Sommer 1863), welche nächstens erscheinen werden, in übersichtlicher Weise kritisch behandelt [Opusc. I, 153 ff.].

Jener Mangel an Zeit und die gebotene Rücksicht auf die Sprecher nach mir ist's denn auch allein gewesen, welche mich bestimmt hat, auf die Einwendung meines geehrten Herrn Opponenten keine Antwort zu geben, obgleich sie ebenso leicht als kurz gewesen wäre. Aus Ilias und Odyssee dadurch ein einheitliches

Ganze herzustellen, dass man sie 'von der Masse kleiner Einschiebungen befreit, von denen sie durchzogen sind,' das ist einfach deshalb unmöglich, weil zur Herstellung jener Einheit nicht bloss negativ Athetesen und zwar im allergrössten Massstabe, sondern auch positiv Zusätze und Umdichtungen aller Art nöthig sein würden. Das Letztere nachzuweisen behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor; das Erstere ist schon von den scheinbaren Einheitskritikern gethan worden, welche ganze Bücher, wie die Doloneia, die Presbeia, Hektor's Lösung, die Nekyia, den Schluss der Odyssee ausscheiden, ein Verfahren, durch welches sie eigentlich, ohne es zu ahnen, bereits mit Sack und Pack ins Lager der 'Kleinliederjäger' hineingerathen sind. Namentlich gilt dies z. B. von der vielbeliebten und vielbelobten Grote'schen Hypothese, welche sich nur graduell, nicht principiell von der perhorrescirten Kleinliedertheorie unterscheidet!

'Homer und kein Ende!' so höre ich manchen der geehrten 34
Herren Philologen und Schulmänner flüstern, und schaue ich im
Kreise der hier Versammelten mich um, so ist's als tönte es mir 35
von allen Seiten entgegen: 'Homer und kein Ende!' Und das
noch dazu von einem dieser berüchtigten 'Kleinliederjäger', dieser
'Atomisten', die da den heiligen Leib Homer's Bacchanten gleich 36
zerreissen, von einem dieser Kleinliederjäger, die, mit dem alten ehrlichen Voss zu reden, um einen 'geflickten Popanz' sich schaaren und darüber das wahre hehre Götterbild im Stiche lassen? Und das in einer Versammlung, die eben nicht allein dazu zusammentritt, dass wissenschaftliche Discussion gepflogen, sondern dass auch in weiteren Kreisen für unsere Philologie immer wieder von Neuem Begeisterung geweckt, dass derselben immer neue Anhänger und Freunde gewonnen werden! Die aber gewinnen wir nicht, wenn wir nur reden von der Fürtrefflichkeit der Alten: die mögen wir nur gewinnen, wenn wir eben diese Alten, insoweit sie von allgemeinem Interesse sind, immer wieder von Neuem auch den Laien vorführen und klar machen. Und endlich in einer Spanne Zeit, welche für eine gründliche Homer-Kritik kaum hinreichen dürfte, um über die Athetese eines einzigen Verses sich zu verständigen, in einer solchen Spanne Zeit über die Odyssee zu sprechen, die lange lange Jahre als ein unantastbares Heiligthum gegolten — das ist gewiss eine schwere, eine gefährliche Aufgabe. Und, gestehe ich es Ihnen nur ganz offen, es ist mir selbst fast zu Muthe wie Odysseus, als er da mitten hindurch steuern sollte 'durch der Skylla Gebell, durch der Charybde Gefahr'.

Doch was hilft's? Der Versuch muss gewagt werden, und dass er gewagt werden darf, dafür rufe ich den Altmeister deutscher Dichtung in die Schranken, in dessen Geburtsstadt wir unsere vorjährige Philologen-Versammlung gefeiert haben, dessen innige Verschmelzung mit dem griechischen Alterthume der verehrte Herr

Präsident unserer damaligen Versammlung ebenso beredt als gründlich uns vorgeführt hat. Ich erinnere Sie, meine Herren, an jene Worte, mit welchen Goethe 'Hermann und Dorothea' eingeleitet hat, Friedrich August Wolf's gedenkend, dessen Prolegomena zum Homer, bei deren Lectüre ihm 'die wunderbarsten Lichter aufgingen', 'den grössten Einfluss auf ihn geübt hatten'*), dessen kritischer Scharfblick, dessen selbstbewusste Sicherheit, mit der er über echt und unecht absprach, dessen ganze schlagfertige Persönlichkeit einen so mächtigen Eindruck auf den doch so ganz anders gearteten Dichterfürsten machten**). Er sagt:

'Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön***).'

Und Goethe ward Homeride für ewige Zeiten: ist auch die 'Achilleis' nicht ganz mit Unrecht so ziemlich vergessen, 'Hermann und Dorothea', dieses Bürgeridyll deutschen Lebens, es wird nimmer vergessen werden, solange noch eine deutsche Zunge spricht.

Aber freilich, auf diese Begeisterung für die Homeriden ist eine Reaction gefolgt. In dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe wird gar häufig dieser Frage gedacht. Schiller's grossartig idealer Geist empörte sich gegen diese kritischen Kleinlichkeiten, und er schalt das Unternehmen 'barbarisch'†). Und als nach
37 seinem Tode der wunderliche Schubarth in Homer einen Hofdichter des Fürstenhauses der Aeneaden zu entdecken glaubte, da meinte der greise Goethe mit jener 'Lässlichkeit', die ihm so wohl ansteht, und die ihn, den Halbgott, uns, den gewöhnlichen Sterblichen, näher bringt:

'Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seyd,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Dass Ilias nur ein Flickwerk sey.

---

*) S. Annalen 1797. Bd. XXVII, S. 66 (Ausg. in 40 Bdn. von 1840) [Hempel 27, 177]. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (2te Ausg. 1856) I, 300. [4te Aufl. I, 241 No. 299.]

**) S. besonders Annalen ebenda S. 166—170 [Hempel 26, 454—462].

***) S. die Elegie 'Hermann und Dorothea' Bd. I, S. 263. [Hempel 2, 54.]

†) S. Briefwechsel 459 [4te Aufl. II, 58 No. 451 f.]: 'Man schwimmt ordentlich in einem poetischen Meere; aus dieser Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Punkte, und alles ist ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Uebrigens muss einem, wenn man sich in einige Gesänge hineingelesen hat, der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung nothwendig barbarisch vorkommen: denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten.'

Mög' unser Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiss uns zu entzünden,
Dass wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig Ihn empfinden*).

Die grossen Dichter haben Recht gehabt mit ihrer Reaction. Denn die Beweisführung Friedrich August Wolf's war nur eine äusserliche, eine historische. Sie zerstörte nur, nicht bloss für die grossen Dichter, sondern für jedes poetische Gemüth den alten Zauber, ohne dafür einen neuen herauf zu beschwören. So musste denn an diese historische Beweisführung sich die Beweisführung von innen heraus anschliessen, um die grosse Frage vorwärts zu bringen. Aber der Meister, dem dieser grosse Wurf gelungen, der Meister, vor dessen Schatten wir uns Alle beugen, — ich brauche seinen Namen nicht zu nennen, — Sie werden es mir verzeihen und es mir nicht als Eitelkeit anrechnen, wenn ich in diesem Momente von mir selber spreche, wenn ich heute nicht ohne Rührung daran denke, wie er vor 17 Jahren in der ersten Philologen-Versammlung, an der ich theilnahm, und wo ich mit jugendlicher Keckheit den Versuch machte, noch einen Schritt weiter zu gehen als der Meister, wie er da in seiner ernsten ruhigen Art, doch keineswegs abfällig über meine Kühnheit sich
äusserte**), — Er ist dahin, wie so manch' Anderer, der in diesen 38
17 Jahren abgeschieden! Doch wenden wir uns zu einem Theil

*) Dies Gedicht 'Homer wieder Homer' steht unter der Rubrik 'Epigrammatisch' Bd. II., S. 270 [Hempel 2, 272]. Den besten Commentar zu der Stimmung dieses Gedichts geben die Annalen zu 1820, a. O. S. 370 f. [Hempel 26, 1024]: 'Wolf's Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in näheren persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon längst auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studiren des gedachten Werkes merkt' ich mir selbst und meinen innern Geistesoperationen auf. Da gewahrt' ich denn, dass eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt, die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit grosser Kenntniss, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinander gezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, so fasste gleich darauf ein herkömmliches Gefühl alles wieder auf einen Punkt zusammen, und eine gewisse Lässlichkeit, die uns bei allen wahren poetischen Productionen ergreift, liess mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend übersehen.' Ueber 'Schubarth's Ideen' s. ebenda S. 386 [Hempel 26, 1059].

**) Es war auf der Philologen-Versammlung zu Darmstadt 1845, wo dies geschah. Mein damals gehaltener Vortrag [oben S. 41—46] handelte über die aus zwei Liedern zusammengeschweisste erste Hälfte (V. 1—483) des zweiten Buchs der Ilias. Wie ich später in einem Universitäts-Programm (de Iliadis *B* 1—483 disputatio. Turici 1850) [Opusc. I, p. 1—20] dieses Ergebniss gegen des leider zu früh verewigten Nägelsbach conservativen Scharfsinn vertheidigt habe, so muss ich es auch noch bis heut gegenüber denjenigen festhalten, welche sich vergebens bemühen, durch gewaltsame und ausgedehnte Athetesen wirklichen Zusammenhang herzustellen und die schreienden Widersprüche auszugleichen.

von dem, was an unserm Lachmann unsterblich ist, — und das ist seine Liederkritik der Ilias!

Meine Herren! Die Consequenzen, welche aus Lachmann's Betrachtungen in Bezug auf die Ilias nachmals weiter zu führen versucht worden, sind Ihnen hinlänglich bekannt. Darnach würde die erste Hälfte der Ilias grösstentheils aus kürzern Liedern bestehen, etwa dreizehn, wenn mich das Gedächtniss nicht täuscht, während in der zweiten Hälfte vorzugsweise längere Gedichte, sechs an der Zahl enthalten wären*). Kleinere unbedeutende Nachdichtungen, Füllstücke und dergleichen dürfen wir hier billig übergeben.

Ich kann natürlich in diesem Vortrage nicht auf alle die Fragen eingehen, welche sich von allen Seiten aufdrängen, wie denn überhaupt dieser Vortrag nicht die Absicht hat, eine erbitterte Polemik hervorzurufen — ist doch leider in dieser Hinsicht innerhalb und ausserhalb der Mauern Ilion's mehr Gift und Galle verspritzt worden, als nöthig —: 'nicht mitzuhassen, mitzulieben ist mein Ziel!' Mit diesem Worte der Antigone lassen Sie mich meine weiteren Betrachtungen beginnen.

Aber zwei Fragen muss ich denn doch auch hier berühren, welche von den Einheitskritikern mit Recht in den Vordergrund gestellt und uns, 'den Kleinliederjägern', nicht sowohl zur Beantwortung empfohlen, als vielmehr gleich Schreckbildern immer wieder von Neuem entgegengehalten werden. Es geht, meine Herren! mit den alten Schreckbildern wie mit den neuen: rückt man ihnen energisch auf den Leib, so wird man etwas vom Geiste des Diomedes in sich spüren, als ihn seine Göttin Unterstützung verheissend in den Kampf trieb und er getrost die Worte sprach: *τρεῖν μ' οὐκ ἐᾷ Παλλὰς Ἀθήνη.* Und manche dieser Schreckbilder werden dann wie Schemen zerfliessen, andere muss man gewaltsam zertrümmern.

Die erste dieser zwei Fragen lautet: 'Wenn nun in der That die Ilias — um nur von dieser zu reden — aus einzelnen Liedern zusammengesetzt ist, wie kommt es, dass diese zu einem denn doch leidlich zusammenhängenden Ganzen' — denn diese äussere redactionelle Einheitlichkeit läugnen auch wir nicht — 'verbunden worden sind? Wie kommt es, dass die Peisistrateer auf den Gedanken kommen konnten, Lie-

*) Diese 19 Iliaslieder sind, wie ich sie fast ausnahmslos mit ihren überlieferten Namen bezeichne, folgende: 1. *Μῆνις.* 2. *Λιταί.* 3. *Ὄνειρος.* 4. *Ἀγορά.* 5. *Βοιωτία.* 6. *Ὅρκοι.* 7. *Τειχοσκοπία. Ἀγαμέμνονος ἐπιπώλησις.* 8. *Διομήδους ἀριστεία.* 9. *Ἕκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία.* 10. *Πρεσβεία.* 11. *Δολώνεια.* 12. *Ἀγαμέμνονος ἀριστεία.* 13. *Τειχομαχία.* 14. *Ἐπιναυσιμάχη.* 15. *Διὸς ἀπάτη.* 16. *Πατρόκλεια.* 17. *Ἀχιλληίς.* 18. *Ἆθλα.* 19. *Ἕκτορος λύτρα.* Von diesen Liedern und Gedichten habe ich 1—10, 12—16 und 19 in meine *Ἰλιὰς μικρά* (Lips. in aed. Teubn., 1861) aufgenommen.

der zu vereinigen, welche, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Poeten gedichtet, bis dahin einzeln gleichsam herumgeflattert, einzeln von den Rhapsoden vorgetragen worden sind?' Darauf hier nur die einfache kurze Antwort: Das haben auch die Peisistrateer gar nicht zuerst gethan: jene Lieder sind von Anfang an in Beziehung auf einander gedichtet und schon frühzeitig im Zusammenhange mit einander vorgetragen worden, und die Peisistrateer haben daher nur mit Bewusstsein vollendet, was Jahrhunderte lang zuerst halb instinctiv, dann mit Reflexion, durch- 39
aus aber mit Naturnotwendigkeit begonnen und fortgeführt worden war. Aber wie geschah das? höre ich mit Recht meine Gegner fragen. Meine Herren, diesen Punkt nicht näher erörtern und die Einwürfe der Gegner hier nicht beantworten zu können, bedaure ich ganz besonders. Aber die 'allbezwingende Zeit' verbietet es mir: denn um hierauf Antwort zu geben, müsste ich zugleich eine Skizze der Entstehung und Entwickelung des ganzen griechischen Epos geben. Ich erlaube mir also hier nur gleichsam als Sphinx den Gegnern zu sagen: die Antwort auf jenen Einwurf liegt implicite zwar, aber vollständig in den Worten Pindar's:

Ὅθεν περ καὶ Ὁμηρίδαι
ῥαπτῶν ἐπέων τὰ πόλλ' ἀοιδοὶ
*ἄρχονται, Διὸς ἐκ προοιμίου**).

Auf die zweite Frage aber muss ich genauer eingehen. Es ist diejenige, mit deren Beantwortung wir in ein neues, in das dritte und — ich hoffe — das letzte und entscheidende Stadium der Homerfrage eintreten. 'Ihr Herren,' sagen die Einheitskritiker, — und Manche aus unserem Lager, denen der rechte Muth fehlt, die es für besser halten, lieber gleich von vorn herein zu verzweifeln, als vielleicht eine Niederlage zu erleiden, Manche von unsern Freunden schliessen sich in ihrem Kleinmuthe ihnen an, — 'ihr Herren, woher nehmt ihr denn das Maass für eure Homerlieder? Ist es die moderne Aesthetik? Sind es die Sätze, wie sie Hegel und seine Schüler uns aufgestellt haben? Oder sind es etwa gar die Wünsche, die mannigfaltigen und oft entgegengesetzten Neigungen 'ästhetisch gebildeter Leser', denen Ihr bei Eurer angeblichen Herstellung jener Lieder Rechnung tragt? Ei, da geht uns mit Euern Liedern, wir halten uns an das Ueberlieferte, was Aristoteles und die Alexandriner anerkannt haben.'

Die Herren haben vollkommen Recht, diese Frage zu thun.

---

*) Pind. Nem. II, 1 ff. Eine anderweitige auf die nach griechischem Sprachgebrauch einzig mögliche Erklärung des Namens *Ὅμηρος* hinweisende Andeutung habe ich in dem Berliner Jubelprogramm (de diversis theogoniae Hesiodeae partibus. Turici 1860) p. 14 [Opusc. I, p. 257] gegeben.

Aber die Antwort ist leicht. Auch in unserer Wissenschaft gibt es zuweilen ein Ei des Columbus. Woher wir das Maass nehmen für die Beurtheilung, beziehentlich Ausscheidung und Wiederherstellung der Homerischen Lieder? Nun, aus ihnen selbst! Sind etwa keine Homerischen Lieder vorhanden, ganz und vollständig und bis auf wenige unbedeutende Interpolationen, die einfach in Wegfall kommen, in ihrer vollen Reinheit? Lieder, die so gut erhalten sind, wie irgend eine Tragödie des Aeschylos oder des Sophokles? Ja, und sogar bestimmt als Einzellieder überliefert: oder wer wüsste nicht, dass wenigstens die *Δολώνεια*, das nächtliche Abenteuer des Odysseus und Diomedes, von den Alten bereits als Sonderlied ausdrücklich bezeugt ist*)? Und an sie schliesst sich eine ganze Reihe anderer Gesänge an, wo wir eigentlich nur zu hören, zu lesen, zu geniessen brauchen, — und es steigt uns auf der Begriff des Homerischen Liedes mit seiner dramatischen Einheit der Zeit und der Handlung, mit seiner Uebereinstimmung der einzelnen Charaktere, mit dem harmonischen Verhältniss, in welchem die Theile sich zum Ganzen fügen, und endlich, was freilich nur in der Ursprache zu erkennen ist, mit der eigenthümlichen Uebereinstimmung des epischen Stils. Die *Πρεσβεία*, 'die Gesandtschaft' an den zürnenden Achilleus, der da widersteht der verständigen Rede des staatsklugen Odysseus, der da widersteht der gemüthlichen Bitte des greisen Phönix, der sich nicht rühren lässt von dem trotzigen Worte des Aias: 'Gehen wir: auf dem Wege kommen wir nicht zum Ziele; Achilleus hat sein Herz in der Brust zur fühllosen Grausamkeit verhärtet**)!' — die *Πρεσβεία*, m. H.! ist ein eben so ganzes und vollständiges Gedicht, wo wir Nichts hinzuzuthun und — abgesehen von einigen grösseren und kleineren Interpolationen***), die nicht einmal wesentlich stören — Nichts hinwegzunehmen haben. Und dann nicht minder ganz und vollständig die *Ἆθλα*, 'die Wettkämpfe' an Patroklos' Leichenhügel†), ein ganz modernes Bild voll leidenschaftlichen Lebens, das uns fast gemahnt an jene Wettrennen, wie sie auf Albions Insel gehalten werden; und 'Hektor's Lösung', wo der alte Vater dem blutigen Mörder seines liebsten Sohnes zu Füssen sinkt und nicht bloss dieser seine Bitte, die Rückgabe der theuern Leiche, ihm gewährt, sondern auch eine Versöhnung ein-

*) *Φασὶ τὴν ῥαψῳδίαν ὑφ' Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποίησιν.* Schol. *Φασὶ δὲ οἱ παλαιοὶ τὴν ῥαψῳδίαν ταύτην ὑφ' Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ ἐγκαταλεγῆναι τοῖς μέρεσι τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποίησιν.* Eustath. zur Il. p. 785, 40 f. ed. Rom.

**) *I* 625 ff.

***) Namentlich in der Rede des Phönix; s. das Posener Gymnasial-Programm von 1859, C. Moritz: suspiciones criticae de Iliadis libro IX. u. vgl. meine Herstellung des Gedichts in der 'kleinen Ilias'.

†) Natürlich nur bis V. 823.

tritt zwischen dem Greise, der sein Bestes verlor, und dem Todfeinde, der es ihm rauben musste*).

Doch genug der Beispiele! Ich muss zur *Odyssee* eilen. Diese *Lieder* selbst also, diese und andere im Ganzen *unversehrten* Lieder sind unser Leitfaden, mittelst dessen wir uns in dem Gewirr der übrigen mehr oder minder entstellten zurechtfinden; mit *diesem Maassstabe* dringen wir durch alle Verunstaltungen zu ihrer ursprünglichen Reinheit hindurch: wir lösen die äusserliche Verbindung der verschiedenen selbständigen Lieder, wir finden, wo sie in einander verschlungen sind, die einzelnen Theile jedes von ihnen heraus, wir befreien sie von ungehörigen Zusätzen der verschiedensten Art. Das Alles können und dürfen wir: denn aus ihm selbst haben wir das Wesen des Homerischen Liedes erkannt! Das, meine Herren, ist die *dritte* Entwickelungsstufe der Homerfrage, welche zur *historischen* Beweisführung Wolf's, zur *kritischen* Sonderung Lachmann's — die man ja als *negativ* zu schelten gewohnt ist! — endlich als *positive* That die *ästhetische* Analyse hinzufügt, welche allein uns lehrt, die Homerischen Lieder zu begreifen und zu geniessen als das, was sie sind, als wahrhaft grosse Dichtungen, als *einheitlich abgeschlossene Kunstwerke* ersten Ranges! Ich bin sonst kein Freund der Aesthetik, am allerwenigsten der modernen, hinter deren schwülstigen Phrasen nicht selten der hohlste Dilettantismus sich verbirgt; aber eine *antike* Aesthetik muss wieder hergestellt werden, nicht allein für Homer, sondern auch für die Tragiker; denn die antiken Dichterwerke sind eben nicht bloss dazu da — wie es bisher vielfach scheinen konnte —, um an ihnen kritische Belustigungen und Exercitien vorzunehmen, die zwar allerdings unumgänglich nothwendig sind — ebenso nothwendig wie für den Naturforscher die Untersuchungen mit Mikroskop und Lupe —, die aber nur ein Mittel sind und sein sollen für einen höheren Zweck, den nämlich, die alten Dichterwerke immer mehr dem Verständniss und Genuss des modernen Lesers zu erschliessen und sie dadurch immer mehr ihrer eigentlichen Bestimmung zurückzugeben — zu *ergötzen* und zu *belehren*!

Meine Herren! Wir wenden uns jetzt zu unserer *Odyssee*. 41
Ich habe schon vorhin angedeutet, dass man dieselbe bis vor nicht gar langer Zeit für ein unantastbar Heiligthum gehalten. Seitdem ist's freilich anders geworden, und ich darf heute auf eine stattliche Reihe von — *Vorgängern* kann ich nicht sagen, denn, was ich Ihnen heute vortrage, steht mir seit länger als den Horazischen 9 Jahren fest —, aber *Mitforschern* mich berufen: *Bekker, Heerklotz, Rhode, Jacob, Hennings, Kirchhoff*

*) Ueber dieses herrliche Gedicht s. meine Abhandlung 'Hektor's Lösung' in unserm Gratulations-Programm für Welcker's Jubiläum 1860 [oben p. 47—66].

haben rühmlich daran gearbeitet jenen alten Aberglauben zu erschüttern und haben seine Unhaltbarkeit überzeugend dargethan. Und ein günstiges Zeichen darf ich es doch wohl nennen, dass kürzlich gerade in dem Momente, als ich meine Homerpapiere durchsah, mir von einem verehrten Mitgliede unserer Versammlung, Herrn Rector Kern, ein Programm zugeschickt wurde, in welchem die bedeutenden Widersprüche über die Freier der Penelope in den verschiedenen Theilen der Odyssee ebenso gründlich als genau nachgewiesen sind*). So schreiten wir denn zu einem kurzen Versuche, diese Odyssee nach ihrer Zusammensetzung und ihren Bestandtheilen Ihnen vorzuführen. Ich ziehe es vor, da natürlich von irgend einer Polemik nicht die Rede sein kann und da andrerseits eine allgemeine Aufzählung der Bestandtheile der Odyssee, eine blosse Nomenclatur ihrer verschiedenen Lieder nicht bloss der schöneren Hälfte dieser Versammlnng und unsern werthen Gästen, sondern wohl auch den Meisten von uns selbst herzlich langweilig werden würde, — ich ziehe es also vor, über die Art der Zusammensetzung und die einzelnen Bestandtheile der Odyssee hier nur eine ganz kurze Uebersicht zu geben, um dann aber an einem einzelnen Beispiele etwas ausführlicher den Beweis zu führen, welch ein ästhetischer Genuss denn doch bei diesen 'kritischen Belustigungen' herauskommt.

Also zunächst in wenigen Worten von der Zusammensetzung und den Bestandtheilen der Odyssee im Allgemeinen.

Selbst wer nur flüchtig in einer beliebigen Uebersetzung die ersten 12 Bücher und dann etwa noch das erste Drittel des 13. (bis mit V. 184) durchläuft, wird sofort herausfühlen, dass in diesem ersten Theile zwei Hälften von ungleicher Grösse sich von einander sondern: 'Telemachos' Ausfahrt' und 'Odysseus' Heimkehr' — *Τηλεμάχου ἀποδημία* und *Ὀδυσσέως νόστος* —: Telemachos' Ausfahrt, die ersten 4 Bücher umfassend, und dann im zweiten Theile, wie Sie wissen, ungeschickt genug wieder in den Zusammenhang des Ganzen eingeflickt; Odysseus' Heimkehr, über die übrigen Bücher sich erstreckend, von seinem Scheiden bei Kalypso bis wo er schlafend auf der Heimathinsel niedergelegt wird. Ueber Telemachos' Ausfahrt darf ich kurz sein: Hennings' Arbeit**), kann ich sagen, habe ich in allem Wesentlichen mit Dem übereinstimmend gefunden, was ich bereits seit vielen Jahren für mich allein, ohne je etwas davon zu publiciren, gefunden habe. Ich führe das natürlich nicht an, um damit dem Gelehrten, den ich nicht kenne, hier die Ehre der Priorität zu rauben: die gehört immer dem, der solche Untersuchungen zuerst veröffentlicht. Sondern ich erwähne diess nur, einmal nm darauf

[*) Kern, Bemerkungen über die Freier in der Odyssee. Progr. des Gymn. zu Ulm. 1861.]

**) Hennings, über die Telemachie u. s. w. Leipzig 1858, aus Jahn's Jahrbüchern Supplementbd. III, 5. 133—234 besonders abgedruckt.

aufmerksam zu machen, dass doch auch in solcher Uebereinstimmung ein gewisses Kriterium für die Richtigkeit unserer unabhängig von einander geführten Untersuchungen liegt, und sodann um meine eigene wissenschaftliche Selbstständigkeit zu vindiciren. Ich möchte 42
nur darin von Hennings abweichen, dass ich das ganze erste Buch der Odyssee mit alleiniger Ausnahme des Proömiums und der Götterversammlung (V. 1—87) für ein späteres Machwerk, für das Machwerk Desjenigen halte, welcher 'Telemachos' Ausfahrt' und 'Odysseus' Heimkehr' zuerst mit einander verknüpft hat. Sonst haben wir hier in Telemachos' Ausfahrt eines von jenen grösseren Gedichten, wie wir sie noch in der zweiten Hälfte der Ilias gefunden haben, welche dann wieder zu bequemerem Vortrage in kleinere Rhapsodien oder Gesänge getheilt werden konnten, so die Telemachie in deren drei, welche wir mit den alten Namen *Ἰθακησίων ἀγορά, τὰ ἐν Πύλῳ, τὰ ἐν Λακεδαίμονι* bezeichnen. Aber diese drei Gesänge gehören nicht nur Einem und demselben Dichter, sondern sie sind auch die organischen Theile eines ganzen einigen Gedichtes, welchem eine einheitliche vollständig durchgeführte Idee zu Grunde liegt: die Erziehung des jungen Telemachos zum Manne durch seines Vaters Göttin, die verständige Pallas Athene.

'Odysseus' Heimkehr!' Hier haben wir, m. H., gleich in Buch 5 und 6 zwei solche in ihrer Art vollkommen abgerundete Kunstwerke, die aber ebensowenig von einander zu reissen sind, wie die Rhapsodien der Telemachie. Nein, wir erkennen vielmehr: Odysseus' Heimkehr ist wiederum ein solches grösseres Gedicht, welches sich in 5 Rhapsodien gliedert, den 5 Acten einer Tragödie vergleichbar: das Buch 'Kalypso', das Buch 'Nausikaa', 'Odysseus bei den Phäaken', 'Odysseus' Abenteuer', 'Odysseus' Heimfahrt'*). Jede dieser fünf Rhapsodien ist für sich ein künstlerisches Ganzes, alle aber nichtsdestoweniger harmonisch sich an einander fügend. Sogleich die ersten beiden, das Buch Kalypso und das Buch Nausikaa: ich brauche nur die Namen zu nennen, und Jedem von uns treten Bilder der grossartigsten, tiefsinnigsten und gemüthvollsten Poesie entgegen.

Die Zeit drängt, und so mag ich nur mit wenigen Worten Sie an die einleitende Götterversammlung erinnern: — denn dass die jetzigen Anfänge von Buch 1 und Buch 5 ursprünglich zusammengehört haben und erst von demjenigen, der die Telemachie einfügte, aus einander gerissen worden sind, ist schon durch eine Reihe gründlicher Einzelforschungen erörtert und bewiesen worden**).

---

*) Grösstentheils mit überlieferten Titeln kann man diese fünf Rhapsodien bezeichnen: *Τὰ περὶ Καλυψοῦς, Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Ναυσικάαν, Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Φαίακας, Ἀλκίνου ἀπόλογοι, Ὀδυσσέως ἀπόπλους.*

**) Am ausführlichsten hat hierüber Carl Schmitt gehandelt: De secundo in Odyssea ε 1—42. deorum concilio interpolato eoque centone.

Ich rufe Ihnen also einfach ins Gedächtniss zurück: Zeus' Sorge um die Menschen, deren Thorheit sie auch über das Geschick hinaus ins Unglück stürzt, darauf Athene's Fürbitte für Odysseus
43 und der Götter Beschluss zu seinen Gunsten, dem abwesenden Poseidon zum Trotz, endlich Zeus' Weisung an Hermes, der Nymphe Kalypso den gemessenen Befehl zur Freigebung des sterblichen Helden, den sie liebt, zu überbringen. Wir fliegen mit dem Götterboten über Land nnd Meer, wir nahen nns mit ihm der heimeligen Höhle der Kalypso, in welcher das duftige Feuer so behaglich lodert und vor welcher Vögel mannigfalt im Grün der Bäume zwitschern, wir folgen ihm zur Nymphe, die ihn gastlich aufnimmt, und hören, wie er auf ihre Frage streng, aber nur mit milder Andeutung des wahren Verhältnisses Zeus' Befehl ausspricht. Und darauf Kalypso's Zorn, wie sie, gleich ein anderes Motiv voraussetzend, losbricht: 'Grausam seid ihr, Götter, und eifersüchtig und gönnt uns Göttinnen nicht die Liebe der sterblichen Helden.' — Ich muss das Folgende übergehen, und will, nm an Einem Beispiele die feine Charakteristik in dieser Rhapsodie bemerkbar zu machen, Ihnen nur noch den Abschied der Beiden in's Gedächtniss zurückrufen, wie Kalypso den letzten Versuch macht: 'So willst du also heim, Odysseus? So fahre denn wohl. Doch wüsstest du, was dir noch Alles unterwegs bevorsteht, du würdest hier bei mir bleiben und unsterblich werden, trotz aller Sehnsucht nach deiner Gattin, der ich denn doch an Schönheit nicht nachzustehen meine, schon weil ich eine Göttin bin.' Und darauf der kluge Odysseus: 'Zürne nicht, Göttin! Das weiss ich ja Alles selbst, dass Penelope, eine Sterbliche, sich mit dir, einer Göttin, an Schönheit gar nicht vergleichen kann. Aber — trotz alle dem zieht's mich nun einmal nach Hause' — wobei er der Sehnsucht nach der Penelope nicht erwähnt. Welch ein feiner psychologischer Zug: und an solchen Zügen sind die Homerischen Lieder überreich! — Wir zimmern dann mit dem Helden das Floss, wir steuern mit ihm 17 Tage durch die unwirthliche See, wir schauen Poseidon, wie er auf seiner Heimkehr den edeln Dulder erblickt, wie er in Zorn ausbricht, und da er den

---

Frib. Brisg. 1852, welcher namentlich p. 12—15 gründlich nachgewiesen hat, dass ε 1—27 nur Flickwerk ist. Ueber die Verwerfung dieser Verse sind denn auch Alle einig, z. B. Müller hom. Vorschule (2. Aufl.) S. 108, Kayser de interpol. Homeri p. 34, Lauer de Od. libri XI. forma germana et patria p. 6—8, Düntzer in Jahn's Jahrbüchern Bd. 64, 116. Ueber die Verbindung des übrigen Anfangs von ε mit α ist man verschiedener Meinung. Das Richtige ist ohnstreitig, dass nach α 87 ein paar Verse, die Zustimmung der übrigen Götter enthaltend, ausgefallen sind, und dann mit etwas veränderter Fassung gleich ε 28 ff. gefolgt ist. Ganz gut dem Sinne nach [vgl. Opusc. I, p. 161] hat daher Kirchhoff Odyssee S. 5 α 87 nachfolgende Verse supplirt:

ὣς φάτ' Ἀθηναίη· ἐπὶ δ' ᾔνεον Οὐρανίωνες.
καὶ τότε δὴ Ζεὺς υἱὸν ἑὸν φίλον ἀντίον ηὔδα.

Götterschluss nicht rückgängig machen kann, das Meer aufbrausen und die Stürme losbrechen lässt, wie eine mächtige Woge das Floss überschwemmt, den Mast bricht, den Dulder in des Meeres Tiefe begräbt. Aber er arbeitet sich wieder in die Höhe, er gewinnt das Floss von Neuem, und siehe, Leukothea erbarmt sich sein, die auch einst eine Sterbliche gewesen: sie taucht aus dem wogenden Meere empor und reicht ihm mit freundlicher Weisung ihren Schleier, 'der' — um mich der Worte unseres deutschen Dichters zu bedienen — 'der, geheimnissvoll gewebt, die ihn tragen, unverletzlich aus dem Grab der Fluthen hebt!' Aber der schlaue Held hütet sich wohl ihn gleich anzulegen: es könnte ja Lug und Trug einer feindseligen Gottheit dahinter stecken; nur in der äussersten Noth, wenn er sich nur noch durch Schwimmen retten kann, soll es mit dem Schleier versucht sein. Der Augenblick ist bald da, eine neue Sturzwelle schlägt das Floss in Trümmer. Jetzt gürtet er sich mit dem Schleier, jetzt ist auch Poseidon's Rache gestillt: befriedigt überlässt er den Schwimmenden dem Meere, aus welchem ihn seine Göttin erretten darf. Aber noch zwei Tage und zwei Nächte treibt der Dulder auf dem Meere umher. Endlich erreicht er, und wir mit ihm, die Küste des Phäakenlandes. Und wer nur einmal in seinem Leben nach einer langen anstrengenden Fussreise, von einem Sturmregen durchnässt bis auf die Knochen, von Fieberfrost geschüttelt bis ins Mark, todmüde die Wohlthat eines guten Lagers und eines gesunden Schlafs erfahren hat, ach! der muss gleichsam mit Odysseus hineinschlüpfen dort unter die zwei dicht in einander gewachsenen Oelbäume, in jenen riesigen Haufen von abgefallenen Blättern, und er wird der Göttin danken, dass er da mit dem Helden so wohl geborgen ist. —

Ich breche hier ab, um Ihnen die folgende Rhapsodie unseres Gedichts vorzuführen, diejenige, welche so vollkommen erhalten auf uns gekommen ist, dass der Hand des Kritikers kaum 44
Etwas zu thun übrig bleibt: — das Buch Nausikaa. Nausikaa! Wer jemals Goethe's Briefe aus Italien gelesen hat, wird bei diesem Namen sofort daran denken, wie damals in dem 'Wundergarten' zu Palermo das Gemüth des deutschen Dichters mit Rührung und innigster Freude von jenem Bild echter reiner Jungfräulichkeit ergriffen wurde, so dass er, selbst gleichsam auf jener Reise ein Odysseus, den ernstlichen Gedanken fasste, 'den Gegenstand als Tragödie zu behandeln'. Warum der in der ersten Begeisterung schon bis ins Einzelne entworfene Plan später nicht zur Ausführung gekommen ist, dazu mag ausser den nachfolgenden Zerstreuungen wohl auch das Bedenken beigetragen haben, welches der Altmeister in einem Briefe an Schiller ganz offen ausgesprochen hat, wo er über eine Seereise als epischen Stoff sich unter Anderm also vernehmen lässt: 'Ueberdiess hätte man mit der Odyssee zu kämpfen, welche die interessantesten Motive schon weggenommen hat. Die Rührung eines weiblichen Gemüths durch die Ankunft

eines Fremden, als das schönste Motiv, ist nach der Nausikaa gar nicht mehr zu unternehmen' *). Nun, auch ich unternehme es nicht, diese Begegnung in wenige Worte zusammenzufassen, nnd ziehe es vor, an Ihr Gedächtniss zu appelliren. Sie wissen, dass die Jungfrau, nachdem sie den Helden aufgenommen, bekleidet, mit Speise und Trank erquickt hat, ihn hineinführt bis — nein, ja nicht bis in die Stadt hinein: denn schon damals fürchtete man den bösen Leumund, und zumal die Eingebornen, 'die Burger', wie wir in der Schweiz wohl noch sagen, nahmen es gar übel auf, wenn eine edle Jungfrau aus ihrer Mitte über diesen engen Kreis hinaus etwa den Blick wendete nach einem unbekannten Fremdlinge; und einen solchen noch in die Stadt führen, das wäre zu viel gewesen! So setzt denn Nausikaa in langer vielfach verschlungener, anakoluthienreicher Rede — auch das ist charakteristisch — dem Odysseus auseinander, er möge doch lieber draussen vor der Stadt in Athene's Hain so lange warten, bis er etwa annehmen könne, dass sie bereits zu Hause angelangt sei; es dürfte sonst leicht ein Gerede geben. Da bleibt denn auch der Held und betet fromm zu seiner Göttin, die wenn auch unsichtbar ihn doch glücklich bis hierher geführt hat.

Aber nun mit dem siebenten Buche, m. H.! da kommen wir auf einmal in Dorngebüsch und Distelgestrüpp. Die Zeit drängt; ich kann daher unmöglich alle die Schwierigkeiten und Widersprüche hier aufzählen, die sich dort drängen und häufen; ich müsste ja sonst auch eingehen auf die traurige Beschaffenheit ganzer Strecken von Versen, die anderswoher zusammengestohlen und hier kümmerlich zusammengeflickt sind. Um daher mit einem Worte, m. H., das Resultat knrz zusammenzufassen, — im achten Buche lässt sich zunächst ausscheiden ein späteres und zwar ziemlich schlechtes Lied, 'Ἆθλα oder 'die Kampfspiele (ϑ 96—416), vielleicht nur gedichtet, um für die Μοιχεία, die in sich vollendete Götterkomödie von Ares' und Aphrodite's Buhlschaft (ϑ
45 266—369) als Rahmen zu dienen und sie auf diese Weise in das Gesammtgefüge der Odyssee einzusetzen; dann finden wir in diesem die im vorhergehenden Buche ausser den edeln Theilen unseres

*) S. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe II, Nr. 429 [4. Aufl. II, 32 Nr. 421]. Ueber jene Eindrücke in Palermo, welche Goethe'n 'die Insel der seligen Phäaken in die Sinne so wie ins Gedächtniss riefen', s. Ital. Reise Bd. XXIII, S. 297 f. 335 f. [Hempel 24, 228], über die besondere Anregung gerade zum Trauerspiel 'Nausikaa' ebenda S. 376—379 [H. 24, 254. 284], wo der schon nach fünf Acten gegliederte Plan folgendermassen skizzirt wird: 'Der Hauptgewinn war der: in der Nausikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzustellen, die, sich keiner Neigung bewusst, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen seltsamen Fremdling aber gerührt aus ihrem Zustand heraustritt und durch eine voreilige Aeusserung ihrer Neigung sich compromittirt, was die Situation vollkommen tragisch macht.' Auch die Schematisirung der Auftritte nnd einige prächtige Bruchstücke der Ausführung sind noch erhalten: s. Bd. XXXIV, S. 358—368 [Hempel 10, 541—548].

guten echten Gedichts und den leicht erkennbaren Flickversen des Zusammensetzers aller Wahrscheinlichkeit nach die Bruchstücke, aber auch nur die Bruchstücke eines anderen älteren Liedes, in welchem, um dessen Inhalt kurz vorzuführen, Odysseus nicht durch Nausikaa zu den Phäaken gebracht, sondern von Athene selbst am frühen Morgen in Nebel gehüllt in das Haus des Alkinoos geleitet wird, dort die Fürsten schmausend beisammen findet, von Alkinoos freundlich aufgenommen wird, auf die Frage, wer er sei, sofort mit Nennung seines Namens die Erzählung seiner Abenteuer beginnt und zu Ende führt, dann am Abend desselben Tages eingeschifft und weiter in seine Heimat befördert wird. Diess der Inhalt und Gang dieses älteren Liedes, das aber, wie gesagt, nicht mehr vollständig hergestellt werden kann*).

Ich will nun gleich hier, um dann die zusammenhängende Entwickelung der beiden übrigen von der Kritik hergestellten Rhapsodien unseres Gedichts nicht mehr unterbrechen zu müssen, ein kurzes Wort über den 'Apolog' einschalten. Sie wissen, über den Apolog könnte man Tage lang reden, daher ich mich hier mit der bündigsten Andeutung begnügen muss, wie ich meine, dass er zusammengesetzt sei. Wir haben aus ihm zunächst ein jüngeres Lied herauszuschälen, das nie selbständig existirt hat, sondern gleich in der Absicht gedichtet worden ist, in den Apolog eingesetzt zu werden: das ist das 11. Buch, die *Νέκυια* oder 'Odysseus' Höllenfahrt', womit innigst verwebt ist das Abenteuer mit den Sonnenrindern, während unser Gedicht ursprünglich nur den Zorn des Poseidon als Ursache der Leiden des Odysseus enthielt. Die Nekyia also und was dann im 12. Buche von Thrinakia folgt und was vorher davon im 10. Buche sich findet, das Alles ist aus dem Apologe unseres Gedichts auszuscheiden und lässt sich ausscheiden; in der Nekyia selbst aber sind bedeutende Partien als spätere Interpolationen auszumerzen, und hierin ist uns, was ich mit besonderer Genugthuung betone, das ehrwürdige Haupt der Einheitskritiker vorausgegangen**). Daneben lassen 46

---

*) Die Bruchstücke, welche zu diesem Liede, dessen Anfang und Ende bei der Einfügung weggeschnitten wurden, gehört haben, sind etwa folgende — Lücken werden hier wie anderwärts durch * angedeutet —: * ζ 1—3. 48 + 117 *αὐτίκα δ' ἠὼς ἦλθεν· | ὁ δ' ἔγρετο δῖος Ὀδυσσεύς.* * η 18—42. 46—79. 81. 135. 95—99. 139—184. 233. 237. 238 + α 170 *τίς πόθεν εἶς ἀνδρῶν; | πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες;* η 239—242. * Der Apolog, dann λ 333—346. ϑ 385—388. ν 13—17. 19 (*νῆα δ' ἐπεσσεύοντο*) —28 *.

**) Nitzsch (Anmerk. zur Odyssee III, S. 304 ff.) nimmt wenigstens von V. 565—627 eine grössere Interpolation an, welche freilich schon von Aristarch aufgezeigt worden war. S. Schol. zu V. 568 (ed. Dindorf, während Bekker in der Anmerkung seiner neuesten Ausgabe von 1858 das Scholion schon dem V. 565 zuschreibt, was mir richtiger scheint, da V. 628 sich nur an V. 564 richtig anschliesst): *νοθεύεται μέχρι τοῦ 'ὣς εἰπὼν ὁ μὲν αὖθις ἔδυ δόμον Ἄιδος εἴσω', καίτοι οὐκ ὄντες ἀγενεῖς περὶ τὴν φράσιν· ὑπὲρ δὲ τῆς ἀθετήσεως*

sich dann zweitens im Apolog noch ältere Bestandtheile erkennen, welche aber nicht ausgeschieden werden können, weil ohne allen Zweifel nicht ein Zusammensetzer, sondern unser grosser Dichter selbst sie aufgenommen und mit verschiedener Anordnung in sein eigenes Gedicht eingereiht hat. Dennoch lässt sich, wie ich glaube, dieser ältere Apolog ebenfalls wieder herstellen: er umfasste, um hier nur kurz aufzuzählen, folgende Abenteuer nnd in nachstehender Ordnung. Zuerst das Kikonenabenteuer, das letzte in der Weise der Trojanerkämpfe, welches Odysseus in der bekannten alten Welt besteht, dann wird er vom Sturm hinausgeführt in das wunderbare Mährchenland, zuerst zu den freundlichen Lotophagen, welche durch die süsse Lotosfrucht seine Gefährten die Sehnsucht nach der Heimath vergessen lassen, sodann im schärfsten Gegensatze zn den menschenfressenden Lästrygonen, welche ihm alle seine Schiffe zertrümmern bis auf Eines: auf diesem einen gelangt er nun zu Aeolos dem Windwart, der ihm in einem Schlauche verschlossen alle ungünstigen Winde mitgiebt nnd nur den einzigen günstigen Fahrwind ihm folgen lässt. Aber der Gefährten Thorheit öffnet den Schlauch: die Winde brausen heraus, und sofort bricht der Sturm los, der das Schiff umhertreibt, bis Zeus' Wetterstrahl es zerschmettert; die Gefährten versinken im Meere, und nur der Führer, der unglückliche Odysseus, wird nach neuntägigem Umhertreiben an Kalypso's Inselstrand geschlendert, wo er sieben Jahre in vergeblicher Sehnsucht nach dem Vaterlande sich verzehrt, bis auf Zeus' Befehl die Nymphe auf einem Flosse ihn entlässt, und dann wiederum ein Sturm ihm das zerschlägt und er endlich schwimmend das Land der Phäaken erreicht. Das war, m. H., wenn ich nicht irre, der einfache Gang des ursprünglichen alten Apologs*). Diesen aber hat, wie ich schon oben andeutete,

---

αὐτῶν λέγεται τοιάδε· πῶς οἶδε τούτους ἢ τοὺς λοιποὺς ἔσω τῶν Ἄιδου πυλῶν ὄντας καὶ τῶν ποταμῶν; dass aber diese Athetese von Aristarch selbst herrührt, bezeugt Schol. zu Pind. Ol. I, 97, wo nach Anführung von V. 583 f. hinzugefügt wird: *καὶ τὰ ἑξῆς· πλὴν εἰ μὴ κατὰ τὸν Ἀρίσταρχον νόθα εἰσὶ τὰ ἔπη ταῦτα.* Ueber die Beweisführung Aristarch's im Einzelnen haben sich noch Notizen erhalten in den Scholien zu V. 570 577. 593. 601. 602. — Die echte Nekyia also, welche, wie oben gesagt, gleich in der Absicht gedichtet worden ist, in den Apolog eingeschoben zu werden, bestand aus folgenden Stücken: κ 490—495. 496 + 500 = 382: *ὣς ἔφατ'· αὐτὰρ ἐγώ μιν ἀμειβόμενος προσέειπον.* 501 —541. 546—574. λ 1—13. 20—37. 44—59. 61—91. 93—156. 160—224. 465 f. 387—427. 429—453. 457—524. 526—546. 548—564. 628—630. 632. 38—42. 633(= 43)—640. μ 1—36. 127—146. 260—408. In diese selbst wurden nun drei Zusätze verschiedener Art eingeschoben, der Katalog der Heldenfrauen 225—327, die Helden der Vorwelt 568—575. 601. 605—611. 613 f., die Büsser 576—600, und bei der Verschmelzung unseres Gedichts mit jenem älteren Liede (s. die vorige Anmerk.) wurde dann noch von dem Zusammenfüger mit Benutzung des letzteren λ 328—386 eingesetzt. Kleinere, grösstentheils schon von den Alexandrinern gemachte Athetesen übergehe ich hier.

*) Dieser ältere Apolog, welcher in seiner knappen, aller indivi-

der Dichter unserer 'Heimkehr', ich weiss nicht soll ich sagen, ob aus Pietät oder aus einer gewissen Ironie, mit seinem eigenen Apologe, jedoch in nothwendig veränderter Reihenfolge verschmolzen, indem er zugleich jene kurze Erzählung von den Lästrygonen zum Kyklopenabenteuer, die ähnliche Erzählung von den Lotophagen znm Kirkeabenteuer umgedichtet und ausgearbeitet hat. Die Motive sind bei beiderlei Art von Reiseabenteuern dieselben: dort die von Wilden drohenden Gefahren, hier die im fremden Lande winkenden Lockungen. Dieselben Motive wiederholen sich dann noch bei den von unserm Dichter hinzugefügten Abenteuern, das letztere bei den Seirenen, das erstere bei Skylla und Charyhdis. Das also sind nach meiner Meinnng die Bestandtheile, das ist die Znsammensetzung des gegenwärtigen Apologs*).

Und nun, m. H.! zum letzten, kürzesten, und, wie ich hoffe, 47
nicht unerfreulichsten Theile meines Vortrags, zu dem Versuche, Ihnen nun jene beiden Rhapsodien, die mittlere und die letzte, vorzuführen, wie sie sich nach Ausscheidung der oben angegebenen Stücke zusammenfügen. Ich rufe Ihnen noch einmal die Gliederung des ganzen Gedichtes ins Gedächtniss zurück: 'Odysseus' Heimkehr' zerfällt in 5 Partien, welche wir das Buch 'Kalypso', das Buch 'Nausikaa', 'Odysseus bei den Phäaken', 'Odysseus' Abenteuer' und 'Odysseus' Heimfahrt' nennen. Die beiden ersten Rhapsodien, an welchen die Kritik wenig zu thnn fand, haben wir oben kurz berührt; was in die vierte gehört, haben wir so eben gesehen; wir wenden uns jetzt der dritten zu: 'Odysseus bei den Phäaken'**).

---

duellen Charakteristik und alles dramatischen Lebens entbehrenden Kürze sich auf das Augenscheinlichste von der ganzen Art nnseres Dichters unterscheidet, hat also folgende Stücke umfasst: ι 16—24. 37—89. 91—105(= κ 77). κ 78. 80—134. 1—53. (26 lautete etwa καὶ νῆα καὶ αὐτούς oder σὺν νηὶ καὶ αὐτούς). 54 + μ 409 κείμην· | ἱστοῦ δὲ προτόνους ἔρρηξε θύελλα. μ 410—416. η 251—277. Mir ist es sehr wahrscheinlich, dass dieser Apolog demselben Dichter angehörte, welcher den älteren in seinen Bruchstücken Anmerk. *) S. 45 [oben S. 81] hergestellten Nostos verfasst hat: wenigstens fügt er sich vortrefflich in diesen zwischen η 242 und λ 333 ein, und auch in Behandlnngsweise und Stil glaube ich dieselbe Hand zu erkennen.

*) Der Apolog unseres Dichters also, einschliesslich des von ihm aufgenommenen älteren Apologs, besteht nach Ausscheidung der Nekyia und des dazn Gehörigen aus folgenden Theilen: ι 1—28. 37—89. 91—482. 484—530. 532—566. κ 1—188. 190—252. 254—264. 266—367. 373—455. 457—469. 471—475. *481. 483—489. μ 23—31 (= κ 478). κ 479. 480 + 347 αὐτὰρ ἐγὼ Κίρκης ἐπέβην περικαλλέος εὐνῆς. μ 36—126. κ 541—550. λ 1—3. 4 sq. + ν 76 ἐν δὲ καὶ αὐτοὶ βῆμεν | ἐπὶ κληῖσιν ἕκαστοι. μ 148—259. 260 + 261 αὐτὰρ ἐπεὶ Σκύλλην φύγομεν δεινήν τε Χάρυβδιν. 405—444. 447—453.

**) Diese Rhapsodie, Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Φαίακας, besteht ans folgenden Theilen: η 1—17. 43—45. 80 + 82 (ἵκετο δ' Ἀλκινόου πρὸς δώματα.) —93. 100—102. 132—135. *139—147. 211—214. 222—224. 226 + 154 (ὣς ἔφαθ'· | οἳ δ' ἄρα πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ.). 233—

Wir haben unsern Helden in jenem Haine der Athene in frommem Gebete verlassen. Jetzt mag Nausikaa das Vaterhaus erreicht haben. Odysseus erhebt sich und schreitet in die Stadt, von seiner Göttin in schützenden Nebel gehüllt. Er bewundert die Häfen und Schiffe der Phäaken; er gelangt zu dem wunderbaren Palaste des Alkinoos, der in lichtem Glanze von Gold, Silber und Erz ihm entgegenstrahlt. Da steht er und staunt, dann tritt er ein, schreitet rasch an den Reihen der spinnenden Mägde, an den Söhnen des Königs und an dem Könige selbst vorbei und wirft sich der Königin zu Füssen. Der Nebel zerfliesst, und Alles schaut verwundert auf den seltsamen Fremdling, der so unvermuthet eingetreten. Und in kurzen eindringlichen Worten schildert er seine Noth, sein Elend ohne Gleichen und bittet um Heimsendung: nur noch einmal wiedersehen will er das Vaterland und dann sterben*)! Allgemeine Stille: nur Arete mit dem weiblichen Scharfblick der Hausmutter hat die Kleider erkannt und fragt nun vor Allem den Fremdling: 'Wer bist du? wer gab dir diese Kleider? — das will ich zuerst wissen. Und wie bist du hergekommen?' Und nun folgt die kurze Erzählung der Begebenheiten, wie er von Kalypso entlassen auf einem Flosse fortgesegelt, wie er dann vom Sturme gepeitscht, der ihm das Floss zerschlagen, endlich an die Küste der Phäaken geworfen und dort nach langem todtenähnlichen Schlummer diesen Nachmittag bei der Königstochter freundliche Aufnahme und Pflege gefunden habe. Alkinoos, der gastfreie Mann, tadelt die Jungfrau, dass sie ihn nicht selbst mitgebracht habe. Aber Odysseus, wie schon die alten Erklärer fein und treffend bemerken, nimmt mit gemüthlicher Lüge die Schuld auf sich**): 'Ja, s i e wollte es wohl, aber i c h lehnte es ab: ich
48 fürchtete, du möchtest darob zürnen!' — 'Ei,' meint Alkinoos, 'so bös ist es bei uns nicht bestellt, und die Rückkehr, sie sei dir gewährt, auf morgen. Da magst du ruhig schlummern, während die phäakischen Männer dich heimbringen, mit schnellem Ruderschlage über die spiegelglatte See hingleitend, so fern du auch wohnen magst, in Einem Tage.' Darauf zum Schluss Odysseus' Gebet: 'Vater Zeus möge das Alles in Erfüllung gehen lassen!' Und nun die zweite Nacht im Phäakenlande, besser, als die erste gewesen: er schläft wohlgebettet in der Vorhalle des Königs-.

---

250. 259—310. 317—347. ϑ 1—19. 21. 24—57. 59—80. 83—97 (93—97 = 532—536). 537—544. 548—551. 555. 573 (*εἰπὲ δ', ὅπῃ πλάγχϑης*—). 574. 577.

*) *ἰδόντα με καὶ λίποι αἰών.* η 224. Wer denkt hier nicht an das berühmte 'Napoli vedere e poi morir'?

**) *καὶ ἐνταῦϑα τεχνικῶς ἄγαν ὁ Ὀδυσσεὺς ἀπολογεῖται ὑπὲρ τῆς κόρης· πλέον γὰρ προενόησε τοῦ τῆς παιδὸς εὐσχήμονος ἢ τοῦ ἰδίου ξυμφέροντος, ἐξ οὗ φιλανϑρωποτέραν αὐτὴν ἔμελλεν ἀποδεῖξαι.* ‖ *ἡ μὲν γάρ μ' ἐκέλευσεν, ἀλλ' ἐγὼ οὐ πιϑόμην. ἀλλ' ὁ μὲν τὴν μὲν παρϑένον ἀκαταιτίατον ἐφύλαξεν, ἑαυτὸν δὲ ὠφέλησε ψευσάμενος.* Schol. zu η 303.

palastes. — Der andere Morgen führt uns den Helden vor die Versammlung der Phäaken. Athene selbst hat in Heroldsgestalt das allgemeine Interesse für den wunderbaren Fremdling rege gemacht. Alkinoos, der noch nicht weiss, wen er beherbergt, kündigt den Fürsten der Phäaken zuerst an, dass gestern der unbekannte Fremdling hier in sein Haus gekommen sei und um Heimsendung bitte, fügt aber auch gleich hinzu: 'die Heimkehr sei ihm gewährt, wie wir sie Jedem gewähren: so mögen denn 52 erlesene Jünglinge das Schiff in See bringen und zur Fahrt rüsten und dann bei mir des Mahles und des Sanges sich freuen, wohin auch die Fürsten geladen sind, dem Fremdlinge zu Ehren.' Und so geschieht es: Alkinoos' Palast füllt sich von Gästen; man opfert und schmaust in Hülle und Fülle; und inmitten Aller auch der blinde Sänger Demodokos, 'der Bringer der Lust'. Denn, als die Begier nach Speise und Trank gestillt ist, da begeistert ihn die Muse, und er hebt ein Lied an aus dem weltbekannten Sang- und Sagenkreise des Troerkrieges. Freilich ein arges Lied für unsern vielgeprüften Dulder, das Lied vom Streite der Besten der Achäer, vom Streite des Odysseus und des Achilleus: es ist der alte Streit, den noch Sallust im Catilina berührt*), ob List, ob Gewalt im Kriege den Ausschlag giebt, derselbe Streit, welchen die nachhomerische Poesie in dem Wettkampfe des Odysseus und Aias um Achilleus' Waffenrüstung ausgeführt hat. — Wie unser Odysseus das Lied hört, da packt ihn mächtig der Gedanke an jene Zeiten, wo er einst so heldenherrlich dastand, und wohl auch der Gedanke an die Zwietracht der Achäer: der Schmerz überwältigt ihn, 'und er verbirgt', um mit Schiller's bekannter Nachahmung zu reden, 'der Thränen stürzenden Quell in des Mantels purpurnen Falten.' Niemand achtet des in der Lust am Gesange. Nur Alkinoos ist's gewahr worden, und jetzt erst denkt er daran, den Fremdling nach Namen und Herkunft zu fragen, und beginnt daher: 'Ihr Phäaken, lassen wir das Lied; denn den Fremdling freut es nicht, und Alles geschieht ja doch nur um des Fremdlings willen.' Und dann wendet er sich an diesen mit der Frage: 'So magst denn du uns erzählen; sag' an, was ist dein Name, was dein Vaterland, wo wurdest du umhergetrieben, und warum weinest du?' — Nun folgt der vierte Theil, 'Odysseus' Abenteuer', von denen ich schon oben gesprochen habe, und die ich jetzt hier übergehen muss. Allein Ihr Gedächtniss, verehrteste Anwesende, wird besser, als mein schwaches Wort es vermöchte, Ihnen vorführen die eigenen Schöpfungen unseres Dichters: jenes tragi-komische Abenteuer in der grausigen Höhle des Menschenfressers Polyphemos, dann das ganz entgegengesetzte Abenteuer in Kirke's Zauberpalast, das seltsame Abenteuer, wo Odysseus

*) Sall. Cat. 1, 5: Sed diu magnum inter mortalis certamen fuit, vine corporis an virtute animi res militaris magis procederet.

selbst auf längere Zeit der Heimath vergisst, darauf die Versuchnng
durch die süssen Stimmen der Seirenen — aus denen, beiläufig
bemerkt, erst in diesem Jahrhundert die angebliche Volkssage von
der Loreley gemacht worden ist —, und endlich die Schrecken
der Skylla und Charybdis. Denken Sie an alles dies, so werden
49 Sie am Schlusse der Erzählung mit den lauschenden Phäakenfürsten bezaubert sein von dem wunderbaren Fremdling!

So wird auf das Natürlichste die fünfte Rhapsodie 'Odysseus' Heimfahrt' eingeleitet*). In dem allgemeinen bewundernden Schweigen nimmt Alkinoos zuerst das Wort: 'Odysseus, sei ruhig: da du zu uns gekommen, so kommst du auch sicher heim. Ihr aber, Fürsten der Phäaken, bringt dem Fremdlinge reiche Geschenke, Mantel und Leibrock und ein Talent Goldes.' Alle sind einverstanden, und die Herolde eilen nach Hause, die Geschenke zu holen. Es entsteht eine Pause: da fordert Odysseus seinerseits den Sänger auf, nnn auch das Lied zu singen von der Eintracht der Achäer, vom hölzernen Ross und wie die hohe Veste gefallen. Der folgt der Aufforderung und singt, und mit feiner Berechnung verherrlicht er namentlich Odysseus' Ruhm, wie um ihn in dem dunkeln Leibe des verhängnissvollen Rosses die Fürsten gesessen, und wie dann Jammer auf Jammer in der unglückseligen Stadt sich häuft, nnd wie doch den gewaltigsten Kampf Odysseus im Hause des Deiphobos bestanden. Aber auf den Helden macht das Lied keinen Eindruck mehr; es rührt ihn nicht, es freut ihn nicht, sein Blick ist unwandelbar nur nach der Sonne gerichtet, ob sie nicht bald zur Rüste gehe, und sein Sinn strebt nur der Stunde zu, da er die Heimath wieder sehen möge. Und siehe, die Sonne sinkt, und die Herolde sind da mit den Geschenken, und die Söhne des Alkinoos nehmen sie in Empfang. Alkinoos aber fordert Arete'n auf, dem Odysseus für die Geschenke eine künstliche Lade zu rüsten und auch ihrerseits Mantel und Leibrock hineinzulegen. 'Ich selbst aber', fügt er hinzu, 'gebe ihm diesen goldenen Becher, auf dass er daheim meiner gedenkend Zeus und den übrigen Unsterblichen spenden möge.' Und rasch ist die Lade zur Stelle und mit den köstlichen Gaben gefüllt. Dann wendet sich Arete an Odysseus und spricht mit anmuthiger Anspielung auf das Unglück mit dem Windschlauche: 'Da, schlinge du selbst den künstlichen Knoten, auf dass du keine Schädigung leidest, wenn dn unterwegs wieder in süssen Schlummer fällst.' Und er schürzt den Knoten, den ihm einst Kirke gelehrt und wendet sich dann znm Abschiede. Selbst in diesem letzten Momente, wo Schmerz und Sehnsucht zugleich

*) Zu der letzten Rhapsodie, *Ὀδυσσέως ἀπόπλους*, wie wir sie kurzweg nennen, gehören nachstehende Bestandtheile: ν 1—9. ϑ 392 f. 398 f. 486—489. 491—493. 496—521. ν 29—35. ϑ 417—420. 423—425. 430—432. 433 + 438 (ὣς ἔφατ'· Ἀρήτη δὲ θοῶς περικαλλέα χηλόν). 439—448. ν 36—62. 63 + η 139 (ὣς εἰπὼν διὰ δῶμα πολύτλας δῖος Ὀδυσσεὺς). ϑ 457—468. ν 63—119. * 125—135. 137—184. 186.

auf ihn eindringen, verlässt ihn die ruhige, stets bewährte Fassung nicht. Er spricht: 'Lass uns denn scheiden, Alkinoos; denn Alles ist ja bereit, Heimfahrt und Gaben, welche mir die Götter gesegnen mögen. Ihr aber erfreut noch lange eure Frauen und Kinder, und mögen euch die Götter jegliche Tugend gewähren, und möge kein Leid euer Volk heimsuchen!' Da gebietet Alkinoos dem Herolde, noch einmal die Becher zu füllen: mit Spende und Gebet an Vater Zeus soll der Scheidende entlassen werden. Also geschieht's; Odysseus aber reicht den Becher der Königin und spricht zu ihr das Abschiedswort: 'Lebe auch du wohl, bis das Alter kommt und der Tod, die nun einmal den Sterblichen beschieden sind, und mögest du Freude haben an deinen Kindern, an deinem Volke und dem Könige Alkinoos.' So schreitet er durch den Saal zur Thür. Da, an der Schwelle, tritt ihm Nausikaa entgegen; ihr bewundernder Blick haftet auf dem scheidenden Helden, und sie ist es, die ihn mahnt: 'Lebe wohl, Fremdling, auf dass du auch daheim dereinst meiner gedenkst, dass du mir zuerst deine Rettung schuldest.' Die einfache Bitte um ein dankbares Gedächtniss —, sie rührt auch unsern festen Helden: wir ahnen, welch ein tieffühlend Herz in seiner ehernen Brust schlägt, wenn er ihr entgegnet: 'Nausikaa! So möge Zeus mir verleihen die Heimath wieder zu sehen, wie ich zu dir auch dort stets und alle Tage beten werde wie zu einer Gottheit: denn du hast mir das Leben gerettet, Mädchen!'

Das Weitere will ich nur in kurzen Worten hinzufügen. Odysseus kommt zum Schiffe, Alles ist zur Abfahrt fertig, er legt sich auf das bereitete Lager nieder, und ein süsser Schlummer umfängt ihn. Pfeilschnell fliegt das Schiff unter den kräftigen Ruderschlägen der Phäaken über die Fluthen und trägt ihn zur Heimath; und da lag der Mann, der so Vieles und Schweres erduldet, in tiefen Schlaf begraben und Alles vergessend, was er gelitten! Welch tiefsinniger Zug des Homerischen Epos! Der Mann, den Göttern gleich an Klugheit, List und Besonnenheit, der Alles aufgeboten, der Gefährten Leben zu retten und sich die Heimkehr zu erringen, — da liegt er, in todesähnlichen Schlummer versunken, und es ist zuletzt doch nur der Götter Wille und Huld, die ihn ohne sein Zuthun in die Heimath zurückführt; wir verlassen ihn noch schlummernd, bewusstlos auf der Küste des lang ersehnten, lang erstrebten Heimathlandes ausgesetzt! Gewiss ein wünschenswerthes Loos für jeden armen Verschlagenen und Schiffbrüchigen, aber freilich, dem Wunsche fehlte die Erfüllung: in der Wirklichkeit gab's keine rettenden Phäaken mehr. So musste denn ihr Wunderland sich auf ewig schliessen. Das der Sinn der letzten Katastrophe unseres Gedichts, welche wir noch mit wenigen Worten andeuten. Poseidon zürnt den Phäaken, dass sie den heimgebracht, welchen er verfolgt; er verlangt Genugthuung für sich, Strafe für die Frevler, und Zeus gewährt sie ihm. Zürnend steigt er nieder: ein Streich seiner Hand — und das hilfreiche

Schiff wird auf der Heimfahrt zu Stein im Angesichte der Phäakischen Männer, die sich daroh entsetzen. Da erkennt Alkinoos die alte Prophezeiung, dass ihnen einst Poseidon ein heimkehrendes Schiff verderben, dann aber rings um die Stadt ein hohes Felsengebirg ziehen werde, auf dass sie nimmer schiffbrüchige Fremdlinge retten und in die Heimath zurückführen: 'Lasst uns denn Poseidon ein Opfer bringen, oh er sich etwa erbarme und nicht das Gebirg um unsere Stadt ziehe, und niemals wieder wollen wir Fremdlinge heimgeleiten.' So mahnt er, und das Opfer wird gerüstet. —

Hier bricht unser Gedicht ab; die zweite Hälfte der Odyssee besteht aus lauter kürzeren Einzelliedern, welche von sehr verschiedenem Werthe nnd sämmtlich jünger als unser Gedicht sind, mit welchem sich kein einziges derselhen messen kann*).

Und nun noch einmal zurück zu dessen Ausgang. Ob Poseidon der frommen Bitte Gehör geschenkt oder ob er unerbittlich jene Felsenmauer wirklich aufgethürmt hat um die Stadt der Phäaken, — wir wissen es nicht. Aber das wissen wir, dass der noch mächtigere Vater Kronos, dass die Alles bewältigende Zeit keine Felswand aufgebaut hat zwischen jenen unsterblichen Dichtergebilden und unserer Zeit. Denn solange es Menschen giebt, die
51 für Schönes und Wahres und Edles fühlen, werden sie an Homer sich begeistern, und solange wirklich grosse Poeten das ewig Lebendige fortzuentwickeln wissen, wird es auch nicht fehlen, dass, gleichwie Goethe eine Homerische Nausikaa, eine Euripideische Iphigenia, ohne ihnen den hellenischen Charakter abzustreifen, zu idealen Gestalten auch für uns umgebildet hat —, dass durch ähnliche Schöpfungen jene Gebilde auch der Gegenwart noch nahe gebracht und lieb gemacht werden. Ja, jene Gebilde, sie sind ewig, denn sie sind, und es kommt nur darauf an, sie immer mehr und mehr zur Erscheinung zu bringen! Das eben ist, wie gesagt, die dritte und letzte Aufgabe der Kleinliederkritik, der viel gescholtenen, der viel bespöttelten. — Sokrates wird bekanntlich von dem Platonischen Alkibiades einer hölzernen Silenenstatue verglichen, in welcher goldene und silberne Götter-

*) Nicht weniger als acht verschiedene Lieder glaube ich in der zweiten Hälfte der Odyssee unterscheiden zu können. Da ich jetzt nicht die Musse habe, diese Untersuchung von Neuem aufzunehmen und nochmals durchzuführen, so will ich hier diese Lieder nur aufzählen und ganz im Allgemeinen ihren Umfang angeben, indem ich ausdrücklich bemerke, dass innerhalb derselben noch kleinere Stücke und grössere Partien (wie z. B. τ 399—466 das *Τραῦμα*) in Menge anszuscheiden sind. Also 1) *Ὀδυσσέως ἄφιξις εἰς Ἰθάκην* ν 187 ff. bis ξ zu Ende; 2) *Ὀδυσσέως πρὸς Εὔμαιον ὁμιλία* ο 301—494; 3) *Ἀναγνωρισμὸς Ὀδυσσέως ὑπὸ Τηλεμάχου* π; 4) *Ὀδυσσέως πρὸς μνηστῆρας ὁμιλία* ρ 181 ff. und σ; 5) *Ὀδυσσέως καὶ Πηνελόπης ὁμιλία* τ 51—υ 123; 6) *Μνηστηροφονία* υ 124—ψ 299; 7) *Σπονδαί* ψ 300 ff. und ω 205 ff.; 8) *Νέκυια δευτέρα* ω 1—204.

bilder versteckt sind: die Ilias und Odyssee in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind solche Silenenstatuen, aber vielfach durchsichtige, welche hier klarer, dort trüber die göttliche Schönheit Homer's hindurchleuchten lassen. Und gerade diese Götterbilder, diese wirklich Homerischen Schöpfungen sind es und sind es allein, welche trotz ihrer theilweisen Verdunkelung uns und Jedermann stets und immerdar angezogen, erfreut, begeistert haben. Es ist die Aufgabe der Kleinliederkritik, jene krystallenen Silenenstatuen zu öffnen, wo sie kann, zu zerschlagen, wo sie muss, und zu sagen: 'Kommt hierher und schaut! Erst hier sind die wahren Homerischen Götter!'

V.

Beiträge zur Kritik und Erklärung des Tryphiodor*).

349 Die fleissige und höchst verdienstvolle Arbeit des leider zu früh verstorbenen Wernicke ist so bekannt und vielfach benutzt, dass dieselbe näher zu charakterisiren ganz unnütz sein dürfte. Die folgenden Blätter sollen daher nur einerseits Versuche zur Verbesserung des Dichters selbst enthalten, anderntheils auf einige Eigenthümlichkeiten Rücksicht nehmen, welche dem Tryphiodor mit der ganzen Classe der Dichter gemeinschaftlich ist, zu denen er gehört.

V. 20. *Φάσγανον ἐχθρὸν ἔλουσε μεμηνότος αἵματος ὄμβρῳ.*

Wernicke, der früher aus einigen Stellen des Nonnus (IV, 329. VIII, 40. XI, 91. XXII, 274. XLVI, 278.) *αἵματος ὁλκῷ* emendiren wollte, kam später von dieser Meinung zurück, weil Tr. doch nicht überall sich der Versausgänge des Nonnus bedient habe. Allein das Wort *ὄμβρος* ist von Nonnus bereits auf mancherlei ähnliche Dinge übertragen worden; so wird es XVI, 345. 365. XXXII, 297. XXXVIII, 220. Metaphr. XI, 120 und XX, 49 von einem hervorbrechenden Thränenstrom; XIII, 266. XLI, 125 von fliessendem Weine; XV, 62 vom Oele; XIV, 200. XXV, 115. 121 vom semen virile; XXII, 336 von dicht fliegenden Pfeilen gebraucht. Obgleich daher vom strömenden Blute das Wort nur einmal, soviel ich mich erinnere, im Nonnus vorkömmt, nämlich XXXII, 239:

ἐχθρῷ διψὰς ἄρουρα θελήμονι λούετο λύθρῳ,
δεχνυμένη ξένον ὄμβρον ἐνυαλίου νιφετοῖο,

so wäre doch schon aus dem Beigebrachten dieser Gebrauch des Wortes bei Tr. hinlänglich gerechtfertigt. Nun braucht aber Nonnus das der Bedeutung nach ähnliche Wort *ἐέρση*, wie auf ähnliche Dinge übertragen (XXXVIII, 434 auf das an den Pappeln herniederträufelnde Elektron; XLI, 64 auch auf das semen virile), so vorzugsweise gern vom strömenden Blute; s. XXX, 143. XLIV, 105. 276. XLVI, 310. Am nächsten aber kömmt unserer Stelle XXXI, 21, wo es vom Perseus heisst:

---

*) [Archiv für Philologie und Pädagogik (1839), Band V. Heft 3. S. 349—382.]

— δαϊζομένης δὲ Μεδούσης
αἱμοβαφῆ παλάμην ὀφιώδεϊ λοῦσεν ἐέρσῃ.

In Bezug auf jene Stellen schlug ich denn auch in den Conjectt. 350
p. 18 [Opusc. I, 312] vor, bei Oppian. Hal. I, 561 vom Otterngifte zu lesen: ὄμβρον ὀλέθρου, eine Verbindung, die ganz der Nonnischen Redensart ὄμβρον Ἐρώτων entspricht. — Wegen des Verbums λούειν kann ausser dem von Wernicke Beigebrachten noch verglichen werden Nonnus XV, 350. XXXII, 238. Paul. Silent. Amb. 14.

V. 71 fg. Τῶν δ' ἐπιμισγομένων διδύμης ἀμαρύγμασι χροιῆς
γλαυκῶν φοινίσσοντο λίθων ἑλίκεσσιν ὀπωπαί.

Für γλαυκῶν, was man aus dem Medic. A. hergestellt hat, steht in den übrigen Büchern γλαυκῷ. Aber jener Genetiv lässt sich auf keine Weise vertheidigen. Denn was soll diess heissen: „die Augen *rötheten sich* durch die Kreise der *grünen* Steine?“ Vielmehr wurden, wie aus V. 69 fg. hervorgeht, den Augen grüner Beryll und blutrother Amethyst zusammen eingesetzt, so dass aus jenen beide Farben verbunden hervorblitzten. [In der Rec. von 1850: γλαυκόν.]

Es hat daher gewiss Gräfe das Rechte getroffen, wenn er zu lesen vorschlägt: γλαυκαὶ φοινίσσοντο u. s. w.: „die *grünen* Augen *rötheten* sich durch die Kreise der Steine,“ d. h. die Augen waren zugleich *grün* und *roth*. Zu vergleichen ist besonders Oppian Cyneg. III, 70 fg.

γλαυκιόωσι κόραι βλεφάροις ὑπὸ μαρμαίρουσαι,
γλαυκιόωσιν ὁμοῦ τε καὶ ἔνδοθι φοινίσσονται.

Nonnus hat nur VII, 249:

— παρθενικῆς γὰρ
γλαυκὰ γαληναίων βλεφάρων ἀμαρύγματα λεύσσω.

V. 87. Οὐ μὲν ἐπὶ κνήμῃσιν ἀχαλκέες ἔξεχον ὁπλαί.

Wahrscheinlich ist zu verbessern ὑπὸ κνήμῃσιν [so 1850], da die Hufe vielmehr *unterhalb* der Knöchel als an denselben sind. Vgl. κύκλον ἐυκνημῖδα ποδῶν ὑπέθηκεν ἑκάστῳ [100].

V. 90 ff. Κληιστὴν μὲν ἔθηκε [1850: δ' ἐνέθηκε] θύρην καὶ κλίμακα τυκτήν,
ἡ μὲν ὅπως ἀίδηλος ἐπὶ πλευρῇς ἀραρυῖα
ἔνθα καὶ ἔνθα φέρῃσι λόχον κλυτόπωλον Ἀχαιῶν·
ἡ δ' ἵνα λυομένη τε καὶ ἔμπεδον [1850: ἔμπαλιν] εἰς ἓν ἰοῦσα
εἴη σφιν καθύπερθεν ὁδὸς καὶ νέρθεν ὀροῦσαι.

In dieser Stelle hat mir immer der Vers, wo es von der an der Seite des Pferdes angebrachten Thür heisst: ὅπως — ἔνθα καὶ

ἔνθα φέρῃσι λόχον κλυτόπωλον Ἀχαιῶν, Schwierigkeit gemacht, obgleich sonst keiner der Herausgeber darauf geachtet zu haben scheint. Zuvörderst fällt der Ausdruck *ἔνθα καὶ ἔνθα* auf; denn da Nichts, wie sonst, dabeisteht, wodurch diese Worte näher bestimmt würden, so kann man durchaus nicht einsehen, was das heissen soll: „damit die Thür hierhin und dorthin trüge die Achäer." Sodann aber passt
351 eben so wenig das Verbum *φέρειν* auf eine Thür, am wenigsten auf eine solche, wie sie hier verstanden werden muss, die ja nichts weiter ist als eine verschliessbare Oeffnung, *durch die* man vermittelst einer Leiter in das Innere des Pferdes hinein steigt. Ich zweifle daher nicht, dass die Verse so versetzt werden müssen:

ἡ μὲν ὅπως ἀίδηλος ἐπὶ πλευρῇς ἀραρυῖα
εἴη σφιν καθύπερθεν ὁδὸς καὶ νέρθεν ὀροῦσαι,
ἡ δ' ἵνα λυομένη τε καὶ ἔμπεδον εἰς ἓν ἰοῦσα
ἔνθα καὶ ἔνθα φέρῃσι λόχον κλυτόπωλον Ἀχαιῶν. [Ebenso 1850.]

Nun erst ist es klar, was *ἔνθα καὶ ἔνθα* bedeutet, nämlich soviel als das vorhergehende *καθύπερθεν καὶ νέρθεν*, und richtig heisst es von der *Leiter*, dass sie hierhin und dorthin, d. h. auf- und niederwärts die Achäer *trage*. Eben so richtig aber heisst die *Thür* der Weg auf und nieder zu steigen. Allein ich darf diese Stelle nicht verlassen, ohne eine andere aus dem Quintus zu besprechen, die vielleicht sonst zur Vertheidigung der gewöhnlichen Versordnung im Tr. angeführt werden könnte. Dort heisst es nämlich vom Odysseus, der, bevor die Helden aussteigen, erst nach der übernommenen Rolle umherspäht, ob kein Trojaner in der Nähe sei, XIII, 39 ff.:

— αὐτὸς δ' ἄρα χερσὶ θοῇσιν
ἵππου δουρατέοιο μάλ' ἀτρέμας ἔνθα καὶ ἔνθα
πλευρὰ διεξώιξεν ἐυμμελίῃ ὑπ' Ἐπειῷ.

Hier aber können die Worte: „er öffnete leise die Seiten des hölzernen Pferdes hierhin und dorthin", auf nichts Anderes gehen, als auf die Flügel dieser an der Seite angebrachten Thür, von denen beim Oeffnen der eine rechts, der andere links zurückgeschlagen wurde. Bei dieser Gelegenheit sei es noch vergönnt, in demselben Dichter XII, 331 eine Verbesserung vorzuschlagen, wo vom Epeios gesagt wird:

— ἐπίστατο δ' ᾧ ἐνὶ θυμῷ
ἠμὲν ἀνωίξαι κείνου πτύχας ἠδ' ἐπερεῖσαι.

Das Augment im Infinitiv *ἀνωίξαι* kann auf keine Weise gerechtfertigt oder entschuldigt werden. Q. schrieb entweder *ἀνακλῖναι* nach Hom. *E*, 751:

ἠμὲν ἀνακλῖναι πυκινὸν νέφος ἠδ' ἐπιθεῖναι,

oder, was noch näher der Schreibart der Bücher kömmt: *ἀναπτύξαι*. Letzterer Vermuthung steht aber das folgende *πτύχας* nicht nur

nicht entgegen, sondern dient vielmehr dazu, sie zu bestätigen.
Sogar Nonnus, der sonst sich hütet, dasselbe Wort zu wiederholen,
hat öfter ähnliche Verbindungen, so X, 271 *μέλιτος γλυκεροῖο*
μελιχροτέρης πέλε Βάκχῳ. XXX, 116 *ψευδαλέον* [*θαμβαλέον*
ed. 1858] *πόρε πένθος ἀπενθήτῳ Διονύσῳ.* XXXIII, 38 *ὄττι*
σε κούρην | *νυμφίος ἀχλυόεις νυμφεύεται.* XXXVII, 106 *ὀργυίης*
ἰσόμετρος ἔην λίθος εὐρέι μέτρῳ. XLI, 102 *αὐτοτελὴς μορφοῦτο* 352
θυγατρογόνῳ γόνος [*σπόρος* ed. 1858] *ἀφρῷ.* XLV, 89 *οὐ*
βοέοις κεράεσσι κερασφόρος ἐστὶν Ἀπόλλων.

V. 113. *Ἀνδρὸς ἐπιχρίουσα μελίχροϊ νέκταρι φωνήν.*

Es ist kaum glaublich, dass hier, wo vom Nektar bloss die *Süssigkeit*, nicht die *Farbe* zu erwähnen war, Tr. das Beiwort *μελίχροϊ* gesetzt hat. *Μελίχρους* aber heisst auch bei Quint. III, 224 *honigfarben*, und dürfte wohl hier um so weniger für das einfache *μελιχρός* stehen, da sich nicht absehen lässt, warum Tr. nicht dieses wählte. Es ist daher wohl entweder *μελιχρῷ* oder *μελίφρονι* [1850] zu lesen. Letzteres Adjectiv lässt sich aus Apollon. II, 1005 *καρποῖο μελίφρονος* und übertragen aus III, 458 *μῦθοι μελίφρονες* in der Bedeutung *honigsüss* belegen. Die Conjectur Gräfe's *μελίθροα ν. φ.* ist aus zwei Gründen nicht zulässig, erstens, weil jene Form nicht gerechtfertigt werden kann, sodann, weil das Epitheton nach der Gewohnheit dieser Dichter sich hier nothwendig auf *νέκταρι* beziehen muss.

V. 118 f. — *καὶ ἠερίης ἅτε πηγῆς*
ἐξέχεεν μέγα λαῖτμα μελισταγέος νιφετοῖο.

Hierzu findet sich folgende Bemerkung von W.: „Hic locus, ni fallor, unicus est, ubi epitheton *ἠέριος* fonti tribuitur, quod eodem, quo apud Homerum *μέλας* et *μελάνυδρος* de limpidis et profundis aquis dicitur, sensu accipiendum esse existimo.“ — Wie bedenklich es sei, hier das so häufig vorkommende *ἠέριος* als gleichbedeutend mit *μέλας* zu erklären, wird eine genauere Erörterung seines Gebrauches bei den spätern Epikern darthun. Ich gehe hierbei von der bekannten Auseinandersetzung *Buttmanns* im Lexilogus I, p. 117—122 aus. Dieser scheint mit Recht dargethan zu haben, dass in den vier homerischen Stellen (*Α*, 497. 557. *Γ*, 7. *ι*, 52.) das Adject. *ἠέριος* weiter nichts bedeute, als *früh*. Wenn er es aber in dieser Bedeutung von *ἦρι* ableiten und der Vossischen Annahme entgegen ganz und gar von *ἀήρ* und einem hiervon abgeleiteten Adject. *ἠέριος* trennen will, so scheint mir dagegen mit grösserer Wahrscheinlichkeit angenommen werden zu können, dass *ἠέριος* von der gemeinschaftlich in *ἀήρ*, *αὔρα*, und in *ἦρι*, *ἠώς*, *αὔριον* u. s. w. liegenden Wurzel gebildet sei; dass als Grundbedeutung dieser Wurzel sich recht gut mit Buttmann p. 116 der Begriff des *Wehens* annehmen und in allen jenen Wörtern nachweisen lässt; dass endlich das eine Adjectiv *ἠέριος* aus jener Ab-

leitung in der doppelten Bedeutung *früh* und *luftig* sich recht gut erklären und aus den Stellen der Epiker belegen lasse; dass dagegen die Angaben der Grammatiker, als bedeute ἠέριος auch *dunkel* und *gross, unermesslich*, lediglich auf Missverständnissen beruhen.

Indem ich diess jetzt aus den Stellen der Dichter nachweise, gehe ich von der Bemerkung aus, dass ἠέριος in der Bedeutung
353 *früh*, ausser den homerischen Stellen, soviel ich weiss, nur noch an zwei Orten bei Apollonius sich findet, nämlich III, 417:

> ἠέριος ζεύγνυμι βόας, καὶ δείελον ὥρην
> παύομαι ἀμητοῖο.

und 915 [914]: ἠερίην Ἑκάτης ἱερὸν μετὰ νηὸν ἰοῦσαν.

Dagegen findet sich in der andern von mir angenommenen Bedeutung das Wort ungemein häufig bei den spätern Epikern. Es wird von Dingen gesagt, die sich entweder in der Luft befinden, oder die sich durch die Luft bewegen, oder die sich von der Erde in die Luft erheben (*hoch*, ähnlich das homerische ἠνεμόεις), oder sonst in irgend einer Beziehung zur Luft stehen. Auch dieser Gebrauch des Wortes konnte bequem aus Homer abgeleitet werden. Denn obgleich Buttmann mit Recht auch *Γ*, 7, wo es von den Kranichen heisst: ἠέριαι δ᾽ ἄρα ταίγε κακὴν ἔριδα προφέρονται, das Adjectivum durch *früh* erklärt hat, so lässt sich doch gewiss nicht läugnen, dass *an sich betrachtet* es eben so gut nach dem Sprachgebrauche der Spätern gefasst und *von den in der Luft schwebenden Kranichen* erklärt werden konnte.

Wir bringen nun die Stellen bei; das Wort findet sich bei Oppian. Hal. {I, 430 ἐξ ἁλὸς ἀνθρώσκουσι καὶ ἠέριοι ποτέονται von fliegenden Fischen;} III, 203 ἠερίῃς ἀγέλῃσι von den Vögeln; II, 397 πνοιὴν ἠερίην von dem Athem; Cyneg. I, 48 θήρην ἠερίην vom Vogelfang; 379 ἠερίοις ὄρνισι; 480 ἠερίην — ἀυτμήν von der Witterung der Vögel, die ein durch seine Spürkraft ausgezeichneter Hund wahrnimmt; III, 344 ἠερίοις — οἰωνοῖς; ferner Orph. hymn. XX, 2 vom Zeus; XXI, 1 ἠέριαι (so!) νεφέλαι; LXXI, 6 φαντάσμασιν ἠερίοισι; LXXXI, 6 αὖραι Ζεφυρίτιδες — ἠέριαι; dann Maxim. π. καταρχ. 18 ἀστράσιν ἠερίοισιν.

Eben so findet sich das Wort bei Nonnus gebraucht, der es sehr häufig anwendet; so namentlich von den *Winden*: I, 144. II, 127. III, 310. IV, 3. VI, 117. 273. VIII, 123. XIII, 386. XVI, 164. 380. XVII, 243. XXXIV, 306. XXXVII, 286. 688. XL, 457. XLIV, 23. 308. XLVI, 122. XLVII, 93. XLVIII, 785. 919. Eben so häufig finden sich bei ihm die Verbindungen: ἠέριαι κέλευθοι, πορεῖαι, ὁδοί u. s. w.; s. II, 467. 535. VI, 332. VII, 14. 315. XII, 74. XIV, 4. XVII, 151. XVIII, 281. XXII, 336. XXIII, 265. XXIV, 122. XXIX, 177. XXXVI, 33. XXXIX, 171. XL, 56. XLI, 128. 276. XLIII, 439. XLVII, 589. Aus diesen Stellen ist auch XXIV, 89 zu schreiben [ebenso ed. 1858]:

— ἠερίας δὲ
ἀτραπιτοὺς ἐχάραξεν, ὁμοίιος ἀστέρος ὁλκῷ,

wo die Bücher ἠερίῳ lesen. Ausserdem kömmt das Wort noch bei Nonnus vor vom *Hagel* II, 430; vom *Regen* VII, 33. X, 296. XXXVIII, 24; von den *Wolken* XLV, 135; von den *Vögeln* XXXVII, 728; vom *Staube*, der durch die Winde emporgehoben wird, II, 393; vom *Zeus* VII, 312 [αἰθέριος Ζεύς ed. 1858]; von 354
den *Meereswogen*, die durch den Sturm emporgetragen werden, XXXVI, 120; von den *Flügelschuhen* des Perseus XLVII, 585. Eben so in der Metaphr. Iohann. III, 43:

— ἀγχιφανῆ δὲ
φωνῆς ἠερίης θεοδινέα βόμβον ἀκούεις,

und 91 von den *Winden;* VII, 75:

— τεὸν νόον οἶστρος ἐλαύνει
δαίμονος ἠερίοιο.

In allen eben angeführten Stellen kann gar kein Zweifel über die Richtigkeit der oben angegebenen Bedeutung des ἠέριος erhoben werden: noch bleiben drei Stellen übrig, in denen das Wort in einem andern Sinne genommen werden könnte. So könnte Jemand glauben, es werde XXVI, 185:

— πιόντα (nämlich δένδρα)
ἠερίης ζείδωρον ἑώιον ἀρδμὸν ἐέρσης,

in Uebereinstimmung mit den homerischen Stellen der Thau *morgendlich* genannt. Allein da derselbe Begriff schon in dem Beiworte ἑώιος liegt, so ist es klar, dass auch hier ἠέριος seine regelmässige Bedeutung beibehaltend von dem Thau gesagt wird, insofern er aus der Luft auf die Erde herabträufelt. Dieselben Worte kehren wieder XL, 389:

ἠερίης ἠῷον ἐρεύγεαι ἀρδμὸν ἐέρσης.

Endlich könnte es scheinen, als ob II, 662:

ἠερίης σκιοειδὲς ἀποσκεδάσας νέφος ὄρφνης

das Wort in der Bedeutung *dunkel*, *finster* stände. Dann würde aber der Dichter dasselbe dreimal sagen. Vielmehr heisst hier die Finsterniss ἠερίη, insofern sie in der Luft über die Erde hin ausgebreitet war.

Wie Nonnus, haben auch durchweg seine Nachahmer dies Adjectivum gebraucht; so Paul. Silent. ecphr. eccl. I, 56 von den *Wolken;* 269 κεραίην ἠ. von dem *Regenbogen;* II, 48 ἠερίαις κελεύθοις und ebenso 432; Ioann. Gaz. Ecphr. I, 266 ἠερίην ἀνεσείσατο χαίτην; 328 ἠερίῃσι κελεύθοις; und II, 255 vom *Phöbus:*

ἠερίην μετάμειψε φύσιν; Coluth. 374 von den *Vögeln ἠερίης — τέκνα γενέθλης*; endlich Tryphiodor selbst 608, wo es von den Vögeln und Hunden, die gemeinschaftlich die Leichname verzehren, heisst: *ἠέριοι πεζοί τε συνέστιοι εἰλαπινασταί.* — Aehnlich wird auch das Compositum *διηέριος* gebraucht; so z. B. Apollon. II, 227. IV, 954 [952]. Oppian. Cyn. I, 66. Quint. XI, 456. Tryphiod. 644.

Nachdem ich auf diese Weise die stehende Bedeutung von *ἠέριος* hinlänglich begründet zu haben glaube, muss ich noch zwei
355 Stellen des Apollonius und eine des Aratus einer etwas genauern Erörterung unterwerfen, da sogar Buttmann l. c. p. 122 nicht ganz richtig geurtheilt zu haben scheint. Zuvörderst heisst es nämlich bei Jenem I, 580 von Thessalien, welches fern am Horizonte den Blicken der Schiffenden erscheint:

> *αὐτίκα δ' ἠερίη πολυλήιος αἶα Πελασγῶν*
> *δύετο.*

Diess erklärt Buttmann *umnebelt, dunstig.* Allein da in allen Stellen, welche ich oben gesammelt habe, *ἠέριος* stets ohne den Nebenbegriff von Dunst oder Nebel gebraucht war, so ist es gewiss bedenklich, denselben hier anzunehmen, wo das Wort in seiner regelmässigen Bedeutung den besten Sinn giebt. Denn es ist zu übersetzen: „es tauchte das gesegnete Land der Pelasger in der Luft auf." Dadurch wird recht bezeichnend die Erscheinung ausgedrückt, dass weit entfernte Gegenstände, z. B. Berge, die am äussersten Gesichtskreise emportauchen, gleichsam mit Luft und Himmel Eins zu sein scheinen und schwer davon zu unterscheiden sind.

Ebenso ist denn auch IV, 1239 [1237]

> *ἠερίη δ' ἄμαθος παρακέκλιται,*

von den unermesslichen Sandflächen Libyens zu verstehen, die ohne Abwechselung nach allen Seiten hin sich ausbreitend, endlich am fernen Horizonte mit dem Himmel selbst zu verschwimmen scheinen. Buttmann bemerkte richtig, dass Apollonius sich selbst am besten erkläre 1245—1247 [1243—45]

> *οἳ δ' ἀπὸ νηὸς ὄρουσαν, ἄχος δ' ἕλεν εἰσορόωντας*
> *ἠέρα καὶ μεγάλης νῶτα χθονός, ἠέρι ἶσα*
> *τηλοῦ ὑπερτείνοντα διηνεκές.*

Dass dagegen in demselben Dichter IV, 267. 270 *'Ηερίη* mit grossem Anfangsbuchstaben als alter Name Aegyptens zu schreiben sei, hat Wellauer aus den Zeugnissen der Lexikographen hinlänglich erwiesen; auch geht dies aus den Worten des Dichters selbst hervor: *ὅτ' 'Ηερίη πολυλήιος ἐκλήιστο — Αἴγυπτος.*

Endlich im Aratus 349 soll nach Buttmann das Wort „ganz für *dunkel* und völlig einerlei mit *ἠερόεις* gebraucht sein". Es heisst dort von dem Sternbilde der Argo:

καὶ τὰ μὲν ἠερίη καὶ ἀνάστερος ἄχρι παρ' αὐτὸν
ἱστὸν ἀπὸ πρῴρης φέρεται, τὰ δὲ πᾶσα φαεινή.

Allein auch hier nöthigt durchaus Nichts, ἠέριος in jener sonst nicht vorkommenden Bedeutung zu nehmen. Vielmehr sagt der Dichter, der Theil der Argo vom Vordertheil bis neben den Mastbaum sei *luftig*, d. h. bestehe nur aus Luft, werde nur von Luft ausgefüllt. Was diess aber heissen soll, erklärt er gleich durch das hinzugefügte καὶ ἀνάστερος.

Das Resultat des hier Zusammengestellten wird demnach sein, 356
dass ἠέριος ausser den homerischen Stellen nur noch ein paarmal bei Apollonius *morgendlich* bedeute, sonst aber regelmässig immer *luftig* in den verschiedensten Beziehungen, allein stets ohne den Nebenbegriff des Umnebeltseins. Niemals heisst es *dunkel*, niemals *gross*, *unermesslich*. Um dieses zu beweisen, stützt man sich auf einige Glossen, namentlich auf Hesych. (I, p. 1609 ed. Alberti) [687, 22 Schm. ed. min.] ἠέριον· μέγα, λεπτόν, μέλαν, was mit denselben Worten bei Phavorin. p. 844. 27 steht; man könnte auch hinzufügen Hesych. I, p. 113 [41, 25 Schm.] ἀερήϊον (wohl ἀέριον)· ἀμέτρητον. πολύ, ἀερῶδες. Allein, wie man verleitet werden konnte, diess anzunehmen, zeigt am besten die schon erklärte Stelle des Apollon. IV, 1239, zu welcher der Scholiast bemerkt: ἠερίη· πᾶν τὸ πολὺ καὶ δαψιλὲς ἠερόεν (man möchte ἠέριον vermuthen; aber ἠερόεν steht auch im Phavorin., der diese Glosse abschrieb) λέγεται. Gewiss hat das Missverständniss dieser Stelle, wenn nicht allein, doch am meisten dazu beigetragen, dass jene Glossen entstanden. Noch leichter war der Missgriff, ἠέριον durch *schwarz*, *dunkel* zu erklären, wie es z. B. der Scholiast zu Apollon. I, 580 thut: ἠερίη πολυλήϊος: ἡ Θεσσαλία παρὰ τὸ μέλαιναν εἶναι τὴν γῆν. Dazu ward man nicht nur durch solche Stellen verführt, wie die im Aratus, sondern es trug dazu auch die Bedeutung von ἀήρ selbst und die Verwechselung mit ἠερόεν bei. So erklärt Hesych. ganz übereinstimmend mit ἠέριον I, 113 [42, 1 Schm.] ἀερόεν· μέλαν. βαθύ. μέγα. und p. 1609 [687, 30 Schm.] ἠερόεν· ἀερῶδες. σκοτεινόν. —

Aus dem Gesagten folgt mit Sicherheit, dass ἠέριος in der vorliegenden Stelle des Tr. nicht die Bedeutung *dunkel* oder *reichlich* haben kann, welche Wernicke angenommen hat. Allein das ist auch weder nothwendig, noch passend. Denn betrachtet man die ganze Stelle im Zusammenhang:

ἄφνω δ' ἀενάων ἐπέων ὠδῖνας ἀνοίξας,
δεινὸν ἀνεβρόντησε, καὶ ἠερίης ἅτε πηγῆς
ἐξέχεεν μέγα λαῖτμα μελισταγέος νιφετοῖο,

so ergiebt sich, dass nicht mit einer *Quelle*, sondern vielmehr mit einem *reichlich herabströmenden Regen* der Redefluss des Odysseus verglichen wird. Dasselbe geschieht bei Ioann. Gaz. Ecphr. I, 17 fg.

ἤδη γὰρ τρομέων ἐγκύμονος ὄμβρον ἀοιδῆς,
πείσματα φωνήεντα θοῆς ἀνέλυσα μελίσσης.

Allein hier ist das Verbum *τρομέων* ganz unverständlich, das weder den Accusativ *ὄμβρον* regieren, noch überhaupt sonst erklärt werden kann. Ich vermuthe, dass es *προχέων* ursprünglich gelautet hat; eine Conjectur, die auch durch unsero Stelle im Tr. so wie durch Nonnus VII, 333 unterstützt wird:

συρίζων ὑμέναιον ἐυσμήνοιο μελίσσης
ἡδὺ μέλι προχέων, οὐ λοίγιον ἰὸν ἐχίδνης.

357 V. 162 ff. *Ἔστη καὶ Μενέλαος. ἄγεν δέ μιν ἄγριος ὁρμή*
Δηιφόβου ποτὶ δῆριν, ἀπηνέι δ' ἕζετο θυμῷ.
δεύτερον ἁρπακτῆρα γάμου λελιημένος εὑρεῖν.

Ἔστη καί ist eine Verbessorung *Frischlin's*, da in den Büchern sich *ἕστηκεν* findet, woraus Schäfer *ἑστήκει* machte. Allein allen diesen Lesarten steht entgegen, dass hier vielmehr ein Zeitwort des *Gehens* verlangt wird; ausserdem möchte bei den letztern beiden noch der Mangel der Copula mit Recht Anstoss erregen, die in den übrigen Versen (152. 157. 159. 165. 167. 170. 171. 172. 182.) nirgends fehlt. Derselbe Vorwurf trifft denn auch die Vorschläge *Gräfe's*, der *ἔσπευδεν* oder *ἔστειχεν* lesen wollte, und den Wegfall der Partikel durch folgende Worte entschuldigt: „Defectus copulae bene Menelai mentionem a reliquis videtur distinguere.“ Was er sonst noch versucht *ἕσπετο καί*, gefällt aus dem Grunde nicht, weil Tr. absichtlich verschiedene Zeitwörter gewählt zu haben scheint. Wahrscheinlich ist zu lesen: *ἔστιχε καὶ Μενέλαος* [auch 1850]. Dies Verbum kömmt sehr häufig bei Nonnus vor.

Der folgende Vers lautete sonst, in enger Verbindung mit dem vorhergehenden, also: *Δηιφόβῳ ποτὶ δῆριν ἀπηνέι δίζετο θυμῷ*, eine Lesart, die *Frischlin*, *Merrick*, *Wakefield* vergebens zu verbessern bemüht waren. Was wir jetzt lesen, ist aus den beiden Mediceischen Handschriften aufgenommen worden, in denen nur mit verändertem Spiritus *ἕζετο* steht. Allein *ἕζετο* kann auf keinen Fall richtig sein. Denn abgesehen von der ganz auffallenden Verbindung: *ἀπηνέι θυμῷ ἕζετο*, was soll überhaupt hier die Erwähnung, dass Menelaus sich *gesetzt* habe? Was *Wernicke* nach *Northmore* angenommen hat, dass sich Menelaus in das Pferd gesetzt habe, ist schon deshalb unmöglich, weil die Helden erst später nach einem Gebete an die Athene in das Pferd steigen (184 u. 185). Schön und durchaus tadellos ist die Verbesserung *Schäfer's*, auf die auch *Spitzner* gekommen ist de v. Gr. her. p. 66: *ἀπηνέι δ' ἔζεε θυμῷ*. Weil aber die Endung *το* in allen Büchern anerkannt wird, so dürften sich doch noch andere Vorschläge darbieten, wenngleich, was *Gräfe* vorschlägt, *δ' ἵκετο* nicht sehr gefällt. Es ist wohl vielmehr entweder *δ' ἔσσυτο* oder *δ' ἵετο*

zu lesen [1850 wieder δ' ἕζε]. Letzteres gewinnt noch einige Wahrscheinlichkeit aus Hom. *B*, 589

— μάλιστα δὲ ἵετο θυμῷ
τίσασθαι Ἑλένης ὁρμήματά τε στοναχάς τε.

V. 184. *Εὐξάμενοι δὲ ἔπειτα Διὸς γλαυκώπιδι κούρῃ*
ἱππείην ἔσπευδον ἐς ὁλκάδα.

Den durchaus unerträglichen Hiat δὲ ἔπειτα verwandelt Wernicke mit Wakefield in δὴ ἔπειτα, was aus mehreren Gründen bedenklich ist. Gräfe versucht: δ' ἐς ἔπ., δ' ἄρ' ἔπ., μ ε τ έ π ε ι τ α, ohne Wahrscheinlichkeit. Mir scheint hier, nach Aufzählung der einzelnen Helden, das Pronomen wiederholt werden zu müssen, und 358
ich vermuthe daher: εὐξάμενοι δ' οἱ ἔπειτα. Ueber den nicht Nonnischen Hiatus s. 175: οὐδὲ μὲν οὐδ' οἱ ἔλειφθεν.

V. 202 fg. *Αὐτὸς δ' ἐν κεφαλῇ σκοπὸς ἕζετο· τὼ δέ οἱ ἄμφω*
ὀφθαλμὼ ποθέοντες ἐλάνθανον ἐκτὸς ἐόντας.

Wernicke fügte folgende Bemerkung bei: „Nodell. ep. crit. ad Heyn. coniicit σκοπέοντι vel σκοπέοντε ἐλ., turpi hiatu. Locus nulla correctione indiget. Vertit Northmorus: *ipse in capite speculator sedebat; amboque eius oculi externos clam desiderabant.*" Allein damit ist gar Nichts erklärt, und es dürfte sich auch jedenfalls das Participium ποθέοντες schwerlich auf irgend eine Weise erklären lassen. Dass der Begriff des *Herausschauens* oder *Spähens* hier nothwendig verlangt werde, haben Nodell und Gräfe, der besser σκοπέ ο ν τ ε ς vorschlug, richtig erkannt. Allein dieses Wort missfällt wegen des eben vorhergegangenen σκοπός; und ich glaube vielmehr bloss mit Hinzusetzung eines Buchstabens richtig zu verbessern: π ρ ο θ έ ο ν τ ε ς. Dieses Verbum, welches hier gewiss sehr passend von den heimlich aus dem Pferde herausspähenden Augen gesagt ist, hat auch Ioann. Gaz. ecphr. II, 152 an einer Stelle von den Augen gebraucht, die einer Berichtigung bedarf. Es ist dort davon die Rede, dass der Blitz eher gesehen, als der Donner gehört wird. Dort heisst es von 149 an:

ἀλλὰ φάος πρώτιστον ἀπ' αἰθέρος ἀνδράσι πέμπει
μαρμαρυγή, λαμπτῆρας ὀιστεύουσα προσώποις,
καὶ καναχὴν μετόπισθεν· ἀρείονές εἰσιν ἀκουῆς
ὀφθαλμοὶ προθέοντες, ἀκούεται οὕνεκα μᾶλλον.

Zu dem letzten Verse bemerkte Gräfe: „Quia fulmen prius conspicitur, quam tonitru auditur, dicit, oculos auribus celeriores esse, *cum rursus fortius audiri soleat.*" Wir haben es hier mit den letzten Worten zu thun, wodurch die griechischen Worte ἀκούεται οὕνεκα μᾶλλον erklärt werden sollen. Diese sind aber durchaus sinnlos. Denn zuerst kann μᾶλλον an sich niemals heissen: *stärker;* sodann, diess auch zugegeben, kann der Umstand, dass man stärker

hört, nicht als Ursache der Erscheinung angegeben werden, dass das Hören des Donners erst auf das Sehen des Blitzes folgt. Endlich handelt es sich in dieser ganzen Stelle nicht davon, ob man *stärker* hört oder sieht, sondern davon, ob das Sehen oder das Hören *schneller* geschieht. Ich gehe bei der Verbesserung dieser Stelle davon aus, dass 151 nicht der Accusativ *καναχήν*, sondern der Nominativ *καναχή* in den Büchern steht. Was kann nun klarer sein, als dass zwei Hemistichien verwechselt sind, und Ioannes die Stelle so schrieb:

> *καὶ καναχὴ μετόπισθεν ἀκούεται, οὕνεκα μᾶλλον*
> *ὀφθαλμοὶ προθέοντες ἀρείονές εἰσιν ἀκουῆς?*

359 Vgl. Nonn. XVI, 181 fg.

> — *ἐν σκοπέλῳ* [— *οις* ed. 1858] *γὰρ*
> *ἐνδρομίδες πολὺ μᾶλλον ἀρείονές εἰσι κοθόρνων.*

Daran schliesst sich denn sehr gut im Folgenden an:

> *καὶ βλεφάρων ἀκτῖνες ἐς αἰθέρα καὶ πόλον ἄστρων*
> *ῥηιδίως ὁρόωσι, καὶ εἰς μήκιστα κελεύθων*
> *ἐξαπίνης θρώσκουσι, καὶ ἔφθασεν οὖας ὀπωπή.*

V. 207. *Τηλεφανὴς ἵνα πᾶσιν ἑὴν χάριν ἀνδράσι πέμπῃ.*

Wernicke sagt: „Rara locutio *χάριν πέμπειν*, quasi pulcritudo (*χάρις*) esset telum, quod mitti dicitur.“ Allerdings findet sich bei Nonnus nicht *χάριν πέμπειν*, wohl aber vieles Aehnliche, so XVI, 18 *αὐχένα* — *σέλας πέμποντα Σελήνης*. — XVIII, 343 *πέμπεις* | *ἔμφυτον οἰνωπῇσι παρῃίσι πορφύρεον πῦρ.* — 351 *πλόκαμοι* — *μύρον πέμπουσιν ἀυτμήν.* — XXVI, 209 *ἀπὸ βλεφάρων δέ οἱ αἴγλη* | *πέμπεται.* — XXXIV, 77 *σέλας πέμπουσα ποθοβλήτοιο προσώπου* und ebenso 123. — XXXVIII, 151 *Σελήνη, μαρμαρυγὴν πέμπουσα.* — Ebenso wird *ἀκοντίζειν* gebraucht XL, 305 *φάρεα* — *πορφυρέους σπινθῆρας ἀκοντίζοντα.* — 414 *μαρμαρυγὴν ῥοδόεσσαν ἀπηκόντιζον ὀπωπαί* und ebenso XLVIII, 372, und *ὀιστεύειν* XLI, 257 *ἀνεφέλους ἀκτῖνας ὀιστεύουσα σελήνη.* — XLVIII, 354 *ῥοδέους σπινθῆρας ὀιστεύουσι παρειαί.* —

V. 227 fg. *Ὡς τότε λωβητοῖσι περίστικτος μελέεσσι*
Τροίῃ λυγρὸν ὄλεθρον ἐμήδετο.

Wenn nicht nach V. 227 ein Vers ausgefallen ist, in welchem der Name des Sinon stand, eine Annahme, die hier nicht sehr glaublich ist, so muss *ὥς ὅγε* {Nonn. XXII, 64. XXIX, 161} statt *ὡς τότε* geschrieben werden. Denn die Epiker wiederholen nach ihren Vergleichungen entweder den Namen der Person, welche verglichen wurde, oder sie setzen dafür ein Demonstrativpronomen. Doch zweifle ich kaum, dass zuweilen auch das Nomen oder Pronomen weggelassen wurde; gewiss ist diess aber niemals da geschehen,

wo das sonst in diesen Formeln so gebräuchliche, aber keineswegs nothwendige *τότε* dabeisteht. Denn dann wäro das Wort, auf welchem der Hauptnachdruck liegt, weggelassen und dafür ein anderes hingesetzt, das weggelassen nicht vermisst wurde. Ich glaube daher auch nicht, dass Nonnus III, 394 fg. ohne Verderbniss ist, wo nach angestellter Vergleichung mit einer Löwin von der Electra, welche zugleich die Hermione und ihren eigenen Sohn säugt, gesagt wird:

ὢς τότε παιδοκόμῳ φιλίῃ μαιώσατο θηλῇ,
ἀρτιγόνων μεθέπουσα συνωρίδα δίζυγα τέκνων.

Hier ist jedenfalls nach *θηλῇ* ein Vers ausgefallen, etwa dieses Inhalts:

Κύπριδος Ἠλέκτρη γενεὴν καὶ νήπιον υἷα,

denn wenn wir dieses nicht annehmen, so hat V. 394 noch einen 360
zweiten Anstoss, dass nämlich dann das Verbum *μαιώσατο* ohne Object ist. — Eben so glaube ich nicht, dass Quintus VII, 510 ohne Pronomen geschrieben hat:

ὢς ἄρ' ἀμυνόμενοι νηῶν ὕπερ ἠδὲ καὶ αὐτῶν
μίμνον ἐν ὑσμίνῃ.

Wahrscheinlich ist zu bessern: *ὢς οἵ ἀμυνόμενοι*, wie I, 8 *ὢς οἵ ἀνὰ πτολίεθρον.* —

V. 241. *Οἱ δὲ θοῇ οὐρῆας ὑποζεύξαντες ἀπήναις.*

Wernicke sagt: „Elegantem hanc lectionem de coniectura mea restitutam non solum verborum collocatio sed etiam consuetudo poetarum commendat. Vulgo *θοούς*.“ Ich gestehe offen, dass ich die Gründe nicht einsehe, weshalb *θοῇς* dem *θοούς* vorzuziehen sei. Vielmehr, wenn etwas zu verändern war, müsste *θοῶς* geschrieben werden [so 1850] nach Apollonius III, 841 [840]

ἐσσυμένως οὐρῆας ὑποζεύξασθαι ἀπήνῃ.

V. 265 ff. *Ἄνδρα μὲν Ἀργείοισιν ὁμόπλοον εἴ μ' ἐλεαίρεις,*
Τρώων δὲ ῥυτῆρα καὶ ἄστεος εἴ με σαώσεις,
Δαρδανίδη σκηπτοῦχε καὶ ὕστατον ἐχθρὸν Ἀχαιῶν u. s. w.

Es fehlt der Nachsatz, der auf diese Vordersätze folgen sollte. Die Versuche der Gelehrten, ihn herzustellen, sind gänzlich verunglückt, weder *ἦ με σαώσεις*, was *Schäfer* wollte, noch *Ἄνδρα μέν' Ἀργείοισιν* u. s. w. oder *Ἄνδρα μὲν Ἀργείοις ἴδ' ὁμόπλοον*, was Gräfe versucht, hat die geringste Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn etwas zu verändern wäre, so müsste unbezweifelt die Conjectur *Hermann's: ὔμμι σαώσεις* aufgenommen werden, gegen welche sich Nichts einwenden lässt. Allein ich glaube, dass der Dichter hier mit Willen und mit Recht das Anakoluthon gesetzt hat, was der

äusserst bewegten Rede des Sinon angemessen sich leicht erklären lässt. Eigentlich wollte Sinon sagen: „wenn du dich meiner als eines Gefährten der Achäer erbarmst, und mich als den Retter der Troer und den erbittertsten Feind der Achäer rettest, so werde ich bewirken, dass ihr niemals wieder vor den Griechen euch zu fürchten nöthig habt.“ Allein sehr passend unterbricht Sinon die angefangene Rede nach den Worten: *καὶ ὕστατον ἐχθρὸν Ἀχαιῶν*; denn vor allen Dingen muss er ja zeigen, wie es denn komme, dass er der erbittertste Feind seiner Landsleute geworden sei. Daher fügt er denn, wie von heftigem Zorne fortgerissen, gleich die Erzählung von der ihm angethanen Schmach bei V. 268—277, wendet sich dann noch einmal V. 278—280 an den Priamus, und bringt erst dann dasjenige vor, was eigentlich unmittelbar auf V. 265—267 als Nachsatz hätte folgen sollen: *αὐτὰρ ἐγὼ πάντεσσιν* u. s. w.

361 V. 300 fg. *Ἀλλ' ἄγε δὴ σειρῇσι περίπλοκον ἀμφιβαλόντες*
ἕλκετ' ἐς ἀκρόπολιν μεγάλην χρυσήνιον ἵππον.

Dass der letzte Vers nicht so von Tryphiodor geschrieben werden konnte, hat *Wernicke* hinlänglich dargethan, da weder der Apostroph *ἕλκετ'* noch das Femininum *μεγάλην* sich vertheidigen lässt. Er nimmt an, das richtige Epitheton von *ἀκρόπολιν* sei ausgefallen und schlecht genug durch *μεγάλην* ersetzt worden. Er schlägt daher vor:

ἕλκετε δῖαν ἐς ἀκρόπολιν χρυσήνιον ἵππον.

Allein diese Cäsur lässt sich aus V. 176 u. 181, wo Eigennamen stehen, nicht vertheidigen. Gleichwohl müssen wir einen solchen Vers dulden, wenn wir nicht noch viel unwahrscheinlicher den Apostroph *ἕλκετ' ἐς* stehen lassen wollen, wie es Gräfe gethan hat, welcher:

ἕλκετ' ἐς ἀκροπόληα μέγαν χρυσήνιον ἵππον

vermuthete. Es ist daher wohl keinem Zweifel unterworfen, dass dieser Vers durch Nachlässigkeit der Abschreiber aus zwei Versen zusammengeschmolzen sei und also zwei Hemistichien fehlen. Nur versuchsweise, um zu zeigen, dass Tr. Stoff genug hatte, um zwei Halbverse auszufüllen, stehe hier die Ergänzung:

ἕλκετε ⟨πάντες ὁμῶς⟩ μεγάλην ⟨ὁδὸν ἐγκονέοντες⟩
⟨δῖαν⟩ ἐς ἀκρόπολιν ⟨Δαναῶν⟩ χρυσήνιον ἵππον.

Darauf würde denn noch passend die Erwähnung der Athene folgen:

ἄμμι δ' Ἀθηναίη ἐρυσίπτολις ἡγεμονεύοι
δαιδαλέον σπεύδουσα λαβεῖν ἀνάθημα καὶ αὐτή.

V. 336 ff. *Αἱ δέ οἱ ἐρχομένῳ θυρέων πτύχες ἐστείνοντο·*
ἀλλ' Ἥρη μὲν ἔλυσεν ἐπὶ δρόμον αὖθις ὁδοῖο
πρόσθεν ἀναστέλλουσα· Ποσειδάων δ' ἀπὸ πύργων
σταθμὸν ἀνοιγομένων πυλέων ἀνέκοπτε τριαίνῃ.

Der zweite dieser Verse lautete in der Aldina und in den meisten Handschriften also:

ἀλλ' Ἥρη μὲν ἔδυσεν, ἐπίδρομον ὅρμον ὁδοῖο.

Da diese Lesart durch keinen Kunstgriff sich erklären lässt, so schlug *Merrick* vor:

ἀλλ' Ἥρη μὲν ἔλυσεν ἐπίδρομον οἶμον ὁδοῖο,

eine Vermuthung, auf die auch *Gräfe* gekommen ist. Allein ich kann es mir ersparen, die Schwierigkeiten, welche sich hiergegen erheben, einzeln anzuführen, da der Vers, wie er oben geschrieben ist, aus dem Mediceus A., der hesten Handschrift, verhessert worden ist. Aher damit scheint er noch keineswegs von aller Verderhniss gereinigt. Denn zunächst lässt sich die Partikel *αὖθις*, 362
wenn wir auch die Form (s. Wernicke p. 380) nicht weiter anzweifeln, doch keineswegs genügend erklären; denn wie kann Juno etwas *wiederum* thun, was sie noch gar nicht gethan hat? Sodann verstehe ich die Redensart *δρόμος ὁδοῖο* weder an sich, noch kann sie in dieser Verhindung mit *ἐπί* einen Sinn gehen. Endlich ist die Redensart *πρόσθεν ἀναστέλλουσα* noch nicht genügend erklärt, daher denn auch Gräfe *πρόσθεν ἀναστείχουσα* vorschlug, was wir nicht hilligen können. Ich glaube, dass die Stelle so zu schreihen sei:

ἀλλ' Ἥρη μὲν ἔλυσεν ἐπὶ δρόμον αὖθι δόλοιο
πρόσθεν ἀναστέλλουσα.

d. h.: „aber Hera löste sogleich die Thorflügel für den Lauf des Pferdes, indem sie dieselhen in die Höhe hoh.“ *Δόλος* heisst hier das hölzerne Pferd selbst, wie ohen 201 *δόλου πυλαωρός*, Hom. *θ* 494 *ὃν ποτ' ἐς ἀκρόπολιν δόλον ἤγαγε δῖος Ὀδυσσεύς*. Mehr Beispiele eines ähnlichen Gehrauchs hat Wernicke p. 212 u. 213. — Die Redensart *ἐπὶ δρόμον* ist aus dem Nonnus entlehnt, so V, 233 von einem Jagdhunde *ἐπὶ δρόμον οὔατα τείνων*; XXXI, 195 *ὑπνώειν ἕνα μοῦνον ἐπὶ δρόμον Ἠριγενείης*; endlich ganz hesonders XI, 132 fg.

ἔκλυες αὖ τὸν (so!) *Ἄβαριν, ὃν εἰς δρόμον ἠεροφοίτην*
ἱπταμένῳ [*ἱπτάμενον* ed. 1858] *πόμπευεν ἀλήμονι φοῖβος ὀϊστῷ.*

Vgl. ehendas. 140 und Tryph. 85 *ἐπὶ δρόμον ὁπλίζεσθαι*. — *Ἀναστέλλουσα* endlich steht hier in seiner hei diesen Dichtern gewöhnlichen Bedeutung: *aufheben, in die Höhe heben.* Da nämlich hei dem Nahen des Pferdes das Stadtthor ihm zu enge war, so hoh

Juno die Thorflügel aus und löste sie von den Pfosten; Poseidon aber trennte ausserdem die Pfosten selbst von den zu beiden Seiten stehenden Thorthürmen, so dass nun der Eingang frei wurde. Dass Juno die Thorflügel nicht bloss öffnet, wie man aus dem folgenden etwas vag gesagten *ἀνοιγομένων* schliessen könnte, sondern wirklich aushebt, geht sowohl aus den Worten selbst, als aus der Natur der Sache hervor. Denn aufgeschlossen war ja das Thor schon. S. 238 *πυλέων πετάσαντες ὀχῆας*. Uebrigens ist V. 339 *ἀπέκοπτε* für *ἀνέκοπτε* zu lesen. —

V. 343 fg. *Ἄλλαι δὲ χνοόωσαν ἀμελγόμεναι χάριν ὄμβρου*
ὁλκῷ δουρατέῳ ῥοδέους στορέσαντο τάπητας.

Was die Herausgeber an dieser Stelle von dem Abtrocknen des Regens gefabelt haben, eine Meinung, die sie sogar verleitete *ἀπειργόμεναι χύσιν ὄμβρου* vorzuschlagen, bedarf keiner ernsthaften Widerlegung. *Gräfe* sagt richtig darüber: „Pluviae locus non est, nisi quis in alia omnia abiens, florum sparsorum pluviam
363 f. velit, veluti: *κροκόεσσαν ἀμεργόμεναι χάριν ὄμβρου*. Veram pluviam cogitare, plane absurdum; et si de tegendo et abstergendo equo dicendum erat, iam omnia mutari debebant, veluti *ἀχλυόεσσαν ἀμεργόμεναι* v. *ἀμυνόμεναι χύσιν ὄμβρου*, quibus omnibus iam facile carebimus.“ Der Annahme, jenen Vers von untergestreuten Blumen zu verstehen, welche schon Wakefield versuchte, steht der folgende Vers durchaus entgegen, aus welchem mit Sicherheit hervorgeht, dass hier das Unterbreiten von Teppichen erwähnt wird, eine Sitte, der auch Nonnus gedenkt XLVII, 5 fg.:

— *ὁμηγερέες δὲ πολῖται*
εἵμασι δαιδαλέοισιν ἀνεχλαίνωσαν ἀγυιάς
χερσὶ πολυσπερέεσσι.

Eben so wenig kann die Erklärung von Wernicke gebilligt werden, der die Worte *χνοόωσα χάρις ὄμβρου* von dem morgendlichen Thaue versteht, der durch die untergelegten Teppiche abgetrocknet worden sei. Denn um diese Erklärung zuzulassen, müsste erst jedes Wort geändert werden, da weder *ἀμέλγειν trocknen* bedeutet, noch *χν. χ. ὄμβρου* den *Morgenthau*. Ohne Zweifel hat *Gräfe* die Stelle richtig verbessert:

ἄλλαι δὲ χνοόωσαν ἀμεργόμεναι χάριν ὄλβου.

Er bemerkt dazu: „*substernebant equo tapetas*, quos poëta satis apte *χνοόωσαν χάριν ὄλβου*, *divitis vitae mollem gratiam* vocat.“ Nur möchte ich *χνοόωσα* ganz wörtlich von der Feinheit und Zartheit der Fäden verstanden wissen, aus denen jene Teppiche gewebt waren. Aus dem Nonnus können zwei Stellen verglichen werden: XXXV, 247

— *ἀείρων*
ἀφνειαῖς παλάμῃσι μινυνθαδίου χύσιν ὄλβου,

wo ebenfalls *ὄμβρου* gelesen wurde und XL, 272

χειρὶ δὲ κουφίζουσα ῥυηφενέος χύσιν ὄλβου.

Endlich hat Gräfe richtig eingesehen, dass es *ἀμεργόμεναι*, nicht *ἀμελγόμεναι* heissen muss. Da über diese beiden Verba, so viel uns bekannt, noch Nichts sicheres festgesetzt ist, uns auch *Wernicke* bloss die Meinung *Valckenaer's* wiederholt, dass beide ein und dasselbe Verbum seien, so sei es uns vergönnt, mit Beibringung einer Anzahl Stellen einen Beitrag zu deren Unterscheidung zu geben.

Ἀμέλγειν, Eines Stammes mit *mulgere* und *melken*, wird in dieser eigentlichen Bedeutung schon von Homer gebraucht *Δ*, 434. *ι*, 223. 238. 244. 308. 341; dann von Theocrit. XI, 75. Nicand. Alexiph. 77. 90. 139. 357. 486. Nonnus {IX, 242.} XXVI, 104. XLVI, {16.} 248. und in activem Sinne bei Opp. Cyneg. I, 436 *μήποτ' ἀμέλγεσθαι σκύλακος νεοθηλέι μαζῷ | αἰγῶν.* An diese ursprüngliche Bedeutung schliesst sich unmittelbar an der bildliche 364
Gebrauch bei Nonnus IV, 267

καὶ ζαθέων ἄρρητον ἀμελγόμενος γάλα βίβλων.

und Metaphr. XIX, 195

ἐκ στόματος ζαθέοιο σοφὸν γάλα πιστὸν ἀμέλγων.

Von dem Melken und Einsaugen der Milch wird es dann auf das Trinken und Einziehen anderer *Flüssigkeiten* übertragen, so vom *Weine* Nonnus XII, 320 von einem Drachen:

λαρὸν ἐυρραθάμιγγος ἀμέλγετο νέκταρ ὀπώρης,
καὶ βλοσυραῖς γενύεσσι ποτὸν Βακχεῖον ἀμέλξας

und ebenso vom Weine Macedonius in Anthol. Pal. IX, 645, 8:

πρώταις δ' ἡμετέρῃσιν ἐν ὀργάσιν οἰνὰς ὀπώρη
οὔθατος ἐκ βοτρύων ξανθὸν ἄμελξε γάνος.

zu welcher Stelle Jacobs im Delect. epigramm. p. 343 noch anführt den Ion bei Athen. X, p. 447. D *νέκταρ ἀμέλγονται*; von einer Schlange, die den süssen Saft von den Baumblättern leckt, Nonn. XXVI, 196 *ἰκμάδα λειριόεσσαν ἀμέλγεται*; dann von den Blutegeln, welche das Blut einsaugen, Nicand. Alexiph. 506 *ἀθρόα προσφύονται ἀμελγόμεναι χροὸς αἷμα*; von dem Auskauen und Aussaugen des Brennnesselblattes ibid. 428 *ὠμόβρωτον ἄδην ἀνὰ φυλλάδ' ἀμέλξαι*; und ganz ebenso Ther. 917 *σπέρμα — μαστάζειν γενύεσσιν, ἀμελγόμενος δ' ἀπὸ χυλόν —*; von der Biene, die den süssen Saft aus den Blumen saugt, Nonnus V, 246

χείλεσιν ἀκροτάτοισιν ἀμέλγεται ἄκρον ἐέρσης.

Es möchte daher auch wohl bei Apollon. I, 882 dieses Verbum, wenngleich nur aus drei Handschriften (der Wiener, Breslauer, Wolfenbüttler) vorzuziehen sein, wo es von den Bienen heisst:

— ταὶ δὲ γλυκυν ἄλλοτε ἄλλον
καρπὸν ἀμέλγουσιν.

Ἀμέργουσιν würde vielmehr bedeuten: *Früchte brechen, abpflücken.* S. unten. Wir erwähnen noch Theocrit. XXIII, 25

ἀλλὰ καὶ ἦν ὅλον αὐτὸ λαβὼν ποτὶ χεῖλος ἀμέλξω,

wo das φάρμακον der Vergessenheit auch als etwas Flüssiges gedacht wird; und ähnlich Bion I, 48

— τὸ δὲ σεῦ γλυκὺ φίλτρον ἀμέλξω.

Nonnus endlich hat dies Verbum vom Monde gesagt, der seinen Glanz und sein Feuer von der Gluth der Sonne einsaugt, so V. 166

Ἠελίου γενετῆρος ἀμέλγεται αὐτόγονον πῦρ.

365 XL, 377 — ὅτε δροσόεσσα Σελήνη
σῆς λοχίης ἀκτῖνος ἀμέλγεται ἀντίτυπον πῦρ.

Aus diesen Stellen hat Gräfe richtig auch XLI, 93 hergestellt:

Ἠελίου νεοφεγγὲς ἀμελγομένη σέλας αἴγλης,

wo in den Ausgaben ἀμεργ. stand, und dasselbe hätte er auch XXXVIII, 379 gleich in den Text setzen sollen: ἀντιπόρου Φαέθοντος ἀμέλγετο σύγγονον αἴγλην. Denn Feuer und Glanz ist etwas Flüssiges; daher sagt Opp. Hal. III, 22 πυρὸς ὄμβροις.

Aus dem Angeführten folgt, dass ἀμέλγεσθαι allemal nur dann stehen kann, wenn die Rede von etwas Flüssigem ist, und dass auch in den Stellen, wo das Wort nicht im eigentlichen Sinne steht, auf dessen Object der Begriff des Flüssigseins Anwendung findet. Es kann also in der Stelle des Tryph., wo von Teppichen die Rede ist, nicht ἀμελγόμεναι, sondern nur ἀμεργόμεναι gesagt worden sein. Von diesem nun ausführlicher.

Ἀμέργω heisst *abbrechen, abpflücken,* und wird sowohl im Activ als im Medium eigentlich und am häufigsten in dieser Bedeutung von *Blumen* gesagt; so Apollon. IV, 1144 [1142]

— ἄνθεα δέ σφιν
Νύμφαι ἀμεργόμεναι λευκοῖς ἐνὶ ποικίλα κόλποις
ἐσφόρεον.

Theocrit. XXVI, 3

— ἀμερξάμεναι λασίας δρυὸς ἄγρια φύλλα.

So einigemal bei Nicand. Ther. 861. 864. 910 (Medium); fragm. II, 69 (Activum); dann bei Nonnus XXXI, 206 ἀμεργομένη — κρόκον. XXXIII, 5 φυταλίην — ἀμεργομένη δονακήων. Eben so auch Eurip. Herc. fur. 395 (Herm.) [306] χρυσέων πετάλων ἀπομηλοφόρον χερὶ καρπὸν ἀμέρξων. Richtig gesetzt ist es auch bei Agathias in der Anthol. Palat. VI, 72

Εἶδον ἐγὼ τὸν πτῶκα καθήμενον ἐγγὺς ὀπώρης
βακχιάδος, πουλὺν βότρυν ἀμεργόμενον.

Denn der Hase saugt nicht sowohl den Saft aus, sondern er bricht und verzehrt die ganzen Trauben. Herzustellen ist das Wort an zwei Stellen: einmal bei Leonidas Tar. in der Anthol. Pal. VII, 657, 7

εἴαρι δὲ πρώτῳ λειμώνιον ἄνθος ἀμέρσας
χωρίτης στεφέτω τύμβον ἐμὸν στεφάνῳ.

Ἀμέρσας würde bedeuten, dass die Blumen von der ganzen Wiese abgerissen und vernichtet werden sollten, um das Grab zu kränzen, so in der Stelle des Quintus XIV, 75, die Jacobs anführt:

ὡς δ' ὅτε λήιον αὖον ἐπιβρίσασα χάλαζα
τυτθὰ διατμήξῃ, στάχυας δ' ἀπὸ πάντας ἀμέρσῃ.

Das ist aber in jener Stelle unpassend, wo vielmehr ganz einfach 366
das *Pflücken* der Blumen zu erwähnen war. Daher Brunck gewiss richtig *ἀμέρξας* las. Eben so muss es auch bei Nicander Ther. 685 fg. heissen:

Ἄργει καὶ πάνακες Φλεγυήιον, ὅ ῥά τε πρῶτος
παιήων Μέλανος ποταμοῦ παρὰ χεῖλος ἄμερξεν,

wo zwar alle Bücher *ἄμερσεν* haben, aber das andere Verbum in der Metaphrasis des Eutecnius erklärt zu sein scheint: „*ὁ Ἀσκληπιὸς αὐτόθεν λαβὼν τὴν βοτάνην.*"

Richtig scheint das Wort auch zu stehen Dionys. Perieg. 292 fg.

κεῖθι δὲ Κελτῶν παῖδες, ὑφήμενοι αἰγείροισι
δάκρυ' ἀμέργονται χρυσαυγέος ἠλέκτροιο,

obwohl in vielen Handschriften *ἀμέλγ.* steht. Allein dies würde bedeuten, dass der Bernstein von den Kelten geschöpft oder getrunken wurde.

In übertragener Bedeutung hat es Nonnus vom Schlafe, dem sich Jemand hingiebt, VII, 141

ὄμμασι γὰρ ληθαῖον ἀμεργομένη πτερὸν ὕπνου

XL, 438

τερψινόου ληθαῖον ἀμεργόμενοι πτερὸν ὕπνου

und XLVIII, 622

νυμφιδίου ληθαῖον ἀμεργομένην πτερὸν ὕπνου.

In allen drei Stellen bedeutet das Wort: *den Schlaf sich gleichsam brechen*, d. h. *sich aneignen*, von solchen, die gern und mit Lust sich dem Schlummer hingeben. Ebenso in der freilich verdorbenen Stelle XVIII, 208, wo es von der im Weinrausche schwer schlafenden Methe heisst:

— καὶ ὄρθιον [ὄρθριον ed. 1858] εἰςέτι νύμφη
μίμνεν ἀμεργομένης γλυκερώτερον ὕπνον ὀπ ώ ρ η ς.

So Gräfe nach Conjectur, die nicht einmal recht zu verstehen ist; denn was soll das sein: ἀμεργομένης ὀπώρης? In den Ausgaben stand: ὀπωπ ῆ ς. Hieraus, verglichen mit den angegebenen Stellen, ergiebt sich, dass Nonnus schrieb [so auch 1858]:

μίμνεν ἀμεργομέ νη γλυκερώτερον ὕπνον ὀπωπα ῖ ς.

Aus den angeführten Stellen ergiebt sich, dass im Tryph. ganz in der Weise dieser Dichter gesagt ist: ἀμεργόμεναι χάριν ὄλβου, *die Reize des Reichthums gleichsam abpflückend*, d. h. die kostbaren schönen Teppiche nehmend, ergreifend.

367 Unrichtig steht das Verbum Nonnus XXII, 137

— Ἠὼς
ὄρθρον ἀμεργομένη δροσερῇ πορφύρετο πέτρῃ.

Gräfe schlug ἐρευγομένη nach III, 57 ὄρθρον ἀποπτύουσα vor. — Dagegen scheint umgekehrt in der Anthol. Pal. V, 2. Jacobs. Addend. tom. III, p. XXXII richtig verbessert zu haben:

τὴν τοῖς βουλομένοις χρυσὸν ἀ μ ε ρ γ ο μ έ ν η ν.

Wenigstens ist ἐρευγομένην, was dort steht, sinnlos. Am besten lässt sich dann damit vergleichen Aristophanes in den Rittern 311 Both. [326], wo es vom Kleon heisst: ἀμέργεις τῶν ξένων τοὺς καρπίμους [ἀμέργει Kock; ἀμέλγει Rav.]. — Jedoch könnte es in jener Stelle auch heissen: χρυσὸν ἀρυομένην.

V. 353. Χείματος ἀμφίπολοι γεράνων στίχες ἠεροφώνων.

Gräfe hat p. 234 über diese Stelle folgendes bemerkt: „si rectum esset ἀμφίπολοι, grues dicerentur *hiemis famuli*, at εἴαρος potius sunt. Verum legendum videtur χείματος ἀγχιμόλου, appropinquante hieme.“ Allein die Lesart der Bücher verhält sich ganz richtig. Die Kraniche, weil sie durch die Art ihres Fluges Sturm und Unwetter anzeigen, werden mit Recht *Diener des Sturmes* genannt, weil sie von diesem als von ihrem Herren abhängig sind. Ueber die Sache ist zu vergleichen Arat. 1031, wo unter den Vorzeichen eines nahenden Sturmes erwähnt wird

οὐδ' ὑψοῦ γεράνων μακραὶ στίχες αὐτὰ κέλευθα
τείνονται, στροφάδες δὲ παλιμπετὲς ἀπονέονται.

Ganz ähnlich ist Oppian. Hal. I, 41 von den Fischern gesagt

δούρασι δ' ἐν βαιοῖσιν ἀ ε λ λ ά ω ν θ ε ρ ά π ο ν τ ε ς
πλαζόμενοι.

V. 362. Ἡ δ' οὔτ' εἰς ἀγέλην ποτιδέρκεται.

Ποτιδέρκεται ist in diesem Verse nach Rhodomanns Conjectur geschrieben worden, da in den gewöhnlichen Büchern *ποτιδαίεται* und *ποτιναίεται*, in dem Mediceus A. aber *ποτιδέρχεται* steht. Allein die Redensart *εἰς ἀγέλην ποτιδέρκεται* respicit in gregem dürfte kaum im eigentlichen Sinne zu nehmen sein; in übertragener Bedeutung, dass es so viel wäre als: nihil curat gregem, würde es sich wohl nicht rechtfertigen lassen. Denn die Redensart — *ἐς μύθον αὐτίκα λεύσσοι* Orph. Arg. 775 und was dort von Hermann angeführt ist, gehört eben so wenig hierher, als Theocr. XIII, 12 *ὁπόκ' ὀρτάλιχοι μιννροὶ ποτὶ κοῖτον ὁρῷεν*. Betrachten wir dagegen die Verschiedenheit der Lesarten, erwägen wir, dass von einer jungen Kuh die Rede ist, welche durch den Stich der Bremse wüthend gemacht schon davon gelaufen ist (*ἔδραμεν, ἠΰτε πόρτις ἀήσυρος, ἥντε τυπεῖσαν κέντρον ἀνεπτοίησε βοορραίσταο μύωπος*), 368
so wird als das wahrscheinlichste die Vermuthung erscheinen: *ἡ δ' οὔτ' εἰς ἀγέλην πάλιν ἔρχεται* [1850: *ποτ' ἀνέρχεται.*]. Einmal entlaufen kehrt sie nicht wieder. Verglichen kann werden besonders Nonnus IV, 299

οὐ νομόν, οὐ λειμῶνα μετέρχεται,

und XLII, 175

ἐσμὸν ὀρεσσινόμων παρεμέτρεεν ἠθάδα ταύρων.

Sodann ist im Folgenden jedenfalls V. 364 mit *Schäfer* und *Gräfe* zu schreiben: *βοέων ἐξήλυθε θεσμῶν*. In den Büchern steht *δεσμῶν*; man sieht nicht ein, was das für Fesseln sein sollen, denen die Kuh entsprungen ist; vielmehr musste gesagt werden, dass die Kuh ganz und gar der Gewohnheiten der Rinder sich entledigt, deren Natur abgelegt hat. Diess aber wird durch *θεσμοί* ausgedrückt. Vergl. Oppian. Cyneg. I, 227

καὶ φύσιος θεσμοὺς ὑπερέδραμε καὶ λάβεν ἠχὴν ἀνδρομένην.

V. 365. *Τοίη μαντιπόλοιο βολῆς ὑπὸ νύγματι κούρη*
πλαζομένη κραδίην ἱερὴν ἀνεσείετο δάφνην.

Mit Recht hat Gräfe an dem Worte *κραδίην* Anstoss genommen. Denn, wenngleich *πλάζω* und ähnliche Verba, wie bei den Tragikern, so auch bei den Epikern (z. B. Hom. *β*, 396. Nonn. V, 445. Coluth. 45. 386.) öfter von der Verirrung des Verstandes, von Geistesabwesenheit und Wahnsinn gesagt wird, so werden doch diese Eigenschaften nicht sowohl dem *Herzen* (*κραδίη*, *ἦτορ*), als dem *Verstande* (*φρένες*, *νόος* u. s. w.) zugeschrieben. Wenn aber Gräfe deshalb *κεφαλῆς* oder *κροτάφων* für *κραδίην* lesen wollte, so ist diess erstens eine zu bedeutende Veränderung, und reicht sodann nicht einmal hin, um die Stelle zu berichtigen. Denn jener Genetiv abhängig von *δάφνην* ist ziemlich auffällig gesetzt. Wir glauben vielmehr, dass sowohl *πλαζομένη* als *κραδίην* richtig, dass aber

durch ein leicht erklärliches Versehen der Abschreiber aus zwei Versen einer geworden sei. Tr. schrieb nämlich diese Stelle wahrscheinlich etwa so:

τοίη μαντιπόλοιο βολῆς ὑπὸ νύγματι κούρη
παλλομένη κραδίην ⟨περιέδραμεν εὔποδι ταρσῷ⟩
πλαζομένη, ⟨κεφαλῇ⟩ δ' ἱερὴν ἀνεσείετο δάφνην.

Die Verbindung *παλλομένη κραδίην* findet sich schon bei Homer *X*, 460 fg.

Ὣς φαμένη μεγάροιο διέσσυτο μαινάδι ἴση,
παλλομένη κραδίην,

und ganz eben so bei Quintus XIII, 115. Maxim. *π. καταρχ.* 330. Aehnliche Verbindungen: Hom. *X*, 452 *στήθεσι πάλλεται ἦτορ*,
369 Quintus X, 376 *κραδίῃ ἔνι πάλλεται ἦτορ*. XIII, 60 *πάλλετ' ἐνὶ στέρνοισι κέαρ*. Ohne die Erwähnung des Herzens findet sich das Verbum von der *Furcht* Apollon. Rhod. III, 633. IV, 752 [750]. Nonn. I, 56. II, 58. X, 19. von der *Freude* XLVII, 453. — Im folgenden Verse hat *Wernicke* richtig *δ' ἐβρυχᾶτο* vermuthet; ebenso muss es im Quintus XIII, 426 *βλοσυρὰς δ' ἔτρεψεν ὀπωπάς* heissen. S. *Gerhard* lectt. Apoll. p. 148.

V. 374 fg. *Κασσάνδρη θεόφοιτος ἐμαίνετο· πυκνὰ δὲ χαίτην*
κοπτομένη καὶ στέρνον ἀνίαχε μαινάδι φωνῇ.

Wernicke schweigt über die Schwierigkeit dieser Stelle, welche darin besteht, dass die Haare hier bei der Trauer *geschlagen* werden, während sie doch sonst aufgelöst und in Verwirrung entweder ausgerauft oder mit Staub bestreut werden. Auch die Stelle bei Nonnus II, 639, den Worten nach ähnlich, kann hier Nichts helfen. Dort heisst es von der Erde, die um den Tod des Typhoeus trauert:

— καὶ πενθάδος ἀντὶ μαχαίρης
κοπτομένην ἀνέμοις ἀπεκείρατο δενδράδα χαίτην.

Denn von den Bäumen, die der Wind bewegt und entwurzelt, kann diess richtig gesagt werden. Gewissermassen könnte verglichen werden Eurip. Phoen. 1369 [1350] fg.: *ἀνάγετε κωκυτόν, ἐπὶ κάρα τε λευκοπήχεις κτύπους χεροῖν*. Aber doch wird hier das Haupt, nicht das Haupthaar von den Händen geschlagen. Gräfe, der diess richtig einsah, schlug entweder *θρυπτομένη* statt *κοπτομένη*, oder *νηδύν* statt *χαίτην* vor; beides braucht nicht widerlegt zu werden. Mit mehr Recht stellte derselbe die Meinung auf, es sei auch hier eine Lücke, und zwei Verse zu einem verstümmelt worden; Tryph. konnte leicht etwa so schreiben:

— — — πυκνὰ δὲ χαίτην
⟨τιλλομένη⟩ καὶ στέρνον ⟨ἀμοιβαίαις ὑπὸ ῥιπαῖς⟩
[*ἀμοιβαίης* 1850]
κοπτομένη ⟨Τρώεσσιν⟩ ἀνίαχε μαινάδι φωνῇ.

Aehnlich ist Coluth. 389 *πυκνὰ δ' ἔτιλλε κόμην* und Tzetz. Homer. V. 413 *πυκνὰ κόμην τίλλουσα*, auch von der Kassandra.

V. 382 ff. *Τοῖος ἀριστήων λόχος ἔρχεται, οὓς ἐπὶ χάρμην*
τεύχεσιν ἀστράπτοντας ἀμαυροτάτην ὑπὸ νύκτα
τέξεται ὕβριμος ἵππος.

Ἔρχεται passt an dieser Stelle nicht, da der Hinterhalt der Griechen nicht erst herannaht, sondern vielmehr, in dem Leibe des Pferdes versteckt, hereits innerhalb der Stadt sich befindet. Ich glaube daher, dass Tr. vielmehr *λόχος ἔρχαται* geschrieben hat, ein Wort, welches sowohl an sich richtig ist (vgl. Quintus XII, 328 *ὅσσους χάνδανεν ἵππος ἐύξοος ἐντὸς ἐέργειν*), als auch hier dadurch sich empfiehlt, dass von dem Pferde an dieser ganzen Stelle, V. 383—90, wie von einer Gebärenden gesprochen wird. An der Synesis *λόχος ἔρχαται* stösst Niemand an. Doch, da sich dergleichen 370
Constructionen bei den Epikern doch nicht allzu häufig finden, so mögen hier einige Belege stehen: *ὣς φάσαν ἡ πληθύς* Hom. *Β*, 278; {*ἡ πληθὺς ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν ἀπονέοντο* *Ο*, 305;} *περιίσταθ' ὅμιλος, τερπόμενοι* *Σ*, 604; *βωμὸν — τευχόντων πᾶς δῆμος* Hymn. Cer. 271; *χηλὴν — ἱερὸς χορὸς ἀείρασαι, στεψάμεναι νώτοισιν ἐπεστήριξαν ὄνοιο* Oppian. Cyn. IV, 255 fg.; *πουλὺς ὄχλος βαίνουσι* ibid. 356; *Ἀχαιῶν ἔθνος, ἀκηχεμένον τὸ πάροιθεν — κεχάροντο* Quint. VII, 461 fg.; *ἐπειγόμενοι φορέοντο — βριαρὸς λόχος Αἰήταο* Orph. Arg. 1307. Aus Nonnus endlich habe ich nur zwei dergleichen Stellen hemerkt: XXII, 1 fg. *ἶξον — Βάκχου πεζὸς ὅμιλος*, wo einst Gräfe bei Ouwaroff p. 59 *ἶξεν* lesen wollte, und XLIV, 186 fg.

καὶ στρατὸς ἄσπετος ἦεν ἔσω πιτυώδεος ὕλης
ἴχνια μαστεύοντες ἀθηήτοιο Λυαίου.

Endlich muss bei Quintus I, 492 mit Pauw geschrieben werden:

ὣς Δαναῶν κέκλιντο πολὺς στρατὸς ἐν κονίῃσι.

V. 389 fg. *Γαστέρα δὲ πλήθουσαν ἀνακλίνασα βοήσει*
μαῖα πολυκλαύτοιο τόκου πτολίπορθος Ἀθήνη.

So *Wernicke* aus dem Mediceus A.; in den übrigen Büchern steht verdorben *ἀνακλίνασ' ἀναβοήσει*. Allein was soll hier das so nackt hingestellte *βοήσει*? Weshalb wird Athene *schreien*, indem sie das Pferd öffnet? Man führt V. 566 an:

ἴαχε δὲ γλαυκῶπις ἀπ' (so!) *ἀκροπόληος Ἀθήνη*
αἰγίδα κινήσασα Διὸς σάκος.

Dort aber flösst Athene den schon in Troja eingedrungenen Achäern durch ihre Stimme Muth und Kampflust ein; was soll hier das Geschrei, wo die Göttin, das Amt der Eileithyia versehend, das Pferd öffnet? Gräfe schlug *βοηθεῖ* vor, was aber, um Anderes zu übergehen, deshalb nicht gefallen will, weil in dieser Stelle nicht vag

und in unbestimmten Ausdrücken die Hülfe der Athene zu erwähnen war, sondern genauer von ihrer Wirksamkeit bei dem Oeffnen des Pferdes gesprochen werden musste. Mir scheint es daher am wahrscheinlichsten, dass nach V. 389 ein anderer Vers ausgefallen ist, dessen Inhalt unschwer zu ergänzen ist, etwa so:

γαστέρα δὲ πλήθουσαν ἀνακλίνασα βοήσει
⟨δυσμενέας κοιλοῖο θοῶς ἐξελθέμεν ἵππου⟩.

Diese Vermuthung wird durch die Betrachtung des Zusammenhanges wahrscheinlich: „es gehen die Träume der Hekabe in Erfüllung; das Ende des Krieges ist da: einen solchen Hinterhalt von Feinden wird in der Nacht jenes Pferd gebären; als vollendete Kämpfer werden sie daraus hervorstürmen. Denn nicht Weiber werden das Pferd entbinden, sondern Athene, die es baute, wird auch die Hebamme sein, und den Leib des Pferdes aufmachen.“
371 Was kann nun natürlicher erwähnt werden, als dass nach Oeffnung des Pferdes Athene selbst die versteckten Griechen hervorrufen, und als Kampfgöttin selbst die gewaffneten Krieger herausholen werde? — Früher glaubte ich die Stelle dadurch zu heilen, dass ich *ἀνακλίνασα πονήσει* schrieb: „sie wird öffnend beschäftigt sein“ [so auch 1850.]. Allein dann müsste auch das Partic. praes. *ἀνακλίνουσα* gesetzt werden.

V. 395 fg. *Ὦ μοι ἐμῶν ἀχέων, ὤ μοι σέο, πάτριον ἄστυ,*
αὐτίκα μοι λεπτὴ κόνις ἔσσεαι.

Da in dem Mediceus A. das leicht aus dem vorhergehenden Verse entstandene Pronomen *μοι* fehlt, so habe ich schon früher in den emendatt. Nonni (Zimmermann Zeitschr. f. A. 1836. p. 645.) [Opusc. I, 381.] wahrscheinlich zu machen gesucht, dass Tr. *αὐτίκα λεπταλέη κόνις ἔσσεαι* nach Nonn. XXXVII, 460 schrieb.

V. 403 fg. *Δῖα Πολυξείνη, σὲ δὲ πατρίδος ἐγγύθι γαίης*
κεκλιμένην ὀλίγον δακρύσομαι.

Wernicke bemerkt: *„te — paullum lugebo. mox enim ipsa mortem subibo.* Sed hic sensus non placet. Vereor ne *ὀλίγον* corruptum sit.“ Sehr richtig; denn jener Sinn, den W. herausgekünstelt hat, liegt weder in den Worten des Dichters, noch passt er zu der folgenden Aeusserung: *ὡς ὄφελέν τις | Ἀργείων ἐπὶ σοῖσι γόοις ὀλέσαι με καὶ αὐτήν.* Wenn Jemand *ὀλίγον* vertheidigen wollte, müsste er es mit *πατρίδος ἐγγύθι γαίης* verbinden, so dass der Sinn dieser wäre: „Dich werde ich kurze Zeit im Vaterlande betrauern,“ nämlich, weil ich in ein fremdes Land abgeführt werde. Allein auch diess wäre viel zu dunkel ausgedrückt, und es ist vielmehr *πατρίδος ἐγγύθι γαίης* mit *κεκλιμένην* zu verbinden; statt *ὀλίγον* aber *ὀλίγου* zu verbessern: *„in Kurzem* werde ich dich beweinen.“ [1850 wieder *ὀλίγον*.]

V. 408 fg. *Τοιάδ' ἐμοὶ δέσποινα καὶ αὐτῷ δῶρα ἄνακτι*
ἀντὶ τόσων καμάτων Ἀγαμέμνονι πότμον ὑφαίνει.

Dass diess nicht richtig sei, hat schon *Wernicke* dargethan. Statt δῶρα steht im Mediceus A. δῶρον, im Med. B. δώρῳ, und hierher führen auch die andern Mss., die im folgenden Verse δῶρον statt πότμον haben. Es ist zu schreiben: τοῖον ἐμοὶ — δῶρον ἄνακτι u. s. w. Aehnlich ist die aus Nonn. XV, 399 beigebrachte Stelle: ἀντὶ δὲ φίλτρων | πότμον μισθὸν ἔδωκε und VIII, 333 καλὸν ἐμοὶ πόρες ἕδνον ὀνείδεα θηλυτεράων. [So auch 1850.]

V. 410. *Ἀλλ' ἤδη φράζεσθε, τά τε γνώσεσθε παθόντες,*
καὶ νεφέλην ἀποθέσθε, φίλοι, βλαψίφρονος ἄτης.

So *Wernicke* aus der Vermuthung *Schäfer's*, da im Mediceus A., aus welchem jener Vers so hergestellt worden ist, τὰ δὲ steht. Die übrigen Bücher haben verdorben: ἀλλ' ἤδη μοι φράζεσθαι, τάδε γνώσετε πάντες, woraus sich mit ziemlich gutem Sinne machen liesse: ἀλλ' ἤδη φράζεσθαι ἐμοί· τὰ δὲ γνώσετε πάντες oder — φράζεσθαι· ἀτὰρ τάδε γ. π. Allein wir müssen uns an die beste 372
Handschrift halten, obgleich deren Lesart nicht unverändert gebilligt werden kann. Denn der Zusammenhang wäre folgender: „wohlan, so werdet vernünftig, ihr werdet diess aber leidend erkennen; und thut ab die Wolke des Irrthums." Allein die Sache ist gerade umgekehrt. Denn wenn die Trojaner Vernunft annehmen und dem Rathe der Seherin folgend, ihre Verblendung aufgeben, so erkennen sie den Hinterhalt der Griechen nicht παθόντες, d. h. indem sie zu Grunde gehen, sondern vielmehr, indem sie das Ross öffnend ihre Feinde verderben. Folgen dagegen die Troer dem Rathe der Kassandra nicht, so werden sie erst durch den Untergang, welchen sie leiden, die List ihrer Feinde gewahr werden. Es muss daher geschrieben werden [auch 1850]:

ἀλλ' ἤδη φράζεσθε, τάχ' ἢ γνώσεσθε παθόντες.

Vgl. Meleag. epigr. 93, 7 (Gr.), wo der Dichter die Mücken ausschilt:

ἀλλ' ἔτι νῦν προλέγω, κακὰ θρέμματα, λήγετε τόλμης,
ἢ γνώσεσθε χερῶν ζηλοτυπῶν δύναμιν.

An dem Apostroph in τάχ' ist bei Tr. nicht anzustossen, der sich auch andere erlaubt hat, die dem Nonnus fremd sind. So ὀρθὰ μάλ' 79; ἐνθάδ' ἐόντας 124, οὐκ ἔτ' ἔοικε 284, ἔρρ' οὕτως 436. S. auch Wern. p. 261. 264 fg., der auch aus dem Musaeus V. 174 angeführt hat: τάχ' ἂν καὶ πέτρον ὀρίναις.

V. 420 fg. *Τίς σε πάλιν κακόμαντι δυσώνυμος ἤγαγε δαίμων*
θαρσαλέη κυνόμυια; μάτην ὑλάουσ' ἀπερύκεις.

Den Ausgang des zweiten Verses hat auf diese Weise *Wernicke* aus den beiden Mediceischen und der Handschrift des Reimarus her-

gestellt; und damit stimmen auch der Mailänder und Neapolitaner Codex. In der Aldina stand ganz verdorben: *μάτην δὲ χρῇς ἅπερ ἔχεις*, was die Herausgeber durch mancherlei Vermuthungen zu verbessern sich bemühten. Diese können wir aber füglich übergehen, da wir uns vielmehr an die Lesart der Handschriften zu halten haben, obgleich auch diese nicht von Verderbniss frei ist, wie aus dem Apostroph *ὑλάουσ'* hinlänglich hervorgeht. Wernicke schlug daher *ὑλάουσά μ' ἐρύκεις* vor. Allein mir scheint überhaupt das hier ganz ohne nähere Erklärung gesetzte *ἐρύκειν* oder *ἀπερύκ.* sehr anstössig zu sein. Wovon hält denn die Kassandra die Troer zurück? Bloss davon, nicht vor Untersuchung und Zerstörung des feindlichen Hinterhaltes sich sorgloser Siegesfreude zu überlassen. Erst sollen sie das Pferd zerstören, dann in Reigentanz und Schmaus sich ergötzen (V. 412—16). Also passt der Begriff des *Zurückhaltens an sich* ohne nähere Bestimmung keineswegs so auf die Kassandra, um durch das blosse Verbum *ἐρύκεις* ihr zugeschrieben werden zu können. Was Tr. hier von der Kassandra gesagt hat, geht ziemlich deutlich aus V. 424 hervor:

> *ἀλλὰ καὶ ἡμετέρῃσιν ἐπαχνυμένη* [*ἔτ' ἀχν.* 1850] *θαλίῃσιν ἤλυθες*,

373 und aus dem Vorhergehenden: *τίς σε πάλιν — ἤγαγε δαίμων.* Wahrscheinlich schrieb Tryph. *μάτην ὑλάουσά περ ἵκεις.*

V. 439 fg. *Ὣς εἰπὼν ἐκέλευσεν ἄγειν ἑτερόφρονα κούρην*
κευθμὸν ἔσω θαλάμοιο.

So schrieben die Herausgeber nach Dausquejus' Conjectur, da in den alten Ausgaben und Handschriften *κευθμῶν εἴσω θ.* steht. Aber warum nahm man nicht aus der besten Handschrift, dem Mediceus A., die tadellose Lesart: *κεύθων ἐν θαλάμοισι* auf? Denn weder an dem Plural *θαλάμοισι*, noch daran, dass Priamus selbst seine Tochter in dem Gemache verbirgt, kann der geringste Anstoss genommen werden. [1850: *κεύθειν τ' ἐν θ.*] Auch Tzetzes, der dem Tr. genau folgt, sagt Posthomer. 711

> *ὣς ἡ μὲν βοάασκε, πατὴρ δ' ἐπὶ πύργον ἐνεῖρξεν.*

V. 443. — *ἔβλεπε δ' ἤδη*
πατρίδος αἰθομένης ἐπὶ τείχεσι μαρνάμενον πῦρ.

Jedenfalls ist hier von Coganus richtig *μαινόμενον* verbessert worden; denn obgleich gezweifelt werden kann, dass an sich das Verbum *μάρνασθαι* recht gut von dem Feuer gesagt werden könne, so scheint diess doch hier weniger passend zu sein, da nicht von einer *kämpfenden* Flamme die Rede ist, der man noch widerstehen kann, sondern von einer mit unwiderstehlicher Wuth alles verzehrenden Feuersbrunst.

V. 483 ff. — *οἱ δέ μιν ἄλλοι*
δάκρυσι λαθριδίοισιν ἐπικλαύσαντες Ἀχαιοὶ
κοῖλον ὑποκρύψαντες ἐς ἰσχίον ἔνθεσαν ἵππου
καὶ χλαῖναν μελέεσσιν ἐπὶ ψυχροῖσι βαλόντες.

Das Participium *βαλόντες* konnte nicht nach dem Verbum finitum auf solche Weise noch durch *καί* hinzugefügt werden. Entweder ist nach *βαλόντες* ein Vers ausgefallen [1850], oder die Ordnung der Verse muss so geändert werden:

οἱ δέ μιν ἄλλοι
δάκρυσι λαθριδίοισιν ἐπικλαύσαντες Ἀχαιοὶ
καὶ χλαῖναν μελέεσσιν ἐπὶ ψυχροῖσι βαλόντες
κοῖλον ὑποκρύψαντες ἐς ἰσχίον ἔνθεσαν ἵππου.

V. 514 fg. — *σελήνη*
οὐρανὸν αἰγλήεντα κατεχρύσωσε προσώπῳ.

Dass *αἰγλήεντι* zu schreiben sei, hat schon Gräfe p. 236 richtig bemerkt. Denn *προσώπῳ* muss ein Epitheton haben; der Himmel dagegen an sich, der erst vom Mondschein vergoldet wird, konnte hier kaum *leuchtend* genannt werden. Ganz ähnlich sagt Nonnus XVIII, 161

— *σιγαλέη νὺξ*
οὐρανὸν ἀστερόεντι διαγράψασα χιτῶνι.

Vgl. auch XL, 409 374

— *ἐννύχιοι γὰρ*
οὐρανὸν ἀστερόεντες ἐπαυγάζουσι χιτῶνες.

Die Verderbniss in *αἰγλήεντα* war um so leichter, da wie Homer den Olymp, so die Spätern den Himmel öfter *αἰγλήεις* nennen, z. B. Apoll. Rhod. IV, 615 [613]. 958 [956]. Quint. Smyrn. V, 131. XII, 104. 516.

V. 521. *οἴνοπα πῆχυν ἀνεῖλκε φίλου πυρὸς ἡνιοχῆα.*

Dass Gräfe mit Unrecht *οἴνοπα* für unrichtig gehalten habe, ist in den Bemerkungen zu Nonnus p. 646 [Opusc. I, 382.] nachgewiesen worden. Vgl. besonders Nonnus XLII, 265 *οἴνοπι μορφῇ ἱμερταὶ γεγάασιν.* — Eben so richtig ist auch *ἀνεῖλκε*, wofür Gräfe *ἀνεῖχε* vorschlug. Nach dem Sprachgebrauch dieser Dichter heisst *ἀνέλκειν*, *in die Höhe heben,* wie *καθέλκειν*, *sinken lassen;* so V. 502 *καθελκομένων ἀπὸ χειρῶν.* Vgl. Nonn. VII, 261. X, 184 *παρελκομένων δὲ κομάων*, XV, 202 *καθελκομένοιο καρήνου*, XLII, 91 *καθελκομένῳ δὲ καρήνῳ*, XLIII, 277 *παρελκομένου δὲ προσώπου.*

V. 534 ff. — *ἀπὸ δρυὸς οἷα μέλισσαι,*
αἷτ' ἐπεὶ οὖν ἔκαμον πολυχανδέος ἔνδοθι σίμβλου
κηρὸν ὑφαίνουσαι μελιηδέα ποικιλοτέχναι,
*ἐς νομὸν εὐγυάλοιο καὶ ἄνθεσιν ἀμφιχυθεῖσαι**
νύγμασι πημαίνουσι παραστείχοντας ὁδίτας.

Ποικιλοτέχναι ist Conjectur Wernicke's nach der Lesart des Mediceus A.: *ποικιλοτέχνη*. Doch scheint er auf diese Vermuthung nicht gar zu fest gebaut zu haben, da er hinzufügt: „fuit, opinor, *μελιηδέα ...... τέχνῃ*.“ Diese Meinung bestätigt die Aldina und die übrigen Bücher, in denen *φωλάδῃ τέχνῃ* steht, woraus Stephanus *φωλάδι τ.* machte, was aus den beliebten Versausgängen des Nonnus: *φωλάδι πέτρῃ* u. ä. (I, 163. II, 142. 242. VI, 135. 270. IX, 267. XXII, 116 [*φυλλάδος* ed. 1858.]. XXV, 198. 219. 537. XXXII, 136. 243 [*κοιλάδα* ed. 1858]. XLVIII, 626 [*κοιλάδι* ed. 1858].) allerdings wahrscheinlich gemacht werden könnte. Allein vergleichen wir die doppelte Schreibung *ποικιλοτέχνη* und *φωλάδῃ τέχνῃ*, so dürfte als von Tr. herrührend *κοιλάδι τέχνῃ* sich wohl noch mehr empfehlen. Auch dieses Adjectivum liebt Nonnus im Ausgange der Verse: so *κοιλάδι πέτρῃ* I, 515. XII, 349. XV, 195. XXVI, 112. XXXVII, 394. *κοιλάδι γαίῃ* V, 522. *κ. κίστῃ* VI, 87. *λάρνακι κ.* III, 212. Wie aber bei Tr. *κοιλάδι τέχνῃ* active von der aushöhlenden Kunst der Bienen gesagt ist, eben so hat Nonnus XXII, 208 von einem Krieger gesagt, der die Lanze im Kreise schwingt: *ἐγχείην ἐλέλιξε μετήλυδα κυκλάδι τέχνῃ*. [1850 *ποικιλο*** *φωλάδ. τ.*]

Im folgenden Verse ist offenbar kein Zusammenhang. Die Conjecturen der Herausgeber (*αἰγιαλοῖο, εὐρυάλων, ἀίσσουσι* statt *εὐγυάλοιο*) verdienen keine Widerlegung. Da im Mediceus A. *κατ' ἄγγεος* statt *καὶ ἄνθεσιν* steht, so stellte Schäfer den Vers so her:

ἐς νομὸν εὐγυάλοιο κατ' ἄγκεος ἀμφιχυθεῖσαι.

375 Und diess billigte Wernicke im Commentar. Allein hier vermisst man zunächst ein Verbum, in dem das Herausfliegen auf die Wiese deutlich angegeben wäre; denn einen solchen Begriff aus *ἀμφιχ.* herauszuppliren, ist doch etwas bedenklich. Sodann ist es auch unwahrscheinlich, dass die gewöhnliche Lesart *καὶ ἄνθεσιν* bloss aus *κατ' ἄγκεος* verdorben sein sollte, und überhaupt ist die Erwähnung der Blumen, auf welche das Participium *ἀμφιχυθεῖσαι* so gut passt, so passend, dass es kaum glaublich ist, Tr. habe sie unterlassen, besonders da sie auch bei Hom. *B*, 87 ff. Apoll. Rhod. I, 879 ff. Nonn. V, 244 fg. sich findet. Ich glaube daher, dass durch Versehen der Abschreiber, die aus den Worten *κατ' ἄγκεος* in die ähnlich lautenden *καὶ ἄνθεσιν* geriethen, etwas ausgefallen sei, dessen *Inhalt* leicht zu suppliren ist, etwa [so 1850]:

ἐς νομὸν εὐγυάλοιο κατ' ἄγκεος ⟨ἐκποτέονται,
εἴαρος ἀρχομένοιο⟩ καὶ ἄνθεσιν ἀμφιχυθεῖσαι u. s. w.

Vgl. Quint. Smyrn. I, 441 fg. von den Bienen:

χείματος οὐκέτ' ἐόντος, ὅτ' ἐς νομὸν ἐντύνονται
ἐλθέμεν

und VI, 325, wo meine Verbesserung (act. soc. Gr. vol. II, p. 213.)

— διηρεφέος σίμβλοιο
ἐκχύμεναι καναχηδόν, ὅτ' εἴαρος ἦμαρ ἵκηται

durch Apollon. Rhod. l. c. πέτρης ἐκχύμεναι σιμβληΐδος bestätigt wird. Aehnlich ist endlich noch Vergil. Aen. VI, 708 fg.

> Ac velut in pratis ubi apes aestate serena
> Floribus insidunt variis et candida *circum*
> Lilia *funduntur.*

V. 544 ff. — τοὶ δ' ἀνδροφόνῳ κολοσυρτῷ
εὔζονοι ἔνθα καὶ ἔνθα μεμηνότες οἷα λέοντες,
σώμασιν ἀρτιφάτοισι γεφυρώσαντες ἀγυιάς.

Da weder die Form εὔζονοι sich hinlänglich rechtfertigen lässt, ausserdem aber ein Verbum finitum fehlt, so suchten die Herausgeber eben dieses aus jenem durch sehr verwegene Conjecturen (ἔσσυντ', ἔνθορον, ἴθυνον, ἔζεον, ἔκζεον) herauszucorrigiren. Umsonst; auch hier ist ohne Zweifel Mehreres ausgefallen, was dadurch noch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, dass im Mediceus A. der ganze Vers 546 fehlt. Vielleicht gab auch hier der ähnliche Ausgang zweier Verse dazu Veranlassung. Der Inhalt des Verlorenen ist leicht zu errathen; es fehlt wahrscheinlich eine Erwähnung der den Griechen erliegenden Troer, etwa z. B. [so auch 1850]

— τοὶ δ' ἀνδροφόνῳ κολοσυρτῷ
εὔζωνοι ⟨Τρωσὶν θάνατον καὶ κῆρα φέροντες
ἔνθορον⟩ ἔνθα καὶ ἔνθα μεμηνότες οἷα λέοντες.

Das Adjectivum εὔζωνος, dem lateinischen *praecinctus* bei Horat. 376
Sat. I, 5, 6 entsprechend, findet sich öfter in diesem Sinne bei Geschichtschreibern, so ausser Arrian. V, 14, 6 (ἅρματα) οὐκ εὔζωνα ἐς τὴν ἀποχώρησιν ἦν z. B. bei Herod. II, 34 πέντε ἡμερέων ἰθέα ὁδὸς εὐζώνῳ ἀνδρί. Thuc. II, 97, 1 ἐξ Ἀβδήρων ἐς Ἴστρον ἀνὴρ εὔζωνος ἑνδεκαταῖος τελεῖ. Polyb. III, 35, 7 τὴν δὲ λοιπὴν στρατιὰν ἀναλαβὼν εὔζωνον.

V. 567. — ἔτρεμε δ' αἰθήρ,
Ἥρης σπερχομένης· ἐπὶ δ' ἔβραχε γαῖα βαρεῖα.

Statt ἔτρεμε ist jedenfalls ἔβρεμε zu schreiben. Es muss hier das *Getöse des Aethers* bei dem Heranstürmen der Hera erwähnt worden sein. Diess geht aus dem folgenden Satze hervor. Sodann scheint überhaupt das Verbum ἔτρεμε nicht auf den Aether zu passen. Denn dass dieser bei Unwetter und Donner wiederhallt, hörte man; wie sollte man aber dessen Erzittern wahrnehmen? Diese Bemerkung bestätigen zahlreiche Stellen der Epiker; z. B. Apoll. Rhod. II, 567 [569] πάντη δὲ περὶ μέγας ἔβρεμεν αἰθήρ. Quint. Smyrn. XIV, 458 ἐπιβρέμει ἄσπετος αἰθήρ. Und so auch ähnliche Verba, wie ἔβραχε Apoll. Rhod. IV, 642 [640]. Quint. Smyrn. II, 495.

XIV, 464. 573; ἔκτυπε Apoll. Rhod. II, 1257 [1260]; ἔστενε Quint. Smyrn. II, 556; ἐπιστοναχίζεται αἰθήρ (nach der Verbesserung Wernicke's p. 73) id. VII, 532. Noch näher kömmt dem Tryph. derselbe VIII, 244, wo Ares geschildert wird, der von vier Rossen gezogen in die Schlacht eilt: ὑπέστενε δ' αἰόλος αἰθὴρ ἐσσυμένων ποτὶ δῆριν, und XII, 163 ff. von den Göttern:

— ἀνέμων δ' ἐπιβάντες ἀέλλαις
οὐρανόθεν φορέοντο ποτὶ χθόνα· τοῖσι δ' ὕπ' αἰθὴρ
ἔβραχεν.

Auf ähnliche Weise auch Nonnus XIV, 406 μέλας μυκώμενος αἰθήρ, wie Northmore bei Wernicke p. 72. richtig bessert [ἀήρ ed. 1858]; dann XXXVI, 89 fg.

— κορυσσομένοιο δὲ Φοίβου
ἄρεος ἐσμαράγησε μέλος πατρώιος Αἰθήρ.

XXXVIII, 144 fg.

— ἀμφὶ δὲ κούρῳ
τικτομένῳ κελάδησε μέλος πατρώιος Αἰθήρ.

Endlich hat Gräfe in demselben Verse wohl mit Recht vorgeschlagen γαῖα βαθεῖα. Denn wenn auch allenfalls bei Quint. Smyrn. II, 232 gegen die gefällige und leichte Conjectur des Hrn. Bonitz [Archiv für Phil. u. Pädag. III (1836), 1229] περιτρομέει βαθὺ γαῖα (vergl. III, 65 κραδαινομένης βαθὺ γαίης) sich die Vulgata βαρύ vertheidigen lässt [βαθὺ γαῖα ed. 1853], so kann doch auf keinen Fall γαῖα βαρεῖα gerechtfertigt werden. [1850 ἔβρεμε und βαρεῖα.]

377 V. 609. Αἷμα μέλαν πίνοντες ἀμείλιχον εἷχον ἐδωδήν.

Εἷχον schrieb Wernicke aus dem Mediceus A., da in den übrigen Büchern ἕλκον steht. Vergleichen wir beide Lesarten, so ist es wahrscheinlich, dass Tr. εἷλκον schrieb [so 1850]. Denn dies Wort, ganz eigentlich von den Hunden gebraucht, welche Leichname umherschleppen und zerfleischen (s. z. B. Northmore zu Tr. V. 131), ist hier viel bezeichnender, als εἷχον, was nur nach Nonnus IV, 370 εἷχε δακών zu erklären wäre von den Hunden, insofern sie die Leichname mit den Zähnen festhalten. Dass aber diese spätern Dichter in εἷλκον regelmässig das Augment beibehalten, hat ausser Wernicke p. 154 auch Gerhard lectt. Apollon. p. 96 bemerkt.

V. 622 fg. Ἀλλὰ καὶ ὥς ὑπέροπλα καρήατα πυργώσαντες
ἀρρήκτοις κορύθεσσι καὶ ἀσπίσι κυκλώσαντες
εἰσέθορον μέγα δῶμα.

Von den Helmen, die sich auf dem Haupte schützend erheben, konnte richtig πυργώσαντες gesagt werden. Denn dies Verbum bedeutet entweder etwas nach Art eines Thurmes aufrichten, *auf-*

thürmen (so von Staub Nonnus II, 393, von den aufsteigenden Meereswogen XXXIX, 378. XLIII, 190. Metaphr. VI, 71.), oder etwas mit einer andern Sache, gleichsam wie mit einem Thurme, schützen (so von der Befestigung der Städte id. XL, 435. XLI, 398.). Dagegen aber glaube ich nicht, dass Tr. *ἀσπίσι κυκλώσαντες* gesagt hat. Denn da dieses Verbum nur von einem Dinge gesagt wird, welches entweder in eine Kreisfigur gebracht oder wie im Kreis um eine andere herumgelegt wird (z. B. Nonnus XXXVI, 30. XLII, 36. XLIII, 250. 376. XLIV, 61. XLVI, 128. 180. XLVII, 175. 459. 616 [*ἐχυτλώσαντο* ed. 1858]. XLVIII, 473. 914. 959. Metaphr. VI, 8. 104.), so sieht man nicht ein, wie es von Schilden gesagt werden konnte, die man über dem Haupte in die Höhe hebt. Eben so wenig hilft die den Worten nach ähnliche Stelle aus Nonnus XIII, 138

νήπιον εἰσέτι Βάκχον ἐκυκλώσαντο βοείαις.

Denn hier ist die Rede von der Gesammtheit der Korybanten, die den kleinen Bakchos von allen Seiten umgebend mit ihren Schilden bedecken. Eben so wenig hilft Nonn. XXVIII, 254, wo es von dem *runden* Schilde *κυκλάδος — βοείης* heisst, oder Theocrit. XXII, 143, wo die *σάκεα κοιλά* genannt werden. Ich glaube daher, dass bei Tr. die Stellung beider Participia vertauscht werden müsse, und Tr. geschrieben hat [so 1850]:

— καρήατα κυκλώσαντες
ἀρρήκτοις κορύθεσσι καὶ ἀσπίσι πυργώσαντες.

So wie *κυκλώσαντες* richtig gesagt ist von den *Helmen*, die *ringsum* das Haupt umgeben, so *πυργώσαντες* von den zum Schutze über das Haupt erhobenen Schilden. Einige Stellen aus Nonnus machen 378
diess noch wahrscheinlicher: s. XLIV, 110

στέμματι δ' ὁλκαίῳ κεφαλὴν κυκλώσατο Κάδμου
πρηῢς ὄφις,

XIV, 235 *κράασι κυκλώσας βλοσυρὸν στέφος* und Metaphr. XIX, 8 *στέμμα νόθον βασιλῆος ἐκυκλώσαντο καρήνῳ.* Dagegen hat derselbe XXX, 51 gesagt: *ὅλον δ' ἐκάλυπτε μαχητήν, ἀσπίδι πυργώσας δέμας ἀνέρος.*

V. 624 fg. *— καὶ ἀντίβιον μὲν ὅμιλον*
θῆρας δειμαλέους ἐλάων ἐδάιξεν Ὀδυσσεύς.

So Bandini aus dem Mediceus A., aber wie er selbst sagt: paucis mutatis. In den übrigen Büchern steht ohne Sinn: *θύρας τε δειμαλέους ἐδάιξεν Ὀδυσσεύς.* Ich übergehe die Versuche der Herausgeber und bemerke nur, dass zu Anfange jedenfalls *θὴρ ἅτε* gestanden hat. Das folgende kann nicht so gelautet haben, wie es jetzt da steht; denn *ἐλάων* ist ganz matt, und *δειμαλέους* viel

zu bloss hingestellt. Vielmehr fehlt eine nähere Ausführung der Vergleichung. Diese scheint Schäfer durch seine schöne Emendation: *δειμαλέας ἐλάφους* richtig gefunden zu haben, wenn nicht noch nach den Spuren der Handschriften vielleicht das Masculinum *δειμαλέους* vorzuziehen ist. [1850 wird zwischen *ἐλάφους* und *ἐλάων* eine Lücke angenommen.]

V. 626 ff. *Ἀτρείδης δ' ἑτέρωθεν ὑποπτήξαντα διώξας*
Δηίφοβον κατέμαρψε, μέσην κατὰ γαστέρα τύψας,
ἧπαρ ὀλισθηρῇσι συνεξέχεεν χολάδεσσιν.

Dass hier kein Zusammenhang sei, bemerkte schon Merrick, der daher *καί* statt *κατά* vorschlug. Diess bedarf keiner Widerlegung. Besser vermuthete Gräfe *μέσην δ' ἀνὰ γ.* Allein die Redensart *κατὰ γαστ.* ist aus dem Homer (*Π*, 465. *P*, 313) und überhaupt diese Präposition bei Erwähnung eines verwundeten Körpertheiles so gewöhnlich, dass sie nicht ohne dringenden Grund verändert werden darf. Der ist aber hier nicht vorhanden. Vielmehr ist auch hier ein Vers ausgefallen. Was aber in diesem gesagt war, lässt sich mit ziemlicher Sicherheit vermuthen. Denn da die Wunde, durch die Menelaus den Deiphobus tödtete, genau angegeben ist, so musste doch wohl auch die Waffe angegeben werden, mit der sie geschlagen wurde. Es hat daher wohl Tr. die ganze Stelle etwa so geschrieben [auch 1850]:

Δηίφοβον κατέμαρψε, μέσην κατὰ γαστέρα τύψας
⟨*ἄορι λευγαλέῳ καὶ ἐνὶ ξίφος ἔγκασι πήξας*⟩
ἧπαρ ὀλισθηρῇσι συνεξέχεεν χολάδεσσιν.

Wegen ähnlichen Ausgangs konnte leicht der eine Vers ausfallen. Durch das Schwert aber fiel Deiphobus. S. Quint. Smyrn. XIII, 354 *ὑπὸ ξίφεϊ στονόεντι Δηίφοβον κατέπεφνε.*

379 V. 636 ff. — *οὐδὲ λιτάων*
ἔκλυεν, οὐ Πηλῆος ὀρώμενος ἥλικα χαίτην
ᾐδέσθ', ἧς ὕπο θυμὸν ἀπέκλασεν ἠδὲ γέροντος
καίπερ ἐὼν βαρύμηνις ἐφείσατο τοπρὶν Ἀχιλλεύς.

So schrieb Bandini aus dem Mediceus A., gut, was den Sinn anlangt. Denn in der Aldina steht ganz sinnlos:

ἠδὲ σθ' ἧς ἀπὸ θυμὸν ἀπέκλαυσεν οὐδὲ γέροντος.

Ἠιδεσθ' und *ἀπέκλασεν* steht auch im Mediceus B., Ms. Reimari, und in der Mailänder Handschrift. Was Tr. in jenen Versen gesagt habe, ist klar: „nicht erbarmte er sich, schauend das mit dem Peleus gleichaltrige Haar, durch welches Achilleus früher, obwohl zornig, sein Gemüth erweicht und des Greises geschont hatte." Da aber weder Tr., noch irgend Jemand *ᾐδέσθ'* statt *ᾐδέσθη* schreiben konnte, so haben die Herausgeber bis auf *Wernicke* und

Gräfe herab vergebens sich bemüht, jenen Sinn herzustellen. Ihre Aenderungen sind sämmtlich so unwahrscheinlich und zum Theil so kühn, dass ich sie um so eher übergeben zu können glaube, als ich mit Sicherheit die Stelle so verbessere:

> — *οὐ Πηλῆος ὁρώμενος ἥλικα χαίτην*
> *ἠδέσθη, τῇ θυμὸν ὑπέκλασεν, ἠδὲ γέροντος*
> *καί περ ἐὼν βαρύμηνις ἐφείσατο τὸ πρὶν Ἀχιλλεύς.*

Die Ursache der Verderbniss ist klar. Nachdem das Pronomen *τῇ* ausgefallen war, wiederholte man die im Verbum sich befindende Präposition, um den Vers zu vervollständigen. *Ὑπέκλασεν* aber, was schon *Rhodomann* und *Frischlin* lasen, habe ich vorgezogen, weil in diesem Sinne dieses Compositum gebräuchlicher ist, so z. B. Quint. Smyrn. IV, 483 *πάντων γὰρ ὑπέκλασε δεῖμ' ἀλεγεινὸν* | *ἠνορέην*, und Anthol. Pal. V, 216, 1 *μὴ πάμπαν ὑποκλασθέντα χαλάσσῃς θυμόν.*

Noch bedarf aber die Redensart *τῇ* (*χαίτῃ*) *θυμὸν ὑπέκλασεν Ἀχιλλεύς* einer Erörterung, da sie beim ersten Anblick etwas sonderbar gesagt zu sein scheint. Dem ist aber keineswegs so. Vielmehr ist es ein den Griechen vermöge ihrer lebhaften Denkweise eigenthümlicher Sprachgebrauch, dass, wo von einer Gemüthsbewegung oder Geistesthätigkeit die Rede ist, die in einem Menschen durch die Umstände hervorgerufen wird, diess so ausgedrückt wird, als ob der Mensch selbst vermittelst jener Umstände auf sein Gemüth und seinen Geist einwirke. Da dieser Sprachgebrauch, in manchen Fällen kaum von dem unsrigen abweichend, andrerseits auch oft, wie hier im Tr. uns auffällig ist, und in seiner weitesten Ausdehnung sogar an einzelnen Stellen angezweifelt worden ist, so wollen wir, ohne im Geringsten auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, eine Anzahl der einschlagenden Stellen aus den Epikern hier beibringen.

Dergleichen Redensarten aber sind zunächst von *Trauer* und
Freude, von *Schmerz* und *Lust*, zuerst bei Homer: *δάκρυσι καὶ* 380
στοναχῇσι καὶ ἄλγεσι θυμὸν ἐρέχθων ε, 83 = 157. *ὁμοῦ καμάτῳ τε καὶ ἄλγεσι θυμὸν ἔδοντες ι*, 75. *σὺ δ' ἔνδοθι θυμὸν ἀμύξεις Α*, 243. *ἀχεύων* | *σὴν ἔδεαι κραδίην Ω*, 129. *σὴν αὐτοῦ φρένα τέρπε* Hymn. Merc. 565. *εὐφρήνῃ δὲ νόον* Hymn. XXVII, 12. So auch bei Spätern: *θυμὸν ἔτερπον — Πηλείωνι*, sie ergötzten sich am Peliden Quint. Smyrn. II, 493. *ἐνὶ φρεσὶ πένθος ἀέξων* id. III, 490. *ὕπνῳ θυμὸν ἴηναν* id. VII, 238. — *ἵνα φρένα μᾶλλον ἀμύξῃ* Nonn. V, 334. XXVII, 95. *Βάκχου ὄμβρῳ — νόον τέρποντες* id. XIII, 266. *ζήλῳ θυμὸν ἔδουσα* Christod. 219. *μὴ θυμὸν ἀμύξῃς* Paul. Silent. ecphr. eccl. I, 119. *τοὶ δ' ἔνδοθι θυμὸν ἄμυσσον* Tryph. 471. Dieselbe Redensart scheint auch bei Apollon. Rhod. II, 862 [864] mit Lennep zum Coluth. p. 186 ed. Lips. hergestellt werden zu müssen. Jetzt steht dort *κατήμυσαν δ' ἀχέεσσιν θυμόν* [auch bei Merkel in beiden Ausgaben]. Allein die active Be-

deutung von *κατημύω* ist mehr als zweifelhaft. Denn wenn Wellauer zu jener Stelle meint, Lennep werde von Wernicke zu Tryph. p. 55 widerlegt, so ist das ein Irrthum. Denn dieser sagt nur ganz richtig, dass die active Bedeutung von *κατημύω* nicht aus Tzotz. Posthom. 630 gerechtfertigt werden könne. Das Verbum aber neutral zu fassen, so dass *θυμόν* Accus. der näheren Bestimmung wäre, verbietet die Stellung eben dieses Wortes.

Sodann von andern Gemüthsbewegungen: *ἀπατηλὸν ὑπογνάμψαι φρεσὶν ὁρμήν* hymn. Hom. VII [VIII] 13. *γνάμψον τεὸν ἄγριον ἦτορ* Oppian. Cyn. II, 370 und Aehnliches, was obigem Verse im Tryphiodor sebr nahe kömmt, öfter bei Nonnus z. B. *Ζεὺς | ἡμετέρῳ δολόεντι περιγνάμψας φρένα κεστῷ* VIII, 174; von der wieder zur Besinnung zurückkehrenden Agaue *μεταστρέψασα νόον* XLVI, 272. Ferner *θυμὸν ὀρίνει | λευγαλέῳ ζήλῳ* Oppian. Cyn. III, 204; ähnlich *θάρσος ἀείρας* Musaeus 243 (vgl. Eur. Iph. Aul. 125 *θυμὸν ἐπαρεῖ σοι*); besonders bei Nonnus dergleichen häufig, z. B. *θαῦμα φόβῳ κεράσας* I, 64. *φρένα βακχεύσαντες ἀμοιβαίοισι κυπέλλοις* VII, 94. *ἀντιτύπῳ πόμπευεν ἀλήμονα θυμὸν ὀνείρῳ* VII, 142. *νόον τελχῖνα κορύσσων* VIII, 108. *ἐνὶ φρεσὶ θάρσος ἀέξων* IX, 194. *πένθος μῖξε γέλωτι* XI, 96. *ἀντιβίοισιν ἀκαμπέα μῆνιν ἀέξων* XXII, 377. *μιμηλῷ πτερόεντα νόον πόμπευεν ὀνείρῳ* XLII, 334. *πόθους ῥίψασα* XLVIII, 215. *νόον αἰθύσσουσα* XLVIII, 689. Nocb gehört hieber *οὐκ ἔθελες κρυφίοισι κατατρύχειν φρένα κέντροις* Musaeus 87.

Häufig findet sich auch solche Redeweise von der freien Verstandesthätigkeit in selbständigem Ueberlegen und Nachdenken, so bei Nonnus: *ἡ δὲ μεταστρέψασα νόον διδυμάονι βουλῇ* IV, 179. *μῆτιν ἑὴν ἐλέλιξεν — Ζεύς* VII, 68 und bei Tryphiodor V. 114 selbst: *δαιμονίῃσι νόον βουλῇσιν ἑλίσσων*, wo Wernicke aus Christodor. Ecphr. anführt *πυκνὰ δὲ βουλὴν | ἐστρώφα* 26. *ἐν δὲ μενοινῇ — ἐλέλιζε νοήματα* 50. *Θουκυδίδης δ' ἐλέλιξεν ἑὸν νόον* 372. —

Das beigebrachte wird die von uns hergestellte Stelle des Tr. hinlänglich rechtfertigen; endlich gehört noch bieher Nicand. Alexiph. 82 fg.

381 — *αὐτὰρ ὁ θυμῷ*
ναυσιόεις ὀλοοῖσιν ὑποτρύει καμάτοισιν.

Hier ist sowohl das matte *θυμῷ* als der neutrale Gebrauch von *ὑποτρύειν* auffällig. Der Dichter schrieb wohl: *αὐτὰρ ὁ θυμὸν — ὑποτρύει καμάτοισιν.*

Aus dem eben erörterten Sprachgebrauche hat sich ein anderer entwickelt, der, wie wir gleich sehen werden, zuweilen den Gelehrten Anstoss gegeben hat. Wenn nämlich eine Person oder Sache Etwas durch einen einwirkenden Gegenstand erleidet, oder durch einen äusseren Einfluss irgend wie in seinem Wesen geändert wird, so finden wir diess in manchen Stellen so ausgedrückt, als ob jenes Leiden, jene Veränderung das Werk des leidenden Gegenstandes selbst wäre. Es findet sich daher zuweilen das Activum,

wo man das Passivum oder Medium nach dem gewöhnlichen Gebrauch erwarten sollte. Auch hier denkt sich der Grieche nach seiner Lebhaftigkeit das eigentlich nur leidondo Object als thätig, gleichsam dom von Aussen auf dasselbe einwirkenden Einflusse entgegenkommend. Bosonders häufig findet sich diese Eigenheit, wo von *Verwandlungen* die Rede ist, die einen Gegenstand durch Einwirkung eines andern treffen. So hei Nonnus III, 279 ff. von der Io, die doch von Zeus ihre vorige Gestalt zurückerhält:

> *ἤλυθεν εἰς Αἴγυπτον, ὅπῃ βοέην μετὰ μορφὴν*
> *δαιμονίης ἴνδαλμα μεταλλάξασα κεραίης*
> *ἔσκε θεά.*

ibid. XI, 241 ff., wo die Verwandlung des Ampelos durch den Bakchos erzählt wird:

> *— ἀμβροσίην δὲ λαβὼν παρὰ μητέρι Ῥείῃ*
> *ὠτειλαῖς ἐπέχευεν, ὅθεν νέος εἶδος ἀμείψας*
> *ἀμβροσίην εὔοδμον ἑῇ μετέθηκεν ὀπώρῃ·*

ihid. XII, 101 von demselben Ampelos: *εἰς φυτὸν εἶδος ἀμείψας*, ibid. XIV, 413 von dem durch Bakchos in Wein verwandelten Wasser:

> *χιονέην ἤμειψε φυὴν ξανθόχροον ὕδωρ,*

und ganz ähnlich Metaphr. II, 36 von dem in Wein verwandelten Wasser hei der Hochzeit zu Kana:

> *— εἰς χύσιν αἴθοπος οἴνου*
> *χιονέην ἤμειψε φυὴν ἑτερόχροον ὕδωρ.*

(*Φυὴν* richtig Wernicko zu Tryph. p. 115 statt *χρόην* [*φυὴν* auch Scheindler ed. 1881.].) Sogar Apollod. bibl. III, 5, 6, 5 sagt von der Niohe *τὴν μορφὴν εἰς λίθον μετέβαλε.* Paul. Silent. Ecphr. Amb. 64 [92] vom Wachs, dessen Farhe durch öfteres Waschen gehleicht wird:

> *ὃς δὲ μεταΐσσει μὲν ἐς ἄργυφον· εἰσέτι δ' οὔπω*
> *τρέψεν ὅλην χροιὴν ἔτι λείψανα χρύσεα φαίνων.*

Dann findet sich aher auch der nämliche Sprachgebrauch in ver- 382
schiedenen einzelnen Fällen, öfter angezweifelt; so hoisst es bei Apollon. Rhod. I, 75 fg. vom Oileus:

> *ἔξοχος ἠνορέην καὶ ἐπαΐξαι μετόπισθεν*
> *εὖ δεδαὼς δήοισιν, ὅτε κλίνωσι φάλαγγας.*

Weil die Redensart *κλίνειν φάλαγγας* sonst nur von den Siegern selbst gesagt wird, welche die Feinde in die Flucht schlagen, wollte Brunck *κλίνειε*, Krause *φάλαγγες* lesen. Allein die Lesart

der Bücher ist ganz richtig: jene Redensart wird hier freier von den Feinden selbst gesagt, die, den Siegern weichend, ihre Reihen durch die Flucht gleichsam selbst auflösen.

Bei Quint. Smyrn. I, 305 von der in Stein verwandelten Niobe:

ἀλλ' ἣ μὲν μακάρων ὀλοὸν χόλον ἐκτελέουσα,
μύρεται ἐν πέτρῃσιν ἔτ' ἀχνυμένῃ εἰκυῖα.

Obgleich Niobe nur durch *Erdulden* der über sie verhängten *Leiden* den Zorn der Götter vollendet, so wird sie doch gewissermassen, da sie ja noch immer weint (V. 294 fg. *ἧς ἔτι δάκρυ | πουλὺ μάλα — καταλείβεται*), bei der Ertragung der göttlichen Strafe als selbstthätig gedacht. {VII, 618 von einem zerschmetterten Helme: *καὶ ἐγκέφαλον συνέχευεν.* XIV, 613: *οἳ δ' ἐνὶ πέτρῃς | ἄξαντες πέρι νῆας ὀιζυρῶς ἀπόλοντο.*} Wir fügen noch einige Stellen aus Nonnus bei; I, 84 von der Athene, die über den Raub der Europa erröthet:

παρθενίην πόρφυρε παρηίδα Παλλὰς ἀμήτωρ,

wo nach dem Nonnischen Sprachgebrauch *πόρφ.* Activum ist. {Quint. Smyrn. XIV, 47 *αἰδοῖ πορφύρουσα παρήιον.*} III, 222 fg. vom Kadmos:

ἐπεὶ νύ οἱ ἔμφυτος ἥβη
ἠνορέην καὶ κάλλος ἐμίγνυε σύζυγι μορφῇ.

VI, 197 von dem in einen Tiger sich verwandelnden Zagreus: *τίγρις ἔην, στίξας δέμας αἰόλον.* Aehnlich Christodor. Ecphr. 212 von der Statue des Aias:

— οὐδὲ γὰρ ἦεν
ἄνθεϊ λαχνήεντι γενειάδος ἄκρα χαράξας.

Nonn. VI, 335 von der Selene, deren Licht durch die Ueberschwemmung ausgelöscht wird:

κύμασιν ἠλιβάτοισι σέλας ψύξασα Σελήνη
μυδαλέων ἀνέκοψε λελουμένον αὐχένα ταύρων.

XXXIII, 87 ff. von dem Weine, welchen Hymenäus, mit dem Eros Kottabos spielend, aus dem Becher schleudert:

ἀλλὰ παρατρέψασα βολὴν βητάρμονι παλμῷ (ἑέρσῃ)
ἑλκομένη παλίνορσος ἀγάλματος ἀμφὶ προσώπῳ
ἄψοφος ἄκρον ἔτυψεν ἀδουπήτοιο καρήνου.

Gräfe stösst hier an das Participium *παρατρέψασα βολήν* an: „tum domum aptum fuisset, si matris invidia (V. 84) laticem a scopo avertisset.“ Er vermuthet daher *ἀλλὰ παραΐξασα βολῇ βητ.* Allein
383 die Stelle ist nach dem oben erörterten Sprachgebrauch zu erklären. Dem Weine, der aus dem Becher geschleudert vom Ziele

abirrt, wird diess so zugeschrieben, als habe er selbst im eiligen Fluge seine Bewegung auf die Seite gelenkt.

Eben so richtig heisst es XL, 270 fg.:

> ληιδίη πλοκάμων μελανόχροος ἕλκετο νύμφη·
> δέσμιον αὐχένα δοῦλον ὑποζεύξασα λεπάδνῳ.

Die Gefangene, welche bei den Haaren von den Bakchen fortgeschleppt wird, schirrt gleichsam selbst freiwillig ihren Nacken an das Sklavenjoch. Auch hier stiess Gräfe an. Er sagt: „si versus hoc ordine legebatur, neque ad Baccham potius pertinebat, — transpositio tamen non placet, — participium passivum postulabatur ὑποζευχθεῖσα λεπάδνῳ.“ Aehnlich sagt Paul. Silent. ecphr. eccl. II, 537 [954] fg.

> ἐκ δὲ φόβου πρὸς ἔρωτα τεὸν καὶ πίστιν ἀίξας
> ὑμετέροις ἐθέλοντα λόφον δούλωσε λεπάδνοις.

Endlich findet derselbe Sprachgebrauch auch bei Theocrit. XXIV, 121 fg. Statt:

> — καὶ οἱ ἀαγεῖς
> δίφροι ἐφ' ὧν ἐπέβαινε χρόνῳ διέλυσαν ἱμάντας.

Man übersetzt unrichtig: Currus — prae vetustate lora *soluta habebant*. Gräfe schlug vor: χρόνος δέ τ' ἔλυσεν ἱμάντας. Unnütz. Die Wagen, heisst es, unzerbrochen in den Kampfspielen, hatten gleichsam selbst, nicht durch äussere Gewalt, sondern erst durch das Alter ihre Bande gelöst. —

Im 641. Verse muss aber aus dem Mediceus A. geschrieben werden: ἔμελλε καὶ αὐτῷ πότμος ὁμοῖος | ἔσπεσθαι, wie schon Wernicke in den Anmerkungen bemerkt hat.

V. 649 fg. Ἡ δὲ βίην ἀνένευσε καὶ ἤ, τοπρόσθεν ἀρηγών,
ἀνθ' ἑνὸς Ἀργείοισιν ἐχώσατο πᾶσιν Ἀθήνη.

Diese Lesart scheint auf gar keiner Autorität zu beruhen, vielmehr bloss eine Correctur des Stephanus zu sein. Denn in der Aldina steht:

> ἡδὲ, βίην ἀνένευσε, καὶ ἦτορ τοπρόσθεν ἀρήγων etc.

Im Mediceus A. lauten aber beide Verse so:

> ἡ δὲ βίην ἀνένευσε θεὴ τοπρόσθεν ἀρηγών,
> ἀνθ' ἑνὸς Ἀργείοιο δ' ἐχώσατο πᾶσιν Ἀθήνη.

Mögen beide Verse auf diese oder jene Weise geschrieben werden, so erregen stets die Worte ἡ δὲ βίην ἀνένευσε grossen Anstoss, da man weder recht weiss, von wem sie gesagt werden, noch was sie bedeuten sollen. Ἀνανεύειν, eigentlich *in die Höhe winken*, wird auf doppelte Weise gesagt; entweder von demjenigen, der

eine an ihn gerichtete Bitte mit einem Winke abschlägt (Homer Z, 311. *Π*, 250. 252), oder von demjenigen, welcher durch einen Wink einen Andern abzuhalten sucht, etwas zu thun (Homer *X*,
384 205. ι, 468. φ, 129). In der erstern Bedeutung müsste es also dann wohl von der Göttin gefasst werden, welche die von der misshandelten Kassandra an sie gerichteten Bitten zu erhören abgeschlagen habe; dann müsste aber davon etwas vorhergegangen sein, und auch wenigstens *ἡ δὲ λιτὴν ἀνένευσε* geschrieben werden, allerdings nach Nonnus' Muster XXII, 376

ἀλλὰ λιτὰς ἀπέειπεν ἄνω νεύοντι προσώπῳ.

In der letztern Bedeutung passt es noch viel weniger; weder konnte es von der Kassandra gesagt werden, die nicht bloss durch Winke den Aias von der Unthat, die er zu begehen im Begriff war, abhielt, sondern mit Geschrei und durch Widerstand ihn abzuschrecken suchte; noch von der Göttin, deren Würde es nicht zukömmt, durch einen Wink der Ausübung des Verbrechens vergehens Einhalt thun zu wollen. Die Herausgeber scheinen jene Worte so gefasst zu haben, *Athene habe fortan ihren Beistand den Argeiern versagt*. Aber, um nicht andere Schwierigkeiten zu erwähnen, *βίη* kann nicht so nackt hingestellt Beistand bezeichnen. Aus allem diesem geht hervor, dass jene Worte wenigstens sehr zweideutig gesagt sind, und, sie mögen erklärt werden, wie man will, keinenfalls einen erträglichen Sinn geben. Sodann kann auch im Folgenden *καὶ ἡ* nicht gebilligt werden, da alsdann der vorhergehende Satz auf die Kassandra gehen müsste, was sich kaum halten lässt. Ich glaube daher, dass die Stelle, nur mit Veränderung eines Buchstabens, so aus dem Mediceus A. geschrieben werden muss:

ἡ δὲ βίης ἀνένευσε θεὴ τοπρόσθεν ἀρηγών,
ἀνθ' ἑνὸς Ἀργείοιο δ' ἐχώσατο πᾶσιν Ἀθήνη.

Athena, um die Schandthat nicht zu sehen, wandte ihre Augen davon ab und in die Höhe. So erzählt auch Quint. Smyrn. XIII, 425 ff.

οὐδ' ἦγ' (so!) [*οὐδὲ μὲν* ed. 1853] *ἔργον ἀεικὲς ἐσέδρακεν, ἀλλά οἱ αἰδὼς*
καὶ χόλος ἀμφεχύθη, βλοσυρὰς δ' ἔτρεψεν ὀπωπὰς
νηὸν ἐς ὑψόροφον.

Gerade diess wollte Tr., der auch sonst den Quintus oder dessen Vorbilder vor Augen hat, ebenfalls ausdrücken.

Wenn aber Wernicke wegen der Form *θεή* die Lesart des Mediceus A. verwarf, so scheint diess nicht ohne Weiteres gebilligt werden zu können. Wenigstens findet sich die Form *θεή* noch so häufig, dass im schlimmsten Falle mit Sicherheit geschlossen

werden kann, es sei ein sehr geläufiger Schreibfehler gewesen. S. Spitzner. mant. obss. p. 262.

Wenn man aber sowohl aus diesem Grunde, als weil im folgenden Verse *δέ* nach dem dritten Worte steht, die Schreibart des Mediceus verwirft, so bietet sich mit Leichtigkeit dar:

> *ἡ δὲ βίης ἀνένευσε, καί, ἢ τοπρόσθεν ἀρηγών,*
> *ἀνθ' ἑνὸς Ἀργείοισιν ἐχώσατο πᾶσιν Ἀθήνη.*

[1850 im Text *βίην*. In der Anmerkung: Reposui quod legitur in A, quamquam aperte vitiosum . . . Sed nihil, qnod ab omni parte satisfaceret, adhuc mihi succurrit.]

VI.

Ueber die Perser des Aeschylos*).

Hochgeehrte Versammlung!

65 Nicht ohne Bedenken wage ich es, der freundlich-verbindlichen Einladung unseres verehrlichen Präsidiums zu einem Vortrage zu folgen. Abgesehen von den Schwierigkeiten der Wahl eines Gegenstandes, welcher den so verschiedenartigen Anforderungen und Wünschen einer so mannigfaltigen Zuhörerschaft gleichmässig Rechnung trägt, muss ich, eingetreten in jenes verhängnissvolle
66 Stufenjahr, auf welches das bekannte lateinische Sprüchwort 'sexagenarii de ponte' wohl noch heutzutage, wenn auch nicht buchstäblich, Anwendung findet, fast um so mehr Bedenken tragen, nach so vielen frischen, jugendlichen Rednern zu sprechen, da ich ja auch — fast eine böse Vorbedeutung! — ad Oeni pontem zu sprechen habe. Wir Philologen sind aber manchmal abergläubisch — oder thun auch wohl bloss so; und da mag denn die böse Vorbedeutung mit dem Oeni pons durch einen Blick auf diese Räume hier aufgehoben werden. Ich denke, zum ersten Male tagt eine Philologen-Versammlung in einem Tempel Thaliens; und so nehme ich denn, um das böse Omen abzuschwächen, es als ein gutes, dass ich in einem modernen Theater es unternehme, von einer alten Tragödie zu sprechen, ja von der ältesten (so weit die ausdrückliche Ueberlieferung geht) des alten Meisters Aeschylos, die uns erhalten, von seinen Persern, welche als Mittelstück einer Trilogie, in der Phineus vorausgieng und ein Glaukos folgte, im Jahre 472 vor unserer Zeitrechnung auf dem kaum eben in seinen ersten und nothwendigsten Anfängen erstandenen Dionysostheater zu Athen, 8 Jahre nach der Schlacht bei Salamis, zum ersten Mal aufgeführt worden ist.

Aeschylos' „Perser", hochgeehrte Versammlung, dies ehrwürdige Denkmal, diese poetische Verklärung der unsterblichen Zeit der Marathonskämpfer, sind in jeder Beziehung ein Unicum. Zunächst als die einzige historische Tragödie — wie wir diese

---

*) [Vortrag auf der XXIX. Philologen-Versammlung zu Innsbruck 1874. Einzelne später von Köchly vorgenommene Aenderungen der Uebersetzung nach der von Karl Bartsch besorgten Ausgabe. Heidelberg, Winter 1880.]

Art verstehen — welche uns überliefert ist, das dritte und letzte Beispiel derselben*) nach den zwei gleichartigen Versuchen des Phrynichos — der Eroberung Milets und den Phönikierinnen — welches wir überhaupt in der griechischen Theatergeschichte finden. Aber noch in höherer Bedeutung sind diese „Perser" ein Unicum! Denn wenn wir die Sache genau betrachten, so können wir nicht einmal sagen, dass die Griechen der historischen Tragödie entbehrt haben; umgekehrt, so ketzerisch es auch klingen mag, weitaus der grösste Theil der griechischen Tragödien sind, wenigstens für die Griechen, ganz eigentlich historische Tragödien gewesen, und wenn *wir* sie als solche nicht anerkennen, so liegt der Grund eben darin, dass wir gewohnt sind, der modernen Anschauung und Kritik folgend, jene alten Geschichten von den Zeus- und gottentsprossenen Heroen als Mythologie, nicht als Historie zu fassen. Dass den Griechen es anders gedünkt, dass den Griechen der trojanische und der thebanische Krieg, dass ihnen die Thaten und Leiden des Labdakiden- und des Atridenhauses wirkliche Geschichte gewesen — allerdings verschönt durch Dichtung, aber *Wahrheit und Dichtung* — das geht schon aus der berühmten Kritik ihres ersten Geschichtschreibers Thukydides über Homer hervor, in welchem er aufs Strengste zwischen Wahrheit und Dichtung zu scheiden versucht. Die „Perser" dagegen, nur wenige Jahre nach *dem* weltgeschichtlichen Ereigniss, welches sie verherrlichen, auf die Bühne gebracht, die „Perser" können daher mit einer modernen historischen Tragödie im gewöhnlichen Sinne gar nicht verglichen werden, oder es müsste denn z. B. die frische Reminiscenz der Befreiungskriege unmittelbar darnach in jenen traurigen Zeiten der Demagogenverfolgung ein dramatisches Kunstwerk erzeugt haben, welches die Hingebung jener Tage uns eben so idealistisch vorführte, wie Aeschylos in den Persern die unsterblichen Freiheitskämpfe bei Marathon, Salamis und Platää, welche er mitgeschlagen, auch besungen hat; oder wir müssten in den nächsten Jahren über den in seinen Dimensionen noch viel grossartigeren Nationalkrieg, 67
den wir vor Kurzem glücklich durchgeführt, d. h. in den *allernächsten* Jahren, während alle Helden desselben noch leben und unter uns wandeln, ein poetisch verklärendes Bühnenspiel jener unvergesslichen Tage erhalten, welches den Persern sich ebenbürtig zur Seite stellen liesse. Wir werden es nicht erhalten, und so stehen denn die „Perser" als die unter den noch lebenden Zeitgenossen, Mitthätern und Mitkämpfern vollzogene Verklärung patriotischer Hingebung, so stehen denn die „Perser" *einzig* da in der dramatischen Literatur der *gesammten Welt*.

Die „Perser" sind also ein *Unicum*. In allen Wissenschaften und Künsten giebt es dergleichen. Und die Vertreter aller Wissen-

*) Die paar späteren Versuche, von denen wir so gut wie nichts wissen, durfte ich hier gänzlich unerwähnt lassen.

schaften und Künste wissen, dass gerade diese Unica immer ein eigenthümliches Schicksal haben. Sie werden auf die mannigfaltigste und verschiedenartigste Weise beurtheilt: in den Himmel erhoben von den Einen, in den Staub getreten von den Anderen. So ist denn auch die Zahl der Schriften über Aeschylos' „Perser" Legion, und gehen die Ansichten in der schroffsten Weise auseinander. In neuerer Zeit allerdings hat man nach und nach nicht nur die Grossartigkeit der Anschauung und Gesinnung sowie die Tiefsinnigkeit der Auffassung, sondern auch die künstlerische Vollendung dieses Dramas, wo nicht klar in allen Einzelheiten erkennen, doch wenigstens in seinen wesentlich hervortretenden Bestandtheilen ahnen gelernt. Doch wie sieht es aus, wenn wir zurückgehen auf die älteren Beurtheiler! Der verfährt noch glimpflich mit Meister Aeschylos, welcher den Mangel an Handlung, die „Rohheit" der Behandlung mit der geringen Ausbildung der tragischen Kunst „entschuldigt", die freilich damals noch nicht im Stande war ihr fünfzigjähriges Jubiläum zu feiern. Ein anderer „wünscht annehmen zu dürfen", dass der Dichter nur seinem königlichen Gastfreunde Hieron zu Liebe die „Perser" auf dem Königstheater zu Syrakus als ein Spectakel- und Gelegenheitsstück habe erscheinen lassen. Und nun noch andere! Schadenfreude, Bosheit, Uebermuth über des Feindes Unglück sei der Grundcharakter des Stückes, das Ganze eine durchgehende Schmeichelei für die athenische Eitelkeit; — und nun gar das Ende, die Heimkehr des Xerxes in Lumpen (wie man fälschlich den Dichter verstanden), die Heimkehr des nicht einmal geflickten Lumpenkönigs, das unaufhörlich wechselnde Jammern und Klagen zwischen Xerxes und dem Chore — ja mit diesem Schlusse gehe das Stück eigentlich aus wie ein 'Judenbegrähniss' mit seinen Klageweibern! Eigene Worte, hochgeehrte Versammlung, keine rhetorische Uebertreibung!

Genug! Ich denke, dieser Hinweis auf die eigenthümliche Stellung der Perser, auf die Verschiedenartigkeit ihrer Beurtheilung wird den Versuch rechtfertigen, vor dieser eben so grossen und hochansehnlichen als mannigfach gemischten Zuhörerschaft wenn auch nur in flüchtigen Zügen das Bild dieser einzigen Tragödie vorzuführen und daran das offene Bekenntniss einer Ketzerei zu knüpfen, welche mir in einer kritischen Section schwere Kämpfe zuziehen würde, wenn dieselbe nicht, nachdem ich einmal ihre Gründung versucht, glücklich von meinem Freunde Eckstein, wie es scheint, für alle Zeiten beseitigt worden wäre. Ich bin daher in dieser Beziehung in dem günstigen Falle, mich bei demselben bedanken zu können, da ich wenigstens hier derlei Angriffen nicht zu begegnen habe. Entschuldigen Sie diese kleine Abschweifung! Wir kommen zur Sache.

Versetzen wir uns lebendig zurück in jene alten Zeiten, über diese 23 Jahrhunderte hinweg und fast noch ein halbes Jahr-
68 hundert dazu. Denken Sie sich, hier vor Ihnen, statt dieser ge-

schlossenen Räume eines Prachtsalons aus der Renaissancezeit, erhebe sich in der Mitte des Hintergrundes unter freiem Himmel hochaufgebaut ein orientalischer Königspalast, der persische zu Susa, der Reichshauptstadt, in der Mitte ein mit hohen Säulen geschmücktes Portal. Ob und inwieweit Aeschylos' Decorationsmalerei diesen Prachtbau etwa so vollkommen und treu darstellen konnte, wie es bekanntlich heutzutage nach den Ausgrabungen von Ninive und Nimrud bei Aufführung des Byron'schen Sardanapal in London und Berlin zu geschehen pflegt — das wissen wir freilich nicht. Rechts vom Palast (von den Zuschauern aus), aller Wahrscheinlichkeit nach so ziemlich an der Gränze von Bühne und Orchestra — also etwa auf dem Platze, wo ich stehe — erhebt sich der pyramidenförmig aufsteigende Grabhügel des alten Dareios. Zwischen demselben und dem Palast, dann weiter rechts von ihm bis hinein in die Coulissen ist die Aussicht auf die Königsstadt selbst angedeutet, ob ausgeführt oder mehr skizzenhaft, wissen wir erst recht nicht: da mag denn jeder frei seine Phantasie walten lassen. Links vom Palast geht der Weg hinaus in die Fremde, zunächst in das grosse persische Reich, welches bekanntlich schon damals ausgezeichneter Heerstrassen sich erfreute, und dann weiter hinaus in die weite Welt „über Land und Meer“: inwieweit und wie das dargestellt war, bleibt ebenfalls unserer Einbildungskraft freigelassen. Und im Theater selbst, in des Dionysostheaters mächtigem an die athenische Akropolis sich anlehnenden Bau, der „in weiter stets geschweiftem Bogen“ vom Südfusse des Burgfelsens an dessen Rücken emporsteigt, sitzen Bank an Bank gedrängt die athenischen Bürger und Metöken und „herbeigeströmt von fern und nah“ die fremden Schaaren wartend da — alles in allem wohl 30,000 Köpfe. Weitaus die Meisten von ihnen haben selbst mitgeschlagen die Schlachten von Marathon, von Salamis und Platää, haben selbst erschaut die goldschimmernde Märchenwelt des gewaffneten Orients heranstürzen gleich einer ungeheuren, buntschillernden Meereswoge und dann zerschellen wie diese an dem festen Wall hellenischer Schiffe und Mannen.

Das Stück beginnt. Von der rechten Seite her durch das gewölbte Eingangsthor zieht der Chor ein in die Orchestra, in drei Glieder und vier Rotten geordnet: zwölf ernste Männer in der wohlbekannten Tracht persischer Fürsten, die Tiara — die spitzzulaufende Mütze — nach der einen Seite herabgebogen auf dem Haupte, in langem, reichgesticktem Gewande mit weiten, lang überhängenden Ermeln, ehrwürdige Greise mit mächtigem, wohlgeordnetem, weissem Barte. „Hier sind wir, so die Getreuen man nennt der Perser, die gen Hellas gezogen, vom Könige selbst erkoren und als Wächter von Schatz und Reich zurückgelassen.“ So beginnt in alt-einfacher Form der Chorführer die Parodos, das anapästische Einzugslied, um dann zunächst zu reden von der angstvollen Sorge, die ihnen das Herz in

der Brust zu zersprengen droht; denn die ganze Wehrkraft Asiens ist ausgezogen, und noch ist keine Kunde von ihr heimgekommen (V. 1—15). Dann nehmen wohl Einzelne das Wort und zählen — eine Reminiscenz an den Homerischen Schiffskatalog — alle die Völker und Namen im einzelnen auf, die hinausgezogen in die Weite auf des Königs gewaltigen Heerruf: die Perser zuerst, die Aegyptier sodann, darauf die Lyder und Mysier und anderen Kleinasiaten, zuletzt die Babylonier und die übrigen Asiaten (V. 16—58). Und dann ist's wieder der Chorführer, welcher in den Schlussanapästen auf den Jammer des Landes und insonderheit der Eltern und Frauen hinweist (V. 59—64).

69 Unter der Recitation dieser Parodos hat der Chor seinen Einzug in die Orchestra vollendet und ordnet sich nun zum ersten Stasimon (Standliede). Es schildert den gewaltigen Auszug, wie der Kriegsherr, Wuth blickend dem grausen Drachen gleich, gestützt auf die Führer des Heeres, zu Schiff und zu Fuss mit Ross und Wagen hinausgezogen, wie sie über das Joch der Schiffbrücke, welches sie dem Hellesponte aufgezwungen, über das jenseitige Festland sich ergossen — Bogen gegen Speer — ein unendlicher, unwiderstehlicher Kriegerschwarm: ja unwiderstehlich sind die Perser, unbesiegbar! So schliessen die beiden ersten Strophenpaare (V. 65—92). Doch da klingt im Mittelgesang mit einem Mal ein bedenklicher Misston hinein: „Doch wenn Trug spinnet die Gottheit, welcher Mensch mag dem entfliehen?" (V. 93—102). Und das führt nun das nächste Strophenpaar (V. 103—112) aus: in der Feldschlacht zu siegen, Mauern und Städte zu brechen, war bisher den Persern beschieden, aber das Meer, das furchtbare, haben sie jetzt zum ersten Mal erprobt! Und darum — damit schliessen die beiden letzten Strophenpaare ab — da Alles hinausgezogen, Angst und Besorgniss bei den Greisen, Sehnsucht, Schmerz, Verzweiflung bei den andern Zurückgelassenen, vor allem den jüngst vermählten Frauen (V. 113—139). So gilt's denn eine Berathung zu beginnen über das drohende Geschick (V. 139—149).

Doch ehe sie beginnt, öffnet sich die Mittelthür des hohen Palastes, und im Tragsessel wird herausgetragen in vollem königlichen Prunk und Schmuck Dareios' Wittwe, Xerxes' Mutter, die greise Königin*). Um sie wimmelt das geschmückte Volk der Sklaven und Sklavinnen. Nach morgenländischer Sitte fallen die Greise nieder und beten die hohe Frau an:

„Eines Persergottes Gattin, eines Gottes Mutter auch!"

Doch deren Stimmung ist der Huldigung nicht entsprechend. Sie ist gekommen, um ihre Herzensangst gegen die Getreuen aus-

*) Der Name Atossa, den wir sonst kennen, kommt im ganzen Stücke nicht vor, und da das Personenverzeichniss im Laurentianus fehlt, so fragt es sich, ob Aeschylos die Königin-Mutter überhaupt nach ihrem Namen bezeichnet hat.

zuschütten. Ein Traum bei Nacht, ein Wahrzeichen bei Tag haben sie mit tiefster Besorgniss erfüllt. Im Traume hat sie zwei hohe herrliche Frauen erschaut, die eine in persischem, die andere in dorischem Gewande, die letztere in Hellas, jene im „Barbarenlande" heimisch; sie haben Streit mit einander begonnen, da kommt ihr Sohn und zwängt sie beide gewaltsam unter das Joch seines Wagens. Und die Perserin, stolz und glücklich schreitet sie einher im neuen Zügelschmuck; aber die Dorerin, rasch hat sie das Joch zerbrochen, den Wagen zerschellt, und Xerxes liegt im Staube, und neben ihm steht sein Vater und jammert um ihn! Die Königin erhebt sich vom Lager und schreitet in den Hof des Palastes zum Altar, die Götter zu versöhnen ob solchen bösen Traumes. Da erschaut sie einen Adler, den persischen Königsvogel, verfolgt von einem Habicht; er flieht zum Altar und birgt das Haupt, und der Habicht zerfleischt ihn, den wehrlosen, mit seinen Fängen. Das hat sie mit Grauen erfüllt: es scheint auf des Königs Tod zu deuten, der ja bei seinem Leben Niemandem Rechenschaft schuldig und selbst im Falle einer Niederlage seines Thrones sicher ist (V. 150—214).

Der Chor will weder zu viel noch zu wenig sagen: er giebt den Rath, zu den Göttern zu flehen und die Todten zu besänftigen. So entspinnt sich denn ganz natürlich ein Gespräch über die Heer- 70
fahrt und ihr Ziel — Athen. Die Königin in ihrer Zurückgezogenheit als Frau, als Orientalin, als Königin hat noch nichts Genaueres davon vernommen, und so lässt denn nun unser Dichter in dieser Stichomythie zwischen Königin und Chor den Gegensatz zwischen dem monarchischen Orient und dem republicanischen Athen in epigrammatisch zugespitzten, aber treffenden Zügen scharf hervortreten. Doch die Stelle muss gelesen werden, weil sie zu wichtig ist für die Auffassung des Ganzen. Die Königin fragt — auch die persischen Frauen scheinen manchmal in der Geographie nicht gar stark gewesen zu sein —:

„aber wissen möcht' ich Eins,
Wo auf Erden, Freunde, mag wohl dies Athen gelegen sein?"

Der Chor antwortet darauf:

„Fern gen Abend, wo des Sonnengottes letzter Niedergang."

Königin.

„Und doch trug mein Sohn Verlangen, diese Stadt zu bändigen?"

Chor.

„Ja, das ganze Hellas wäre dann dem König unterthan."

Athen also ist Hellas, Hellas die Vorkämpferin von Europa!

Königin.

„Steht denn ein so unermesslich Kriegsheer ihnen zu Gebot?"

Chor.

„Ja, ein Heer, das schon den Medern vieles Leid hat angethan.“

Das ist die erste kurze Hindeutung auf Marathon.

Königin.

„Und was haben noch sie? Füllt auch Reichthum zur Genüg' ihr Haus?“

Chor.

„Einen Silberquell, der Erde reichen Schatz, besitzen sie.“

Das, hochverehrte Anwesende, sind jene Laurischen Silberbergwerke, um deren Schlacken jetzt die griechische Regierung mit einer französischen Actiengesellschaft — ich weiss in dem Augenblick nicht, ob processirt oder verhandelt!

Königin.

„Und ist ihrer Hand vertraut auch Bogenstrang und Pfeilgeschoss?“

Chor.

„Keineswegs! Stosslanzen führen sie und mächt'ger Schilde Wehr.“

Königin.

„Aber wer ist ihr Beherrscher und gebeut als Herr dem Heer?“

Chor.

„Keines Menschen Knechte sind sie, keinem Menschen unterthan!“

Königin.

„Doch wie mögen sie, kommt über sie der Feind, dem widerstehn?“

Chor.

„Also, dass sie einst Dareios' gross' und schönes Heer vertilgt!“

71 Königin.

„Traun, ein furchtbar Wort den Müttern der Geschied'nen sprichst du aus!“

Und kaum hat es der Chor ausgesprochen, da tritt auch schon die Erfüllung heran. Athemlos, bestaubt, zerrissenen Gewandes eilt von links her ein persischer Bote heran und bricht zuerst aus in Klage und Jammer: „O Asien, o Persien, alles ist dahin, verloren!“ Und dann kündet er, der Augenzeuge, von den bewegten Klagen des Chores unterbrochen, von Salamis und Athen: das sind die verhängnissvollen Namen, an welche sich das ewige Gedächtniss von der Perser Untergang anknüpft (V. 215—289).

Schweigend hat sich indess die Königin in dem Gedanken, gottgesandtes Leid zu dulden sei das nothwendige Menschenloos, so weit gefasst, um sich des Näheren zu erkundigen. Sie stellt

nur die allgemeine Frage: „Wen von den Führern des Heeres haben wir zu beklagen?“ Aber der Bote hat sie verstanden und kennt anch seine Pflicht, sein erstes Wort ist: „Xerxes selbst lebt und schaut das Licht.“ „Nun, dann ist es gut,“ besagt die Antwort der Königin. So lässt auch hier wieder gleich im Eingange der republicanische Dichter den echt monarchischen Sinn der Perser hervortreten, welchen er fortan Schritt für Schritt, aber ohne eine Spur von Ironie, man kann sagen mit der vollkommenen Unparteilichkeit eines objectiven Geschichtschreibers charakteristisch uns vorführt. Nun folgt wiederum eine Reminiscenz an Homer, die Aufzählung der Gefallenen in gefällig variirender Form, dann auf der Königin Frage der Nachweis, dass an Zahl der Schiffe die Hellenen den Barbaren weit nachgestanden. Da plötzlich dämmert, vom Boten zuerst ausgesprochen, auch in der Königin der Gedanke auf, dass hier, würden wir sagen, der Finger Gottes im Spiele, dass ein Dämon, ein göttliches Walten die Perser geschlagen habe mit all' ihrer Macht und Herrlichkeit. Und nun folgt der wohlgegliederte, lebendig anschauliche Bericht von der Schlacht bei Salamis, welchen im Einzelnen zu verfolgen mir leider nicht vergönnt ist: einfacher und schöner, natürlicher und ergreifender ist niemals eine patriotische Grossthat geschildert worden, und der Schlachtruf der Hellenen: „Ihr Söhne der Hellenen, auf! Befreiet euer Vaterland, befreiet Weib und Kind: um Alles gilt es jetzt den Kampf!“ — wo immer ähnliche Verhältnisse eintreten, da wird in ähnlicher Weise dieser Ruf immer wieder von Neuem erschallen! Und nach der fürchterlichen Katastrophe in der Meerenge dann der blutige Untergang der Blüthe der persischen Edeln und Getreuen, welche Xerxes auf das Felseneiland Psyttaleia entsendet, um die etwaigen Reste der besiegten Griechen zu vernichten, und darüber des Königs Schmerzensschrei, mit dem er sein Kleid zerreisst und den Rückzug befiehlt, der sich in schmähliche Flucht verkehrt — das alles lässt die Königin das Wirken eines grausen Dämons erkennen. Auf ihre weiteren Fragen folgt dann die Schilderung jener Flucht mit all' ihren Nöthen, deren Gipfelpunkt jener Einbruch des Heeres auf der gefrorenen Oberfläche des Flusses Strymon, wie es scheint, eine poetische Erfindung des Aeschylos selbst, welche in wundersamer Weise an jenen verhängnissvollen Flussübergang der Franzosen über die Berezina erinnert. Alles ist verloren, Alles ist dahin: „das ist die Wahrheit“, aber noch nicht die volle Wahrheit! (V. 290—514).

Blicken wir hier auf die ganze bisherige Entwickelung zurück,
so scheint denn nun nichts mehr übrig zu bleiben, als dass, nachdem die vom Chor zuerst ausgesprochene Ahnnng durch Traum
und Wunderzeichen von der Königin bestätigt, nachdem sie dann
in ihrer Erfüllnng durch die Erzählung eines Angenzeugen nns 72
vorgeführt worden — es scheint nun zum dritten nichts übrig zu
bleiben, als dass jetzt eben Xerxes selbst auftrete nnd uns so in

einer ganz einfachen Schluss-Handlung diese Erfüllung und den Untergang der grossen persischen Armada durch Anblick und Klage veranschauliche. Auch die Königin denkt, wie es scheint, vor der Hand nicht an einen weiteren Umschwung. Sie beschliesst die Götter anzurufen und dann mit Geschenken und Gaben den Todten zu nahen, ob es vielleicht in Zukunft besser werde. Dem Chor aber empfiehlt sie, treuen Rath zu pflegen und ihrem Sohne, wenn er etwa vor ihr kommen sollte, gütlich zuzureden und ihn ins Haus zu geleiten, damit zu den vorhandenen Leiden er nicht noch ein Leid füge, offenbar um das Aeusserste, einen Selbstmord, zu verhüten (V. 517—531).

Bis hierher also können wir, wie gesagt, nichts weiter erwarten, als dass nun Xerxes sofort auftreten, jenes Leid in kläglich anschaulicher Weise uns darstellen und, vom Chor mit begütigendem Zuspruche geleitet, sich in den Palast begeben werde. Nun würde dazu einen ganz passenden Uebergang bilden das zweite Stasimon, welches eingeleitet und angekündigt von den Anapästen des Chorführers (V. 532—547) des ganzen Landes allgemeine Trauer, Xerxes' und seiner Schiffe verhängnissvolle Meerfahrt, den Untergang zur See und die Flucht zu Lande in den beiden ersten Strophenpaaren (V. 548—583) bejammert, in orientalischer Weise mit wildem Wehgeheul und unartikulirten Klagelauten gemischt. Folgte dann unmittelbar darauf das Erscheinen des Königs, schlösse sich einfach an V. 583 gleich V. 908 an, so hätten wir allerdings kein eigentliches Drama mit Peripetie oder Umschlag, sondern nur eine lyrisch-dramatische Scene vom Untergange der Perser, gleichsam eine „Cantate“, wie Jacobs einst unser Stück bezeichnete, aber vermissen würden wir nichts und an keinem Widerspruch Anstoss zu nehmen haben.

Aber es kommt ganz anders, und gleich mit dem Schlusse des Stasimon (V. 584—597) tritt mit einem Mal ein neues Moment ein: bis jetzt war immer nur vom Untergange des Heeres, von dem Geschehenen die Rede gewesen, was sich nicht mehr ändern lässt. Jetzt mit einem Male schildert der Chor in stürmisch bewegten Daktylen die Gefahren der Zukunft: Asiens Völker werden sich erheben, werden nicht mehr Tribut zahlen, da der Zwang und die Königsgewalt gefallen ist; „es löst sich des Gehorsams Zügel, der Zungen strenges Band zerreisst; Alles, Alles ist dahin; dort, bei Salamis — da liegt, was Persien einst war!“

Hochgeehrte Versammlung! Sie sehen also, wie mit dem Schluss dieses zweiten Stasimon plötzlich ein ganz neues Moment eintritt, der Gedanke an die drohende Zukunft, an die nothwendige Folge jenes furchtbaren Schlages draussen auch für die Zustände des Reiches im Inneren. Die Königin mag Aehnliches bei sich erwogen haben. Als sie jetzt heraustritt, zu Fuss, in Trauerkleidung, alles königlichen Schmuckes bar, nur von wenigen Dienerinnen geleitet, welche ihr die Todtengaben nachtragen, da meint sie

zunächst, wo ein so gewaltiges Unglück eingeschlagen, da müsse man auf noch mehr gefasst sein. Und so begnügt sie sich denn nicht, die Todten nur überhaupt zu versöhnen, sondern, während sie ihnen die Trankopfer darbringt, solle der Chor dazu das mächtige Lied anstimmen und aus der Tiefe Dareios' Schatten heraufrufen. Und der Chor ist auch sofort damit einverstanden und ruft die Unterirdischen an, die Seele heraufzusenden dessen, der, wenn irgend ein Sterblicher, allein das Heilmittel wissen und
sagen mag. Und während nun die Königin selbst die frommen 73
Gaben — Milch, Honig, Wasser, Wein und Oel — darbringt, lässt der Chor jenes gewaltige Zauberlied ertönen, für dessen dauernde Wirkung wir ein schlagendes Zeugniss in jenen vielbesprochenen Versen von Aristophanes' „Fröschen" haben*). Es ist zunächst an den Schatten selbst gerichtet: *ἦ ῥ' ἀΐει μου μακαρίτας ἰσοδαίμων βασιλεύς*: „hörst du mich, hochseliger, gottähnlicher Geist, König und Herr?" Dann wendet es sich an die Unterirdischen, auf dass sie ihn emporsteigen lassen, den Gott der Perser, den Freund seines Volkes, wie es keinen andern je gegeben. Und ihn selbst, „den alten Bal", den Vater Dareianas, ruft der Chor nochmals an, emporzusteigen zur Hilfe den Seinen (V. 598—680).

Und als der Gesang verklungen, der wieder mit wilden, an orientalische Sitten erinnernden Ausrufen schliesst, da steigt unter Blitz und Donner auf der Höhe des Grabmales empor der Schatten des Dareios, ganz wie er im Leben gewesen, von der geradaufragenden Tiara bis zu den hohen safranfarbigen Prachtschuhen, im langen goldumsäumten Purpurtalar — die grossartigste Geistererscheinung, die jemals auf einer Bühne emporgestiegen. Wunderbar bringt das nun folgende Zwiegespräch zu ganz natürlicher Anschauung, wie der Geist, gleichsam aus einem wirren Traum erwachend, nach und nach vom Bewusstsein der Gegenwart zur Einsicht in den Zusammenhang von Gegenwart und Vergangenheit und endlich zur vollen Erkenntniss und prophetischen Verkündigung der Zukunft sich erhebt. Er wendet sich zunächst an seine „Getreuen": sie sollen ihm künden, kurz und bündig — denn nicht lange darf er oben verweilen —, warum Alles in Trauer, warum in brünstigem Gebet sie ihn heraufgerufen. Aber sie vermögen nicht zu antworten, niedergesunken in den Staub vermögen sie nicht das Haupt zu erheben zum Schatten des geliebten, des verehrten Königs. Da wendet er sich an die Gemahlin, und diese beginnt, wie oben der Bote, mit dem kurzen Wort: „Die Macht

*) V. 1028 f., wo unzweifelhaft, mit deutlicher Anspielung auf den Anfang *ἦ ῥ' ἀΐει*, zu schreiben ist: *ἐχάρην γοῦν, ἡνίκ' ἐκεῖν' ἄιον περὶ Δαρείου τεθνεῶτος*, wofür die Glosse *ἤκουσα* in den Text kam und dabei zugleich wegen der ähnlichen Buchstaben *ἐκεῖν'* ausfiel. Den folgenden Vers hat schon G. Hermann richtig auf die Wehelaute V. 651 = 656 und 664 = 671 gedeutet.

der Perser ist dahin!“ Und darauf folgt denn nach seinen Fragen Schlag auf Schlag die Erzählung und Aufklärung im Einzelnen: Xerxes ist hinausgezogen gegen Athen, er hat, von einem Dämon bethört, den Hellespont überbrückt und dadurch schweren Frevel begangen, und so sind Flotte und Landheer zu Grunde gegangen, er allein ist mit Wenigen gerettet. Und je mehr er frägt, des Dareios Schatten, desto klarer wird ihm Alles, und so verkündet er denn endlich, ein Seher in der Unterwelt wie der Homerische Teiresias, des Unheils Quell und Ursache. „Ja, jener alte Götterspruch ist jetzt über uns hereingebrochen, von dem ich erhofft hatte, er werde erst spät sich verwirklichen! Aber Xerxes' Uebermuth, der es wagte, den heiligen Hellespont wie einen Sklaven zu fesseln und sich vermass, er als Sterblicher, über der Götter und Poseidons Willen obzusiegen, hat diesen Leidensquell für Alle aufgethan.“ Und das muss die Königin bestätigen: schlechter Männer Rath hat den Sohn verführt. Es kann nicht meine Aufgabe sein, in diesem Vortrage auf die dunkle Frage über den trilogischen Zusammenhang der Perser einzugehen. Aber hier muss ich doch bemerken, dass aller Wahrscheinlichkeit nach, was diesen Götterspruch anlangt, darin eine Zurückweisung auf das Eingangsstück,
74 den Phineus, in welchem sicherlich jener blinde Seher den Argonauten prophezeit hat, enthalten ist. Und so wird dem Dareios mit einem Mal Alles klar, und er erkennt: Xerxes hat die Schranken überschritten, welche Zeus von Anfang an dem persischen Herrschergeschlechte gezogen. Ein einziger Mann soll über ganz Asien herrschen, das ist Zeus' Wille, und so ist denn vom ersten Könige Medos an auch seinen Nachfolgern alles wohl gerathen, insbesondere dem Kyros und dem Dareios selbst. Aber Xerxes in seiner Thorheit hat den Fuss weiter gesetzt, und so ist er den Göttern verfallen (V. 681—786).

Jetzt endlich hat sich der Chor so weit erholt, um seiner Bestimmung gemäss mit der Frage einzutreten, was zu thun sei, auf dass es besser werde. Dareios' Rath darauf ist einfach und klar: niemals wieder Krieg gegen Hellas zu führen; je grösser das Heer, desto schwerer die Niederlage, und auch die erlesene Schaar, so dort zurückgeblieben, wird den Tag der Rückkehr nicht schauen. Erlesene Schaar? Dareios weiss nicht nur, was und warum es geschehen: er sieht auch voraus, was kommen wird. Der Bote hat nicht ganz vollständig berichtet: nicht das ganze Heer, zertrümmert, ist dem flüchtigen König gefolgt, es sind Auserlesene zurückgeblieben dort am Asopos, aber furchtbar werden sie büssen für einen andern Frevel, den wir erst jetzt erfahren — die Verwüstung der griechischen Tempel und Heiligthümer. Und so verkündet jetzt Dareios die Schlacht bei Platää: hat dort in der Enge von Salamis das ionische Ruder gesiegt, so wird hier die dorische Lanze die Perser niederwerfen, dass Leichenhaufen noch im dritten Gliede mit stummer Mahnung verkündigen werden:

„nicht überheben solle sich der Sterbliche!“ Darauf folgen denn die überaus wichtigen Schlussworte, welche wir vor Allem brauchen, um unsere Ketzerei oder Hypothese zu rechtfertigen. Im Hinblick auf das bevorstehende Blutbad von Platää schliesst Dareios mit folgender Mahnung (V. 823—842):

„Blickt hin auf solcher Thaten solches Strafgericht
Und denkt an Hellas, an Athen, dass Keiner je,
Sein gegenwärtig Loos missachtend, fremdes Gut
Begehr' und so umstürze eignes grosses Glück.
Zeus wacht und sieht es, und, ein unbarmherziger
Zuchtmeister, straft er streng solch übertrotz'gen Sinn.
Das zu beherzigen thut wohl meinem Sohne Noth;
Belehrt ihn denn mit wohlgemeinten Mahnungen,
Des gottvergess'nen Uebermuths sich abzuthun.
Du aber, Xerxes' greise Mutter, Theuerste,
Geh zum Palast, nimm Kleid und Schmuck, wie sich's gebührt,
Und gehe deinem Sohn damit entgegen; denn
In Fetzen niederhangen ihm am ganzen Leib
Die Prachtgewande, die er in seinem Schmerz zerriss.
Und du beruhige ihn mit mildem Trosteswort:
Ich weiss, du bist die Einzige, die er zu hören trägt.“

Darauf folgt noch in echt hellenischer Weise die beruhigende Weisung an die Greise, trotz aller Leiden solle man sich doch des Tages freuen; denn da drunten — „von allem Reichthum hat man keinen Genuss!“

Der Chor betrübt sich über all' die Leiden, von denen er gehört, aber die Königin — echt weiblich greift sie nur den einen Gedanken auf (V. 845—851):

„O Gott! wie vieles schwere Leid kam über mich!
Vor Allem aber schmerzt mich doch das Ungemach,
Was ich da höre, dass mein Sohn an seinem Leib
Entstellt, geschändet die Gewande, die er trägt.
Wohlan, ich geh' und hole aus dem Haus den Schmuck
Und will mit ihm dann meinem Sohn entgegengehn;
Mein Liebstes will ich nicht verlassen in der Noth!“

Mit diesen Worten kehrt sie in den Palast zurück; Dareios ist niedergefahren nach dem Schlusse seiner Mahnung. Dass nun das darauffolgende Standlied (V. 852—906) den Preis von Dareios' ruhmgekrönter, segensreicher Regierung enthält, versteht sich von selbst. Dass dann ferner, ehe noch die Königin Zeit gefunden, den neuen Schmuck zu rüsten, bereits Xerxes erscheint, nicht etwa, wie man fälschlich angenommen, in Euripideischem Bettlercostüm, zerlumpt und abgerissen, sondern im königlichen Kriegergewande, welches er aber, wie oben erwähnt, nach orientalischer Sitte in seinem Schmerze selbst zerrissen, auch das ist

natürlich, ja sogar nothwendig, damit die Stimmung, in welcher Xerxes heimkehrt, vollständig exponirt werde. Dass dabei der Chor, theils im eigenen Jammer über all' das Unglück, was er erschaut und erfährt, theils im ehrfurchtsvollen Gehorsam gegen seinen Herrn, ausschliesslich dessen Klagen unterstützt und erwidert, ohne für die von Dareios ihm aufgetragenen Mahnungen die Initiative zu ergreifen, dass er schliesslich auf des Königs Befehl sich sogar anschickt, ihn unter diesen Wechselklagen in den Palast zu geleiten — auch das ist vollkommen angemessen. Dass aber mit diesem Trauerzuge in den Palast das ganze Stück schliessen soll, kann nach dem, was wir eben gehört und geschaut haben, absolut nicht befriedigen.

Suchen wir uns klar zu machen, hochgeehrte Versammlung, was — nicht **wir** nach der modernen Aesthetik, die überhaupt in Beurtheilung alter Tragödien gar keine Stimme haben sollte, vermissen oder anders wünschen, sondern — was vielmehr **Meister Aeschylos** selbst in jener wichtigen Mittelscene nicht bloss angedeutet, sondern klar ausgesprochen hat, so kann uns darnach dieser Schluss nicht als wirklich abschliessend, nicht als vollständig, also in keiner Weise als befriedigend erscheinen.

Xerxes erscheint und beginnt nun allmählich jene lange, lange Wechselklage mit dem Chor, welche man gewöhnlich unbesehen zu verdammen, im besten Falle einigermassen zu entschuldigen pflegt, niemals aber meines Wissens zu rechtfertigen versucht hat. Sehr mit Unrecht! Es kann nicht meine Aufgabe sein — ich müsste da ins Einzelne eingehen — hier wiederum die wundervolle Composition auch dieser Schlussscene zu entwickeln. Ich gebe zu und bedaure, dass hier — wie übrigens mehr oder minder bei **allen** Chorgesängen — ein wichtiger Factor für das ganze Verständniss und damit für den vollen Genuss durch den unwiederbringlichen Verlust der musikalischen Composition uns vollständig fehlt. So schwerwiegend aber, wie selbst bei unseren relativ besten Operntexten, ist dieser Mangel denn doch nicht, da bei den alten Meistern durchaus das rhythmisch poetische Wort über die Melopöie herrschte, während es bei uns gerade umgekehrt ist. Glauben wir nun auch hier mit Recht aus den Wiederholungen oder der Häufung der unarticulirten Weherufe herauszuhören, dass Aeschylos gerade in dieser Partie, wiederum zur Andeutung orientalischer
76 Eigenthümlichkeit, das musikalische Element mehr als sonst hat vorherrschen lassen, so behaupte ich dennoch, dass diese Partie auch nach ihrer poetischen Composition nicht bloss zu entschuldigen, sondern vollständig zu rechtfertigen ist, dass keineswegs, wie man meint, ungeordnet nur immer neuer Jammer und neues Wehklagen von den Beiden erhoben und erwidert wird, bis sie endlich mit ihrem „endlosen Heulduett" zusammen hineinziehen in den Palast; nein, dass vielmehr diese Hauptscene zugleich eine wohlgegliederte und deutliche Entwickelung von Xerxes' Charakter enthält. Als

Xerxes auftritt, hat er bereits in seinem Innern gebüsst. Die Königin hatte oben ihre Ansprache an die Getreuen mit der stolzen Erklärung geschlossen, sie wisse wohl, dass ihr Sohn zwar siegreich ein hochbewunderter Mann sein, aber besiegt heimgekehrt οὐχ ὑπεύθυνος πόλει „Niemandem verantwortlich" sein und auch ferner fortherrschen werde wie zuvor. Der Chor, sahen wir, hat dem nicht widersprochen; was Xerxes vorzuhalten ist und geschehen muss, hat Dareios angegeben.

Von solcher Stimmung ist der auftretende Xerxes weit entfernt; gleich seine ersten Worte zeigen, dass er wirklich Busse gethan, dass er seinen Frevel erkannt hat. Er, der unumschränkte König, der Gott des Perservolkes, er ruft in seiner tiefen Verzweiflung: „O, wär' ich doch selbst gefallen mit den Meinigen, ich Unglückseliger, zum Verderben meinem Stamm und meinem Vaterlande geboren!" Und nun kommen und reihen sich aneinander die Fragen des Chores nach allen Helden seines Heeres, und die Antwort ist immer wieder dieselbe, trostlos und herzzerreissend: „Alle, Alle sind dahin!" Und nun folgen zugleich im Hinblick auf des Landes Unglück und des Reiches Gefahr jene erschütternden Wechselklagen, unter denen endlich der Chor sich anschickt, den König auf seinen Befehl in den Palast zu geleiten, wie allerdings die Königin schon bei ihrem ersten Abgange (V. 531) geboten.

Ja, aber — fragen wir da! — wozu die ganze Erscheinung von Dareios' Schatten? wozu hat man diesen aus der Unterwelt heraufbemüht? wozu hat dieser den Getreuen die Weisung gegeben, dass sie den Sohn von seinem Frevel belehren und bekehren sollen? Warum bleibt die Mutter während der ganzen langen Scene drinnen im Palaste? Hört und sieht man denn dort nicht, was draussen vorgeht? Und findet kein Bote den kurzen Weg vom Vorplatz, der Mutter zu künden, dass und wie der Sohn angelangt ist? Und sie — warum bringt sie ihm nicht den Schmuck entgegen, wie Dareios geboten und sie sich vorgenommen? Und warum beruhigt sie nicht den Verzweifelnden mit „mildem Trosteswort"? Und warum schliesst endlich, als ob die grosse Scene mit Dareios gar nicht stattgefunden hätte, das ganze Stück einzig und allein mit dem trostlosen Jammer, mit der Verzweiflung darüber, dass nun Alles verloren sei, während doch die Heilung bereits nicht nur angedeutet, sondern bestimmt ausgesprochen und vorgeschrieben worden ist? Die Herausgeber haben das alles mehr oder minder gefühlt, ja theilweise auch klar erkannt, aber nur neuen Tadel gegen Aeschylos und sein mangelhaftes Stück daraus entnehmen zu müssen geglaubt oder im besten Falle bloss das Nichterscheinen der Königin zu entschuldigen versucht!

Hochgeehrte Versammlung! Es ist länger als das Doppelte jener Horazischen Normalzeit her, es ist, glaube ich, schon ein Vierteljahrhundert her, dass ich zuerst angenommen und, so oft ich die Perser wiedergelesen, immer von Neuem erkannt habe:

nicht Aeschylos und seine Kunst, sondern auch hier ist das Schicksal anzuklagen, welches über seinen Kunstwerken gewaltet hat;
77 es ist einfach geschehen, was auch sonst oft genug geschehen ist: der Schluss ist verloren gegangen! Selbst vom rein philologischen Standpunkt aus steht dieser Hypothese nichts im Wege, man mag nun die Ueberlieferung der Aeschylischen Tragödien überhaupt oder die sonstige Beschaffenheit unseres Schlusses ins Auge fassen. Im Laurentianus fehlt bekanntlich heutzutage durch den Ausfall der betreffenden Blätter der grösste Theil des Agamemnon V. 311—1066 und V. 1160 bis zum Ende, und es ist ein glücklicher Zufall, dass vor dieser Verstümmelung Abschriften genommen worden sind, die uns wenigstens den Agamemnon vollständig geben. Der Anfang der Choephoren aber ist bekanntlich, wie im Laurentianus, so auch in allen seinen Abschriften verstümmelt. Aber auch die übrigen Anfänge und Schlüsse, wie sie sich nach dem genauen Abdrucke des Laurentianus in dem Prachtwerke von Merkel herausstellen, lassen darauf schliessen, dass dessen Archetypus in Bezug auf Inhaltsangabe und Personenverzeichniss nicht vollständig gewesen ist. Speciell aber den Schluss der Perser betreffend, so wissen die Kundigen unter Ihnen, dass derselbe auch, wie er uns jetzt vorliegt, offenbar nicht bloss stark verderbt, sondern auch verstümmelt ist. Kein geringerer als Gottfried Hermann hat es versucht, diesen Schluss herzustellen. Wenn es nun feststeht, dass dieses letzte Blatt zerrissen war, was liegt uns da näher als die Annahme, dass eben der grösste Theil dieses Blattes abgerissen war, und so uns dasjenige fehlt, was nach der Mittelscene als nothwendiger Abschluss erfolgen musste?

Hochgeehrte Versammlung! Gestatten Sie mir nun noch, im strengsten Anschluss an jene Schlussworte des Dareios Ihnen vorzuführen, wie nach meiner Meinung Aeschylos dem Inhalte nach seine Perser abgeschlossen haben muss in Uebereinstimmung mit sich selbst, in Uebereinstimmung mit jener Weltanschauung, welche, ganz ähnlich der in Herodots Geschichtswerke, wie ein sicher erkennbarer Faden durch das ganze Drama sich hindurchzieht. Es ist der Gegensatz zwischen Morgenland und Abendland: die unbedingte Hingabe des Perservolkes an seinen König dort, die republicanische Freiheit des Athenischen Staates hier; an jene die Mahnung, nicht über Asien, dessen Herrschaft ihnen beschieden ist, hinüberzugreifen, wobei es nahe liegt, daran zu denken, dass auch die Athener und Griechen nicht über Europa hinausgehen sollen. Und so meine ich, wird der Schluss sich etwa also gestaltet haben:

In dem Augenblicke, wo der Chor Anstalt macht, von der Orchestra die Bühne heraufzusteigen, und Xerxes sich dem Palaste zuwendet, öffnet sich dessen Portal; die Königin, wiederum in vollem Schmuck, tritt heraus und leitet nun die Schlussscene ein, durch welche die Weisungen des Dareios zur Wahrheit werden.

Gestatten Sie mir nun, nachdem ich in ruhig nüchterner Weise den Beweis zu führen versucht habe, jetzt am Ende auch in zusammenhängender rhythmischer Form Ihnen vorzuführen, wie nach jenen schlichten Andeutungen ausgeführt der Schluss gelautet haben mag. Ich habe wohl nicht nöthig, mich, der eine durch und durch prosaische Natur ist und von einer poetischen Ader keine Spur aufzuweisen hat, ausdrücklich dagegen zu verwahren, als wolle ich ein „Nachdichter“ des Aeschylos sein, ausdrücklich zu versichern, dass es mir natürlich nicht einfällt mir einzubilden, ich sei irgendwo in der Form, auch nur in einem Wort oder einem Verse mit dem alten Aeschylos zusammengetroffen. Ich hoffe, eine solche Missdeutung meines Versuchs wird mir hier nicht begegnen. Aber ich glaube, es ist der einfachste und kürzeste Weg, um Ihnen 78
klar zu machen, wie nach jener Mittelscene wenigstens seinem Inhalte nach der Schluss gestaltet gewesen sein muss.

Ich knüpfe also an V. 1002 ff. an, wo Xerxes die lange Aufzählung mit der Klage abschliesst:

„Sie sind dahin, sie des Heeres Stützen einst!“

erlaube mir aber, was weiter in ziemlich verderbter und verstümmelter Gestalt folgt, um der Wirkung willen hier in etwas freierer Weise zusammenzuziehen. Also:

Xerxes.

1002 Sie sind dahin, sie des Heeres Stützen einst!

Chor.

Sie sind dahin, namenlos!

Xerxes.

1007 Geschlagen wir, welch ein Wandel, welch ein Sturz!

Chor.

Geschlagen, klar liegt's zu Tag!

Xerxes.

1016 Und siehst du hier, was mir von meiner Rüstung blieb?

Chor.

Ich seh's, ich seh's!

Xerxes.

1024 Hin ist unsere Wehrkraft!

Chor.

Und Ion's Volk nach Kampfe dürstend.

Xerxes.

Ein Heldenvolk, traun: erschaun
Musst' ich nie Geahntes.

Chor.

Den Untergang meinst du der stolzen Flotte?

Xerxes.

1030 Das Kleid zerriss ich, als das Leid mich überkam.

Chor.

O weh, o weh!

Xerxes.

1038 O weine, weine — und geleite mich ins Haus!

Chor.

1047 Ich weine, weine, tiefbetrübt!

Xerxes.

1040 Erwidre meinen Jammerschrei!

Chor.

Dem Leid des Leides leid'gen Gruss.

Xerxes.

1046 O schlage, schlage deine Brust und stöhn' um mich!

Chor.

1061 O weh, o weh, o Leid, o Leid!

Xerxes.

Und raufe dir des greisen Bartes Silberhaar.

Chor.

Mit beiden Händen, betrübt zum Tode!

Xerxes.

1065 Die Thrän' lass' fliessen!

Chor.

Stromweis rinnt sie!

Xerxes.

Erwidre meinen Jammerschrei!

Chor.

O weh, o weh!

Xerxes.

In Stöhnen schreite zum Palast!

Chor.

Ach, ach! Ach, ach!

Xerxes.

1069 Oh, oh! Persis' Land in Schmerz und Jammer —

Chor.

Es klage, es schreie!

Xerxes.

1072 Wehklaget um die, so einstmals —

Chor.

Weh, weh!

Xerxes.

So hoch und hehr einhergeschritten.

Chor.

Weh, weh!

Xerxes.

1075 Sie treiben umher in der Meerfluth —

Chor.

Oh, oh!

Xerxes.

Mit der stolzen Flotte versunken!

Chor.

Weh, weh! . . . .

Xerxes. 79

Geleite jetzt mich klagend zum Palast!

Chor.

1076 Ich folge dir im Trauerzug mit Klageruf!

(Der Chor, welcher seit der Aufforderung des Xerxes (V. 1038) während des folgenden Gesanges in geordneter Bewegung sich der Bühne unmittelbar genähert hat, schickt sich mit diesen Worten an, die Stufen zu derselben emporzusteigen, während Xerxes selbst, von seinem kleinen Gefolge geleitet, sich nach dem Mittelportal des Königspalastes wendet. In diesem Augenblick öffnen sich dessen beide Pforten, und die Königin-Mutter tritt heraus, wieder im vollen königlichen Schmuck wie zu Anfang, umgeben und geleitet von einem glänzenden Gefolge von Dienerinnen, Sklaven und Leibwachen. Während diese in geordneter Weise sich aufstellen und die Königin selbst ihrem Sohne zur Begrüssung gegenüber tritt, wird Folgendes von Chorführer und Chor gesprochen*):)

*) [Die von Köchly entworfene griechische Fassung im Anhang II der Uebersetzung S. 62 fg.]

Chorführer.

Doch es thut sich auf des Palastes Thor,
Und die Königin naht in fürstlichem Schmuck.

Chor.

Die Königin naht,
Ihren Sohn, unsern Herrn, zu begrüssen!

Königin.

Sei gegrüsst, mein Herr und König, sei gegrüsst, geliebter Sohn!
Ew'gen Dank den hohen Göttern, dass aus Krieg und Noth und Tod
Zu der Heimat, zu den Lieben, zu dem ragenden Palast
Deiner Väter glücklich du und unverletzt zurückgekehrt!
Sklaven, auf, thut auf die Pforte, denn der König ziehet ein!
Mägde, breitet ihm zu Fuss der Purpurteppiche Farbenpracht!
Männer, Frauen, Greise, Kinder, fallet nieder, betet an,
Lobt die Götter, singet Lieder, euer König kehret heim!
Wie die Sonn' am Himmel aufsteigt hell nach finstrem Wettersturm,
Also bringt des Königs Heimkehr Licht dem Volk in Trübsalsnacht.

Xerxes.

Nein, nicht also, hohe Mutter! Ach, du weisst nicht, was geschehn!

Königin.

Alles weiss ich, was geschehn ist, mehr noch, was geschehen wird.

Xerxes.

Weisst du, dass ich heerlos, wehrlos, ehrlos bin zurückgekehrt?
Mann und Ross und Schiff und Wagen — alles ist dahin, und ich —
Schau' die Reste meiner Rüstung, schau' die Fetzen meines Kleids!

Königin.

Recht gemahnst du, was ich selbst schon vorgesehn: hier, nimm den Schmuck,
Um die Schultern hier den Purpur, er verhüllt des Elends Spur,
Auf das Haupt die Königskrone, in die Hand den Herrscherstab!

Xerxes.

Meine Mutter, was beginnst du? Ach, ich bin kein König mehr:
Denn was ist ein König ohne Volk, ein König ohne Heer?

Königin.

Hast du, Herr, dein Heer verloren draussen durch der Götter Macht,
Bleibt dein Land dir unverloren, steht dein Volk doch treu zu dir,
Wenn du anders dich den Göttern beugst und ihre Stimme hörst.
Zogst du, wahnbethört durch schlimmen Rath, hinaus ins fremde Land,
Das nach Götterwillen frei von deinem Joche sollte sein —

So entsage solchem Frevel, und die Götter sind versöhnt:
Fest in seinen alten Gränzen steht und bleibt das Perserreich,
Fest dein Thron, die Unterthanen, sie gehorchen wie zuvor!
Red' ich Wahrheit oder Thorheit? Leget ihr denn Zeugniss ab,
Ihr, des Perservolks Getreue, Auserwählte, hoher Rath,
Thut, was eures Amts ist, redet mit dem Herrn, wie sich's gebührt.

Chorführer.

Ja, sie redete wahr, mein König und Herr,
Die einst dich gebar, des Dareios Gemahl.
Drum gebiete der Klag' und dem wüthenden Schmerz
Und vernimm huldvoll,
Was in guten Treuen wir künden.

Schlusschor. Ganzer Chor.

Sank auch ein Heer, so herrlich wie nie
Ein andres man sah, dir vernichtet in Staub —
Unerschöpflich entspriesst,
Wie der grünende Wald im schwellenden Lenz,
Von Tage zu Tag' ein neues Geschlecht
Aus der Fülle der ewigen Volkskraft!
Und bleibst du daheim, wie Dareios gethan,
Bist Mehrer des Reichs in Wohlstand, Glück,
Und waltest gerecht und friedlich des Lands,
So die Väter als Erbe dir liessen;
So verehrt dich anbetend das Volk wie zuvor
Und wehret dem Feinde, von wannen er kommt,
Denn in Ewigkeit
Für Persia's Volk gilt dieses Gesetz,
Dass der König der Staat,
Er allein Herr, Vater und Gott ist*)!

*) Frühere Fassung:

So umgiebt dich in Lieb' und Treue das Volk
Und wehret dem Feinde, woher er auch kommt.
Denn von Anfang her
Bis ans Ende der Tage gilt dieses Gesetz
Für Persia's Volk:
Dass mit seinem König es Eins ist!

VII.

Ueber Sophokles' Antigone.

Vorlesung gehalten den 4. Mai 1844 zu Dresden*).

Hochverehrte Anwesende!

1 Die allgemeine Theilnahme, welche die Aufführung der Antigone auch in unserer Stadt hervorgerufen hat, diese Theilnahme, der ich auch heute die Ehre Ihrer zahlreichen Gegenwart verdanke, hat natürlicher Weise eine grosse Menge von Urtheilen über jenes Stück und das alte Drama überhaupt veranlasst, welche zum grössten Theil von Solchen herrühren, die eine genauere Kenntniss des Alterthums weder besitzen noch beanspruchen. So erfreulich es nun auch ist, dass bei weitem die meisten jener Urtheile, so viel mir wenigstens bekannt worden, anerkennend, ja bewundernd lauten, so ist doch andrerseits auch die Berechtigung der entgegengesetzten Ansicht in ihrer Sphäre wenigstens durchaus nicht anzutasten. Denn da jenes alte Kunstwerk einmal der öffentlichen Anschauung und Beurtheilung preisgegeben worden ist, so haben alle Urtheile, selbst die des Ungebildetsten, ein Recht, sich zu äussern, solange sie nämlich nichts Anderes sein wollen, als der subjective Ausdruck des Eindrucks, den die Aufführung auf die eigene Individualität gemacht hat; und selbst das verwerfendste Urtheil, sobald es weiter nichts besagt, als: „die Antigone hat mir gänzlich missfallen", wird man von diesem Standpunkte aus
2 vollkommen gewähren lassen. Treten aber solche subjective Ansichten — denn für etwas Anderes können wir ja eben dergleichen Aeusserungen nicht gelten lassen — mit der Prätension auf, allgemein-gültige Urtheile zu sein, macht ein solches Meinen und Belieben auf den Namen wirklicher Kritik Anspruch, dann fühlen sich allerdings für Sophokles' Ehre in die Schranken zu treten diejenigen gedrungen, welche es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, ihre allgemeine menschliche Bildung an die wissenschaftliche Erkenntniss des klassischen Alterthums

*) [Dresden und Leipzig. Arnoldi'sche Buchhandlung 1844. — Die angezogenen und ausgeschriebenen Stellen aus der Donner'schen Uebersetzung sind mit den in Köchly's Handexemplar befindlichen Abweichungen abgedruckt.]

anzuknüpfen. Aehnlich ist es mir gegangen, hochverehrte Anwesende! Die Bekanntschaft, zum Theil der Kampf mit den eben angedeuteten Ansichten, haben in mir den Entschluss zur Reife gebracht, durch eine genauere Betrachtung zuerst mir selbst in allen Einzelheiten klar zu werden, sodann die gewonnene Ueberzeugung, wenn es möglich, auch Ihnen klar zu machen. Für die gütige Bereitwilligkeit, mit der Sie so zahlreich der ersten schüchternen Einladung eines jungen Mannes gefolgt sind, sage ich Ihnen meinen wärmsten, meinen innigsten Dank, und ich glaube daraus die für mich ermuthigende Hoffnung schöpfen zu dürfen, dass Sie mit gleicher wohlwollender Aufmerksamkeit und Nachsicht meinen Vortrag anhören werden.

Derselbe wird sich zunächst mit den *äusseren Zeitverhältnissen* beschäftigen, *unter denen die Antigone entstanden ist*, sodann *den ganzen Gang des Stückes entwickelnd und kritisirend betrachten.*

Nur von wenigen Tragödien wissen wir die Zeit ihrer Aufführung mit solcher Sicherheit, wie von der Antigone. Es wird nämlich berichtet, sie habe dergestalt den Athenern gefallen, dass 3
sie den Dichter dafür zum Mitfeldherrn gegen Samos ernannten. Wie nämlich jeder athenische Bürger die Pflicht der Waffenführung vom 18. Jahre an hatte, so wurden alljährlich aus den gesammten Bürgern je 10 Feldherrn gewählt, von denen natürlich nicht Alle mit der unmittelbaren Führung des Krieges zu thun hatten, sondern nur mit den dazu nöthigen Vorbereitungen und Hilfsarbeiten beschäftigt blieben. Der Krieg mit jener Insel fällt in die Jahre 441 und 440: wahrscheinlich also ist die Tragödie noch im ersten Jahre aufgeführt worden. Schon der ganz unbefangene Sinn wird bei jener Nachricht auf den Gedanken kommen, dass nicht allein die poetische Trefflichkeit des Stückes, — denn diese wurde ja durch den Siegespreis im dramatischen Wettkampfe geehrt, und ob jener der Antigone zu Theil ward, wissen wir nicht einmal — sondern vielmehr die darin ausgesprochenen Gesinnungen und Ansichten es waren, die dem Sophokles diese Auszeichnung erwarben. Und diese Ansicht wird bei genauerer Betrachtung der Zeitverhältnisse und näherer Betrachtung des Stückes von diesem Gesichtspunkte aus zur Gewissheit erhoben.

Sophokles, geboren ums Jahr 496, gehörte als der Sohn eines wohlhabenden Mannes durch seine Geburt der ersten Bürgerklasse an und genoss, wie wir selbst nach den dürftigen Ueberlieferungen schliessen mögen, eine in jeder Hinsicht treffliche Erziehung und Bildung: schon als Knabe trug er in Gymnastik und Musik Preise davon. Seine frühe Jugend fiel in jene Zeit des Aufschwunges, als die Athenische Demokratie, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Tyrannis der Peisistratiden eben so glücklich wie der

Herrschaft der durch Sparta's Eifersucht unterstützten Oligarchen
4 sich entrungen und seit Kleisthenes' Verfassung 510 immer consequenter auf gesetzmässigem Wege sich entwickelt hatte, als diese junge Demokratie in den Perserkriegen ihre Feuerprobe glänzend bestand; und dass er von dieser grossen Gegenwart unmittelbar berührt und begeistert werden musste, beweist die Nachricht, er habe beim Salaminischen Siegesfeste als angehender Jüngling den päansingenden Tanzreigen angeführt.

Seine spätere Jugend und sein reifendes Mannesalter gehört der Sturm- und Drangperiode Athens an, als die Stadt durch jene Erfolge zum Bewusstsein ihrer Kraft gekommen, mit reissender Schnelligkeit die gewonnenen Siege nach aussen verfolgte, den Principat des lange dominirenden Sparta abwarf, die Herrschaft über eine Menge der Inseln des Aegäischen Meeres, so wie über viele Küstenstädte Kleinasiens und Thraciens erwarb, welche dem Namen nach Bundesgenossen, bald zu Unterthanen nicht ohne eigenes Verschulden herabgedrückt, durch ihre jährlichen Beiträge oder Abgaben die Mittel gewährten, das Leben der attischen Bürger nicht allein durch Befriedigung des gewöhnlichen Bedürfnisses sorgenfrei, sondern auch durch alle möglichen Gaben der Kunst angenehm und genussreich zu machen, zugleich aber die Stadt mit jenen Prachtbauten und plastischen Werken zu schmücken, die selbst in ihren Ueberresten die Bewunderung und Norm der folgenden Jahrhunderte bis auf unsere Tage geworden sind. Und dieser wunderbare Aufschwung, der in dem Zeitraume eines halben Jahrhunderts die Entwickelung von vielen Jahrhunderten überflügelte, fand trotz, oder besser unter und durch vielfache Parteikämpfe seinen Fortgang. In doppelter Hinsicht nämlich standen sich die Parteien nach den Perserkriegen gegenüber: einmal hinsichtlich der äussern Politik, sodann wegen der innern Verfassung. In Bezug auf die
5 äussere Politik wollten die Einen grösstmögliche Kraftentwickelung zunächst nach dem Osten hin: Athen zur ersten Seemacht emporgestiegen, sollte als Beschützerin und Haupt der Insel- und kleinasiatischen Griechen den Kampf gegen Persien fortsetzen und nach allen Seiten hin seine Flotten entsendend, seine Colonien ausschickend, seinen Bürgern für den Preis unerhörter Aufopferungen und Anstrengungen ein genussreiches schönes Leben daheim bereiten. An der Spitze dieser Bewegungspartei stand Themistokles. Die Andern dagegen warnten vor dieser Selbstüberhebung: Athen sollte, dem Meere fremd bleibend, zu einer tüchtigen Landmacht sich heranbilden und in ruhigem Besitze des Erworbenen von den Gefahren und Abwandlungen so gewaltsamen Strebens sich fernhalten. Das Haupt dieser Conservativen war Aristeides, ihr begeisterter Priester der Tragiker Aeschylos. Doch Themistokles entschied den Sieg, und Aristeides dachte gross genug, mit Leib und Seele sich fortan dem politischen System seines Gegners zu widmen. Länger dauerten die Kämpfe im Innern.

Themistokles, Demokrat nicht weniger als Aristeides, erlag der
oligarchischen Partei, die besonders durch die kriegerischen Gross-
thaten und den freigebigen Reichthum des *Kimon* — Reichthum
erwarb damals Macht, später Neid und Gefahr — noch einmal
emporgestiegen, den Sieger von Salamis zwang, der Gnade des
Perserkönigs sich in die Arme zu werfen. Aber wie Kimon den
Themistokles gestürzt hatte, so erlag er und mit ihm auf lange
seine Partei dem *Perikles*, der in seiner umfassenden Totalität,
gleich gross als Staatsmann, Redner und Feldherr, eingeweiht in
alle Kunst und Wissenschaft des damaligen Athens, gleichsam als
der in ein Individuum verkörperte Volksgeist der Athener er-
scheint, und eben darum, weil er nur das mit klarem Selbst-
bewusstsein erkannte und wollte, was Jeder dunkel ahnte und 6
wünschte, eine Reihe von Jahren mit factisch unumschränkter Ge-
walt an der Spitze des Staates stand, ohne ein festes dauerndes
Amt — dergleichen giebt es überhaupt in der wahren Republik
nicht — zu bekleiden, sondern nur bald zu dem, bald zu jenem
gleich vielen Anderen durch des Volkes freie Wahl berufen. Aber
Alles auch, was er ersann und that, geschah nicht allein *für*,
sondern auch *durch* das Volk. Wie er fremd jeglichem Gelüst
sich zu bereichern, ein Fehler, von dem selbst ein Themistokles
nicht frei war, die Staatseinkünfte auf das Uneigennützigste zur
Hebung des materiellen Wohlstandes der Bürger, zur Vergrösserung
und Stärkung der politischen Macht, zur Verherrlichung der Stadt
durch öffentliche Bauten und Kunstwerke, durch glanzvolle Spiele
und Feste verwendete, so griff er nie seine Pläne durchzusetzen zu
eigenmächtigen Massregeln: er verschmähte es niemals, durch die
Gabe der Ueberredung, die durch ernste Studien gekräftigt auf
seinen Lippen thronte, zur Annahme der Beschlüsse *die* Volks-
versammlung zu bewegen, welcher er selbst in Allem die Souve-
rainetät errungen hatte. Er war der *erste Bürger*, nicht der
Herr Athens. Dieser Perikles hatte im Jahre 441, als Sophokles
seine Antigone auf die Bühne brachte, soeben den Gipfel seiner
Macht erstiegen: ein paar Jahre früher war *Thukydides*, der die
Stelle des Kimon freilich mit geringeren Mitteln aufzunehmen ver-
sucht hatte, verbannt und mit diesem letzten Siege die aristo-
kratische Partei zu solcher Ohnmacht herabgedrückt worden, dass
schon im Jahre 440 Perikles fern aller Persönlichkeit den gefallenen
Gegner zurückrufen und zu seinem Mitfeldherrn im Samischen
Kriege ernennen liess.

So wie *Aeschylos* an diesen Parteikämpfen sogar in seinen 7
Tragödien den entschiedensten Antheil nahm, — wer kennt nicht
gerade in unserer Stadt die *Eumeniden*, in denen der Dichter
es vergebens versuchte, den Areopag zu retten, dessen aristokratische
Macht Perikles brechen musste — so kann diesen Kämpfen
Sophokles nicht fremd geblieben sein, und wenn wir eine frühere
Tragödie von ihm besässen, würden wir wohl seine politische Ge-

sinnung während jener Kämpfe genau zu erkennen im Stande sein. Denn die Antigone ist schon das 32. Stück des Dichters, der gleich bei seinem ersten Auftreten 468 durch den *Triptolemos* von den Festrichtern, an deren Spitze ausserordentlicher Weise der siegreich heimgekehrte Kimon stand, selbst über Aeschylos den Preis gewonnen hatte. Doch ehe wir von da uns zu der Aufführung der Antigone selbst wenden, ist es nöthig, einige allgemeine Andeutungen darüber zu geben, was das griechische Drama damals, besonders durch Aeschylos und Sophokles, geworden war. Denn manche Vorwürfe, die auch der Antigone gemacht worden sind, können nur von diesem Boden aus, aber dann auch vollständig und siegreich zurückgewiesen werden. Es versteht sich, dass ich mich hier nur auf das Allernöthigste beschränke, da das Genauere durch die Vorlesung meines hochverehrten Collegen, des Herrn Conrector *Wagner*, auch dem grösseren Publikum bekannt worden ist. Sie wissen, hochverehrte Anwesende, aus dieser Vorlesung, dass die Tragödie selbst nach und nach aus dem bacchischen Chore sich entwickelt hat, der natürlich ursprünglich einen rein-lyrischen Charakter hatte, aber in seinen Gesängen an die Festfeier anknüpfte, und daher in der älteren Tragödie eine bei Weitem wichtigere Rolle bei der Entwickelung der Handlung spielt. Denn solange
8 nur ein oder zwei Schauspieler dem Dichter zu Gebote standen, musste nothwendig der Chor den vollen Werth eines Schauspielers haben, musste mithandeln und mitleiden, und so finden wir es denn auch grösstentheils in den noch vorhandenen Stücken des Aeschylos. Seitdem aber Sophokles den dritten Schauspieler hinzugefügt hatte, tritt eine schärfere Trennung zwischen Chor- und Bühnenpersonal ein: es hörte die unmittelbare Betheiligung des Chores auf, und da auf diese Weise die Lyrik des Chores gleichsam aus der Beschränkung auf das vorliegende Begebniss entlassen wird, so trägt er fortan gewissermassen einen doppelten Charakter, der auch in seiner äusserlichen Erscheinung sich scharf trennt. Zuerst bildet nämlich der Chor, aus passenden Personen zusammengesetzt, einen Theilnehmer an der Handlung des Stückes, in die er zwar nicht unmittelbar verwickelt wird oder selbständig eingreift, auf die er aber doch durch Rath und Wort mannigfaltigen Einfluss übt. Diess geschieht in den *dramatischen* Partien, welche, gewöhnlich in jambischem oder zuweilen in trochäischem Metrum abgefasst, von dem Chorführer allein *gesprochen* werden, wobei der Chor mit wenigen Ausnahmen ruhig an seinem Platze bleibt. Hier überschreitet der Chor durchaus nicht das Maass seiner Persönlichkeit und Stellung: er erhebt sich nicht nur nicht über die handelnden Personen, sondern ist ihnen auch gewöhnlich untergeordnet. Fassen wir dies Alles ins Auge, so werden wir den Chor der thebischen Greise nicht mehr der Feigheit oder der Beschränktheit dem Kreon gegenüber beschuldigen. In den *Chorliedern* dagegen, die von dem gesammten oder in Halbchöre getheilten Chor-

personale unter passenden Tanzbewegungen gesungen werden, erhebt sich der Chor über die Endlichkeit seiner durch das Stück bedingten Verhältnisse, und in ihnen ist es der gottbegeisterte Poet selbst, der Lehrer alles Schönen, Wahren und Guten, der 9
durch den Mund der Choreuten belehrend und warnend nicht zu den Personen des Stückes, die unterdessen meist gar nicht da sind, sondern zu den Zuschauern, zu den Mitbürgern selbst spricht. Daher knüpfen zwar diese Chorgesänge wenigstens bei Sophokles noch — anders freilich Euripides in seinen späteren Stücken — an die vorhergehende Phase der Handlung an; sie erheben sich aber allemal von diesem einzelnen concreten Falle zur allgemeinen Wahrheit und Lebensweisheit, so dass sie oft für sich ein vollendetes abgerundetes Ganze bilden. So namentlich in den Chorgesängen der Antigone [334 ff.]:

> Vieles Gewalt'ge lebt, und Nichts
> Ist gewaltiger als der Mensch

und [781 ff.]:

> O Eros Allsieger im Kampf,

Gesänge, deren Wahrheit noch heute so gültig ist, wie vor 2300 Jahren. Zugleich aber musste natürlich der zu seinen Mitbürgern sprechende Poet aus dem Gange des Stückes gerade die allgemeinen Wahrheiten herauszunehmen und zu entwickeln streben, die auch auf die gegenwärtigen Verhältnisse angewendet werden konnten. Daher neben der allgemeinen Gültigkeit der Chorgesänge ihre besondere meist politische Bedeutsamkeit, die selbst für uns noch häufig leicht erkennbar ist. Hiernach wird man den Vorwurf zu würdigen wissen, die Chorlieder seien oft zu weit hergeholt und ständen in keinem Bezuge zur Handlung des Stückes.

Eben so ungerecht ist es, vom Standpunkte des modernen Drama aus die regelmässigen Botenerzählungen als undramatisch zu verwerfen, und da die Katastrophen, namentlich insofern sie in Ermordungen bestehen, nicht auf der Bühne selbst vor sich gehen, Handlung zu vermissen. Sie wissen dagegen, hoch- 10
verehrte Anwesende, dass diese ursprünglich ohne Zweifel reinepischen Erzählungen, welche zwischen die einzelnen Chorlieder eingeschoben von Einem vorgetragen wurden, das zweite Element bildeten, aus dem das alte Drama sich entwickelte, ein Element, das also selbst nach Erfindung des Dialogs als eine nothwendige Eigenthümlichkeit festgehalten werden musste. Dieser Eigenthümlichkeit konnte sich aber die alte Tragödie um so weniger entäussern, als sie mit Ausnahme weniger Versuche, von denen uns nur Aeschylos' Perser übrig sind, ihren Stoff nach wie vor der heroischen Mythenwelt entnahm, wie denn neuerdings nachgewiesen worden ist, dass wenn nicht alle, doch die meisten Tragödien aus der Fülle der alten Epen erwachsen sind. Und

selbst in der neueren Tragödie ist die Botenerzählung mit grossem Erfolge angewendet worden: ich erinnere nur an den Tod des Max Piccolomini, den doch wohl Niemand lieber wird sehen als hören wollen. Dass man aber in der griechischen Tragödie so regelmässig an jener Sitte festhielt, daran war zunächst noch der *äussere* Umstand Schuld, dass die Schauspieler in der Tragödie als einem wesentlichen Theile der Dionysischen Festfeier Gewänder trugen, welche, obwohl natürlich nach den verschiedenen Rollen modificirt, doch im Ganzen der Festkleidung des Gottes, einem langen bis auf die Füsse reichenden Talar möglichst sich näherten, dass ferner die Schauspieler wegen der ungeheueren Dimensionen des Theaters durch Stelzenschuhe, hohe Maske und Auspolsterung des ganzen Körpers in übermenschlicher Grösse erschienen. Wie hätten solche Gestalten zur Erbauung der *ästhetisch-gebildeten* Zuschauer einander den Tod bringen oder wohl gar Schlachten
11 liefern mögen; Scenen, die selbst auf den ersten Bühnen der Jetztzeit trotz der sorgfältigsten Anstalten nicht selten Lachen statt Schrecken erregen? Dazu kommt ausserdem ein wichtigerer, ein *innerer Grund*. Die *That* selbst nämlich, insofern sie *körperlich* vollbracht wird, entbehrt eigentlich der *geistigen* Theilnahme, des humanen Interesses: nur die *Motive* einerseits und die *Resultate* der That andrerseits sind es, die dem Dramatiker zu expliciren obliegt, und das konnte gerade durch anschauliche Schilderung besser erreicht werden, als durch die sinnliche Execution selbst. Verbinden wir hiermit die Betrachtung, wie ferner in Folge ihres Ursprungs und ihrer festlichen Bestimmung die griechische Tragödie einen ganz anderen Ernst, eine ganz andere Würde, Gemessenheit und Strenge in Declamation und Gesticulation hatte, als unser frei dem wirklichen Leben ideal nachstrebendes Drama, erinnern wir uns an die aus demselben Grunde mit wenigen Ausnahmen festgehaltene Einheit des Ortes in der alten Tragödie, so werden wir den Mangel an *Handlung*, d. h. deutsch geredet, an Mord und Todtschlag auf der alten Bühne als nothwendig und natürlich, und somit als gerechtfertigt anerkennen. An Stelle der Botenerzählungen also die Vorgänge selbst auf der alten Bühne sehen zu wollen, würde ungefähr eben so sein, als wenn ein an seine blutigen Gladiatorspiele und Thierkämpfe gewöhnter Römer von unserer Bühne verlangen wollte, die Schauspieler sollten sich wirklich tödten.

So wie diese Botenerzählungen dem *erzählenden Epos* entnommen sind, und in ihrer Abfassung sogar bis auf einzelne Wortformen herab an dieses erinnern, so konnte auch in dem griechischen Drama die Erinnerung an eine andere bedeutsame Seite der früheren Poesie nicht fehlen, an die *Didaktik*, welche
12 in den ältesten Zeiten, als deren Vertreter *Hesiodos* einem Jeden bekannt ist, bekanntlich die Form mit dem heroischen Epos gemein hatte, und überhaupt selbst zum Epos gehörte. Dem Lehr-

gedicht also entsprang jene Eigenthümlichkeit der Tragödie, überall aus der einzelnen Handlung des Stückes allgemeine Lebensregeln herauszuziehen, und es tritt dieser *gnomische* Charakter besonders zu Anfang und Ende der einzelnen Scenen, so wie in den Stichomythien hervor. Reisst man nun dergleichen Sentenzen aus ihrem lebendigen Zusammenhange, so erscheinen sie allerdings oft als *trivial*, aber nicht mehr und nicht minder, als es bei ähnlichen Stellen der modernen Tragödie der Fall ist. Man denke nur an die Worte des Posa:

Königin!
— O Gott, das Leben ist doch schön!

So erscheint die *attische Tragödie* in ihrer vollendeten Blüthe als *ein Inbegriff der gesammten hellenischen Dichtungsarten, die früher vereinzelt und getrennt, in ihr zu einem harmonischen Ganzen sich zusammenschliessen.* Und dieser höchsten Blüthe gehört als das älteste jetzt erhaltene Beispiel die Antigone an, durch welche Sophokles im Jahre 441 sich die Feldherrnstelle gegen Samos erwarb. Es muss also dieses Drama, das der bestehenden Sitte gemäss seinen Inhalt aus der Heroenwelt entlehnte, dennoch in seinen allgemeinen Partien den Ausdruck einer Gesinnung enthalten, die der damaligen Zeit als preiswürdig erschien.

Wir haben diese Zeit oben in den allgemeinsten Andeutungen
zu schildern versucht: gewaltiger Eroberungsdrang *nach aussen*,
Handel und Seefahrt in immer steigender Blüthe, Athens Macht
anerkannt und gefürchtet von Allen, die zum hellenischen Namen
gehörten; *im Innern* die verfassungsmässige Vollendung der
Demokratie, freilich nach einer von Perikles vorgenommenen Sich- 13
tung der Vollbürger, die mehrere Tausend Unechte ausschied,
Schmuck des öffentlichen und Privatlebens durch jegliche Schöpfung der Kunst und Wissenschaft, und diese Güter erworben und bewahrt durch den Gemeinsinn Aller, von denen jeder Einzelne seine Persönlichkeit dem Staatsganzen aufzuopfern, Gut und Blut daran zu setzen, unerhörte Anstrengungen und Gefahren zu übernehmen bereit war; — aber doch schon die Keime zum Verfall: Spuren von Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit *nach aussen*, von Habgier und Genusssucht *im Innern*, und wenn auch das Volk in Masse noch von der gewaltigen Persönlichkeit des wohlmeinenden und gänzlich uneigennützigen Perikles sich leiten liess, doch schon die ersten Versuche gehässiger Verläumdung und parteiischer Tadelsucht gegen ihn, den Schöpfer dieses Aufschwunges. Diess zeigte sich besonders bei Gelegenheit des Samischen Krieges. Die Milesier nämlich, Bundesgenossen der Athener, von den Samiern in einem Kriege um die Stadt Priene besiegt, hatten Athen um Hilfe gebeten; dasselbe hatten sogar einige Samische Demokraten, von den Vornehmeren ausgetrieben, gethan. Samos war jetzt neben

Athen die bedeutendste Seemacht, länger vernachlässigt konnte es leicht den Athenern gefährlich werden. Athen, das die Hegemonie zur See führte und den Vorort aller Staaten ionischen Stammes bildete, zog Samos wegen der Streitigkeiten mit Milet vor seinen Richterstuhl. Samos weigerte sich zu gehorchen. Es blieb Perikles nur die Wahl, das bisher consequent verfolgte System aufzugeben oder Samos zu demüthigen. Die Wahl konnte nicht zweifelhaft sein; der Krieg gegen Samos war zur gebieterischen Nothwendigkeit geworden: er ward beschlossen. Dennoch fehlte es nicht an
14 heimlichen Widersachern des Perikles, die jenem Kriege ein ganz anderes Motiv unterschoben, bei dem Perikles persönlich betheiligt war. Aspasia, deren Name noch heutzutage sprichwörtlich das Ideal einer schönen und geistreichen Frau bezeichnet, sie, die dem Perikles Gattin, Freundin, Rathgeberin geworden war, die durch den Kreis bedeutender Persönlichkeiten, der sich um sie und Perikles im täglichen Verkehr schaarte, für den socialen Einfluss ihres Freundes gewiss von Bedeutung war, sie, in welcher die ausgelassenen Komiker, die den Perikles gern mit dem Olympier Zeus verglichen, seine Hera mit allen Consequenzen sahen, — Aspasia war von Milet. Dass sie die Bitten ihrer Landsleute bei dem Athenischen Staatsmann bevorwortet hat, wer mag es bezweifeln, wer ihr verargen? Wie nahe lag nun der Vorwurf, nicht politische Berechnung, Sorge für den Staat, sondern die Liebe und Nachgiebigkeit gegen die schöne Gebieterin habe den Samiern das Kriegswetter der athenischen Flotte zugezogen. Und dieser Vorwurf ward ausgesprochen. Aber er mochte mehr belacht, als selbst von denen, die ihn vorbrachten, ernstlich geglaubt werden. Der Krieg wurde beschlossen und neben Perikles der Dichter der Antigone zum Feldherrn gewählt.

Und in der That, betrachten wir diese mit Rücksicht auf die eben kurz angedeuteten Verhältnisse, so werden wir eine Menge von Anspielungen finden, welche die in der frischen Gegenwart voll lebenden Athener wohl zu verstehen und zu beziehen wussten. Der Grundgedanke, welcher immer wiederkehrt, dass Besonnenheit und Mässigung das höchste Gut sei, Leidenschaft, Verblendung und Trotz ins Verderben stürze, wie musste er die Athener ergreifen, mochten sie nun an das Umsichgreifen ihrer
15 auswärtigen Politik, oder an die so eben durch Perikles beendigten Parteikämpfe denken. Jene Worte des Chorgesanges [615 ff.]:

Denn die schweifende Hoffnung beut
Oft wohl Manchem ein süsses Labsal,
Doch Manchem der leichtsinnigen Wünsche Täuschung;
Und sie beschleicht ihn
Arglos, bis er den Fuss senget am glüh'nden Feuer,

mussten diejenigen treffen, die unersättlich auf immer grössere Erweiterung der äusseren Macht sannen. Und jener ganze Chorgesang [334 ff.]:

Vieles Gewalt'ge lebt, und Nichts
Ist gewaltiger als der Mensch,
Denn selbst über die grauliche
Meerfluth zieht er, vom Süd umstürmt,
Hinwandelnd zwischen den Wogen
Den ringsumtosten Pfad;
Die höchste Göttin auch, die Erde,
Zwingt er die ewige, nie sich erschöpfende,
Während die Pflüge sich wenden von Jahr zu Jahr,
Wühlt sie durch der Rosse Kraft um,

konnte ihn ein Athener hören, ohne an den wundergleichen Aufschwung seines Volkes, an die neuerworbene Seeherrschaft, zugleich aber an der Demeter Wohlthat zu denken, die den Athenern zuerst unter allen Sterblichen die Frucht der Aehre zubrachte? In demselben Chorgesange fehlt die Anspielung auf innere Parteikämpfe nicht [364 ff.]:

In Erfindungen listiger Kunst
Weit über Verhoffen gewandt
Neigt bald er zu Bösem, zu Gutem bald: achtet er
Der Heimath Gesetz,
Der Götter schwurheilig Recht,
Segen der Stadt! *Aber zum Fluch*
Lebt ihr, wer gesellt
Dem Laster, voll Trotze sich bläht.

Und jene Anfangsworte sind mit Recht von einem neueren Forscher 16
auf den erfinderischen Mechaniker *Artemon* gedeutet worden, dessen Kriegsmaschinen bald Samos' Mauern stürzen sollten.

Ist so im Allgemeinen die Gesinnung des Dichters eine solche, welche dem Fortschritt geneigt nur vor Uebereilung und Uebermaass in seiner Verfolgung warnt, so zeigt er sich im Einzelnen dem Perikles befreundet. Gleich die ersten Worte Kreon's [162 f.]:

Aus schweren Sturmesnöthen hob der Götter Macht
Die Stadt, ihr Männer, wieder unverletzt empor

konnte man dem Perikles gerade in jener Zeit in den Mund legen, und Alles überhaupt, was Kreon über die Pflichten des Herrschers sagt, dass ihm Alles über das Wohl des Staates gehen, dass er demselben Freund und Familie opfern müsse; es ist die Gesinnung des Perikles, wie er sie immer bethätigt hat, die hierdurch ausgesprochen wird. Ganz dem Perikles aus der Seele gesprochen, der selbst streng uneigennützig nur für das öffentliche Wesen, nicht für das eitle Gelüst einzelner Privatleute die reichen Einnahmen bestimmte, sind die Worte des Kreon [295 ff.]:

Denn kein so schmählich Uebel, als des Silbers Werth,
Erwuchs den Menschensöhnen; diess mag Städte selbst
Zerstören, diess treibt Männer aus von Hof und Herd;
Diess unterweiset und verkehrt den edlen Sinn
Rechtschaff'ner Männer, nachzugehn ruchloser That.

Eben so dachte bei der Aeusserung des Hämon, Kreon's Auge
schrecke die Männer zurück, „ein Wort zu reden, das ihm nicht
erfreulich klingt", jeder Athener nothwendig an den Perikles, von
dem es als charakteristisch erwähnt wird, dass er nichts weniger
als ein Volksschmeichler herb und rauh gegen den grossen Haufen
17 gewesen sei, und nicht weniger durch Furcht „ihren Nacken unter
dem Joche" gehalten, als durch gewinnende und begründende
Ueberredung ihre Ueberzeugung bewegt habe. Die oft wiederholten und durch die Handlung bestätigten Versicherungen des Kreon, dass er nie einem Weibe unterthan sein werde, eben so wie die Charakterisirung des Hämon, der es immer wieder hervorhebt, dass er nicht aus Liebe zu einem Weibe Opposition mache, alles diess ist gewiss damals eben so in rechtfertigender Weise auf das Verhältniss des Perikles zur Aspasia und die ihm deshalb hinsichtlich des Samischen Krieges gemachten Vorwürfe bezogen worden, wie jene Worte in dem Chorgesang auf den Eros [795 ff.]:

Im Blick der holdseligen Braut
Leuchtet der Sehnsucht Macht
Siegreich, thronend im Rath hoher Gesetze,
Denn nimmerbezwingbar übt ihr Spiel
Aphrodite's Gottheit,

so fein als klar selbst uns den nicht unverdienten Einfluss der geistreichen Milesierin auch auf Staatsangelegenheiten andeuten. Endlich mögen die Worte des Kreon [672 ff.]:

Der Uebel grösstes ist die Zügellosigkeit:
Sie rottet aus die Städte, wandelt Wohnungen
In Wüsteneien, reisst in jähe Flucht hinaus
Die Bündnerlanze*): doch wo Scheu und Furcht gebeut,
Bewahrt Gehorsam tausend Leben vor Gefahr,

nicht allein von dem Gehorsam des attischen Bürgers gegen das heimische Gesetz, sondern auch von der strengen Zucht, in der die Bundesgenossen zu halten schon Perikles verstand und lehrte, verstanden worden sein.

18 Doch genug. Denn es kann nicht unsere Absicht sein, alle die Stellen aufzusuchen, welche damals in Athen bezüglich sein mussten oder konnten: es reicht hin, dass wir nachgewiesen

*) Ich vermuthe V. 674 *συμμάχου δορὸς* [so schon Reiske] statt des schon von Anderen verworfenen *σὺν μάχῃ*.

haben, wie die in dem ganzen Stücke ausgesprochenen Ansichten über Staat, Recht, Pflicht u. s. w., obwohl dem Stücke selbst vollkommen angemessen, dennoch zugleich den damaligen Zustand der Athener, der auch „auf des Messers Spitze stand“, berühren mussten; ferner, wie sich überall eine dem grossen Perikles geneigte Gesinnung kundgiebt. Der Zusammenhang daher zwischen der Aufführung der Antigone und der Feldherrnwahl des Sophokles erscheint nun als vollkommen aufgeklärt. Ausdrücklich aber verwahren wir uns gegen die Ansicht, als ob Sophokles in dem ganzen Stücke weiter Nichts gethan, als unter symbolischer Hülle seine politischen Meinungen entwickelt habe, so dass Kreon in seiner Hoheit den Perikles, Antigone in ihrer Sorge um des Bruders Leiche die für ihre Mitbürger eifrige Aspasia repräsentire: eine Ansicht, die neuerdings in Herrn Adolf Schöll einen beredten und scharfsinnigen Fürsprecher gefunden hat.

Eine Stelle dagegen hat vielleicht Sophokles aus persönlicher Rücksicht für einen Freund, der damals in Athen ein bedeutendes Aufsehen gemacht zu haben scheint, für den Herodotus, den Vater der Geschichte, eingefügt, eine Stelle, die künstlerisch nicht gerechtfertigt werden kann. Es sind die Worte der Antigone in der Schlussrede [905 ff.]:

> Denn nimmer, wär' ich Mutter, wären Kinder mir,
> Ein Gatte sterbend hingewelkt, ich hätte nie
> Zum Trotz dem Staate dieses Werk mir auferlegt.
> Jedoch mit welchem Grunde sprech' ich dieses aus?
> Mir würd' ein anderer Gatte, wenn der eine starb,
> Ein Kind vom andern Manne, wenn ich das verlor; 19
> Doch, nun im Hades Mutter mir und Bruder ruhn,
> So kann ein Bruder nimmermehr für mich entblühn.

Um das Anstössige, was für uns in dieser Stelle liegt; um ferner die frostige Casuistik, die Antigone durch eine Fiction herbeiführt; um alles Andere ganz zu übergehen, so widerspricht die Stelle der Idee des ganzen Stückes. Nicht weil der Bruder ihr der Liebste von allen Blutsverwandten ist, sondern weil sie es für heilige unverletzliche Pflicht erachtet, die hingeschiedenen Blutsverwandten überhaupt zu bestatten, hat Antigone die That begangen, die ihr den Tod bringt. Das Original zu dieser seltsamen Sophistik findet sich nun bei Herodot. Er erzählt, eine persische Frau von Stande, deren gesammte Familie auf des Königs Befehl sterben sollte, habe durch dringendes Flehen von diesem die Gnade erlangt, Einen von ihren Angehörigen loszubitten. Sie wählte den Bruder, und auf die verwunderte Frage des Königs, warum sie diesen dem Gatten und den Kindern vorziehe, antwortete sie, fast wie Antigone: „König, einen anderen Mann kann ich bekommen, so Gott will, und andere Kinder, wenn ich diese verliere; aber da Vater und Mutter nicht mehr

leben, kann ich auf keine Weise einen anderen Bruder bekommen.“ Dieser sehr egoistische Grund passt nun bei Sophokles abgesehen von dem Uebrigen deshalb nicht, weil Antigone durch ihre That das Leben des Bruders nicht gewinnt. Da aber Herodot um diese Zeit zu Athen sich aufhielt, da er, wie sich bis zur Evidenz erweisen lässt, ganz und gar der Perikleischen Politik hold war und in dem Kreise dieses Staatsmannes viel sich bewegt haben muss, da er ferner nach einer glaubhaften Ueber-
20 lieferung gerade um diese Zeit oder höchstens ein paar Jahre früher eine öffentliche Vorlesung zu Athen gehalten und dafür eine Belohnung von Staatswegen erhalten hat, da wir ferner ausdrückliche Zeugnisse für eine freundschaftliche Verbindung zwischen Herodot und Sophokles haben, so ist es wahrscheinlicher, dass *dieser* selbst dem gefeierten Geschichtschreiber und hochverehrten Freunde zu Liebe jene sophistische Pointe, die durch jene Vorlesung bekannt geworden, vielleicht gerade damals in Athen Aufsehen machte, hineinsetzte, als dass diess erst später von Anderen geschehen sein soll, nachdem jene Veranlassung geschwunden war. Dabei darf man den durch öffentliches Staatsleben, durch öffentliches Gericht und die damit verbundenen Reden schon damals sich entwickelnden Hang der Athener nicht vergessen, zweifelhafte Probleme aufzusuchen und durch spitzfindige, rabulistische Sophistik eben so anzugreifen als zu vertheidigen, ein Hang, dem Euripides wenigstens durch ähnliche Spielereien nur zu häufig gehuldigt hat.

Wir haben nun die *äusseren Zeitverhältnisse*, unter denen die Antigone gedichtet worden, so wie den *künstlerischen Boden*, dem sie erwachsen ist, betrachtet und gehen nun zur *innern Kritik* des Stückes selbst über. Um aber seinen Gang und namentlich einige Hauptwendepunkte gehörig zu beurtheilen, müssen wir zunächst ins Auge fassen, in welchen Verhältnissen es spielt, welches seine *politische* und *ethische Basis* ist.

So wie der Stoff einer Mythe aus der heroischen Zeit entlehnt ist, so hat auch Sophokles in der Schilderung der staatlichen Zustände den Charakter jener Zeit festgehalten, und trotz jener Anspielungen aus der Gegenwart, trotz mancher nicht bloss scheinbar republicanischen Pointen dennoch ganz treu das Bild des heroischen
21 Königthums, wie es Homer giebt, unsern Augen vorgeführt. Griechenland, einer bewussten Einheit noch entbehrend, war damals in unzählige kleine, von einander unabhängige, einander oft feindselige Staaten zersplittert. An der Spitze eines jeden stand ein erblicher, nach dem Rechte der Erstgeburt gemeiniglich, sonst nach dem Rechte der Blutsverwandtschaft folgender *König*. Dieser war der oberste Feldherr im Kriege, der oberste Priester, der oberste Richter. Kein geschriebenes Gesetz — es ward ja damals überhaupt gar *Nichts* geschrieben — keine unveränderlich feststehende Satzung beschränkte in geordneter Weise seine Machtvollkommenheit. Sie war dennoch nicht unumschränkt und willkürlich. Hat

doch der absolute Despotismus des Orients, der sich später nach dem christlich-germanischen Abendlande verpflanzen sollte, selbst in den grellsten Auswüchsen der griechischen Tyrannis nicht zu voller Blüthe gedeihen mögen! Es standen nämlich dem Könige als Berather und gemeinschaftliche Führer im Kriege zur Seite die ihm verwandten *Edeln*: so wenig ein positives Gesetz deren regelmässig abgenommene Einstimmung zu den Verfügungen des Königs für nothwendig erklärte, so oft ein König ohne sie zu fragen oder zu hören eigenmächtig entscheiden mochte; eben so bedenklich, ja unmöglich auf die Dauer musste es sein, wollte er in roher Willkür ihrem gemeinschaftlichen und begründeten Willen zuwider zu Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten sich hinreissen lassen. Das *gemeine Volk* dagegen entbehrte noch aller politischen Rechte; wie es im Kriege den Hintergrund ausfüllte, während die Könige und Edeln in einzelnen Zweikämpfen die Entscheidung brachten, so war es auch daheim lediglich der bescheidene Sockel, auf welchem das glänzende Bild des Fürstenlebens sich erhob: Volksversammlungen wurden selten berufen, und es geschah dann nur, um dem Volke etwas *bekannt zu machen*, nicht seine Entscheidung zu vernehmen. Dennoch hatte 22
das Volk einen moralischen Einfluss auf die Handlungen des Königs und der Edeln: *die öffentliche Meinung*. Diese *Stimme des Volkes*, wie sie öfter Homer nennt, wird ausdrücklich auch von Hämon in jenem Gespräche dem Vater entgegengehalten.

Eine zweite Schranke hatte das Königthum in dem *Gottesrechte*, welches alle diejenigen schützte, die durch die staatliche Satzung nicht geschützt waren, bis zu dem *Fremden* und *Bettler* herab, denn Beide sind vom Zeus, Beide stehen in seinem, des *Gastlichen*, Schutze. Die Götter, welche ja noch oft sichtbar, wenn auch in Verkleidungen auf Erden wandeln, nehmen auch an dem Leben und Treiben der Menschen Antheil, warnen und strafen, helfen und verderben. Der Vermittler aber zwischen ihnen und den Menschen, der Ausleger ihres durch Opferzeichen, Vögelflug und Himmelserscheinungen verkündeten Willens ist der *Seher*, der *persönlich* von der Gottheit begnadet — einen eigentlichen *Stand* derselben giebt es eigentlich so wenig als eine geschlossene Priesterkaste — überall warnend und ermahnend eintritt, wo der blöde endliche Verstand des Menschen nicht ausreicht. Da diese Seher unmittelbar von der Gottheit selbst begeistert sprechen, so geniessen sie, einmal durch Verwirklichung ihrer Prophezeiungen bewährt, des höchsten Ansehens: ihr Wort anzuzweifeln oder gar zu verachten ist Sünde und führt der Gottheit Strafe herbei. Einer der berühmtesten Seher dieser Art ist unser *Teiresias*.

Betrachten wir nun in dieser Hinsicht die *Antigone*, so sehen wir zwar, wie es scheint, den Kreon als unumschränkten *Machthaber* und *Gebieter*, der Gesetze erlässt, Drohung und Strafe ausspricht, ohne Jemanden zu fragen, aber Alles doch nur 23

in der Voraussetzung und festen Ueberzeugung, dass er das staatliche Princip und zugleich die wahre öffentliche Meinung des Kadmeiervolkes vertritt. Eben so sehen wir seine Schranken: die Edeln, welche von dem Chore repräsentirt werden, machen ihm Vorstellungen; und die grosse Verwandlung in seinem Innern, hervorgerufen durch die grause Prophezeiung des als untrüglich erprobten Sehers, wird durch die Ermahnungen ebenderselben zur Reife gebracht.

So weit die politische Grundlage. Kommen wir nun zu der ethischen, so ist Ihnen, h. A., hinlänglich bekannt, wie die Bestattung der Hingeschiedenen als die heiligste Pflicht der hinterlassenen Blutsverwandten und Freunde, Vernachlässigung oder gar Versagung derselben als eine schwere Sünde, zugleich aber als ein grauses Geschick für den Hingeschiedenen angesehen wurde, dessen Seele, solange der Leib unbestattet lag, nicht zur Ruhe eingehen konnte in die Wohnungen des Hades, sondern an den Gränzflüssen desselben umherirrend ein elendes Dasein führte. Eben darin aber lag der Grund, warum in der heroischen Zeit bei Kriegen der Erbitterung und Rache den erschlagenen Feinden die Bestattung nicht vergönnt, ihre Körper vielmehr den Hunden und Vögeln zum Frasse vorgeworfen wurden. Ich erinnere Sie nur an den Grimm des göttergleichen Achilles, der nur durch besonderen göttlichen Einfluss weich gestimmt, den misshandelten Leib des Hektor den flehenden Bitten und reichen Geschenken des greisen dem eigenen Vater ähnlichen Priamos ausliefert. Kreon hat ein Gleiches gethan: er hat die Leichen aller Gefallenen den Raubthieren zur Beute hinwerfen lassen. Diess allein wäre aber nach dem Brauche
24 des heroischen Zeitalters nicht unerhört, für die Bestattung jener zu sorgen nur Pflicht ihrer Anverwandten; dass er aber dem eigenen Blutsverwandten, dem Polyneikes, ein gleiches Schicksal bestimmt hat, diess ruft eben den Conflict hervor, der durch die unüberlegte und masslose Leidenschaftlichkeit der streitenden Parteien die Katastrophe herbeiführt.

Wir sind jetzt ganz natürlich zu der Idee gekommen, welche dem Stücke zu Grunde liegt und in ihm entwickelt wird. Es ist diess keineswegs der Opfertod der Antigone und die Bestrafung ihres Mörders an sich, sondern der Conflict der positiven Satzung des bestehenden Staates mit dem ewigen, ungeschriebenen, daher nur im Selbstbewusstsein enthaltenen göttlichen Gesetze. Repräsentant jenes ist Kreon, welcher ausführlich in seiner Eingangsrede seine Grundsätze ausspricht und begründet: der Herrscher muss einzig und allein das Beste des Staates im Auge haben und daher den Feind des Staates, und gehöre er auch der eigenen Familie an, verfolgen: darauf gründet er jenes Strafgebot gegen den Blutsverwandten, aber Landesverräther; darauf die grausame Bedrohung des Wächters. Wer dem ausgesprochenen Gesetze ungehorsam ist,

der ist ein schlechter Bürger und muss sterben; daranf gründet er die Hinrichtung der Antigone trotz der Vorstellungen des Hämon und der Warnungen des Chores. Diess ist die *Berechtigung* des Kreon. Seine *Schnld* aber liegt in der unbesonnenen Leidenschaft, in welcher er ein richtiges Princip durch schroffe Uebertretung einer anderen Pflicht einseitig vertritt, in der nnerschütterlichen Einbildung, dass dieses Verfahren das rechte sei, die ihn znerst die leisen Warnungen des Chores, dann die eindringliche und klare Rechtfertigung der Antigone, ferner die ruhige und auf 25
die öffentliche Meinung aller Bürger sich berufende Fürbitte des Hämon zurückweisen lässt; seine *Schuld* liegt ferner in der freilich anch hentzutage so oft aus inniger Ueberzeugung entspringenden Verblendung, dass ein Jeder, der entgegengesetzter Meinung ist, nothwendig ein Heuchler sein müsse und nnr um des äusseren Vortheiles willen, nicht aus innerster Ueberzeugung Opposition mache: daher seine Beschuldigungen der Wächter, der murrenden Bürger, sogar des Teiresias, seine Schmähungen gegen den Hämon. Es ist also *die verblendete und sich verstockende Leidenschaft*, mit welcher Kreon ein an sich richtiges Princip aufrecht erhalten will, die ihn ins Verderben stürzt.

Dieselbe ist es aber auch, die freilich in geringerem Grade Antigone's *Schuld* ausmacht. Begeistert von Bruderliebe, in dem Gefühl ihrer heiligen Pflicht gegen den Hingeschiedenen, fortgerissen von der innigen Ueberzeugung, ein frommes den Göttern wohlgefälliges Werk zu vollenden, in dem Bewusstsein *ihrer Berechtignng* gedenkt sie nicht der Berechtigung, die doch anch jenem Gebote zu Grunde liegt; ist ihr Kreon Feind und Tyrann; verschmäht sie es, zu sanfteren Mitteln zu greifen, sondern stürzt sich gleich in das Aeusserste; weist sie die Schwester, welche sie mit sanften Worten an das Unglück des Hauses, an die Schranken ihres Geschlechtes, an die Pflicht des Gehorsams erinnert, mit strengen höhnenden Worten zurück. Mit gleicher Leidenschaft tritt sie dem Kreon entgegen, erbittert ihn noch mehr durch Trotz und verlangt als ein beneidenswerthes Glück den Tod, ohne der Schwester, ohne des Eheglückes zu gedenken, dessen Entbehrung sie doch nachher in der reinigenden Abschiedsklage schmerzlich vermisst.

Eben so ist der Untergang des *Hämon*, obwohl durch den 26
Trotz des Kreon herbeigeführt, dennoch zum Theil selbstverschnldet. Nachdem der Jüngling in bewunderungswürdiger Mässigung und Besonnenheit, ohne seiner Liebe zur Antigone, eines *egoistischen* Principes, zu gedenken, die Tödtung derselben vom politischen und ethischen Standpunkte aus angegriffen hat, lässt er sich durch den Nichterfolg zu dunkler Drohnng hinreissen, die den Vater noch mehr bestärken mnss.

So ist es also nicht der Kampf jener Principe an sich, sondern die leidenschaftliche Heftigkeit, mit der er von beiden Seiten

geführt wird, welche den tragischen Ausgang herbeiführt und dadurch zu *Besonnenheit* und *Mässigung* zurückführt. Darum klingt auch dies Thema in den Chorgesängen und sonst überall wieder durch.

Allein jener Fehler erscheint in der Geschichte der Antigone
nicht isolirt: er hat schon im Hause des Oedipus namenloses Weh
angerichtet, und darum wird auf dies angestammte und erbliche
Uebel mehrmals hingewiesen. Das Haus des Laios ist dem Untergange
durch die unabwendbare Macht des Schicksals geweiht, das
aber eben nur durch die fortgesetzte Schuld jenes Hauses vollendet
wird, nachdem bereits, wie mancherlei Sagen meldeten, das Verbrechen
des Ahnherrn göttliche Strafe gefunden hatte. Wie er,
so fallen auch die Glieder seines Stammes bis zur Antigone herab
jenem leidenschaftlichen, verblendeten Trotze anheim, der sie zu
Grunde richtet. Daher wird denn öfter als die letzte Grundursache
die Macht der *Moira* hervorgehoben, die aber nicht blind wüthend
Unschuldige schlägt, sondern durch die eigene Schuld der Verblendeten
auf ihr Haupt herabgezogen wird. Wie weit dieses er-
27 habene Schicksal der Alten von dem unsittlichen Schicksal in
manchen bekannten modernen Tragödien entfernt ist, daran mag
hier nur mit Einem Worte erinnert werden.

Nachdem wir so im *Allgemeinen* die Idee des Stückes bestimmt haben, kommen wir nun zur Durchführung derselben im *Einzelnen*. Indem wir dieser nachgehen, werden wir nicht nur den Gang des Stückes in seiner Nothwendigkeit aufzeigen und zugleich den stätigen Zusammenhang der Chorgesänge damit nachweisen, sondern auch besser, als bei einer isolirten Betrachtung geschehen kann, die Charaktere der auftretenden Personen uns klar machen, indem wir sie in ihrer gegenseitig bedingten Entwickelung verfolgen.

Das Stück beginnt, wie in der Regel alle griechischen Tragödien, mit Tagesanbruch. Es ist der erste Sonnenaufgang nach dem glänzenden Siege der Thebaner und der vollständigen Niederlage des Argeierheeres.

Der Prolog. Antigone tritt mit Ismene auf, ihr das Verbot des Kreon zu verkünden. Dem oben Angedeuteten gemäss gedenkt sie der früheren Leiden ihres Stammes und setzt dies neue Verbot damit als eine Fortsetzung in Verbindung. Schon in der Art und Weise ihrer Erzählung spricht sich ihr tiefer Unwille, sowie die gänzliche Negation des entgegenstehenden Standpunktes aus, obgleich doch schon die Hinrichtungsart das Verbot als im Sinne des Volkes gegeben bezeichnet. Denn öffentliche Steinigung ist ein Act der Volksjustiz gegen solche, welche am ganzen Volke gefrevelt haben. Antigone aber überlegt nicht erst, was zu thun ist, sie denkt nicht daran, vorher andere Mittel zur Beseitigung jenes Verbotes zu versuchen; sondern fest entschlossen, das Aeusserste zu thun, fordert sie kurz und einfach die Schwester zur Theilnahme

auf, nicht als ob sie derselben bedürfte, sondern weil sie es eben 28
so als Pflicht dieser denn als ihre eigene ansieht. Ismene, eben so besonnen als mild, erinnert sie an das nicht unverschuldete Unglück der Eltern und Brüder: sie, die einzig noch vom Stamme übrig seien, müssten in ihren Schranken als Frauen verharrend dem Ausspruche des Herrschers Folge leisten, da Widerstand unmöglich sei. Antigone, ohne sich auf Widerlegung einzulassen, weist sofort in strengen Worten alle Mitwirkung zurück und spricht den festen Entschluss aus, den Bruder zu bestatten und zu ihm ins Grab zu steigen. Ismene hebt ruhig noch einmal das positive Gebot, dem sie nicht widerstreben könne, hervor. Der Antigone ist diess nur *Vorwand*, höhnend weist sie die Angst der Schwester und ihre Warnung zurück, fordert sie sogar auf, das Vorhaben Allen kund zu thun, und da jene sich vertheidigt, wird sie ihr *verhasst*: „was sie auch Schweres zu erdulden hat, *bleibt ihr doch ein schöner Tod*.“ Ismene erkennt die Berechtigung der Schwester willig an.

In dieser Scene, wie wir sie eben entwickelt haben, zeigt sich bereits die im Bewusstsein ihres Rechtes unerschütterlich vorwärts schreitende Festigkeit der Antigone: bloss in den Hinblick darauf versenkt, nennt sie den Kreon „Feind“ und negirt seine Berechtigung, ist ungerecht gegen die Schwester und will Nichts als ihre Pflicht erfüllen und sterben. Ismene dagegen zeigt sich in echter Weiblichkeit: sie erkennt die Pflicht gegen den Bruder an, sie bedauert das grausame Gebot, allein sie respectirt es, weil es ihr gegenüber berechtigt ist und sie ihre Schranken nicht zu durchbrechen wagt; dennoch aber bewundert sie Antigone, und dass diese sie verkennt, entlockt ihr kein hartes Wort. Ein moderner Dichter würde jedenfalls der Ismene als Grund der Abmahnung Hämon's und Antigone's Liebe in den Mund gelegt haben: der 29
alte Dichter that es nicht, da Antigone in dem Bewusstsein einer *Pflicht* zu genügen wohl durch Vorhaltung einer andern dadurch bedrohten *Pflicht*, nicht aber durch Erregung eines *Gefühls* abgehalten werden konnte, das überhaupt, wie wir später sehen werden, eine viel geringere Bedeutung hatte, als bei unseren Romantikern. Mit dem Abgange der Antigone ist die Gewissheit ihrer *That* dem Zuhörer klar, und da er sogleich darauf den Kreon kennen lernt, so kann auch ihr Tod nicht bezweifelt werden. Dieser ist daher schon deshalb nicht die Katastrophe des Stücks.

Nachdem die Schwestern sich entfernt haben, zieht der Chor, der aus Thebanischen Greisen bestehend jene den König umgebenden Edeln repräsentirt, mit dem Siegesgesange: „Strahl der Sonne“ in die Orchestra ein. Er gedenkt nach der Siegesfreude der Veranlassung des Kampfes, der drohenden Gefahr, des vollständigen Sieges, aber indem er nur in kurzen Worten die Tapferkeit der Kadmeier erwähnt [123 ff.]:

Also braust im Rücken ihm her
Donner der Kriegs; unbesieglicher Sturm
Feindlich ringenden Drachens,

hebt er „der vermessenen Zung' hochfahrendes Dräu'n" und „den unbändigen Trotz" hervor, wodurch die Gegner den Zorn und die Strafe des Zeus auf ihr schuldiges Haupt herabriefen. Denn *Zeus* war es, der den kühnen, bereits zur Mauerzinne emporgestiegenen Kapaneus mit dem Blitze erschlug und dadurch die für die Kadmeier günstige Entscheidung herbeiführte. So ist also der Chor weit entfernt, in unbesonnener Ueberhebung den Sieg eigener Kraft zuzuschreiben und darüber zu triumphiren: er würde dadurch in
30 den Fehler verfallen, der den Untergang der Feinde bewirkt hat. Wir werden also schon hier an das erinnert, wodurch der tragische Ausgang herbeigeführt wird.

Es tritt nun Kreon auf: auch er gedenkt der rettenden „Götterhuld"; dann verkündet er den Greisen, dass er, nach dem Rechte der Verwandtschaft nunmehr Theben's König, sie als bewährte Freunde gerufen habe. Daran knüpft er eine ausführlichere Auseinandersetzung seiner Grundsätze, die längst gehegt er als König zu bewähren gedenkt: dass der Staat und dessen Wohlfahrt dem Herrscher über Alles gehen, dass er weder aus Furcht schweigen und guten Rath verschmähen, noch aus Gunst einen Freund höher als den Staat achten dürfe. Aus diesem Grunde habe er jenes Gebot erlassen, den Eteokles, der für das Vaterland gefallen, ehrenvoll zu bestatten, den Polyneikes, der mit Feuer und Schwert es zu verheeren und zu knechten gekommen sei, unbestattet den Vögeln zum Frasse hinzuwerfen. Ausführlich wird die Schuld des Polyneikes in lebendigen Worten geschildert, um jenes, wie wir oben darthaten, mit der gewöhnlichen Pflicht der Sippschaft gegen den Geschiedenen streitende Verbot zu rechtfertigen, was ebendeshalb auch aus dem vorher ausführlich explicirten Principe entwickelt wird. Durch diese ganze Rede tritt der Charakter des Kreon in ein helles Licht. Ein starrer Mann, dem das Wohl des Staates über Alles geht und dieses Wohl besonders auf dem Gehorsam gegen die bestehende Satzung zu ruhen scheint, gelangt er zur Regierung: jetzt endlich kann er seine längst festgewurzelten Grundsätze ins Leben treten lassen; sie werden daher gleich bis zum äussersten Extrem verfolgt. Weil er aber dennoch weiss, wie sehr diese ihm richtig scheinende Consequenz dem bisherigen Brauche widerspricht, so sucht er sie, wie es solche Männer zu thun pflegen, in der etwas doctrinären Exposition zu rechtfertigen,
31 nicht allein in der *bewussten Absicht*, die Beistimmung des Chores zu gewinnen, sondern auch in dem ihm *selbst nicht klaren Bestreben*, sich selbst die Nothwendigkeit und Rechtmässigkeit jener Massregel noch fester einzureden.

Der Chor, welcher die Rechtmässigkeit des Kreon eben so wie

die Aufrichtigkeit seiner Grundsätze kennt, giebt seiner oben entwickelten Stellung gemäss jetzt noch eine allgemeine, weder zustimmende noch widersprechende Antwort. Man erfährt sodann, dass Wächter hei dem Leichname bestellt sind; vom Chore verlangt Kreon, dass er für Aufrechterhaltung des Verhotes sorgen solle. Schon hieraus ergieht sich, wie weit Kreon entfernt ist ein Tyrann zu sein. Dass er vielmehr sich im besten Rechte glauht, geht noch aus seinen letzten Worten hervor, in denen er dem Uebertreter die Todesstrafe bestimmt, denn nur Hoffnung auf Gewinn könne dazu verlocken. Wir sehen also schon hier jene Verhlendung, die dem politischen Gegner nur unlautere Motive unterlegt, an eine wohlmeinende Absicht desselhen nicht glauben will.

Es erscheint der Wächter, der, wie regelmässig die Boten, der niedern Volksklasse angehört: er ist offenbar ein Haussklave des Kreon, wie aus seiner ganzen Stellung zu diesem und namentlich aus der Androhung der Folter in der Rede des Kreon hervorgeht. Denn die Folter, ührigens ihrer Entstehung nach erst der späteren Zeit angehörig, durfte an Freien nicht vollzogen werden. Das niedere Verhältniss des Wächters zeigt sich nun auch in dem, was er spricht: die wortreiche Einleitung schildert im Gegensatze gegen die sonst gewöhnliche Belohnungshoffnung hei Freudenboten mit der dem gemeinen Mann eigenthümlichen Beredtsamkeit die vorläufige Angst, die der Sprecher auf dem Wege ausgestanden; er schliesst diese Einleitung mit dem ebenfalls diesem Standpunkte angemessenen Trostgrunde, dass ihn doch am Ende „Nichts treffen 32
könne, als das bestimmte Loos". Auf Kreon's dringende Frage versichert er seinem Charakter gemäss, ehe er noch das Geschehene mittheilt, dass er durchaus keinen Theil daran hahe, und erst auf fernere Fragen giebt er die Sache wirklich an. Dann folgt die ausführliche Erzählung, welche den doppelten Zweck hat, einmal die Sache möglichst klar in allen einzelnen Nehenumständen darzustellen, sodann die Unschuld und Nichtbetheiligung der Wächter zu erweisen. Dem Charakter dieser Leute ganz angemessen ist der Bericht von ihrem Hader, der heinahe in Thätlichkeiten aushricht, und ihre Berufung auf ein Gottesurtheil, wenn hier wirklich ein solches und nicht die Bereitwilligkeit, jedwede Folterqual zu ertragen, gemeint ist*).

*) Es ist natürlich hier nicht der Ort, über eine so wichtige Frage zu entscheiden. Daher nur vorläufig die Bemerkung, dass alle Spuren von Gottesurtheilen, welche man bei den Alten gefunden hat (s. Becker Charikles II, S. 282 — 285, dessen Beispiele übrigens noch vermehrt werden können), sich an ein bestimmtes Heiligthum eines bestimmten Gottes anknüpfen und eben so nur auf Erforschung Einer bestimmten Sache, namentlich des Eidschwures und der Keuschheit gerichtet sind. Eine so allgemeine und gewöhnliche Anwendung von Gottesurtheilen, wie sie aus der betreffenden Stelle der Antigone geschlossen werden müsste, entbehrt ausser dieser Stelle, so viel mir bekannt ist, jeder andern Stütze.

Durch den Bericht des Wächters, der besonders den gänzlichen Mangel jeder sichtbaren Spur hervorgehoben hat, findet sich der Chor veranlasst, an göttliche Einwirkung zu erinnern. Kreon weist diesen Gedanken streng, aber nicht ohne hinlängliche Begründung
33 zurück: wie können die Götter dem Frevler günstig sein, der ihre eigenen Tempel zu zerstören kam? Ungehorsame Bürger sind es, die heimlich durch Geld die Wächter bestochen haben: denn das Geld ist es, was zu den grössten Unthaten antreibt. Wir sehen also auch hier wieder die bestimmte Einbildung, dass nur unreine Motive zum Widerstreben gegen das Gesetz veranlasst haben können. Zu dieser Meinung aber ist Kreon bis jetzt noch insofern berechtigt, als Niemand in ruhiger Auseinandersetzung das Gegentheil gegen ihn vertreten hat, der Thäter dagegen, dessen gänzliche Spurlosigkeit allerdings dringenden Verdacht auf die Wächter wirft, in offenem Trotz mit der rohen That unmittelbar ihm entgegengetreten ist. Eben so natürlich geht aus jener Voraussetzung die Drohung der Folter hervor, wobei freilich Sophokles einen Anachronismus begangen hat, — dergleichen scheuen die Tragiker überhaupt nicht — da er dabei nur seine Zeit vor Augen hatte, in welcher Folterung der Sklaven ein Hauptbeweismittel in allen Criminalsachen war. Der Wächter sucht durch weitere Reden den König vielleicht umzustimmen; in der Pointe, durch den Boten sei nur das Ohr, durch den Thäter selbst aber das Herz des Kreon gekränkt worden, zeigt sich jene Neigung des gemeinen Mannes zu dergleichen etwas wohlfeilen Witzeleien, wie sie besonders in den Dramen eines Shakespeare so frisch nach dem Leben geschildert ist. Kreon unterbricht ihn, seinen drohenden Beschluss wiederholend, und der Wächter entfernt sich mit der für sich gesprochenen Versicherung, dass er dem Kreon nicht wieder unter die Augen kommen werde.

Es folgt nun das erste Stasimon: „Vieles Gewalt'ge lebt", über dessen Bedeutsamkeit ich schon im ersten Theile gesprochen habe. Angeregt durch die Energie des Kreon und die Kühnheit
34 des geheimen Thäters besingt der Chor die wunderbaren Thaten, die der Menschengeist vollbringt, aber abgesehen von der Schlusswendung in ganz allgemeiner Fassung. Dieser Schluss aber geht ebensowohl auf den Kreon, als auf den Thäter: jener „achtet der Heimath Gesetz", dieser „der Götter schwurheilig Recht". Beide, wünscht der Chor, mögen nicht aus Leidenschaft zum Unrechten greifen.

Antigone wird von dem Wächter herbeigeführt. Der Chor, ihre That ahnend, bricht in jene Aeusserung des Schreckens aus, in welcher er die Abstammung der Antigone von dem Unglücksvater nicht vergisst. Der Wächter verkündet diesmal ohne Eingang, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiele, die That der Jungfrau, und erst nach Kreon's Frage erinnert er sich seiner Schlussäusserung, gedenkend, dass er seinem Schwur untreu die Thäterin

selbst herbeiführe, erfreut, aller Schuld und Strafe ledig zu sein. Kreon fährt weder gegen die Antigone auf, noch glaubt er ohne Weiteres den wiederholten Aussagen des Wächters: ruhig verlangt er Erzählung des Thatbestandes. Diese hebt besonders den entschlossenen Charakter der Antigone hervor: unbesorgt, ob man sie ergreife, wehklagt sie beim Anblick des geschändeten Leichnams laut, wie ein Vogel [424 f.],

> wann er, heimgekehrt,
> Die Lagerstätte leer sieht und der Brut beraubt;

verwünscht die, welche solches gethan, und nachdem sie die heilige Pflicht erfüllt, macht sie keinen Versuch zur Flucht, lässt sich willig greifen und gesteht Alles. Seiner Gesinnung gemäss bedauert der Wächter am Schlusse, die Antigone ins Verderben gestürzt zu haben, und zeigt uns, dass selbst bei diesen Menschen Antigone Theilnahme gefunden hat, aber, schliesst er [439 f.],

> dies Alles acht' ich weniger,
> Als meine eigne Wohlfahrt, das ist meine Art.

Kreon, um seiner Sache gewiss zu sein, fragt zuerst in der Gegenwart des Wächters die Antigone, ob sie die That gethan, und erst auf ihr vollständiges Bekenntniss entlässt er jenen. Eben so Nichts übereilend fragt er sodann, ob Antigone das Gebot gekannt habe, und auf ihre bejahende Antwort befragt er sie um die Motive. Wir sehen hier durchaus den Kreon als einen ruhigen, besonnenen Richter, der sich durch seine Leidenschaft nicht hinreissen lässt, sondern eine förmliche Untersuchung führt. Ganz anders Antigone. Statt ruhig ihre Motive auseinanderzusetzen und dadurch an die Gerechtigkeit und Einsicht des Kreon zu appelliren, tritt sie ihm im Bewusstsein ihrer Berechtigung, in der sehr natürlichen Aufregung der eben vollendeten That auf eine nicht allein feste, sondern zum Theil sogar höhnende Weise entgegen; auf eine Weise, die in ihrem Verhältniss als Jungfrau, welche daheim im Hause bleiben und um der Männer Treiben, um Staat und Gesetz sich nicht kümmern soll, den von Hause aus weder despotischen noch grausamen, aber strengen und leidenschaftlichen Herrscher, der in seinem heiligsten Rechte sich angegriffen sieht, nothwendig erbittern und ihm die Möglichkeit aller ruhigen Ueberlegung rauben muss. Nicht Zeus und Dike, sagt sie, haben jenes Gesetz gegeben; dein Gebot achtete ich nicht so mächtig [454 f.],

> Dass drum der Götter ungeschriebnes, ewiges
> Gesetz sich beugen müsste, dir, dem Sterblichen.

Dass ich sterben muss, wusste ich, geschieht es vor der Zeit, acht' ich das grad' als Gewinn. Hältst du diess für thöricht,

> So mag der Thorheit immerhin ein Thor mich zeih'n [470].

36 Diese Rede muss nothwendig in Kreon die Meinung hervorrufen, der Widerstand des Mädchens beruhe auf leidenschaftlichem Trotz, und auch der Chor erkennt dieses an, indem er wiederum an ihre Abstammung vom „harten Vater" erinnert. Demgemäss eifert denn auch Kreon gegen den Trotz des Weibes, das doch „Knecht der Anderen" ist. Nicht allein die That, sondern dass sie sich deren rühmt und ihn höhnt, ist ihr Vergehen. Von einem Weibe angegriffen in dem, was er für heilsam und berechtigt anerkannt hat, kann er ihrer, so nah sie ihm auch verwandt ist, nicht schonen, und auch ihre Schwester, die ihm durch ihr Benehmen ihre Mitschuld zu verrathen scheint, soll sterben. Hier sehen wir, wie der Charakter des Kreon umschlägt: es ist nicht der besonnene Richter, der ruhig die Untersuchung führt, sondern der leidenschaftliche Despot, der ohne zu hören und zu forschen auf blinde und rasche Voraussetzung hin verurtheilt. Antigone, weit entfernt zu erschrecken, fordert ihn kalt auf, sie sofort zu tödten, da sie nie mit ihm Einer Meinung sein werde; auch die versammelten Edlen seien mit ihr einverstanden, wagten aber nur aus Furcht nicht es zu äussern; sie schliesst mit dem Vorwurfe, Kreon sei ein Tyrann, und so dürfe er denn reden und thun, was ihm beliebe. Dieser glaubt dagegen die öffentliche Meinung für sich zu haben, und es entspinnt sich nun in der Wechselrede des Kreon und der Antigone jene dialektische Bewegung der Gegensätze, die von beiden Seiten einseitig festgehalten zu einer friedlichen Lösung sich nicht vereinigen können. Antigone fasst den entgegengesetzten Standpunkt in die Worte zusammen [523]:

Nicht mitzuhassen, mitzulieben ist mein Theil.

37 Sie sieht in Polyneikes nur den Bruder, in Kreon nur den Feind. Das Todesurtheil gegen das anmassende Weib ist die Antwort.

Es erscheint Ismene in Thränen gebadet. Kreon, immer leidenschaftlicher, redet sie als überführte Verbrecherin an, schilt sie eine „Natter" und verlangt Geständniss. Die sanfte Ismene, die voll Furcht und Scheu war, ihre Schranken zu durchbrechen und das Gesetz zu übertreten, bekennt sich schuldig: es gilt ja jetzt nur mit der geliebten Schwester zu sterben. Aber streng, ja höhnend wird sie von der Schwester zurückgewiesen, die stolz auf ihre That sie auch allein vertreten will: die Schwester meine es nur in Worten gut; bloss um den Kreon sorge sie; sie möge also, wie sie aus Liebe zum Leben ihre Pflicht versäumt habe, nun auch leben bleiben und sie selbst allein sterben lassen. Antigone erkennt auch hier die Berechtigung der Ismene zu ihrem echt weiblichen Handeln nicht an: sie ist ungerecht gegen die Schwester. Diese wendet sich nun an Kreon, und indem sie ihrer Ueberzeugung gemäss die Schuld der Antigone stillschweigend zugiebt, sucht sie durch andere Motive auf ihn zu wirken: sie erinnert ihn an das Unglück, das Antigone's Sinn verwildert habe, an ihr eigenes

Trauerloos nach deren Tode, endlich an den Hämon und dessen Liebe zur Verlobten; vergebens. Kreon kann solchen egoistischen Gründen seinem Principe gegenüber und mit Recht Nichts einräumen; denn es wäre ja auch für den Sohn selbst ein Verderben. Ich erwähne hier beiläufig, dass die Worte [572]:

O liebster Hämon, wie beschimpft der Vater dich,

nicht von der Antigone, wie es auch bei der hiesigen Aufführung geschah, gesprochen werden, sondern der Ismene gehören, was so- 38
wohl aus der Antwort des Kreon, wie aus dem Gang des ganzen Zwiegesprächs, als auch aus dem Charakter der Antigone selbst hervorgeht, die hier an Nichts, was ihr Schicksal ändern kann, Antheil nehmen kann und des Hämon überhaupt nirgends namentlich gedenkt. Dagegen sind die beiden letzten Verse [574]:

So willst du sie entreissen deinem eignen Sohn?

und [576]:

Beschlossen ist, ich seh' es, dass sie sterben soll,

mit Recht neuerdings [von Boeckh] dem Chore zugeschrieben worden. Nachdem beide Schwestern fortgeführt worden sind, so beginnt der Chorgesang [582 ff.]:

Glückselige, deren Geschick nie Leid gekostet,

in welchem alle Momente, die den Untergang der Antigone herbeiführen, erwähnt werden. Wenn die Gottheit einmal ein Haus zum Unglück bestimmt hat, so wälzt sich dieses durch die eigne Schuld der dazu Gehörigen von Geschlecht zu Geschlecht fort: so häuft sich im Hause des Labdakos Unglück auf Unglück: den letzten Spross rafft hin „des Sinnes Thorheit". Daran knüpft sich dann wieder die Warnung vor „frevlem Hochmuth", da ja doch alle menschliche Herrlichkeit Nichts sei vor der ewigen, unveränderlichen Gewalt des Zeus, ferner vor leichtsinniger Hoffnung, die nicht selten den Menschen ins Unglück stürzt, wenn er von Gott verblendet das Verderbliche für heilbringend hält. Alles ist wieder allgemeine Lebensregel, und doch liegen auch darin Anspielungen auf die damaligen Verhältnisse, wie wir oben sahen.

Es tritt Hämon auf, ein schönes Bild des bescheidenen, in inniger Liebe und Hingebung dem Vater zugethanen Epheben. 39
Sowohl der Chor als Kreon, der durch eine milde Frage ihn zu gewinnen sucht, sind begierig, ob er mit dem Beschlusse gegen die Braut einverstanden ist. Hämon, der trotz seiner Liebe dennoch diese nicht als Grund gegen den Tod der Antigone geltend machen kann, versichert, dass er ganz der weisen Leitung des Vaters sich anvertraue und kein Eheband höher achte als diese. Kreon, der nun doch vor dem Tode der Antigone die Richtigkeit

dieser Leitung rechtfertigen muss, schildert zuerst das Glück des Vaters, dessen Kinder ihrer Pflicht getreu ihm gehorchen; deshalb möge auch der Sohn aus Liebe zu einem Weibe, das durch eigene Schuld dem Gesetze verfallen, und dessen Bestrafung für das Wohl des Staates nothwendig sei, dem Vater nicht widerstreben. In ähnlicher Weise, wie in der Eingangsrede, nur mit Zurückführung auf die Familie [659 f.]:

> heg' ich bei dem eignen Stamm
> Den Ungehorsam, wie bezähm' ich Fremde dann?

wird Ordnung und Gehorsam gegen das Gesetz als das einzige und sicherste Mittel zur Erhaltung des Staates gepriesen, aber freilich bis zum äussersten Extreme [666 f.]:

> Nein, wen der Staat einsetzte, dem gehorche man
> In Kleinem und Gerechtem und *im Gegentheil.*

Um so strenger müsste man daher den Ungehorsam der Antigone ansehen, da sie, ein Weib, gegen den Staat gefrevelt habe. Da Kreon hier wie früher durchaus gar keine *Berechtigung* der Antigone anerkennt, da er von der unumstösslichen Richtigkeit und allgemeinen Anerkennung seines Principes um so fester überzeugt wird, *je öfter und schärfer er es ausspricht,* so ist es klar, dass er jede Opposition des Sohnes nur als Opposition der
40 *Liebe,* des *Gemüths* ansehen und den Versuch diese Opposition zu motiviren als *Heuchelei* betrachten wird. Dieser Widerspruch muss den Kreon um so mehr empören, als er auf sein Recht als gereifter Mann, Vater und Herrscher fussend gerade von dem jugendlichen Sohne ihn erfährt. Die Antwort Hämon's ist ein Meisterstück in der glücklichen Vereinigung kindlicher Ergebenheit mit klarer und nachdrücklicher Begründung der entgegengesetzten Meinung, ohne Einmischung des egoistischen Momentes der Liebe. Hämon will und kann dem Vater aus eigener Ueberlegung nicht widersprechen, allein [687]:

> Doch fände auch ein Andrer wohl das Richtige.

Da nun Kreon nicht selbst Alles sehen und hören kann, ausserdem sein strenges Auge die Bürger abschreckt, sich frei gegen ihn auszusprechen, so tritt er als Vermittler zwischen sie und den Vater, als Interpret der Volksstimme auf, die, wie wir sahen, schon bei Homer als eine moralische Schranke der Königsgewalt erscheint. Diese öffentliche Meinung aber hält die Antigone nicht der Strafe, sondern der grössten Belohnung für würdig. Diess dem Vater mitzutheilen, war seine Sohnespflicht: der Vater möge es nun nicht verschmähen, darauf zu achten, denn wer seine eigene Meinung für untrüglich hält und an ihr eigensinnig festhält, wird oft als eitel erfunden und geht nicht selten zu Grunde. Auf guten Rath da-

gegen zu hören und von Anderen zu lernen, bringt keine Schande, sondern Gewinn und Ruhm.

Warum diese Rede bei Kreon nichts helfen kann, haben wir schon bemerkt. Vergebens fordert der Chor zu ruhiger Discussion auf: es entspinnt sich jene Debatte zwischen Vater nnd Sohn, in welcher sich der erstere immer mehr verstockt und der letztere zuletzt selbst leidenschaftlich wird. Kreon verschmäht es, von einem 41
jüngern Manne zu lernen, Hämon entgegnet, auf den Rath, nicht auf die Jahre müsse er sehen; dadnrch zurückgewiesen, beruft sich Kreon darauf, dass der Ungehorsam bestraft werden müsse, nnd da Hämon diess gewissermassen einräumt, so wendet er den Satz auf Antigone an. Hämon setzt ihm die öffentliche Meinung entgegen [733]:

Nicht also meint einstimmig das gesammte Volk.

Da lässt er sich im Bewusstsein seines guten Willens zum Aeussersten hinreissen: „der Staat bin ich, mir muss der Staat gehorchen.“ Er überschreitet hierdurch seine Schranken und wird, wenn auch nur anf einige Zeit, zum Despoten. Hierher führt das einseitige Festhalten am Princip. Von dem Sohne nicht allein entschieden zurückgewiesen, sondern sogar treffend widerlegt, beginnt er dessen Absicht zu verdächtigen [740]:

Er kämpft im Bunde mit dem Weib, so scheint es mir.

Derselbe Vorwurf wird noch einigemal auf die schlagenden Antworten des Hämon, freilich nnr als eine unerwiesene Behauptung erwidert nnd zuletzt durch die gewisse Versicherung ihres unvermeidlichen Todes verschärft. Da bricht Hämon, schon entschlossen sich den Tod zu geben, in die Worte aus [751]:

So stirbt sie denn und tödtet sterbend Andere;

eine Aeusserung, die Kreon als eine Drohung gegen sich aufnimmt nnd daher in immer steigender Leidenschaft die Jungfrau herbeizuholen befiehlt, um sie vor den Augen des Bräutigams sterben zu lassen. Um diess zu vermeiden, entfernt sich Hämon nnd wiederholt die Ankündigung des Selbstmordes [763 f.]:

Und nimmer wird 42
Dein Auge jemals dieses Haupt mehr wiedersehn.

Kreon, der, wie gesagt, den Hämon missverstanden hat, kann natürlich nach einer so stürmischen Scene nicht zur Besinnung oder Sinnesänderung kommen: „mag auch der Sohn das Aeusserste thun, doch diese Mädchen wird er nicht dem Tode entziehen.“ In seiner Anfregung vergisst er auf einen Augenblick, dass Ismene vollkommen gerechtfertigt ist, doch nimmt er auf Erinnerung des Chores sogleich das Todesurtheil gegen diese zurück. Auf die fernere Frage, wie Antigone sterben soll, bestimmt er, sie solle

lebend in eine Felsenhöhle eingeschlossen werden, eine Todesart, welche bei dem Weibe als nothwendige Modification der eigentlich bestimmten Steinigung durch Volkeshand eintritt. Wie Kreon im Streite mit dem Hämon zum politischen Despoten ausartet, so negirt er hier am Schlusse höhnend die Berechtigung des Todtencultus und wird zum Religionsspötter: wenn Hades, den allein von den Göttern sie ehrt, sie nicht rettet [779 f.],

— erkennt sie, doch zu spät, dass unbelohnt
Sich mühe, wer verehre, was im Hades ist.

Es folgt der Chorgesang, welcher auch hier anknüpfend an das Vorgefallene, den Streit zwischen Vater und Sohn, die Allgewalt des Eros in kräftigen und allgemeinen Zügen schildert, nichtsdestoweniger aber ziemlich deutlich, wie wir früher bemerkten, auf das Verhältniss zwischen Perikles und Aspasia anspielt. Doch da wir eben gesehen haben, dass Hämon seine Liebe für die Braut durchaus nicht als Grund gegen ihre Tödtung geltend macht, ja sogar dieses vom Vater ihm untergelegte Motiv entschieden zurückweist, so könnte es scheinen, als ob mit Unrecht der Chor den eben vorgefallenen Streit der Liebe des Hämon zuschreibe. Und den-
43 noch ist es so: der gehorsame, bescheidene, ehrerbietige, ja sogar demüthige Sohn würde nicht als Vertreter des Rechts und der öffentlichen Meinung gegen den Vater aufgetreten sein, wenn nicht sein Herz, seine Liebe ihn dazu getrieben hätte; wäre ein Anderer von dem Spruche des Kreon getroffen worden, Hämon hätte diesen wohl bemitleiden, des Vaters Strenge bedauern mögen, nimmer aber hätte er aus seiner kindlichen Ergebenheit und Folgsamkeit bloss durch die Reflexion, der Vater scheine in den Augen des Volkes Unrecht zu thun, sich herauszureissen vermocht: er würde geduldet und geschwiegen haben. Diese Unterordnung unter des Vaters Willen, die Hämon ausdrücklich hervorhebt, hat ihn auch bei dessen hartnäckiger und höhnender Weigerung vor dem Schlimmsten bewahrt; ein Sohn, dem dieses Gefühl fehlte, würde in dem Bewusstsein seines Rechtes und von der Leidenschaft fortgerissen nicht den eigenen Untergang beschlossen, sondern Widerstand gegen den Vater und die Rettung der Braut selbst mit gewaffneter Hand versucht haben. Diess vermag des jugendlichen Hämon weiches Gemüth nicht — er ist Nichts weniger als ein Held, zu dem man ihn sehr ungerechter Weise hat erheben wollen —: nachdem er Alles versucht hat, was in seinen Kräften stand, den Vater von seinem Unrecht zu überzeugen, muss er, trotzig und höhnisch von diesem zurückgewiesen, allen Halt verlieren und am Leichnam der still aber heiss geliebten Braut sich den Tod geben. Denn er hat nicht allein diese durch grausamen und ungerechten Tod verloren, sondern der eigene Vater, den er kindlich verehrte und liebte, hat diesen Frevel begangen; der Gegenstand seiner Verehrung ist ihm ein Gegenstand des Abscheus geworden. Was soll

ihm da noch das Leben? Somit erscheint der Selbstmord des 44
Hämon in seiner Nothwendigkeit gerechtfertigt.

Es folgt nun der Wechselgesang zwischen der Antigone und
dem Chore. Antigone hat die gewaltige, ihre Schranken übersteigende
That vollbracht, sie ist mit einer die Weiblichkeit übersteigenden,
bis zum Trotz sich steigernden Kraft dem Kreon entgegengetreten:
aber jetzt ist zugleich mit dem nothwendigen Drange
dazu diese gewaltsame Anspannung in ihr Gleis zurückgekehrt;
ihre Härte und Schroffheit ist gewichen, und sie erscheint nun
als die zwar noch immer gefasste und starke Jungfrau, die aber
den frühen Tod nicht mehr als Wohlthat ansieht, sondern als Unglück
innig beweint; die jetzt das ihr geraubte Glück der Ehe, an
welches sie früher in ihrer Aufregung gar nicht denken konnte,
schmerzlich beklagt und auch in ganz natürlichem Gefühle vor der
grausen Art ihres Todes sich fürchtet und darüber vergebens sich
zu trösten sucht. So ist sie also von ihren früheren Mängeln vollkommen
geläutert: den begangenen Fehl sühnt sie durch den
Tod; rein und beweinenswürdig geht sie ins Grab. Alles diess
spricht sich gleich in der ersten Strophe aus. Der Chor sucht sie
zuerst zu trösten: „mit Ehren, nicht durch Krankheit oder Schwert
hingerafft, nach eigener Wahl“, wie sonst keine Sterbliche steige sie
zum Hades. Als aber Antigone ihr Schicksal mit dem der Niobe
vergleicht, so erinnert sie der Chor, um diese Gleichstellung zurückzuweisen,
dass diese eine Göttin gewesen, deren Loos zu theilen
Ruhm bringe. Da bricht Antigone, solcher Zurückweisung nicht
gewärtig, in herbe Klagen aus, dass man sie verhöhne, dass sie von
Freunden unbeweint in die Gruft steige, weder im Tode noch im
Leben heimisch. Jetzt erinnert sie der Chor an *ihre* Schuld: sie
stiess in keckem Muth an Dike's Thron, diese Schuld hängt aber 45
mit der alten Schuld des Hauses zusammen [856]:

Du kämpfst wohl aus den Kampf des Vaters.

Diesem Geschicke des Hauses widmet nun Antigone ihre Klage:
auch sie fällt ihm anheim, des Bruders Tod „rafft sie fort vom
Leben“. Aber der Chor erinnert sie noch einmal, dass nicht die
Pflicht gegen diesen, sondern dass die eigne Leidenschaft sie
ins Verderben stürze. Nachdem Antigone noch einmal Alles,
was ihr Loos Schweres enthält, zusammengefasst hat, unterbricht
Kreon die Klagen und gebietet sie hinwegzuführen. Ein moderner
Dichter würde diess sogleich geschehen lassen: der antike Poet
darf aber Antigone in dieser Aufregung nicht entlassen, sie
muss die *Reinigung* ihres Gemüthes von jeglicher Leidenschaft
vollbringen, beruhigt und beruhigend vom Leben scheiden.
So legt er ihr denn die *gesprochene* Abschiedsrede in den
Mund, in welcher sie noch einmal der Motive ihrer That sich
bewusst wird: die letzte ihres Geschlechts steigt sie vor der Zeit
zum Hades nieder, in der Hoffnung, jenen Hingeschiedenen will-

kommen zu sein; denn weil sie dieselbe Pflicht, welche sie Allen bereits erwies, auch dem Polyneikes gönnte, wird sie unvermählt, kinderlos, verlassen zum Hades hinabgestossen, ohne ein Gebot der Götter verletzt zu haben. Aber nicht zu nochmaligem Trotz und zu Verwünschung wird sie durch diesen Gedanken aufgestachelt, sondern gefasst und mit dem Zweifel, dass auch sie geirrt haben könne, schliesst sie [925 ff.]:

> Doch wenn es so den Göttern wohlgefällig ist,
> So will ich büssend meiner Schuld geständig sein;
> Sind diese schuldig, möge dann kein gröss'res Leid
> Sie treffen, als sie wider Recht an mir gethan!

46 Warum wir jene Stelle, wo Antigone die Bevorzugung des Bruders vor Mann und Kindern zu rechtfertigen sucht, hier übergehen, ist im ersten Theile gesagt worden. Ein moderner Dichter hätte jedenfalls nicht in allgemeinen Ausdrücken die Antigone über das verlorene Eheglück klagen, sondern des Hämon gedenken lassen. Allein Sophokles schildert hier die heroische Zeit, welche die eigentliche individuelle *Liebe* erst in und mit der *Ehe* findet: neben Hektor's Abschied findet sich etwas Aehnliches zwischen noch Unvermählten nicht. Und überhaupt gehört ja bekanntlich die überschwengliche, in blinder und ausschliesslicher Hingebung an Ein Individuum völlig sich erschöpfende Glückseligkeit der schwärmerischen Liebe in einzelnen Beispielen (Hero und Leander nach *Musaeus*) erst der späteren vom Hellenismus abgefallenen Zeit, in seiner vollen principiellen Entwickelung erst der christlich-germanischen Romantik an.

Kreon kommt zurück; der Chor benachrichtigt ihn, dass die Jungfrau noch in derselben Ueberzeugung verharre, und in harten Worten befiehlt er sogleich, sie gewaltsam fortzureissen. Die letzte Klage der Antigone, in der sie Götter und Menschen zu Zeugen anruft, verstummt, sie verschwindet.

Es folgt das *vierte Stasimon*. Zuerst wird der Danaë, dann des Lykurgos, endlich der Phineiden gedacht, die alle ein ähnliches Loos wie Antigone gehabt haben; Danaë, die durch Zeus' Umarmung begnadet dennoch des Geschicks furchtbare Obergewalt erfuhr; Lykurgos, welcher zeigt, dass „in Nichts eiteln Wahnsinns wildaufbrausende Kraft schwindet"; die Phineiden, die Kinder der aus athenischem Königsstamme entsprossenen Boreastochter, des Gottkindes, über welche auch die Macht des uralten Schicksals
47 hereinbrach. Es ist also in diesen Beispielen namentlich das *Schicksal*, welches selbst ohne *sichtbare* Schuld der Betheiligten das Unheil heraufführt. Die Anwendung auf das eben Vorgegangene liegt nahe.

Es folgt nun diejenige Scene, in welcher die *Peripetie*, die Umwandlung des Stückes eintritt. Der blinde Seher *Teiresias*, der sich nach der Sitte der griechischen Tragödie gleich als solchen

ankündigt, erscheint. Er ermahnt zuerst den Kreon zum Gehorsam und erinnert ihn zugleich an die Richtigkeit seiner frühern Prophezeiungen. Kreon, der keine Ahnung hat, dass auch der Seher gegen ihn auftreten werde, nimmt diess ganz gut auf. Es beginnt die Erzählung, deren reich ausgeführte Schilderung natürlich den griechischen Zuhörer, der durch die fast tägliche Praxis mit dem Detail bekannt war, ansprechen musste: Vögelzeichen und ungünstige Opfer verkünden den Zorn der Götter über den Frevel an des Polyneikes Leichnam. So weit der Seher; Teiresias ist aber mehr, er ist auch ein weiser Rathgeber: Irren ist allen Sterblichen gemein, wer aber seinen Irrthum ausgleicht, ist besonnen, und — wieder das alte Thema! — „des Unverstandes zeiht man wohl den starren Trotz“ [1028]. Und welcher Heldenmuth ist es, den Todten zweimal tödten? Kreon möge also seinen guten Rath hören.

Dieser aber, durch alles Vorhergegangene stufenweise immer mehr verhärtet, namentlich durch des Sohnes Widerstand, den er mit den Worten andeutet [1035 f.]:

> von meinem Stamm
> Biu ich verhandelt und vertauscht seit lange schon,

heftig gereizt; endlich durch die so eben stattgehabte Abführung der Antigone, deren Tod dadurch unwiderruflich geworden, in seiner Ueberzeugung nothwendig selbst wider bessere Regungen 48
gefestigt, wiederholt in den stärksten Ausdrücken, dass nur Hoffnung auf Gewinn wie die Anderen zu anderen Versuchen, so auch den Teiresias verlockt habe, die Seherkunst zu seinem Zwecke zu missbrauchen. Nicht also gegen diese an sich, nicht gegen den Seher, sondern gegen den trügerischen Rathgeber richtet sich Kreon's Opposition. Er ruft [1040 f.]:

> Ja wollten auch Zeus' Adler ihn zum Mahle sich
> Wegraffen und ihn tragen an des Gottes Thron,

dennoch will er ihn nicht bestatten, denn er weiss wohl, „dass der Menschen Keiner einen Gott beflecken kann“. Wir sehen also hier wieder dieselbe Verblendung, die statt mit dem Gegner ruhig Meinung und Widerspruch auszutauschen, in blindem Vertrauen auf die eigene untrügliche Einsicht dessen Absichten verdächtigt und dessen Persönlichkeit ohne hinlänglichen Grund angreift. Ferner aber überschreitet auch hier Kreon seine Schranken dadurch, dass er den erprobten und untrüglichen Seher, den Interpreten der Gottheit, der Lüge aus Gewinnsucht zeiht und zugleich der göttlichen Offenbarung mit rationalistischer Reflexion entgegentritt. In der folgenden Stichomythie wiederholt Kreon öfter diesen Vorwurf, während Teiresias ihm Besonnenheit empfiehlt, nach und nach bitterer wird und endlich das verkündet, „was ihm still im Busen ruht“, die Prophezeiung, die einmal ausgesprochen und bekannt unwiderruflich in Erfüllung gehen muss. Nicht lange mehr wird

die Sonne ihre Bahn vollenden, und Kreon wird aus seinem eignen Blute für den Frevel an den Unterirdischen einen Leichnam als Ersatz darbringen; schon lauern auf ihn [1075]

Des Hades und der Götter Straferinnyen.

Auch noch ferneres Unheil verkündet er ihm [1080 ff.]:

49 Und alle Städte raffen sich erbittert auf,
Sie, deren Leichen Hunde hier entheiligten, u. s. w.

Diese Worte, welche über die Antigone hinausgehen, erinnern an den glücklichen, in Reden und Liedern der Athener viel gepriesenen Feldzug, durch welchen der Heldenkönig Theseus als Schützer der hinterlassenen Wittwen und Waisen den Kreon zwang, ihnen die Leichen ihrer Angehörigen zur Bestattung auszuliefern; an jenen Feldzug, der das vollendete, wofür Antigone gestorben war. Am Schlusse der Prophezeiung spricht der Seher nochmals, aber nicht ohne scharfen Hohn die Mahnung zur *Mässigung* und *Besonnenheit* aus.

Jetzt tritt der Chor zur rechten Zeit ein: „Grauses hat Teiresias verkündigt, er, der niemals Lügen gesprochen.“ Kreon hat diess schon selbst bei sich überlegt und fürchtet Unheil, doch „Nachgeben ist schrecklich.“ Da räth ihm der Chor kurz und eindringlich, die Antigone zu befreien, den Todten zu bestatten, und da Kreon noch schwankt, freilich nur aus Unlust nachzugeben, nicht mehr aus Ueberzeugung, erinnert er ihn [1103 f.]:

mit raschem Schritt
Ereilt der Götter Strafgericht den Frevelsinn.

Da bricht Kreon zusammen [1105 f.]:

Weh mir! mit Schmerzen, dennoch ändr' ich meinen Sinn,
Der Noth gehorchend, kämpfe nicht vergebens an.

Es folgt dann die Mahnung an die Diener: und mit sich zerfallen und zwieträchtig folgt der König selbst.

Man hat dieses schnelle Umschlagen des Kreon, nachdem er doch zu Anfange so heftig und ungerecht den Seher zurückgewiesen, streng getadelt; man hat es in Widerspruch mit seinem früheren Charakter gefunden, welchem freilich dieselbe Kritik Härte und Grausamkeit vorwirft, mit welchem Rechte, ist wohl nun hinläng-
50 lich nachgewiesen worden. Auch jener Tadel hat durchaus keinen Grund. Aus der Stimmung des Kreon, die gerade nach der Ausführung des so vielfach bekämpften Beschlusses, wo ein Widerruf schmählich und zu spät erscheint, schroff und aufgeregt ist, ergiebt sich, wie wir oben sahen, nothwendig der anfängliche mit ungerechtem Vorwurf gepaarte Widerstand gegen den Seher, ein Widerstand, der, wie wir auch bemerkten, um so leichter aufzunehmen war, als er nicht gegen die unzweifelhafte *Seherkunst*

des Teiresias, sondern gegen seinen Rath und seine Gründe gerichtet ist. Indem Kreon jenen zurückweist, diese für widerlegt achtet, glaubt er darin zugleich den Schlüssel zn jenem Missbrauch der Seherkunst gefunden zu haben, den er ihm vorrückt. Das weitere Gespräch mit dem Teiresias kann ihn eben so wenig wankend machen. Als aber dieser die Prophezeiung ausspricht, die Kreon auf keinen Andern als den Hämon beziehen kann, als er daran die Vorhersagung noch grösseren Unheils knüpft, da ergreift jenen plötzlich der Gedanke an des Sehers Untrüglichkeit, die sich, wie von jeher, so auch besonders in der jüngsten Zeit durch das Eintreffen seiner Prophezeiungen bewährt hat: eine solche Drohung kann Teiresias nicht fingiren, wie etwa die Deutung des dem Laien verschlossenen Vogelfluges. Alles dieses muss, während Teiresias' strenge nachdrucksvolle Worte an sein Ohr schlagen, sein Inneres durchwühlen und in ihm jene Umwandelung bewirken, die nur noch vor dem Bedenken, Beschlossenes umznstossen, zurückbebend, leicht durch des Chors eindringlichen Rath bestimmt wird. Zur Ueberlegung aber ist keine Zeit; nur kurze Frist hat Teiresias gestellt: also muss Kreon gleich aufbrechen, um wo möglich noch zu retten und zu helfen. Dennoch aber ist Kreon noch nicht ge-
reinigt, und mit Recht bricht die geweissagte Katastrophe über 51
ihn und sein Haus herein. Denn Kreon hat nicht durch besonnene Ueberlegung auf den Rath Anderer seine maasslose Leidenschaftlichkeit erkannt und eilt darum, sie gut zu machen; sondern nur die wohlbegründete Furcht vor der unausbleiblichen Strafe ist es, die ihn plötzlich, ohne dass er sich von der Thorheit seines Thuns überzeugt hat, dieses durch schnelles Handeln gut zu machen fortreisst. Wie er durch einseitige Reflexion verblendet trotz aller Vorstellungen auf seinem eigenen Sinn beharrte und zn frevler That sich verstockte, so wird er jetzt, ohne die Nichtigkeit seines früheren Raisonnements über das Recht des Staates klar erkannt zu haben, bloss durch die Furcht vor dem Untergange des Hauses zum Gegentheil fortgerissen. Ein egoistisches Motiv also ist es, was hier zunächst den Kreon zur Umkehr bewegt, und erst nachher tritt, wie wir sehen werden, in der Klage die richtige Erkenntniss ein. Dass aber ein egoistisches Motiv diess bewirkt, ist um so bedeutungsvoller, als Kreon dieses ausdrücklich in seiner Eingangsrede negirt hat [182 f.]:

> Und Jeden, dem die Freunde höher stehen, als
> Das eigne Vaterland, den achte ich für Nichts.

Daher zeugen denn auch die einseitigen Schlussworte des Kreon von Nichts weniger als von klarer Einsicht [1113 f.]:

> Denn traun, ich fürchte, dass es wohl das Beste ist,
> Besteh'nde Satzung halten bis ans Lebensziel.

Es folgt der Bacchuschor. Diesen Gott gerade anzurufen, war

sowohl der Tragödie, die zu Theben, seiner Heimath und dem Hauptsitz seiner Verehrung, spielt, als dem Feste selbst, an welchem die Tragödie aufgeführt wird, angemessen. Es ist daher auch ganz natürlich, dass Dionysos zwar aufgefordert wird, „da gewaltig
52 schwere Noth über das ganze Land einbrach", als Retter zu erscheinen; dass aber dennoch diese Aufforderung vor der stürmischen Lobpreisung des Gottes, welche den ganzen übrigen Theil des Chorgesanges füllt, in den Hintergrund tritt. So erscheint also dieser Gesang auch in dieser Hinsicht, wie schon seinen bewegten Versmaassen nach, als ein wirklicher Dithyrambos, und ich möchte daher von diesem Standpunkte die sonst getadelte Auffassung des geistreichen Componisten in Schutz nehmen, ohne natürlich damit irgendwie ein Urtheil über die Musik selbst aussprechen zu wollen.

Es kommt der Unglücksbote, in der gewöhnlichen, uns schon bekannten Weise seinen Bericht mit einer allgemeinen Reflexion beginnend, die aber ganz seinem Charakter und seiner Stellung angemessen ist. Bloss an die Aeusserlichkeit des Geschehenen sich haltend, ahnt er den tieferen Grund und die innere Nothwendigkeit desselben nicht, die der Dichter vor uns entfaltet hat. Er spricht daher nur von der Unbeständigkeit des Menschenlooses. Denn [1158 f.]:

Das Glück erhöhet und das Glück erniedriget
Den Glückbegabten und den Unbeglückten stets.

Indem er weiterhin das furchtbare Unglück des Kreon, „dem Alles entschwunden", anzeigt, spricht auch er die von dem Niedrigstehenden und Armen so natürlich und gern gehegte Ueberzeugung aus, dass Glanz und Herrschaft ohne Freude Nichts sei: wenn sie dir mangelt [1170 f.]:

kauf' ich alles Andre dir
Nicht um des Rauches Schatten ab für frohen Muth.

In kurzer Wechselrede kündet er dann dem Chore auf dessen Fragen den Selbstmord des Hämon an, den dieser aus Verzweiflung über den Tod der Antigone begangen, und ermahnt dann den Chor
53 zu berathen, was weiter zu thun sei. Ehe diess aber der Chor befolgen kann, tritt schon Eurydike, Kreon's Gemahlin, im Begriff zum Tempel der Pallas zu gehen, heraus. Sie hat die Schreckenskunde vernommen und will sie nun ganz und ohne Rückhalt wissen. Die wenigen Worte, welche Eurydike spricht, geben dennoch ein hinreichendes Bild von ihr und dienen dazu, die folgende Katastrophe vorzubereiten: als echte griechische Hausfrau dem öffentlichen Leben fremd, hat sie, gewiss durch dunkle Kunde bewegt, das Haus verlassen wollen, um mit frommen Gelübden der Pallas hilfeflehend sich zu nahn. Da vernimmt sie jenes Wort, und, obwohl des Leidens nicht unkundig, sinkt sie ohnmächtig zurück. Wie mag nun die ganze grause Wahrheit auf sie wirken?

Nach kurzer Einleitung in der schon öfter charakterisirten Weise folgt die Erzählung des Boten. Die Bestattung des Polyneikes bietet nichts Bemerkenswerthes dar; sehr schön dagegen wird schon von fern durch den Klageruf des Sohnes Kreon erschreckt: der Prophezeiung eingedenk ahnt er das Schlimmste. Antigone's Selbstmord ist durch den Hinblick auf die Gewissheit eines grausamen und langsamen Todes dem alten Dichter vollständig gerechtfertigt. Der Selbstmord gilt den Griechen wie den Römern noch bis in die späteste Zeit als ein Recht, ja als eine Pflicht des wahrhaft Freien, nicht nur um einem anderen qualvollen Tode, sondern ebenso um einem kummervollen, schmachbedeckten Leben zu entgehen; und diese Ansicht ist bis in die letzte Zeit des sinkenden Heidenthums wie in der Philosophie dogmatisch begründet, so im Leben vielfach praktisch geübt worden. Um Antigone richtig zu beurtheilen, müssen wir daher ebenso den moralischen Standpunkt des Christenthums als die Vorstellung der modernen Aesthetik aufgeben, welche nun einmal die von Antigone erwählte Todesart 54
als unschön betrachtet. Sie ist aber vielmehr die vielen griechischen Heroinen gemeinsame, natürlich, da Schwert und Waffen häufig nicht zur Hand sind, und der Wassertod gescheut wurde, weil der also sich Preisgehende dadurch seinen Leichnam der Bestattung beraubte. Wenn in dieser Hinsicht der Selbstmord Antigone's als gerechtfertigt erscheint, so ist doch auch er nicht ohne Schuld: diese Schuld besteht in der leidenschaftlichen Eile, mit der er sofort nach erfolgter Einschliessung vollzogen wird. Diese leidenschaftliche Eile ist aber wiederum in dem Charakter der Antigone begründet, da sie keine Aussicht auf Rettung und Erlösung hat. Wie auf Antigone's Tod nothwendig auch der Selbstmord des Hämon folgen musste, haben wir schon früher aus dem Charakter des Jünglings entwickelt: Hämon hat diesen Entschluss sogleich nach der unwiderruflichen Entscheidung des Vaters gefasst und ihm diess, wie wir sahen, freilich nur mit zweideutigen Worten, angekündigt. Um diesen Entschluss auszuführen, ist er in das Grabgewölbe der Antigone gedrungen, und diesem Einbruch, nicht etwa der Vermuthung, er habe sich schon den Tod gegeben, gilt der Ausruf des Vaters [1228 f.]:

> Was, Armer, thatst du? Welcher Geist, Unseliger,
> Ergriff dich? Welches Ungemach verwirrte dich?

Denn es galt für einen Frevel, der kaum bei gesunden Sinnen begangen werden konnte, das Haus der Todten, das Grab durch gewaltsames Eindringen zu entweihen. Der Mordversuch des Hämon gegen den Vater ist kein vorher überlegter, überhaupt kein ernstlich gemeinter: in der wilden Verzweiflung des tiefsten Schmerzes, den Leichnam der heissgeliebten Braut umarmend, hört und erblickt er plötzlich den Vater, der grausam diess verschuldet; ohne zu antworten, zückt er in plötzlicher Aufwallung das Schwert gegen 55

ihn, den er nicht mehr lieben und verehren kann; aber es ist eben nur eine augenblickliche, fast willenlose Aufwallung: der Vater weicht zurück, und der Sohn, ohne einen neuen Versuch zu machen, durchbohrt sich selbst und umschliesst sterbend die Leiche der Braut, um im Tode mit ihr vereinigt zu sein. Er konnte auch nicht länger zögern: in seinem Schmerz gestört muss er sich sogleich tödten, um dem Anblick des Verhassten zu entgehen und nicht in seinem Vorhaben gehindert zu werden. Der Bote schliesst wieder gnomisch und erinnert, dass Mangel an Ueberlegung der Uebel grösstes sei, ein Ausspruch, den er selbst natürlich auf alle betheiligten Personen ausdehnt.

Eurydike hat sich bei den letzten Worten entfernt. Da der Chor sein Befremden darüber ausspricht, sucht der Bote ihn zu beruhigen, die Königin werde ihrem Schmerz nicht öffentlich, sondern still daheim vor ihren Frauen sich hingeben wollen; denn sie sei zu überlegt, um etwas Arges zu begehen. Auch in dieser Vermuthung wird der Charakter der Eurydike festgehalten, wie wir ihn schon oben gezeichnet haben. Der Chor dagegen kann sich nicht beruhigen, ihm dünkt „allzutiefes Schweigen auch unheilbedeutend", und der Bote, die Wahrheit dieser Bemerkung einsehend, begiebt sich ins Haus, um das Weitere zu erfahren. Dieses furchtbare, beredte Schweigen, das auch, irren wir nicht, manchem modernen Kunstrichter anstössig war, erscheint auch sonst als charakteristisches Zeichen des höchsten Schmerzes. In diesem Schweigen erstarrt die *mater dolorosa* des Alterthums, Niobe, zu Stein, als ihre letzte jüngste Tochter vor dem unerbittlichen Geschoss der strafenden Göttin hinsinkt, wie es der römische Dichter*) schildert:

56 Ganz nun vereinsamt
Sass sie von Leichen umringt der Töchter, der Söhn' und des Mannes.
Und sie erstarrte vor Gram: kein Lüftchen bewegt ihr die Haare;
Blutlos wird und bleich das Gesicht; stier stehen die Augen
Ueber den Wangen voll Gram: bar alles Lebens ein Bild nur.

Und wer gedächte nicht hier jenes griechischen Malers, der es nicht wagte, auf dem Antlitze des Agamemnon in dem Augenblicke, da der Opferstahl auf die Brust der Tochter gezückt wurde, den grössten Schmerz auszudrücken, sondern durch das verhüllende Gewand es den Blicken zu entziehen vorzog?

Unterdessen hat sich Kreon mit der Leiche des Sohnes genähert. Auch gegen die folgende Scene hat man unkundiger Weise starken Tadel ausgesprochen; man hat Anstoss genommen, dass Kreon so weinerliche und weibische Klage erhebe: diese stände mit seinem harten und stolzen Charakter in Widerspruch. Dieses

*) [Ovid. Metam. VI, 301 ff.]

Urtheil gründet sich theils auf eine falsche Meinung von Kreon's Charakter, den wir im Vorhergehenden ganz anders entwickelt haben, theils auf Unkenntniss griechischer Sitte. Denn was erstens den *Inhalt* jener Klagen anlangt, den wir gleich näher ins Auge fassen werden, so ist er der Lage des Kreon durchaus angemessen. Kreon hat in der unerschütterlichen Ueberzeugung seines Rechtes und seiner Pflicht alle andern Rücksichten gewaltsam beseitigt: jetzt ist er durch den Untergang seines letzten Sohnes zur Besinnung gekommen; alle die Mahnungen, welche vorher wirkungslos an seinem Ohre vorbeigingen, haben jetzt in sein Inneres sich eingebohrt, und er ist zur Erkenntniss gekommen, dass er einem *Wahne* den Sohn und sein eigenes Glück geopfert hat. Nicht 57
also der *Tod des Sohnes* allein, sondern zugleich *das Bewusstsein der Schuld und der Verblendung nach so festem Selbstvertrauen* ist es, was den Kreon erschüttert und niederbeugt: er hat sich selbst verloren. Sehen wir zweitens auf die *Form* jener Wehklagen, die beim ersten Anblick dem modernen Hörer zu leidenschaftlich erscheinen mag, so ist hier zunächst im Allgemeinen an die grössere Lebhaftigkeit der südlichen Völker und der Griechen namentlich in Freude und in Schmerz zu erinnern. Wie oft weinen die Helden des Homer! Wer gedenkt nicht des gewaltigsten unter ihnen, des unnahbaren Achilleus, der nach dem Raube der geliebten Briseis am Meeresufer sitzt und so lange schluchzt und klagt, bis die göttliche Mutter in des Meeres Tiefen es vernimmt und heraufsteigt? und wer kennt nicht die wüthenden Ausbrüche seines Schmerzes beim Tode des Patroklos? Dazu kommt aber auch, dass insbesondere die laute, mit Seufzen und Stöhnen begleitete *Todtenklage* nicht allein als natürlicher Ausbruch des Gefühls unverfänglich erschien, sondern sogar als heilige *Pflicht*, als letzter Zoll der Achtung gegen den Hingeschiedenen betrachtet wurde. So muss demnach auch die Wehklage des Kreon nicht nur als mit seinem Charakter übereinstimmend, sondern auch als dem bestehenden Brauche gemäss angesehen werden.

Kommen wir zum Einzelnen. Kreon beginnt mit seiner *Schuld*; er beweint seinen „sinnlosen Sinn" und den Sohn, der in frühem Tode hinsank [1269]:

> Die Frucht meines Wahnes, nicht deine Schuld.

Dann gedenkt er dessen, was ihn dazu trieb [1272 ff.]:

> auf dieses Haupt
> Hereinstürmend traf ein Gott schwer ergrimmt
> Mit schwerem Schlag, in wilde Bahnen stiess er mich.

Also auch hier die Ueberzeugung, dass das Geschick des Hauses 58
diesen Untergang heraufführte.

Da tritt der Bote aus dem Hause und meldet den Selbstmord

der Königin; die Scenenwand öffnet sich, und man erblickt ihren Leichnam. Kreon bricht in neue Klagen aus über den unversöhnlichen Hades: „Welch' Schicksal harrt meiner noch!" Der Bote erzählt, unterbrochen von Kreon, der nach dem Tode verlangt, wie Eurydike am Hausaltare niedergesunken, wie sie zuerst „des Megareus ruhmvolles Loos", dann den Hämon beweint habe; und zuletzt noch, ehe sie sich den Tod gab, wünschte sie dem Gatten, der am Tode Beider Schuld gewesen, „alles Leid des Lebens an". Diess wird besonders hervorgehoben und enthält daher die Motivirung jenes Selbstmordes. Eurydike, ganz nur Gattin und Mutter, kann die staatlichen Beweggründe ihres Gatten, die zuerst den Megareus in einen ruhmvollen Tod trieben, nicht verstehen, und als gleich darauf der zweite und letzte Sohn durch den Vater, und ohne die Berechtigung, die beim ersten Statt fand, ein gleiches Schicksal erleidet, so kann sie das Leben nicht tragen: die Kinder sind todt, der Mann, durch dessen Schuld sie starben, ihr ein Gräuel. So ist auch dieser Selbstmord begründet. Wenn man dagegen vom modernen Standpunkte aus die einmalige kurze Erscheinung der Eurydike tadelt, so vergisst man dabei, dass der alte Dramatiker durch die Zahl seiner drei Schauspieler beschränkt entbehrliche Personen, deren Functionen schon zum Theil Andern anheimgefallen sind, nicht aufzuführen pflegt: der Antheil am Stücke, welchen Eurydike haben konnte, wird schon von Ismene ausgefüllt, und durch die Charakteristik der Eurydike wird ihr kurzes und spätes Erscheinen ausserhalb des Hauses wenigstens dem griechischen Hörer vollkommen motivirt. Kreon bekennt sich
59 im Folgenden für schuldig und zwar für allein schuldig [1317 f.]:

Der Menschen sonst Keinem sei,
Nur *mir*, *mir* nur diese Schuld aufgewälzt.

Er übernimmt also hier mehr als er eigentlich verbrochen hat; sein Trotz ist dahin, er erkennt mit Reue vollständig seinen Fehl an: und jetzt erst ist die *Reinigung* seines Gemüthes vollbracht. Er befiehlt den Dienern ihn fortzuführen und fleht den Tod an zu erscheinen und sein Leid zu endigen. Da erinnert ihn der Chor, er möge an die Gegenwart gedenken und für die Zukunft die Götter sorgen lassen, und schliesst mit der Erinnerung ans Schicksal [1337 f.]:

Giebt es doch für Sterbliche
Niemals Erlösung aus der vorbestimmten Noth.

Indem Kreon sich klagend entfernt, gedenkt er doch des einzigen Trostes, der ihm noch bleibt, mit Einem Worte: nicht *vorsätzlich* hat er den Sohn, die Gattin erschlagen.

Der Chor aber, die Idee des Stückes kurz noch einmal andeutend, warnt in den Schlussworten vor der *Unbedachtsamkeit*

und *Vermessenheit*, die doch endlich zu Falle komme; aber er empfiehlt auch, nicht an *der Götter Gesetz* zu freveln. Diess also, *das ungeschriebene nur im Selbstbewusstsein lebende Gesetz, nicht die positive Satzung hat den Sieg davon getragen*, welcher in dem durch menschliche Schuld und Leidenschaft tragisch gewordenen Kampfe gerade durch den Tod derjenigen errungen wird, welche das siegende Princip vertritt.

Sei es mir erlaubt, h. A., noch in wenigen Worten aus dem, was wir bisher betrachtet haben, den Schluss zusammenzufassen 60
über die Bedeutung der Antigone auch für die Gegenwart. Die Antigone, zu welcher der *Stoff* der Sitte gemäss aus den Sagen grauer Heroenzeit entnommen ist, erwuchs dennoch in ihrer *künstlerischen Form* sowie in ihrer *politisch-religiösen Weltanschauung* aus dem lebendigen Boden einer vielbewegten Gegenwart; sie erhebt sich aber in dieser *religiös-politischen Weltanschauung* zu allgemeiner Gültigkeit. Denn jener *Kampf*, welcher hier in einem einzelnen Beispiele von Antigone gegen Kreon gekämpft und obwohl nur durch den Tod, doch *siegreich* gekämpft wird, es ist diess überhaupt der Kampf des freien vernünftigen Selbstbewusstseins gegen das durch positives Gesetz fixirte Recht; es ist der ewige nothwendige Kampf, den die endliche Existenz des Begriffes mit dessen unendlichem Fortschritte in der Weltgeschichte führt. So stirbt denn Antigone zwar den Märtyrertod für ein Princip, das in dieser Anwendung allerdings neu zugleich, aber auf das ungeschriebene göttliche Gesetz basirt ist; gerade durch ihren Tod aber wird sie Siegerin, und was sie in diesem *Einzelfalle* über Kreon errungen, das wird nach ihrem Tode durch Athen's siegreiches Heer unter seinem gottgeliebten Könige Theseus zum *allgemeinen völkerrechtlichen Gesetz* der gesammten Hellenenwelt erhoben: kein trunkener Sieger, seinen Hass über den Tod ausdehnend, weigert fortan dem besiegten Feinde die Bestattung. So zeigt also auch die Antigone, dass *Fortschritt und Vervollkommnung*, wonach alle Edlen streben, nur das Resultat des *Kampfes* ist; sie lehrt aber auch, *wie* dieser Kampf gekämpft werden muss, mit *Besonnenheit und Mässigung*, ohne trotzige Selbstüberhebung und versteckte Verblendung [687]:

Denn auch ein Andrer fände wohl das Richtige.

Und so gelten denn, wie einst für Perikles' Athener, die nach den 61
Stürmen langen Parteikampfes in scheinbarer Einigung zu neuer gewaltiger Anstrengung gegen aussen rüsteten, so auch für diese vielbewegte Zeit, in der die Gegensätze noch schroff und ohne Annäherung zur Versöhnung einander gegenüber stehen, in der die streitenden Parteien nur zu oft maasslos verdammen, maasslos verfolgen, — so gelten auch für *unsere Zeit* die Schluss-

worte, welche der weise Sophokles seinem Chore in den Mund legt [1347 ff.]:

Weit höherer Segen als Fülle des Glücks
Ist besonnener Sinn. Nie frevle darum
An der Götter Gesetz! Der Vermessene büsst
Das vermessene Wort mit schwerem Gericht,
Das den Frevelnden lehrt,
Spät, zwar, doch endlich — Besinnung.

VIII.

Die Alkestis des Euripides*).

Wie Euripides überhaupt im Laufe der Zeiten bis auf die 361
Gegenwart herab sehr verschiedenartig beurtheilt, von den Einen eben so erhoben und bewundert, als von den Andern herabgesetzt und getadelt worden ist, so hat, aus leicht begreiflichen Gründen, dieses Schicksal vorzugsweise sein Trauerspiel Alkestis getroffen, dessen Kritik sogar in unserer Literaturgeschichte eine, wenn auch kleine, doch eigenthümliche Rolle gespielt hat. Darin freilich ist man nachgerade einig, dass zu gerechter und unparteiischer Würdigung des Tragikers, den ein Sokrates mit besonderer Vorliebe auszeichnete, der Schlüssel nur in einer gründlichen Erkenntniss seiner ganzen Zeit gefunden werden kann: einer Zeit, deren Eindrücke und Bewegungen er als echtes Kind derselben in sich aufgenommen, verarbeitet und wiedergegeben hat: so dass Euripides ganz und gar in seiner Zeit steht, während Sophokles über, Aeschylos in seinen letzten Werken ausser und im Gegensatze zu derselben sich befindet. Aber ausser dieser allgemeinen Quelle hat sich kürzlich eine besondere neu geöffnet, in einem Scholion nämlich, das zuerst von Dindorf aus einer vaticanischen Handschrift mitgetheilt ward, und das, gehörig und consequent benutzt, ein ganz neues Licht auf die Tragödie und damit auf den Dichter selbst zu werfen verspricht, zugleich aber auch den bisherigen Versuchen ihr Verdienst und Recht angedeihen lässt. Von diesen Versuchen will ich zunächst reden.

Nachdem Wieland im Jahre 1773 sein Singspiel Alceste, 362
dessen Würdigung weiter nicht hierher gehört, gedichtet hatte, so liess er im Deutschen Merkur desselben Jahres [1773. 1, 34—72. 223—243.] eine Reihe von Briefen erscheinen (jetzt im Auszuge in Wieland's sämmtlichen Werken, 1840. Bd. 35, S. 152—169), in denen er seine Abweichungen von Euripides ästhetisch zu begründen und sein Singspiel der alten Tragödie gegenüber zu rechtfertigen suchte. Natürlich betrachtete er dieselbe dabei als eine echte, wirkliche Tragödie. Geben wir nun allerdings zu, dass

*) [Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. V. Jahrgang (1847). S. 359—390.]

Wieland nach seiner bekannten Auffassungsweise in der Berücksichtigung „rührender Situationen", sowie in dem Bestreben, den „ungezogenen" Herkules zu „dem Ideal des wahren Helden", der für die Tugend Alles thut, Alles wagt, „zu machen", es theilweise versehen hat, gestehen wir ferner ein, dass er von der frischen, kräftig pulsirenden Sinnlichkeit der alten Heroenwelt keine Ahnung hatte: so müssen wir ihm doch in vielen einzelnen Punkten Recht geben; nur dass wir später ganz andere Folgerungen daraus ziehen werden. So die treffende Charakteristik des Admet (S. 160): „Dieser Admet scheint mit aller seiner ehelichen Liebe zu einer Gemahlin von so ausserordentlichem Werthe der Philosophie Satans im Buche Hiob zugethan gewesen zu sein, deren erster Grundsatz ist: Alles was ein Mann hat, giebt er für sein Leben." Ebenso hat er mit seiner Kritik gegen die Abschiedsrede des Admet an seine Gattin, in der er geradezu „Albernheiten" findet, gegen „den komischen und unanständigen Zank zwischen Vater und Sohn", gegen die „Conversation" zwischen Admet und Chor bei ihrer Wiederkunft vom Grabe, gegen den „abgeschmackten, ewig langen Dialog" zwischen Herkules und Admet am Ende von seinem Standpunkte aus vollkommen Recht.

363 Diese Punkte sind denn daher auch von Goethe in seinem berühmten, 1774 „bei einer Flasche guten Burgunders in Einer Sitzung niedergeschriebenen" (Sämmtliche Werke 1840, Bd. 22, S. 248) [Hempel 22, S. 190 f.] Schwanke: „Götter Helden und Wieland" [der junge Goethe II, 384—404] keineswegs widerlegt, nicht einmal eigentlich berührt worden. Ganz richtig sagt er selbst über dieses köstliche Jugendwerk: „Allein in den Briefen, die er (Wieland) über gedachte Oper in den Merkur einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzu parteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte." Demgemäss ist denn die frische, kecke, wenn auch etwas chargirte Schilderung der alten Halbgötter, „die nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen", eben so treffend als, von diesem antiken Standpunkte aus, die unbarmherzige Kritik gegen die „zwey abgeschmackten, gezierten, hageren, blassen Püppgens, die sich einander Alceste! Admet! nannten, vor einander sterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verschwanden". Bei alledem, die Tragödie des Euripides, wie sie wirklich vorliegt, hat Goethe nicht gerechtfertigt. Hören wir nur, was diesem selbst in den Mund gelegt wird: „Sieh her, das sind meine Fehler. Ein junger blühender König, ersterbend mitten im Genuss aller Glückseligkeit. Sein Haus, sein Volk in Verzweiflung, den Guten, Trefflichen zu verlieren, und über dem Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wechseltod abdringend.

Und nun — alles verstummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — alles — und er lechzend am Rande des Tods, umherschauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis sie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunterzusteigen zu den hoffnungslosen Todten.“ Eine 364
herrliche, ganz im Geiste des Alterthums gedachte Situation: wenn nur im Euripides ein Wort davon stände! Und eben so wenig rechtfertigt Goethe im Folgenden, wo er den Charakter des Admet entwickelt, diesen und die Tragödie, die Euripides wirklich geschrieben hat, sondern eine Tragödie, wie er sie etwa selbst damals gedichtet hätte, wie sie ein Dichter des Alterthums hätte dichten können. Nur die Möglichkeit, aus der Mythe von Admet und Alceste eine echte Tragödie zu bilden, hat Goethe gezeigt, nicht bewiesen, dass die vorliegende des alten Dichters eine solche ist.

Mit Recht hat daher Gottfried Hermann in der Vorrede zu seiner Ausgabe (1824) anerkannt, dass eigentlich nur der Charakter des Herkules von Goethe gerechtfertigt worden, obgleich ich nicht einmal zugeben möchte, dass diess für eine der handelnden Hauptpersonen in einer echten Tragödie genügend geschehen ist oder genügend geschehen kann. Sonst ist Hermann, obgleich er Einiges zu entschuldigen sucht, ziemlich auf dem Wieland'schen Standpunkte stehen geblieben. Herkules sei unumgänglich nöthig gewesen: ihn wegstreichen heisse zugleich alle Kraft, alle Mannheit aus dem Stücke streichen, das auf diese Art nur ein weinerliches Ding, mehr Elegie als Tragödie geworden wäre. Denn der Streit zwischen Pheres und Admet habe mit der Tragödie nun vollends nichts zu thun, er sei ein blosses Horsd'oeuvre, dem athenischen Publicum zu Liebe, das bekanntlich an Processen u. dgl. ein besonderes Behagen gehabt. Auch gebe der ganze Streit zu keinem Zuge des Edelmuths und würdiger Gesinnung Raum, vielmehr mit Recht könne Einer den Andern der Herzlosigkeit anklagen: so dass ausser allein der Alkestis in dem 365
ganzen Stücke kein Charakter sei, wie ihn die Tragödie eigentlich erfordere.

Mit diesem letztern Urtheil sind wir ganz einverstanden: aber freilich, was wird da aus unserer Tragödie? Auch ihre weiteren Fehler sind Hermann nicht verborgen geblieben, wie er denn z. B. die Versicherung des Admet, ein Bild seiner verstorbenen Frau zu sich ins Bett legen zu wollen, geradezu höchst abgeschmackt (p. XI) nennt, gleich darauf aber durch die Betrachtung erklärt, Euripides habe dergleichen Ziereneien geliebt und die Menschen lieber gezeichnet, wie sie wirklich sind, als wie sie sein sollten. Ebenso wird auch die letzte Scene zwischen Herkules und Admet von Hermann nur entschuldigt, und zwar besonders durch die Vermuthung, Euripides habe eben die Sache anders machen wollen, als seine Vorgänger, namentlich

Phrynichos, und dieses Streben nach Neuheit überhaupt habe wohl oft Veranlassung zu ungeschickten Erfindungen gegeben (p. XII).

Und weiter in der That konnte vor Entdeckung jenes Scholions (dessen für uns wichtigste Stelle wir unter dem Texte mittheilen) kaum gegangen werden*). Wir erfahren aus demselben erstlich,
366 dass die Alkestis als viertes Stück einer den Mythen nach nicht zusammenhängenden Tetralogie im Jahre 438 v. Chr. aufgeführt worden ist, ferner, dass es, weil die Stelle eines Satyrspieles vertretend, auch seiner Anlage, seinem Gange und Ende nach mehr den Charakter eben eines solchen oder gar einer Komödie tragen musste. Darauf fussend hat Glum in einer 1836 erschienenen lateinischen Abhandlung das Stück beurtheilt und namentlich über die Personen des Admetos und des Herkules richtig und treffend sich ausgesprochen. Ich bedaure sehr, dass ich diese Abhandlung nur aus der Vorrede meines Freundes Witzschel zu seiner Ausgabe kenne, wie es mir denn auch noch nicht möglich gewesen, den Euripides restitutus von Hartung zu erhalten. Indessen auch so glaube ich durch diese Abhandlung nichts ganz Ueberflüssiges zu liefern, da ich, nach eben jenen Mittheilungen Witzschel's aus der Abhandlung Glum's schliessen zu dürfen glaube, dass dieser zwar vieles Einzelne sehr richtig erkannt, aber doch noch nicht zu dem Satze durchgedrungen ist, dass Euripides in seiner Alkestis mit Bewusstsein und Schöpferkraft eine wirklich neue Kunstgattung des Drama ins Leben gerufen hat. Diess zu erweisen ist der Zweck dieser Abhandlung. Um nicht den Schein zu haben, als wollte ich erst in das Stück hineinlegen, was doch mit Nothwendigkeit aus demselben hervorgeht, schicke ich eine genaue Analyse desselben voraus.

Apollon hält den Prolog. Wegen des Cyklopenmordes von Zeus zur Dienstbarkeit bei einem Sterblichen verbannt, ist er Hirt bei dem Admetos gewesen, und „da er, der Heilige, hier einen heiligen Mann gefunden hat" (V. 10), so hat er das Haus beschützt und durch List von den Mören erlangt, dass Admetos dem schon jetzt bestimmten Tode entgehen kann, wenn er einen Andern für sich stellt. Hier ist gleich zweierlei bezeichnend. Dem
367 Apollon ist Admetos ein heiliger Mann, er ist also mit dessen Denk- und Handlungsweise durchaus einverstanden; und das

*) Ἐδιδάχθη ἐπὶ Γλαυκίνου ἄρχοντος τὸ λ. [ὀλυμπιάδος πε' ἔτει δευτέρῳ Dindorf] πρῶτος ἦν Σοφοκλῆς, δεύτερος Εὐριπίδης Κρήσσαις, Ἀλκμαίωνι τῷ διὰ Ψωφῖδος, Τηλέφῳ, Ἀλκήστιδι· τὸ δὲ δρᾶμα κωμικωτέραν ἔχει τὴν κατασκευήν (d. h. die ganze Composition ist etwas komisch). [κατασκευήν B. καταστροφήν übergeschrieben B[1].] Ferner: τὸ δὲ δρᾶμά ἐστι σατυρικώτερον, ὅτι εἰς χαρὰν καὶ ἡδονὴν καταστρέφει· παρὰ τοῖς τραγικοῖς (wohl κριτικοῖς? [schon Hermann; τῶν γραμματικῶν Nauck]) ἐκβάλλεται ὡς ἀνοίκεια τῆς τραγικῆς ποιήσεως ὅ τε Ὀρέστης καὶ ἡ Ἄλκηστις, ὡς ἐκ συμφορᾶς μὲν ἀρχόμενα, εἰς εὐδαιμονίαν δὲ καὶ χαρὰν καταλήξαντα, ἔστι δὲ [ἅ ἐστι Hermann] μᾶλλον κωμῳδίας ἐχόμενα.

Höchste, was er diesem, sogar durch Betrug der Schicksalsgöttinnen, zu gewähren sucht, es ist — das Leben: ganz im Gegensatz etwa zur Here, welche, von ihrer Priesterin angefleht, den frommen Söhnen das Beste zu gewähren, was ein Sterblicher erlangen könne, ihnen einen sanften schnellen Tod sendet. — Wie jenes Geschenk von dem Gotte gegeben, so wird es von dem Menschen angenommen: Admetos fragt bei Allen, Eltern und Freunden, herum (V. 15), ob wer für ihn sterben will. Die Gattin allein ist bereit dazu; sie liegt im Sterben: Apollon verlässt das Haus, um nicht durch die Nähe der Leiche befleckt zu werden.

Es folgt das Zwiegespräch zwischen ihm und dem in vollem Costüme auftretenden Tode, der sich bitter beklagt, dass ihm Apollon durch List seine Ehren schmälere, und sogar Anfangs offenen Angriff von dem bogenbewehrten Gotte fürchtet. Apollon beruhigt ihn darüber und versucht dann sogar, der Alkestis ein längeres Leben zu retten; sie werde ja dann eben so reich bestattet werden, meint er (V. 56). Aber Thanatos weist diesen rein materiellen Grund mit der so richtigen wie materiellen Folgerung ab, das Gesetz würde dann bloss den Reichen zu Gute kommen; sie würden sich stets ein hohes Alter erkaufen. Darauf weiss Apollon weiter Nichts zu antworten, und als Thanatos es ihm auch als Gefälligkeit abgeschlagen, die Alkestis länger leben zu lassen, bricht er in die Prophezeiung aus, dass ein gewaltiger Fremdling ihm mit Gewalt und ohne dass er Dank davon habe, die Frau entreissen werde. Dem Thanatos ist das keine Drohung; er geht ins Haus, sein grausames Amt zu vollziehen, worauf auch Apollon sich entfernt.

Der Chor erscheint, von Alkestis', des besten Weibes, Auf- 368
opferung unterrichtet, ängstlich forschend, ob sie bereits verschieden. Denn sterben muss sie: es ist der bestimmte Tag (κύριον ἦμαρ, V. 105), und für den Tod kein Kraut gewachsen ist. Nur wenn Asklepios noch lebte, der die Todten zurückführte, wäre noch Hoffnung. Jetzt ist keine: Alles hat das Königspaar versucht, aller Götter Altäre mit Opfern gefüllt: aber es ist keine Rettung mehr.

Eine Dienerin tritt aus dem Hause und berichtet in der pointirten Weise des Euripides („man kann sie eben so gut lebend als todt nennen"), dass Alkestis im Sterben liege. Auffallend ist ihre Aeusserung, „der Herr wisse jetzt noch gar nicht, wie gross sein Verlust sei" (144 und 145); dass diess nicht aus Uebermaass betäubenden Schmerzes geschehe, kann man vorläufig aus der Bemerkung schliessen, dass der „Schmuck in Bereitschaft sei, mit welchem der Gatte sie begraben werde" (V. 149). Daran hat er also doch in seinem Kummer denken können. Es folgt dann die ergreifende, echt tragische Schilderung, wie Alkestis, zugleich todesmuthig und lebenssehnsüchtig, zugleich tief erschüttert und entschlossen, mit Waschung, Schmuck und Gebet ihre Vorbereitungen zum Tode getroffen, wie sie dann von dem ehelichen Lager, von

den Kindern, von den Sklaven, die sie verehrten, Abschied genommen habe, und wie im Hause des Admetos Alles in Trauer sei. Die Berichterstatterin schliesst daher von ihrem Standpunkte mit der Aeusserung, wenn Admetos todt wäre, wäre es nun vorbei: so aber hätte er nun ein unvergänglich Leid zu tragen (V. 197 f.). — So zwar die Dienerin: dass es ihm selbst aber gar wenig so zu Muthe, können wir bereits aus dieser Schilderung schliessen, welche überhaupt für die Charaktoristik des altgriechischen Weibes bedeutsam ist. Alkestis ist ganz Gattin: darum hat sie mit Bewusstsein und ohne Reue sich für den Mann geopfert, dem sie
369 einst den jungfräulichen Gürtel gelöst (V. 177—180): aber von einer individnellen Liebe zu ihm, wie sie boi der modernen Gattin hervorträte, von einer Aufopferung für den Admet, weil er Admet und kein Anderer ist, davon keine Spur. Ja sie hält es für nichts weniger als undenkbar, dass ihr Gatte sich einer Andern vermählen wird, indem sie zum Thalamos spricht: „Dich wird ein andres Weib erwerben, nicht treuer zwar, doch glücklicher“ (V. 181 f.). Und auch der nmgekehrte Fall wäre nicht gegen die antike Anschauung gewesen: die Mythe vermählt trotz Hektor's Abschied Andromachen dem Neoptolemos und Helenos nach einander. Aber Alkestis ist auch ganz Mutter, und um die Wünsche, welche sie jetzt für der Kinder Zukunft thut, zur Erfüllung zu bringen, werden wir sie nachher, jener Vermnthnng entgegen, vom Gatten das Versprechen der ferneren Ehelosigkeit verlangen sehen. Doch weiter. Der Chor fragt nach dem Admetos, da dessen in dem ganzen Bericht nicht gedacht worden, nicht einmal an ihn ausdrücklich Alkestis sich gewendet zu haben scheint. „Er weint, lantot die Antwort, die Gattin im Arm, und fleht, sie solle ihn nicht verlassen. — Unmögliches Verlangen!“ Wer aber weiss besser, dass es unmöglich, als Admetos selbst, der es ja selbst so gewollt hat?! Die Dienerin kündigt dann noch an, Alkestis werde herauskommen, um noch einmal das Licht der Sonne zu sehen. Dann geht sie ins Haus zurück.

Der Chor, obwohl von der Nutzlosigkeit überzeugt, ruft noch einmal die Götter an: „denn ihre Macht ist die grösste“ (V. 219): namentlich den Apollon, der noch eiumal helfen soll. Dann wendet er sich an den Admetos und meint, sein traurig Loos sei hinlänglicher Grund znm Selbstmord, ja noch schlimmer als dieser (V. 228—32). Wird Admet auch der Meinung sein? Wir werden gleich sehen; denn eben tritt die Dulderin heraus, gestützt auf
370 den trauernden Gatten. Doch scheint der Chor bereits vorauszusehen, dass er, „dor besten Frau beraubt, das freudlose Leben doch leben wird“.

Es folgt das Zwiegespräch zwischen den Gatten, welches mit dem Tode der Alkestis schliesst. Da ist nun zunächst sehr bezeichnend, dass, während sie in bewegten Metren Sonne und Himmel, Erde und Haus anruft, während sie schon den Charon

mit seinem Nachen und die Schreckensgestalt eines Führers in die Unterwelt zu erblicken glaubt, — er in ruhigen Trimetern das trivialste Zeug von der Welt antwortet: „Die Sonne sieht uns beide, die wir ohne Schuld unglücklich sind,“ und „erhebe dich,“ (wenn sie nur könnte!); „verlass mich nicht“ (als ob er nicht selbst erst sie dazu veranlasst hätte!); „flehe die Götter um Mitleid an“ (das ist längst geschehen!), und noch besser: „traurig ist für mich die Fahrt, welche du erwähnst;“ endlich: „Du gehst einen Weg, der für die Freunde und am Meisten für mich und dio Kinder traurig ist.“ Endlich, da sie sterbend zusammensinkt und es ihr vor dem Auge dunkelt, da muss er doch pflichtschuldigst etwas bekümmerter werden: er bricht also in Anapästen aus: „Dies Wort zu hören ist mir schlimmer als der Tod!“ (Nun, warum ist er denn nicht gestorben?) „Verlass mich nicht! Ohne dich bin ich nichts mehr; in dir lebe und sterbe ich!“ Es steht ihm ja aber frei, mit ihr zu sterben, wenn er sein Verlangen und dessen Resultat bereut. Allein davon nirgend eine Spur, nirgend, weder hier noch später, der an sich so natürliche Wunsch, er möge die Gattin nicht zu dem Tausche gebracht haben; nirgend wird das hervorgehoben, was doch eigentlich die Hauptsache sein sollte, dass Alkestis für ihn stirbt: nein, der Tod der Alkestis ist ihm eine Nothwendigkeit, ein von den Göttern verhängtes Unglück. Den Schlüssel zu alle Dem giebt uns die lange Rede der Alkestis, in welcher sie 371
ihn zu dem Schwure drängt, sich nicht wieder zu verheirathen. Sie kennt die Grösse ihres Opfers: sie hätte leben, einen andern Mann heirathen, glücklich und mächtig sein können; sie hat es nicht gewollt: sie hat für ihn gethan, was eigentlich die Eltern, die doch keinen andern Sohn bekommen würden (V. 293 f.: die bekannte Pointe aus der Antigone!), für ihn hätten thun sollen —; darum fordert sie von ihm eine Gunst, die freilich dem Opfer nicht entspricht, denn „das Leben ist der Güter höchstes doch“ (*ψυχῆς γὰρ οὐδέν ἐστι τιμιώτερον* V. 301). Mit diesem bestimmten Worte, auf welches Apollon, wie wir sehen, schon zu Anfang hingedeutet, auf welches die ganze bisherige Entwickelung hingearbeitet hat, spricht Alkestis den Grundsatz aus, von welchem alle Personen des Stückes, sie allein ausgenommen, bewegt und geleitet werden, wenn auch auf verschiedene Weise: die Selbstsucht, und zwar gerade in der Art, wie das auch im gewöhnlichen Leben von den Alltagsmenschen geschieht, dass nämlich jene Selbstsucht eben nur in dem Besitz äusserer, realer Güter Befriedigung findet, also Egoismus und Materialismus. Alkestis, obwohl selbst davon frei, und darum die einzige wirklich tragische Figur, ist sich doch dieses Standpunktes vollkommen bewusst: darum verlangt sie gleichsam in Folge eines Tauschcontractes vom Gatten, er möge sich nicht wieder vermählen. Warum diess? Nur um der Kinder und um deren materieller Wohlfahrt willen, dass sie nicht von einer Stiefmutter, „die

nicht sanfter ist, als eine Otter“ (V. 310), gemisshandelt werden. Echt weiblich spricht sie dann diese Besorgniss besonders in Bezug auf die Tochter aus, dor bei der Hochzeit und bei dem Wochenbette nicht beistehn zu können sie besonders bedauert. Der Ab-
372 schied schliesst dann mit einem Selbstlobe, „der Gatte könne rühmen, die beste Gattin, die Kinder, die beste Mutter gehabt zu haben“: eine Aeusserung, welche, zwar nach antiker Sitte ganz natürlich und am Orte, doch fein andeutet, dass auch Alkestis in sofern nicht ganz frei von (allerdings ganz edlem) Egoismus bei ihrer Handlung gewesen, indem ihr dabei, wenn auch nur vorübergehend, der Gedanke an Nachruhm vorgeschwebt hat. Dass diess so sei, zeigt auch die öfter wiederkehrende Pointe, sie sei das beste Weib, und der spätere Chorgesang (V. 435 ff.), welcher ihre Verherrlichung durch Gesang verkündigt.

Wovon Alkestis kein Wort gesprochen, um den Entschluss des Gatten zu bestimmen, treue Liebe bis über das Grab, das hebt Admetos fast in moderner Weise, aber in pretiösen, gespreizten Ausdrücken und in gesuchten Wiederholungen hervor (V. 328—368). Sehr natürlich! Er will Alles thun, damit sie beruhigt stirbt und nicht etwa das Opfer zurücknimmt. Ganz in derselben untragischen, von dem Standpunkte aus aber, den wir nun zur Beurtheilung des Stückes zu gewinnen anfangen, köstlich naiven Weise, in welcher er immer mehr seine ganz gewöhnliche Gesinnung enthüllt, versichert er weiter, um in jeder Art die Sterbende zu beruhigen, er werde sie ewig betrauern und, gleichsam als Revanche, Vater und Mutter hassen: für ihn sei Spiel und Tanz vorbei, und darum werde er keiner Lebensfreude sich mehr hingeben; dafür werde er von geschickter Hand sich ein Bild von ihr machen lassen, dieses in sein Bett legen, und als seine Frau anreden, umhalsen, umarmen — zwar ein frostiges Vergnügen, aber sie werde ihn ja wohl auch einmal im Traum erfreuen. Admet wird je komischer, je mehr er seiner gemeinen Natur den Zügel schiessen lässt. „Wenn ich Orpheus' Stimme hätte,“ sagt er, „um dich“ — natürlich mit gehöriger Sicherheit — „aus der Unterwelt zu
373 holen, da würde ich hinuntergehen, und weder der Höllenhund noch Charon sollten mich schrecken. So aber, nun da warte unten, bis ich komme, und bestelle unterdessen Quartier. Ich werde mich einst in dasselbe Grab legen lassen: denn“, so schliesst er, „nicht einmal im Tode möchte ich je von dir getrennt sein.“ Nun, könnte man ihm sagen, so trenne dich doch auch im Leben nicht! so tödte dich doch mit ihr! Alkestis aber hat von alle dem nichts gehört oder beachtet, als den Schwur, dass er nicht wieder heirathen will; das schärft sie ihm nochmals ein und übergiebt ihm dann die Kinder. Der Tod naht. Als Admet ausruft: „Was soll ich thun von dir getrennt?“ versichert sie ihm, die Zeit werde ihn schon trösten, und während er in schon gewohnter Weise sie bittet, ihn mit herabzunehmen, er sei verloren, wenn sie ihn ver-

lasse, sie solle ihre Kinder nicht verlassen, wird sie immer schwächer
und verscheidet endlich.

Ehe wir weiter gehen, blicken wir einen Augenblick zurück.
Von allen jenen Motiven, wie sie Goethe angenommen hat, die den
Admetos bewegen konnten, die Aufopferung der Alkestis nicht so-
wohl zu dulden, als hervorzurufen, z. B. Sorge für Reich und
Volk, Beschützung der alten Eltern, der unmündigen
Kinder, die etwa eher die Mutter als den Vater entbehren
könnten, Sehnsucht nach Heldenthaten und Grossthaten
u. s. w., von alle dem findet sich bei Euripides kein Wort;
nirgend tritt etwas Anderes hervor, als dass Admetos es als ein
Axiom annimmt, um jeden Preis sein Leben zu erhalten,
eben nur — um zu leben; dass er daher den nothwendigen Tod
der Gattin zwar als Unglück beweint, aber zugleich als ein *fait
accompli* betrachtet, mit dem nicht weiter zu markten.

So erscheint er denn nun auch in den folgenden Scenen, wo 374
sich sein kalter Egoismus immer offener darstellt. Indem er diess
aber ganz naiv thut, ohne sich dabei etwas Böses zu denken, son-
dern gleichsam in der Voraussetzung, es sei so ganz in der Ord-
nung, ist er ein echter Lustspielcharakter: wie denn gegen
das Ende das Komische immer überwiegender wird und zuletzt
den Sieg gewinnt.

Zunächst folgt das letzte eigentlich tragische Stück, die Klage
des kleinen Eumelos um die Mutter, welche in ihrer einfachen
Natürlichkeit mehr rührt, als manches ähnliche Melos im Euripides.
Aber auch diess unterbricht Admetos mit zwei Trimetern, die nicht
trivialer sein können: „Sie hört nicht, sie sieht nicht: ich und sie,
wir sind Beide von schwerem Unglück betroffen“ (V. 404 f.).

Sobald das Kind seine Klage geendet, tröstet der Chor mit
Gemeinplätzen, wie: er müsse sein Unglück tragen, er sei nicht
der Erste noch Letzte, der eine brave Frau verliere, alle Menschen
müssten sterben etc. Der trostlose Gatte antwortet darauf ganz
ruhig: „Ich weiss das, und nicht unvermuthet ist das Unglück ge-
kommen, und weil ich es längst wusste, betrübte ich mich darüber.“
Dann ordnet er sofort das Begräbniss, sagt allgemeine Landes-
trauer an, die sich sogar bis auf die Pferde erstrecken soll, denen
die Mähnen zu scheeren sind, und verbietet auf ein Jahr jedes
Volksvergnügen. „Denn“, schliesst er ganz naiv, „ich werde nie
einen theurern und um mich verdienteren Todten begraben; und
sie verdient, dass ich sie ehre, denn — sie allein ist für mich
gestorben.“

Während Admetos ins Haus mit dem Leichnam der Alkestis
zurückgeht, die nöthigen Anstalten zu treffen, singt der Chor das
Lob derselben, die er gern zurückrufen möchte, und verspricht ihr
Nachruhm. Aber auch hier mischt sich zweierlei ein, was für den
Charakter des Stückes bedeutsam ist, einmal der Gedanke an die 375
Möglichkeit, dass Admetos trotz seines feierlichen Schwures eine

zweite Frau nehmen wird (εἰ δέ τι | καινὸν ἕλοιτο λέχος πόσις u. s. w. V. 464 ff.); sodann der zwar ganz natürliche, aber doch auf die eigene Person bezügliche Wunsch, auch eine solche Frau zu haben.

Es erscheint nun der Retter in der Person des Herakles, der ebenfalls auf eigenthümliche, dem Charakter des Stückes angemessene Weise gefärbt ist. Zunächst wird ihm im Zwiegespräch mit dem Chor bei der Erkundigung nach den Rossen des Diomedes Gelegenheit gegeben, ganz unbewusst und ohne Prahlerei seinen unerschrockenen Muth, den keine Todesgefahr erschreckt, seine schon vielfach geprüfte und siegreich bestandene Heldenkraft auszusprechen: „Niemand wird jemals Alkmenens Sohn vor der Hand der Feinde zittern sehn“ (V. 505 f.).

Mit diesen glückverheissenden Worten schliesst er: da tritt eben Admetos im Trauercostüm heraus. Nach den ersten Begrüssungen fragt der unerwartet eingetroffene Herakles nach dem Grund der Trauer. Admetos antwortet allgemein; er fragt nach den Kindern, den Eltern — Beide leben; er fragt nach der Frau — Admetos dreht und wendet sich in Zweideutigkeiten, deren ein wirklich einigermassen erschüttertes Gemüth unfähig wäre, um die Wahrheit weder zu sagen noch bestimmt zu verneinen. Endlich macht er dem Herakles weis, er bestatte eine Fremde, die nach dem Tode ihres Vaters in seinem Hause gelebt habe. Immer weiss man noch nicht, wozu diese Heuchelei? Man sollte doch erwarten, dass Admetos sofort dem Freunde, der um die bevorstehende Aufopfernng der Alkestis schon wusste, die Wahrheit sage, da ja kein Schade damit verbunden, kein Nutzen an die Lüge geknüpft zu sein schien. Aber freilich nur schien: unser Admetos
376 ist selbst in der höchsten Trauer ein berechnender und überlegter Mann, das zeigt sich sofort. Herakles bedauert, den Admetos so getroffen zu haben; warum? fragt Jener. Ich muss zu einem andern Gastfreund, sagt der. Da ruft der bis zum Tode betrübte Gatte: „Nicht also, Herr, nicht komme solches Unglück über mich“ (V. 539). Und als Herakles noch Umstände macht, sagt er ganz ruhig: „Die Todten sind todt (τεθνᾶσιν οἱ θανόντες 541): geh' nur hinein.“ Alle weiteren Erörterungen schneidet er dadurch ab, dass er sofort einen der Sklaven beauftragt, den Herakles in das Hinterhaus zu führen, ihm gehörig (σίτων — πλῆθος V. 548) vorzusetzen und ja die Mittelthür zu schliessen. „Denn“, schliesst der trauernde Gatte, von dem man gerade das Entgegengesetzte, Todtenklage dürfe nicht durch Gelage gestört werden, als Grund erwartet hätte, „denn es ziemt sich nicht, dass Schmausende Wehklagen hören, und dass Gastfreunde sich betrüben“ (V. 549 f.). Herakles folgt ohne weitere Umstände.

Nun kennen wir doch hoffentlich unsern Mann, und was es mit seiner Verzweiflung auf sich hat? Doch nein, es wäre noch ein Ausweg möglich, ihn wegen dieser Heuchelei zu rechtfertigen, die vielleicht seinem Herzen sehr schwer ward: das Gastrecht, das

von den Göttern geschützte und geehrte, war es, was den „heiligen“ Admetos bewog, seinen Schmerz zurückzudrängen und sich selhst zu hezwingen, um dem Göttergehot zu folgen! Aher auch diese Vertheidigung hat der Dichter selhst ahgeschnitten. Der Chor entsetzt sich über die That des Herrn: „Bei solchem Unglück wagst du Fremde aufzunehmen? Bist du von Sinnen?“ Der antwortet aher, indem er sich auf seine Schlauheit ordentlich etwas zu Gute thut: „Würdest du mich mehr loben, wenn ich ihn weggewiesen hätte? Mein Unglück würde dadurch nicht geringer werden, und ich würde zu anderem Unglück auch noch das erleben, dass mein Haus in den Ruf der Ungastlichkeit käme. Und wenn ich selbst 377
einmal nach Argos komme, so finde ich an diesem den besten Gastfreund.“ Nun, das ist doch deutlich, dächten wir. Gleichwohl fragt der Chor in seiner Einfalt weiter, warum er dem Freunde sein Schicksal verhehlt hahe. „Er hätte ja sonst nicht in mein Haus treten wollen, wenn er etwas von meinem Unglück gemerkt hätte,“ klärt ihn der König auf, der damit schliesst, dass, wie man ihn auch tadeln möge, er doch nie einen Fremden von der Thür weisen werde. Damit geht er ins Haus zurück.

Trefflich schliesst sich daran der Chorgesang, in welchem die Gastlichkeit des Admetos gepriesen wird, die sogar den Gott Apollon hei ihm Hirtendienste zu thun eingeladen hahe, die aher auch Ursache seines Reichthums und seiner weit ausgedehnten Macht sei (*τοιγὰρ πολυμηλοτάταν ἑστίαν οἰκεῖς* u. s. w. V. 588 ff.). Also auch hier der materielle Standpunkt! Darum bescheidet sich denn der Chor in seinem beschränkten Unterthanenverstande gern, dass Jener auch hei der Aufnahme des Herakles recht gehandelt hahe: „Edles Blut wird zum Rechtthun fortgerissen, den Hochgestellten wohnt jegliche Weisheit bei; und ich hege im Herzen die Ueberzeugung, dass der gottesfürchtige Mann Glück haben werde“ (V. 604 ff.).

Jetzt tritt Admetos mit dem Grahgeleite heraus und fordert ruhig den Chor auf, wie es Sitte ist (*ὡς νομίζεται* V. 609), die Todte auf ihrem letzten Wege anzureden. Diess zu thun, wird er durch das plötzliche Erscheinen von Admet's Vater Pheres unterhrochen, welcher Grahgeschenke hringt und, Nichts ahnend von dem hevorstehenden Unwetter, den Sohn ermahnt, das zwar Traurige, aher Unvermeidliche zu tragen. Auch er will heitragen, die Verstorbene zu ehren, die seinen Sohn errettet hat; noch im Grahe begrüsst er sie, aber fügt auch hinzu: „Solche Heirathen müssen den Menschen nützen, oder es ist nicht der Mühe werth zu heirathen“ 378
(V. 627 f.). Man sieht, dass im Admet der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen ist: gleichwohl nimmt dieser dasselbe, was er selbst in so hohem Grade übt, dem Vater sehr übel und enthüllt in der langen Schmährede auf das Ergötzlichste seine extremen Anforderungen für sein eigenes Ich. Bitter weist er den Vater zurück: er habe ihn nicht gerufen und Alkestis hrauche seine

Gaben nicht; damals hätte er trauern, damals für ihn sterben sollen. Aber nein, er sei gar nicht sein wirklicher Vater, sonst wäre er nicht so erzfeig gewesen (πάντων διαπρέπεις ἀψυχίᾳ, V. 642) und hätte in seinem hohen Alter, am Ziele des Lebens, Lust und Muth gehabt, für ihn zu sterben. Dagegen wird Alkestis erhoben, welche er, mit lustiger Parodie auf Andromache's Worte im Homer, allein als Vater und Mutter ansieht. Und welche Ehre hätte es dem Alten gebracht, sein bischen noch übriges Leben für den Sohn aufzuopfern, der dann mit der Gattin noch lange glücklich gelebt hätte? Was wolle der Vater denn noch? Er habe sein Gutes genossen, sei mächtig gewesen und hinterlasse einen Sohn als Erben. Schon aus Dankbarkeit hätte er für diesen sterben sollen, da er stets gegen ihn ein guter Sohn gewesen. Nun aber werde er sich nicht weiter um den Vater kümmern, ihn auch nicht bestatten. Sonst wollten doch die Greise immer gern sterben, käme aber dann der Tod, so hätte keiner mehr Lust dazu. — So gereizt, bezahlt der Alte mit gleicher Münze. Sehr ergötzlich fragt er gleich zu Anfang, ob er einen Lydischen oder Phrygischen Sklaven vor sich zu haben glaube, und pocht auf seine edle Geburt; dann zählt er auf, wie er den Sohn erzeugt und erzogen habe; dass aber der Vater auch noch für den Sohn sterben solle, das sei eine ganz neue Mode: „für dich selbst bist du glücklich oder
379 unglücklich: ich habe das Meinige gethan" (V. 685 f.). Er verlange das eben so wenig von dem Sohne; habe dieser das Leben lieb, so habe er es auch lieb, wenn auch nicht viel mehr übrig sei. Und der seine Gattin gemordet, um zu leben, werfe ihm Feigheit vor? Das sei ganz bequem, wenn er immer seine gegenwärtige Frau überreden könne, für ihn zu sterben. — Admetos läugnet den Vorwurf auch gar nicht, bleibt aber in der darauf folgenden Altercation dabei stehen, dass es besser, ein Greis sterbe, als ein Jüngling; er macht es dem Vater zum Vorwurf, dass er den kurzen Lebensrest nicht hingegeben und dadurch Alkesten gerettet habe, nennt es feig, schimpflich, unverschämt: und da der Alte ihm Antwort in demselben Stile nicht schuldig bleibt, so heisst er ihn endlich gehen. Er thut es, aber erst nachdem er mit der Rache des Akastos, des Bruders der Alkestis, gedroht hat. Admetos ruft ihm nach, dass er sich um Vater und Mutter nicht ferner bekümmern und, wofern es von Nöthen, ihnen feierlich allen Verkehr aufkündigen werde. Dann fordert er auf, den Zug fortzusetzen, dem sich der Chor unter einem kurzen Gebet für die edle und beste Frau anschliesst.

Ist es nöthig, nach dieser Scene, die gewiss ganz und gar dem Euripides allein angehört, nochmals darauf hinzuweisen, wie sein Admetos von keinem andern Motive, als einzig und allein von der nackten Liebe zum Leben, das auch Pheres als höchstes Gut preist, zu seinem Handeln bestimmt wird? Ich glaube es nicht; daher nur noch die Bemerkung, wie Pheres, der wenig-

stens dem Sohne gegenüber keine Forderungen macht, die er selbst
verweigern würde, dem Admetos die Maske vollends abreisst, indem
er offen und mit dürren Worten ihm die Wahrheit sagt, ohne dass
dieser sie widerlegen kann.

In der nächsten Scene tritt die Peripetie, und zwar ganz 380
der Anlage gemäss, ein. Der Diener, welcher den Herakles
hereingeführt hat, tritt heraus und beklagt sich über diesen. So
einen Gast habe er noch nie bedient! Unbesorgt um die Trauer
sei er eingetreten, habe gethan wie zu Hause, unmässig gegessen
und getrunken, dazu sich bekränzt und grässlich gesungen (ἄμουσ'
ὑλακτῶν V. 760), während sie die Herrin beweint hätten, ohne
dem Gast das thränende Auge zeigen zu dürfen. Denn so habe
es Admet ausdrücklich befohlen (im geraden Gegensatze zur
officiellen Landestrauer). Es sei ihm höchst schmerzlich,
einen solchen Dieb und Räuber (πανοῦργον κλῶπα καὶ λῃστήν
V. 766) bedienen und darüber die Pflicht versäumen zu müssen,
die er der todten Herrin schuldig. Indem tritt der Geschilderte,
offenbar etwas angetrunken, heraus: und da er den Sklaven traurig
dastehn sieht, so ruft er ihn zu sich, um ihm seine Lebensweisheit,
die einfachste und materiellste von der Welt, beizubringen: sterben
müssen wir Alle; wann, weiss Niemand; die Zukunft ist ungewiss:
darum der Gegenwart muss man sich freuen, trinken und lieben,
und sich um Nichts weiter kümmern! In seiner Bonhomie, die
nicht zufrieden ist, allein lustig zu sein, fordert er dann den
Sklaven auf, mit ihm zu trinken und sich die Grillen zu vertreiben.
Die Moral ist: „Sterbliche müssen auch denken wie Sterbliche;
denn allen den ernsthaften und verdriesslichen Leuten ist nach
meiner Meinung das Leben nicht wirklich ein Leben, sondern eine
Plage" (V. 799—802). Hiemit wird also jeder tiefern Auffassung
des Lebens, überhaupt dem Idealismus der Krieg erklärt, dem
Charakter unseres Herakles und des Stückes gemäss. Jenen kann
man nun keineswegs mit allgemeiner Hinweisung auf die derb-
kräftige Natur und frische Sinnlichkeit der Alten als einen tragi-
schen Helden in Anspruch nehmen. Wir wollen nicht etwa den
süsslichen sentimentalen Tugendhelden Wielands: aber das Bewusst- 381
sein, vermittelst seiner durch der Here List auferlegten Arbeiten
ewigem Ruhme und der Unsterblichkeit (Ἡρακλῆς) entgegen-
zustreben, musste sich doch irgendwie kund geben. Dagegen ein
trefflicher Held für ein Satyrspiel und für eins, das dessen
Stelle einnimmt! In seinem unverhüllten Materialismus spricht er
das offen und ganz aus, was Admetos und Pheres heuchlerisch und
halb unbewusst verfolgen. Und ferner ist bei ihm die Lust am
Leben unmittelbar in dessen Nichtachtung und Todesverachtung
umgeschlagen; es jeden Augenblick noch in die Schanze zu schlagen,
ist für ihn auch ein Genuss desselben. — Hieraus geht denn auch,
wie wir gleich sehen werden, der schnelle Entschluss zur Rettung
hervor. Der Diener lässt ahnen, dass ein schweres Unglück das

Haus betroffen habe: und als Herakles, der nur in der Voraussetzung, ein fremdes Weib werde bestattet, es sich so wohl hat sein lassen, immer mehr in ihn dringt, da endlich entdeckt er die Wahrheit. Herakles, wie plötzlich nüchtern geworden, fragt fast entsetzt: „Was sagst du? und da nahmt ihr mich gastlich auf?“ Jetzt erinnert er sich an Admets Trauer, jetzt ergreift ihn Reue, dass er im Trauerhause getrunken und gelärmt! Doch schnell wirft er diess von sich ab: „Die Schuld ist dein, warum hast du es mir nicht gesagt?“ Und sofort schon seines Entschlusses gewiss, erkundigt er sich nach Alkestens Grabstätte. Er spricht ihn mit einer kurzen, kräftigen Anrede an sein Herz aus: er will die eben Verstorbene dem Admetos zurückholen, indem er den Tod selbst überfällt: den wird er ja wohl bei dem Opferblute trinkend antreffen (*πίνοντα τύμβου πλησίον προσφαγμάτων*, V. 845) — eine köstliche Vermuthnng für einen Trinker von Profession! — und im Ringkampf überwältigen. Wo nicht, so geht's in den Hades:
382 denn dem Admet muss er sein Uebermaass von Gastfreundschaft vergelten, dass er in solcher Trauer ihn doch aufgenommen; er soll nicht sagen, dass er einem schlechten Manne Gutes erwiesen.* So geht er auf und davon.

Jetzt kehrt Admetos mit den Leidtragenden zurück. Seine Klagen können nach dem Vorhergehenden und nach dem tiefen Blick, den wir in seine Seele gethan, nur komisch wirken, z. B.: „Wie kann ich wohl sterben? Ich beneide die Todten, ich möchte ihre Häuser bewohnen; es freut mich nicht mehr, die Sonne zu schauen, die Erde zu betreten.“ Sich den Tod zu geben, wenn es ihm damit Ernst wäre, ist ihm ja noch jetzt unverwehrt. Darum tröstet auch der Chor, den er immer durch sein Jammergestöhne unterbricht, mit den trivialsten Gemeinplätzen: „Du hast Schmerzliches erduldet; du hilfst der Verschiedenen nicht“; u. s. w. Ebenso lustig ist es, und wird es noch mehr durch sein Benehmen in der folgenden Scene, wenn er jetzt sich ein ehe- und kinderloses Leben wünscht, wobei wieder sein Egoismus ergötzlich durchschlägt: *μία γὰρ ψυχή· τῆςδ' ὑπεραλγεῖν μέτριον ἄχθος* (V. 883 f.). Dann neue Klaglaute von seiner, neue Trostgründe derselben Art von des Chores Seite. Am Besten ist es aber weiterhin, wenn er dem Chore zuruft: „Warum hast du mich gehindert, mich ins Grab zu stürzen, um mit ihr, der Besten, entseelt dazuliegen, dass der Hades zugleich zwei treue Seelen erbentet hätte?!“ (V. 897 ff.). Alles das kann er noch thun. Der Chor erwidert auch darauf Nichts, sondern beruft sich nnr auf das Beispiel eines Mannes, der seines Sohnes Tod mit Gleichmuth ertragen. (Man hat nicht ohne Wahrscheinlichkeit darin eine Anspielung auf den Anaxagoras finden wollen.) Aber der Schmerz des Admet selbst ist keineswegs erlogen: er hat Alkesten geliebt, so sehr er nämlich in seinem
383 Egoismus dessen fähig ist, daher jetzt die wirklich rührende Erinnerung an seinen einstmaligen Einzug bei der Hochzeit und

seine Vergleichung mit der Heimkehr von der Bestattung; worauf denn der Chor, der immer mehr von Egoismus angesteckt zu werden scheint, ihm sagt, das Unglück sei ihm zwar etwas Neues, aber er habe doch Leben und Seele gerettet; schon Viele hätten ihre Frau durch den Tod verloren. Jetzt erst, *post festum,* wo Alles zu spät ist, setzt Admetos auseinander, wie traurig sein Leben sein werde; als echtem Egoisten fällt es ihm jetzt noch nachträglich ein, welche Unbequemlichkeiten doch die Aufopferung seiner Frau für ihn haben wird. Dass er aber jetzt erst darauf kommt, wo es zu spät ist, während früher dergleichen Reflexionen ihm nicht eingefallen sind, zeigt eben, dass früher die nackte Sorge für sein Leben alle andern Gedanken in den Hintergrund gedrängt hat. Er beginnt, und zwar jetzt, wo die Gefahr vorbei ist, alles Ernstes damit, dass das Loos seiner Gattin glücklicher sei als das seine. Diess wird denn nun im Folgenden ganz charakteristisch geschildert: daheim erinnere ihn Alles, Haus, Kinder, Sklaven, an die Geschiedene; auswärts werde er den Anblick glücklicher Ehen und junger Frauen nicht ertragen können (diess eine feine, unbewusste Andeutung seiner Schwäche in diesem Punkte), und seine Feinde (natürlich nur diese, da er den Vorwurf selbst nicht anerkennt) werden ihn wegen Feigheit tadeln, und so schliesst er denn mit dem Ausrufe, der früher, wo er seine Gattin noch nicht zur Aufopferung bewogen hatte, allerdings am Ort gewesen wäre: „Was ist mir in Schande und Elend das Leben noch angenehm?"

Der folgende Chorgesang fällt, wie so häufig bei Euripides, ziemlich auseinander. Zuerst wird die Allmacht der Nothwendigkeit geschildert, welche auch den Admetos erfasst und unwiderruflich der Gattin beraubt habe, deren Tugend und Nachruhm 384
sodann gepriesen wird. Der Chorgesang, zu welchem sich nicht wenige Pendants finden, ist doch hier am Ort: unmittelbar vor der Rückkunft der Alkestis ist es um so bedeutsamer, wenn nochmals versichert wird, dass sie der unüberwindlichen Nothwendigkeit zum Opfer gefallen.

Es folgt die Schlussscene. Herakles, mit der verschleierten Alkestis auftretend, macht zunächst dem Freunde Vorwürfe, dass er ihn aufgenommen und durch sein Schweigen zu ungebührlichem Betragen im Trauerhause verlockt habe; darauf bittet er ihn, die Frau, welche er bei sich führe, und die er als den höchsten Siegespreis in einem Kampfspiel gewonnen habe, ihm bis zu seiner Heimkehr aus Thrakien aufzubewahren, im Falle seines Todes aber für sich zu behalten. Dieses Vorgeben, sowie die ganze darauf folgende Scene, die man vom Standpunkt der echten Tragödie aus nicht rechtfertigen kann, daher auch fast einstimmig verworfen oder höchstens als ein Mittel des Bühneneffectes entschuldigt hat, setzt dem Stücke, wie es nach unserer Darstellung aufzufassen ist, die Krone auf und ist voll des keckstem, frischesten Humors. Auch ist sie ganz natürlich eingeleitet. Herakles, dem Admetos

weis gemacht, nicht seine Gattin, sondern eine Fremde werde hinausgetragen, will diesem als Revanche einen gleichen Schabernack spielen und seine Frau als Fremde wieder hineinschmuggeln. Auf diese Weise giebt er aber dem Admetos Gelegenheit, seine Gesinnung und namentlich was wir von ihm in der Zukunft zu erwarten hätten, naiv und unbefangen zu entwickeln. Zunächst entschuldigt er sich, dass er den Herakles unter falschem Vorgeben aufgenommen: es würde ihm Leid zu Leid gekommen sein, wenn in Folge dessen Herakles nicht bei ihm eingekehrt wäre (V. 1039 f.). Denn die Rücksicht auf die Gegenbewirthung in Argos bleibt hier natürlich weg. Dann schlägt er
385 es aus, jenes Weib in sein Haus aufzunehmen, aber aus was für Gründen? Ihr Anblick würde ihn zu sehr rühren, und dann, wo solle er mit der jungen Frau hin? „Denn jung ist sie, nach Kleidung und Schmuck zu schliessen“ (V. 1050). Davon also hat er sich doch trotz seines Schmerzes zu vergewissern nicht vergessen. Und nun schliesst sich ganz natürlich das Bedenken an, wie er ein so verführerisches Gut wahren soll. „Denn nicht leicht ist's, das junge Blut im Zaum zu halten“ (V. 1053 f.). Er müsste sie denn in seinen Thalamos aufnehmen, und da würde ihn sogleich der Vorwurf treffen, dass er seine Wohlthäterin verrathen und das Bett einer andern bestiegen habe (V. 1059). Und auf die Verstorbene müsse er doch gebührende Rücksicht nehmen. — Dass allen diesen Ausflüchten das stille Bewusstsein zu Grunde liege, wie er viel zu schwach sei, um solcher Versuchung zu widerstehen, liegt auf der Hand und wird zum Ueberflusse noch durch das Folgende bestätigt, wo er die Frau, in der er, immer schärfer hinsehend, eine Aehnlichkeit über die andere mit der Verstorbenen entdeckt, dringend bittet, ihm aus den Augen zu gehen, damit sie ihn nicht fange (μή μ' ἕλῃς ᾑρημένον, V. 1065). Herakles macht sich nun das Vergnügen, ihn zu trösten, und obgleich Admetos davon nichts hören will und immer nur thut, als sollten seine Klagen ewig dauern — er hat nun einmal Lust daran (ἔρως τις μ' ἐξάγει, V. 1080) —, so werden doch seine Antworten unsicher, als Herakles von einer zweiten Heirath anfängt, die werde ihn trösten. „Schweig, was sagtest du! Ich würde es nicht glauben“ (V. 1088). Hier zeigt er sich schon ziemlich schwankend, und er wiederholt zwar dann noch ein paarmal, dass er der Verstorbenen ewig treu bleiben werde, aber als Motiv giebt er auf Herakles' Einwurf, der Verstorbenen helfe das ja doch nichts, die frostige Antwort: „Ich muss sie ehren, wo sie auch sein mag“
386 (V. 1092). Es ist daher hohe Zeit, dass Herakles dieses gefährliche Capitel aufgiebt und von Neuem ihn zu nöthigen beginnt, das Weib bei sich aufzunehmen. Endlich giebt er nach, „damit Herakles nicht böse wird“ (V. 1106), und gebietet den Dienern sie hereinzuführen. Da verlangt Herakles, er selbst solle sie hereinführen; neue Weigerung des Admetos. Doch endlich sagt er,

pretiös und geziert: „Wohlan, ich reiche ihr die Hand, wie dem Gorgohaupt“ (V. 1118): also mit abgewendetem Gesicht. Da sagt Herakles, die Farçe lustig zu schliessen: „Hast Du sie?“ Admetos: „Ja, ich habe sie.“ Herakles: „Nun da behalte sie!“ Und damit enthüllt er sie und gebietet dann dem Admetos, sie anzusehen, was sich der nicht zweimal heissen lässt. Er erkennt sie, und nach der nöthigsten Verständigung, bei der wir doch erfahren, dass Herakles seiner Berechnung zufolge richtig den Meister Tod beim Grabe, also doch wohl heim Trunke, gefasst hat, preist er sein Glück und dankt unter Glückwünschen dem Herakles: von Dank gegen die Gattin und eigentlicher Rührung keine Spur. Herakles giebt ihm noch die Auskunft, dass seine Gattin drei Tage lang nicht reden dürfe, und schliesst mit der Ermahnung, er solle auch in Zukunft gerecht und gegen die Fremden zuvorkommend sein (καὶ δίκαιος ὢν | τὸ λοιπὸν — εὐσέβει περὶ ξένους, V. 1148). So wird auf die Eingangsrede des Apollon zurückgewiesen, wo Admet „ein heiliger Mann“ heisst. Herakles empfiehlt sich, wiewohl zum Bleiben und wenigstens znm Wiederkommen genöthigt: worauf Admet selbst, wie oben Landestraner, so jetzt Volksvergnügen bestellt nnd ganz in seiner Art mit den Worten schliesst: „Denn jetzt hahe ich ein besser Leben gegen das frühere eingetauscht; denn ich will nicht längnen, dass ich glücklich bin.“ Die bekannten, öfter am Schlusse wiederholten Chorverse: πολλαὶ μορφαὶ u. s. w. 387
haben keine besondere Bedentung.

Nach dieser auf alles Einzelne eingehenden Analyse sei es mir nun erlaubt, in wenigen Worten die Analogie dieser Tragödie zu einem Satyrspiel, sowie überhaupt das Charakteristische dieser neuen, von Euripides erfundenen Gattung aufzuzeigen. Das Eigenthümliche des Satyrspiels, soweit wir dasselbe nach einzelnen Andeutungen und nach dem einzigen noch vorhandenen des Euripides kennen, besteht bekanntlich darin, dass die Personen der Tragödie, und zwar in ihrem vollständigen Charakter, in Berührung mit den Satyrn und Silenen, den lustigen Begleitern des Bacchus, kommen, dadurch in Situationen und Abenteuer gerathen, zu Zwiegesprächen genöthigt werden, die ihrem ernsten Pathos, das sie doch beizubehalten suchen, keineswegs angemessen sind. In dem Conflicte dieser tragischen Würde, die bei den griechischen Zuschauern gewiss regelmässig durch die frische Reminiscenz an die vorhergegebenen Tragödien erhöht wnrde, mit den naiven Schwänken und Possen jener Waldteufel, denen natürlich dergleichen nicht im Geringsten imponirt, liegt eben die komische Gewalt des Satyrspiels. Da aher die Scenen ihrer Natur nach beschränkt waren, in welchen Satyrn aufgeführt werden konnten, so mussten die spätern Tragiker oft gerade mit der Erfindung ihrer Satyrspiele in Verlegenheit kommen. Anch mag das Interesse an ihnen immer mehr gesunken sein, je mehr die Tragödie ihren streng religiösen Charakter als reines Festspiel des Gottes verlor und nach und

nach, mit der gebotenen Beihehaltung der alten Heroen- und
Götterpersonen, sowie ihrer Schicksale, dennoch zur Darstellung
wirklicher Charaktere und Situationen der Gegenwart überging:
388 eine Wendung, welche gewiss auch durch die steigende Bedeutung
der Komödie, als des echten, nur subjectiv poetisch gefärbten
Lebensspiegels, befördert, namentlich aber von Euripides mit Bewusstsein
und Consequenz verfolgt worden ist. So mochte zu
derselben Zeit das Interesse des Volks an den Satyrspielen und
die Erfindungsgabe der Dichter in ihnen sich erschöpft haben. Da
that Euripides, fussend auf der oben angedeuteten Wandlung der
tragischen Charaktere, geleitet von der Komödie, einen neuen Griff:
an die Stelle der Satyrn und Silene setzte er „aus dem
eigenen Kreise" des gewöhnlichen Alltagslebens „die
fadesten Personen", mit denen er einen tragischen Charakter
umgab und in Berührung und Wechselwirkung brachte. Das
Wesentliche dieser neuen Gattung nun wurde der Conflict eines
tragischen Charakters mit der Philisterwelt der Gegenwart;
der Gegensatz einer idealen Weltanschauung zu
der kahlen nüchternen Prosa des wirklichen Lebens.
So in der Alkestis. Sie selbst in ihrer Ganzheit, namentlich auch
in ihrem Mangel an individueller Liebe und ihrem stolzen Selbstbewusstsein,
eine des Sophokleischen Kothurns würdige Heroinengestalt:
als Gattin opfert sie dem Gatten, als Mutter für den Vater
ihrer Kinder ihr Leben auf. In ihrem Idealismus hat sie gar
keine Ahnung, weil kein Erkenntnissvermögen, für den sie umgebenden
Egoismus und Materialismus. Denn dass dieser,
nur verschieden nüancirt, von Admetos, Pheres, Herakles entschieden
vertreten, auch in einzelnen Andeutungen vom Chor ausgesprochen
wird, ja sogar dem Apollon und Thanatos nicht fremd ist, zeigte
die Analyse. Nun aber ist der Humor des Stücks, dass keineswegs
der Idealismus siegt und etwa den Materialismus beschämt,
sondern umgekehrt, dass der Materialismus Recht
389 behält und nicht nur sich selbst, sondern sogar den
Idealismus herausreisst und rettet. Ein Blick auf das
Stück wird diess bestätigen. Admet, dessen Grundsatz es ist:
leben und leben lassen, um eben sein Leben am Sichersten
zu stellen, hat den Apollon gut aufgenommen. Zum Dank erwirkt
ihm der, dass er noch länger leben darf, wenn Jemand für ihn
stirbt. Wäre Admet Idealist, so nähme er das nicht an und stürbe.
Aber er bittet so lange, bis seine Gattin, welcher allein das
Leben nicht das Höchste ist, sich bereitwillig findet. Sie
stirbt und soll begraben werden. Alles, so scheint es, ist verloren.
Da kommt Herakles ganz unerwartet. Wäre Admet nun nicht ein
ganz krasser Egoist, wäre er nur ein wenig Idealist, er würde
entweder den Herakles nicht aufnehmen, oder ihm wenigstens den
Tod der Gattin mittheilen. Geschähe Eins von beiden, so würde
die gute Alkestis ruhig in der Unterwelt bleiben. Denn wodurch

wird Herakles bewogen, sie heraufzuholen? Dadurch, dass er seinem *derbsinnlichen Materialismus* im Trauerhause freien Lauf gelassen, getrunken und gelärmt hat und sich nachher dieser Debauche schämt. So fasst er demnach ziemlich im Rausche den Entschluss, dem Tode an Alkestis' Grabe sie abzujagen; und der Tod wird richtig noch von ihm erwischt, weil er, selbst materiellem Genuss ergeben, sich zu lange beim Trinken des Opferblutes aufgehalten hat. So wird also durch den *Egoismus des Admetos* nicht bloss er selbst, sondern, indem ihm *Herakles' Materialismus* secundirt, auch Alkestis gerettet, nachdem alle Opfer, Gebete Gelübde *an die Götter* vergebens gewesen sind.

Ich glaube bewiesen zu haben, was ich wollte, dass *Euripides in seiner Alkestis mit Bewusstsein ein wirklich neues dramatisches Genre geschaffen hat.* Die Ausführung, wie gerade diess den Uebergang bildet von der *alten Tragödie* zur *neuen Komödie*, müssen wir, vom Raum beschränkt, für spätere Gelegenheit versparen. Ueberhaupt, falls dieser Versuch bei denen Beifall oder wenigstens Theilnahme finden sollte, die für dergleichen Untersuchungen sich zu interessiren im Stande sind, so würde ich einige ähnliche folgen lassen, zunächst über die *Hekabe*, von der ich gleichfalls nachzuweisen hoffe, dass sie, mit allen ihren Fehlern, keineswegs eine so ganz schlechte Tragödie, wenigstens dass ihre Handlung in der That nur *Eine* ist.

IX.

Die Einheit der Handlung in Euripides' Hekabe*).

Hochverehrte Anwesende!

30 Es könnte als eine üble Vorbedeutung erscheinen, wenn gleich der erste Vortrag mit der Bemerkung eingeleitet werden muss, dass er, wenngleich der Sache nach längst durchdacht, doch der Form nach ein rein improvisirter sein wird. Aber ich denke: es ist besser, dass diess bei dem ersten der Fall ist, dessen Eindruck durch die folgenden leichter verwischt werden kann, als bei dem letzten, den Jeder frisch im Gedächtniss mit sich nach Hause nimmt.

Es ist nicht meine Absicht gewesen, so unvorbereitet vor Ihnen zu sprechen: vielmehr war ich früher Willens, einen andern nur zu lange vorbereiteten Gegenstand zu behandeln, nämlich einen Versuch zur Beantwortung der Frage zu machen: „Welche Stellung nimmt Quintus von Smyrna in der Entwickelungsgeschichte des griechischen Epos ein?" Mit der Ausgabe dieses Dichters über das horazische neunte Jahr hinaus beschäftigt, durfte ich hoffen, einigermassen im Besitz der für die Beantwortung jener Frage nöthigen Detailkenntnisse zu sein; aber es ging mir mit dem Vortrage, wie mit der Ausgabe: ich fand bei meinen mannigfaltigen Geschäften nicht die nöthige Zeit, ihn gehörig vorzubereiten, eine Arbeit, welche um so schwieriger ist, je unbekannter im Allgemeinen der Dichter, je ausgebreiteter der Umfang des zu übersehenden Feldes, je erdrückender die Masse der zu sichtenden und zu beherrschenden Einzelheiten ist.

Da ich nun aber die dem hochgeehrten Präsidium gemachte Zusage um so weniger zurücknehmen möchte, als nicht gerade zahlreiche Vorträge angemeldet sind, so habe ich einen andern Gegenstand gewählt, von welchem ich ganz besonders hoffe, dass er andere, scharfsinnigere Männer veranlassen wird, was ich versehen sollte oder vermissen liesse, zu verbessern oder zu ergänzen. Ich will es nämlich versuchen, die Hekabe des Euripides in ihrer dramatischen Einheit zu rechtfertigen, bekanntlich eine alte Controverse, welche schon vor langen Jahren allerdings nicht

*) [Vortrag, gehalten auf der IX. Philologen-Versammlung zu Jena 1846.]

zu Gunsten des Dichters von dem ehrwürdigen Veteranen unserer Wissenschaft beantwortet worden ist, welchen wir heute mit Verehrung und Freude in unserer Mitte sehen.

Es sei mir erlaubt, einige einleitende Bemerkungen über *Euripides* selbst vorauszuschicken. Wie bekannt, sind die Urtheile über ihn in alter und neuer Zeit in den verschiedensten, ja entgegengesetztesten Richtungen aus einander gegangen. Um ihn 31
gerecht zu beurtheilen, muss man seine Zeit genauer ins Auge fassen, als deren treuester Spiegel und Repräsentant er zu betrachten ist. Während Aeschylos Anfangs durch und durch *in*, zuletzt *ausser* seiner Zeit steht, während Sophokles sich *über* dieselbe zu erheben strebt, ohne sich ihr zu entziehen, giebt es fast keine Richtung in den religiösen, politischen, socialen Bewegungen und Schwankungen Athens, die nicht in einer oder der andern Tragödie des Euripides bald schärfer, bald schwächer hervorträte. Vergleichen wir hier zunächst die drei grossen Dramatiker in Bezug auf Mythenbehandlung. Aeschylos pflegt die Mythen in ihrer alten überlieferten Form mit *frommem naiven Glauben* darzustellen, ohne an ihnen zu deuteln und zu grübeln, ohne ihren Gehalt anzuzweifeln oder zu vertheidigen: mit vollem Anspruch auf Gültigkeit treten sie bei ihm unmittelbar in die Erscheinung. Bei Sophokles dagegen zeigt sich das Bestreben, die alten Mythen *ethisch zu rechtfertigen* und namentlich dasjenige, was nach den gebildeteren Begriffen einer fortgeschrittenen Zeit roh, anstössig, unsittlich beim ersten Anblick erschien, durch eine tief angelegte Charakteristik der handelnden Personen, durch eine feine Enthüllung innerlicher, sie bestimmender Motive als gerecht und wohlbegründet zu vindiciren. Wäre uns von Aeschylos die Tragödie erhalten, in welcher er die Schicksale des Oedipus darstellte, so würde jedenfalls eine Vergleichung derselben mit dem Oedipus König des Sophokles am Meisten geeignet sein, unser allgemeines Urtheil zu rechtfertigen. Während bei Aeschylos jedenfalls die finstre, furchtbare Gewalt eines unentfliehbaren Verhängnisses in den Vordergrund trat, läuft bei Sophokles Alles darauf hinaus, bei aller Grossheit und Herrlichkeit den Oedipus dennoch als *schuldig* erscheinen zu lassen, da er in seinem freilich durch seine Thaten hervorgerufenen, übermässigen Vertrauen auf *Menschen*witz und *Menschen*weisheit sein Schicksal selbst erfüllt und eben dadurch gewissermassen verdient. Euripides dagegen geht darauf aus, die Mythen *pathetisch zu begründen*. Freilich will ich mit diesem Satze nicht alle seine Tragödien gleichmässig charakterisirt haben: im Gegentheil, es sind verschiedene Classen derselben zu unterscheiden, und in manchen derselben sind die mythischen Personen in ihren einmal überlieferten, aber vom Dichter vielfältig modificirten Verhältnissen nur die Hüllen, hinter denen wirkliche Wesen, wirkliche Situationen der Gegenwart, selbst uns erkennbar, sich verbergen. Die *Hekabe* dagegen ist eine von jenen Tragödien, um

derentwillen der Dichter τραγικώτατος, der am Meisten tragische unter den Tragikern, genannt worden ist, eine Tragödie, in welcher das Pathos, die volle ungezügelte Leidenschaft, die mit gleicher Kraft dem Leide wie der Freude sich hingiebt, vorzugsweise vorherrschend ist.

Man hat bekanntlich gegen die Handlung der Hekabe den Vorwurf erhoben, dass sie in zwei getrennte, durch kein innerliches Band zusammenhängende Begebenheiten, die Opferung der Polyxena und die Bestrafung des Polymestor, aus einander falle; man hat diesen Vorwurf vergebens dadurch zu entkräften gesucht, dass man beide Begebenheiten als zum Unglücke der Hekabe gehörig durch diese äusserliche Zufälligkeit für hinlänglich verbunden erklärt hat.

Ich werde mich auf eine Polemik gegen diese Ansichten nicht einlassen, sondern nur ganz einfach den Gang des Stückes zu zeichnen und aus dessen Verlauf darzuthun versuchen, dass die Handlung doch nur Eine ist. Gelingt es mir, diess zu beweisen, so fallen die Einwürfe von selbst.

Das Stück spielt auf der thrakischen Chersones; Troja gegenüber liegt in Asche; die Griechen sind über den Hellespont gesetzt und wollen heim nach dem schönen Griechenland. Da tritt ungünstiger Fahrwind ein; der Schatten des Achilleus erscheint zürnend auf seinem Grabmal und fordert als Sühnopfer das Blut der Polyxena. So werden die Griechen mit ihren Gefangenen an der thrakischen Küste zurückgehalten.

32 Den Prolog hält der Schatten des Polydoros. Er berichtet in der Weise der Euripideischen Prologe sein Geschick: wie ihn als Knaben Priamos nebst reichen Schätzen dem Schutze seines Gastfreundes, des Thrakerkönigs Polymestor, anvertraut, wie dieser nach Troja's Fall aus schnöder Geldgier ihn getödtet und ins Meer geworfen habe, von dessen Wellen er unbestattet umhergeworfen werde. Unterdessen würden die Griechen durch den Schatten des Achilleus zurückgehalten, der die Polyxena zum Todtenopfer begehre und auch an diesem Tage — so laute des Schicksals Schluss — erhalten werde. Ihm aber hätten auf sein Flehen die unterirdischen Götter gestattet, von der Mutter Hand begraben zu werden. Daher ist er ihr denn schon in verwichener Nacht als Traumgesicht erschienen, und die Dienerin, welche wegen der Bestattung der Polyxena ans Meer kommt, wird seinen Leichnam zu ihren Füssen von den Fluthen ausgeworfen finden.

Ehe ich weiter gehe, ein Wort über die vielgetadelten Prologe des Euripides. Sie sind nicht sowohl eine künstlerisch zu rechtfertigende Einrichtung, als eine durch die Entwickelung der Tragödie gebotene Nothwendigkeit. Die schon vielfach behandelten Mythen, die nun einmal der Stoff der Tragödie blieben, wurden aus den oben angedeuteten Gründen namentlich von Euripides sehr frei und willkürlich gestaltet, auf das Mannigfachste modificirt, auf das Abweichendste motivirt. Da bedurfte es nun gewisser-

massen einer Einleitung, in welcher der Standpunkt, den der Dichter zu der gewöhnlichen Tradition einnahm, den Hörern klar gemacht, von dem Ueberlieferten das Fremdartige stillschweigend zurückgewiesen, das Beibehaltene ausdrücklich festgestellt, das neu Erfundene ausführlich mitgetheilt wurde. Nur so konnte den Hörern, ohne dass sie von den gewöhnlichen Vorstellungen verwirrt worden wären, der Zusammenhang, wie der Dichter ihn angenommen hatte, verständlich werden.

So giebt uns auch hier der Prolog den Schlüssel zur richtigen Beurtheilung der Tragödie, indem er uns das Band enthüllt, das die beiden Handlungen zusammenhält. Polydor hat von den Göttern erlangt, dass ihm Bestattung von der Mutter Hand zu Theil werde. Welchen überaus hohen Werth aber das Alterthum darauf legte, überhaupt bestattet, namentlich aber von den nächsten weiblichen Verwandten feierlich bestattet zu werden, ist allbekannt, und ich brauche hier nur an die Antigone zu erinnern. Daher wird Polydor der Dienerin erscheinen, welche am Meere Wasser holt zu Polyxena's Bestattung. So führt Polyxena's Tod, den Achilleus' Schatten verlangt hat, für die Hekabe die Auffindung und Bestattung des Polydoros, damit zugleich die Bestätigung von des Sohnes Schicksal und endlich die Rache an dessen Mörder mit Nothwendigkeit herbei. Diese letztere, als aus dem freien Entschlusse der Hekabe hervorgehend, wird in dem Prologe nicht erwähnt, während dagegen die Schuld des Mörders vollständig enthüllt wird, da für den nicht im Voraus unterrichteten Hörer dieselbe später als nicht hinlänglich erwiesen oder wenigstens nicht in ihrer vollen Grässlichkeit erscheinen würde.

Nach dem Prologe also verbindet ein nach den Ansichten des Alterthums heiliges, rein religiöses Band beide scheinbar getrennten Handlungen mit innerer Nothwendigkeit. Sehen wir nun weiter, wie diese zu untergeordneten Theilen Einer Handlung verschmelzen.

Der Schatten des Polydoros, der nahenden Hekabe aus dem Wege gehend, hebt noch am Schlusse mit eindringlichen Worten hervor, wie sie von einer Königin zu einer Sklavin herabgestürzt in vollstem Maasse den Wechsel des Glücks erfahren habe. Jetzt ertönen die Klagen der Hekabe. Es ist oft getadelt worden, dass die lyrischen Partien des Euripides ziemlich weitschweifig sind, mit vielen nichtssagenden Worten den Inhalt verwässern; dass 33
ferner die Chorgesänge oft in gar keinem Zusammenhange mit der Handlung stehen. Dieser Tadel trifft namentlich, wie wir sehen werden, mehrere Theile der Hekabe mit Recht. Ich möchte, nicht zur Rechtfertigung oder Entschuldigung, sondern zur Erklärung hier die Vermuthung gelegentlich äussern, dass wohl bei dergleichen Stücken, wie in unsern Opern, die Composition und der musikalische Vortrag bei Weitem die Hauptsache war und den Text ganz oder bei Weitem überwucherte. Und wer weiss, ob nicht manche dieser

ganz abgerissenen Chorgesänge in verschiedene Tragödien nach Befinden eingelegt wurden? Einen merkwürdigen Fingerzeig giebt wenigstens der bekannte, in 5 Tragödien des Euripides wiederkehrende Schluss: πολλαὶ μορφαὶ τῶν δαιμονίων u. s. w.

Doch zurück zur Hekabe. Auf Dienerinnen gestützt, wankt sie jammernd heraus; ihre Klagen betreffen namentlich zwei Hauptpunkte: die Vergegenwärtigung des furchtbaren Glückswechsels — „jetzt Sklavin, einst Königin“ — und das doppelte Traumgesicht, was ihr des Sohnes Tod und der Tochter Opferung verkündet hat. Dies Letztere bestätigt der herannahende Chor trojanischer Frauen; er berichtet, dass die Achäer in der Volksversammlung trotz Agamemnons Widerstreben auf Odysseus' Betrieb beschlossen haben, die Polyxena an Achilleus' Grabe zu opfern, um seinen Schatten zu versöhnen. Schon hier wird angedeutet, was später noch schärfer hervorgehoben wird, dass von diesem Todtenopfer die Heimkehr der Griechen abhängt. Hekabe erhebt neue, etwas wortreiche Klagen; das Resultat ist, dass sie in solches Unglück versunken sich den Tod wünscht: „nicht mehr gefällt mir das Leben im Sonnenlicht.“

Darauf ruft sie Polyxena selbst heraus und theilt ihr mit, was über sie verhängt ist; aber diese, nicht erschreckt von dem drohenden Tode, klagt nur um die Mutter: „Welches Leid hat wiederum eine Gottheit über dich gebracht? Nicht mehr werde ich mit dir in deinem Alter die Sklaverei ertragen. Du wirst mich von deiner Hand gerissen und zum Tode geschleppt sehen.“ Sie selbst aber beklagt den Verlust ihres schmachvollen Lebens nicht; der Tod erscheint ihr als ein Glück.

Da erscheint Odysseus, hier wie in andern Tragödien als das Muster eines schlauen, vielgewandten Volksredners aufgefasst. Mit ruhigen, kalten, gemessenen Worten fordert er die gebeugte Mutter auf, sich ohne Umstände in das Unvermeidliche zu fügen. Hekabe will noch einmal das Letzte versuchen; sie beginnt mit der Einleitung, dass sie nicht zur rechten Zeit gestorben zu sein bedauert, sondern noch fortlebt, jetzt, wo sich immer grösseres Unglück häuft. Dann wendet sie sich an den Odysseus; sie erinnert ihn, wie sie ihn einst in Troja erkannt und auf sein demüthiges Flehen gerettet hat; sie appellirt an seine Dankbarkeit, nicht ohne handgreifliche Anspielung auf das herzlose, ehrgeizige Geschlecht der Volksredner; sie kritisirt — und das ist bezeichnend für Euripides — vom rationalistischen Standpunkte aus überhaupt die Sitte der Menschenopfer, sie sucht nachzuweisen, dass man eher jede Andere opfern müsse als die Polyxena, die der Mutter nach solchen Verlusten Alles ist:

Sie ist für Vieles Trost mir; ist mir Vaterstadt,
Mir Pflegerin und Stab und Führerin des Wegs.

Aber nachdrücklich erinnert sie auch an den Wechsel des Glücks und die furchtbare Lehre, welche sie selbst den Glücklichen

und Mächtigen gebe. Odysseus dagegen setzt ihr ruhig und gründlich auseinander, dass es eben so gerecht als klug sei, selbst nach dem Tode verdienstvolle Bürger zu ehren — es dürften auch hier Anspielungen auf Zeitereignisse erkennbar sein. — In dem Charakter dieses Dialogs zeigt sich das rhetorisch-sophistische Element der *eristischen Wechselreden*, welche, eine pikante Zugabe für die processsüchtigen Athener, fast ein stehendes Ingrediens der 34
Euripideischen Tragödien sind. Nun wendet sich Hekabe an die Polyxena und fordert sie auf zu versuchen, ob sie den Odysseus zu rühren vermöge, indem sie ihr gleichsam Unterricht in der Rhetorik giebt. Aber diese heisst den Odysseus ruhig sein, von ihr habe er keine Bitten zu befürchten; sie begehre zu sterben, ehe sie, die geborene Königstochter und Herrin, als Sklavin lebe und noch unwürdigerem Loose entgegensehe; frei dagegen sterbe sie; Hoffnung im Leben sei nicht mehr vorhanden; so möge denn auch die Mutter sie nicht länger zurückhalten, *denn der Tod sei ein Glück für sie*. Da senkt sich durch die hochherzige Gesinnung der Tochter der erste Strahl des Trostes in das Herz der unglücklichen Mutter:

> Wie sprachst du edel, Tochter, doch das edle Wort
> Begleitet Schmerz.

Und so hält sie denn zwar die Tochter nicht mehr zurück, will aber mit ihr sterben, und trotz der Mahnungen des Odysseus nicht von ihr lassen. Und wieder ist es Polyxena, welche sie zur Ergebung in ihr Schicksal umstimmt; fruchtloser Widerstand sei ihrer *nicht würdig*. Dann folgt der Abschied: noch einmal bricht bei Polyxena die jugendliche Lust zum Leben durch, indem sie sich an Alles das erinnert, was sie verlassen muss, was sie noch nicht genossen hat. Hekabe fühlt ihr Loos, das Leben in Sklaverei, als noch schlimmer: die Tochter soll dem Priamos melden, dass sie von allen die Unglückseligste sei; und als endlich jene sich losreisst, sinkt sie im Uebermaass des Schmerzes bewusstlos nieder. Auf diese ergreifende Scene, die zu dem Herrlichsten gehört, was Euripides gedichtet hat, folgt ein ganz ungehöriger *Chorgesang*. Der Chor stellt Betrachtungen darüber an, in welches Land er abgeführt werden wird, wobei für uns die Erwähnung Athens und des grossen panathenäischen Festzuges kein Ersatz für die sonstige Leerheit sein kann. Hierauf folgt die Botenerzählung des Herolds *Talthybios* über den Tod der Polyxena. Er leitet sie mit dem Zweifel ein, ob wohl Zeus noch auf die Menschen herabblicke, und ob nicht vielmehr der ganze Glaube an die Götter eitel sei; dazu veranlasst ihn das Elend der ehemaligen Königin: er selbst will lieber sterben, ehe er so schmählichem Geschick verfällt. Dann fordert er die Hekabe auf, sich zu erheben und die Bestattung der Tochter zu besorgen. Von ihr befragt, erzählt er dann ausführlich die Opferung der Polyxena,

welche ihrer Hochherzigkeit getreu, von den Griechen bedauert und bewundert, muthvoll gestorben ist. Bedeutsam für den Zusammenhang der Handlung ist noch das Gebet des Neoptolemos, der den Vater anfleht, er möge nun versöhnt die Schiffe zu glücklicher Heimkehr entlassen. Nachdem dann der Eifer der Feinde, der Geopferten die letzte Ehre zu erweisen, geschildert worden, schliesst der Bote mit den Worten:

Ich sehe, dass von allen Frau'n
Das höchste *Glück* an Kindern du und *Leid* erfährst.

Denn der hochherzige Sinn der Tochter ist es, an welchem aus ihrem tiefen Leid sich Hekabe erhebt. Daher gedenkt sie zwar nochmals ihres Unglücks, sagt aber ausdrücklich, dass die Nachricht von dem Heldenmuthe der Tochter ihr den ärgsten Schmerz genommen habe. Dann entsendet sie gefasst die Dienerin zum Meere, um für das letzte Bad der Todten das Wasser zu holen, während sie selbst die fernern Anstalten zur Bestattung treffen will. Dabei wird sie nochmals auf den Gedanken an die Unzuverlässigkeit des Glückes geführt, den sie energisch ausspricht, mit den Worten schliessend:

Der nur ist der Glücklichste,
Dem für den Augenblick nichts Böses widerfährt.

35 Den *Chorgesang*, welcher vom Raube der Helena handelt, können wir füglich übergehen. Dann kommt die *Dienerin* mit dem Leichnam des Polydoros zurück, den sie am Meeresufer gefunden hat. Sie sieht in Hekabe die unglückseligste Sterbliche, die je gelebt hat, und diese, von dem neuen Schlage unterrichtet, spricht sich in demselben Sinne von Neuem aus. Sie erinnert sich an ihren Traum, durch den sie aus göttlicher Offenbarung weiss, dass Polymestor es ist, der den Sohn getödtet hat.

Als daher *Agamemnon* auftritt, um sie aufzufordern, die Tochter zu bestatten, so entschliesst sich Hekabe nach einiger Ueberlegung seinen Beistand anzuflehn. Sie beschwört ihn unter Andern „bei seiner *glücklichen* Rechten", und als dieser verwundert vermeint, sie begehre ihre *Freiheit*, so spricht sie im Widerspruche mit ihrer frühern Sehnsucht nach dem Tode:

Das nicht: nein, hab' ich an den Bösen mich gerächt,
So will ich Sklavin sein mein ganzes Leben lang.

Hier tritt also die schon vorbereitete *Peripetie* des Stückes ein: die Rache an Polymestor soll die durch den edeln Tod der Polyxena eingeleitete Beruhigung der Hekabe vollbringen. Dass diese Euripides so angelegt hat, zeigt hinlänglich das Folgende. Nachdem Hekabe zuerst das Verbrechen des Polymestor angegeben und in seiner ganzen Verworfenheit aufgezeigt hat, erschöpft sie nicht ohne theilweise abgeschmackte Sophistik alle Gründe der

Religion, Politik, des Rechtes und der Privatrücksichten, um den Agamemnon zu bewegen, ihr zu helfen. Dieser, obwohl Mitleid und Gerechtigkeit ihn dazu dringen, scheuet sich doch in fast feiger Vorsicht unmittelbar einzugreifen, was der Hekabe Veranlassung giebt, wiederum nicht ohne innere Genugthuung die Reflexion zu machen, dass überhaupt Niemand frei und selbständig sei, und zu dem Entschlusse eigenhändiger Rache zu kommen, nach deren Vollbringung beide Kinder mit einander bestattet werden sollen. Agamemnon, aufgefordert zu diesem Behufe die Dienerin ungehindert passiren zu lassen, gestattet diess, was er aber nicht thun könnte, wenn das Heer schon günstigen Fahrwind hätte, den die Götter noch immer nicht senden wollen. Und doch ist Polyxena geopfert und Achilleus versöhnt? Und doch geht seine Verheissung nicht gleich in Erfüllung? Weil eben die Götter auch erst die Rache der Hekabe vollendet sehen wollen, wie sie schon die Auffindung und Bestattung des Polydoros herbeigeführt haben.

Der Chorgesang steht wieder in keinem Zusammenhange mit der Handlung.

Polymestor erscheint: falsch und glattzüngig beklagt er das Loos der Hekabe, entschuldigt er, dass er nicht früher gekommen, und von ihr mit zweideutig verstellter Rede getäuscht, steigert er durch seinen lügenhaften Bericht über das Befinden des Polydoros den Abscheu über die grause That. Dann kirrt sie ihn durch Mittheilung über einen zu Troja vergrabenen Schatz und lockt ihn unter dem Vorwande, ihm noch mehr Gold heimlich anzuvertrauen, mit seinen beiden Söhnen in das Zelt. Polymestor geht in die Schlinge, von der Habgier, die ihn zum Verbrechen verleitete, geblendet und den Achäern jetzt eben so treulos wie einst den Troern. Während draussen der Chor das Rachelied anstimmt, werden drinnen von den Frauen der Hekabe seine Söhne gemordet, er selbst geblendet. Nun folgt eine grässliche Scene, in welcher allerdings Euripides von der alten tragischen Würde abgefallen ist. Der triumphirenden Hekabe stürzt der geblendete Polymestor, ausser sich vor Schmerz und Wuth, nach; in wilder, ohnmächtiger Raserei tobt er als echter Barbar — das ist nicht unberücksichtigt zu lassen — umher; er möchte sich wie ein wildes Thier an dem Fleisch und Gebein der Weiber sättigen, sie mit den Händen in Stücken zerreissen.

Da erscheint Agamemnon und fordert beide Theile auf, sich 36
vor ihm zu verantworten. Es folgt wieder eine von jenen Gerichtsscenen voll sophistischer Beredtsamkeit. Polymestor weiss noch Lügen: er habe den Polydoros nur aus Politik, nur aus Sorge für die Griechen und sein eigen Land getödtet; er schliesst die Erzählung mit einer jener allgemeinen Verwünschungen gegen das weibliche Geschlecht, welche dem Euripides den Namen eines Weiberhassers zugezogen haben. Hekabe widerlegt ihn schlagend

und beweist, dass er eben nur aus Habgier das Verbrechen verübt hat, und hält ihm triumphirend vor, wie furchtbar er dafür gestraft sei. Agamemnon fällt seinen Spruch, dass ihm Recht geschehen sei, und auf die Klagen des Polymestor äussert sich Hekabe frohlockend in befriedigter Rache:

Wie soll ich mich nicht freuen, da ich dich gestraft?

Hier könnte die Tragödie schliessen; es folgt aber noch ein Theil, der vorzugsweise angegriffen worden ist. Polymestor erinnert sich — wie Polyphemos nach seiner Blendung — alter Weissagungen: er prophezeit der Hekabe ihr Schicksal, dass sie in einen Hund, das verachtetste Thier, werde verwandelt werden. Aber alles das rührt die Hekabe nicht:

Nicht kümmert das mich, da du nur mir hast gebüsst!

ist ihre Antwort; und selbst die Verkündigung von Kassandra's Tod lässt sie kalt. Als er aber auch dem Agamemnon seine Ermordung voraussagt, da lässt ihn dieser ergreifen, fortführen und auf einer wüsten Insel aussetzen. Dann wendet er sich an die Hekabe und fordert sie auf, ihre beiden Kinder zu bestatten: denn die Abfahrt soll vor sich gehen, da eben jetzt sich günstiger Fahrwind erhebt. Den haben also die Götter nicht eher eintreten lassen, als bis die Rache an Polymestor vollstreckt ist.

Nach dieser Analyse ist es klar, dass Euripides die Idee des Stückes sich so angelegt hat:

Die vom höchsten Glanze in das tiefste Elend versenkte, ihres Gatten und aller ihrer Kinder beraubte Hekabe findet, gerade als der Tod ihrer letzten Kinder sie gänzlich niederzuschmettern scheint und in ihr den heissen Wunsch zu sterben erweckt, in steigendem Maasse Trost, Beruhigung, ja Freude, zuerst in dem muthigen Benehmen und dem edeln Tode der Polyxena, dann darin, dass eben durch jenen Tod nach Götterschluss ihr den Sohn zu finden und zu bestatten, so wie an dem verruchten Mörder sich zu rächen möglich gemacht wird. So befriedigt und erhoben, ergiebt sie sich in ihr Geschick, als Sklavin zu leben, und selbst die Prophezeiungen des Polymestor können in dem Hinblicke auf eine noch schmählichere Zukunft sie nicht in ihrem Gleichmuthe mehr stören.

So entrollt Euripides vor unsern Augen ein erschütterndes Gemälde von dem schnellen Wechsel und der Veränderlichkeit des Glückes, und in demselben Sinne weist Polymestor's Vorhersagung von dem Tode Agamemnon's noch über das Stück hinaus.

Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, die Einheit der Handlung darzuthun und das innere Band zwischen Polyxena's Opfertod und Polymestor's Bestrafung aufzufinden.

X.

Ueber die Vögel des Aristophanes*).

Hochzuverehrender Herr Jubilar!

Von nah und von fern, in wogendem Gedränge, wenden sich I
Ihnen am heutigen Tage die Geister Derer zu, die Gelegenheit hatten, sei es als Schüler von Ihren Lippen oder als Leser aus ihren Werken die gediegensten Bereicherungen des Wissens und die sinnigsten Anregungen des Gedankenlebens zu empfangen. Gilt es doch den Moment zu feiern, der vor einem halben Jahrhundert Ihnen den Eintritt in eine Bahn eröffnete, die unter einem reichen Wechsel von Saat und Erndte, in unablässiger Ansammlung verdienter Lorbeeren Sie schon längst zu den höchsten Staffeln der Anerkennung und des Ruhmes in dem Gemeinwesen der europäischen Gelehrtenwelt hinangeführt hat.

Diesen festlichen Tag hat auch der unterzeichnete akademische Senat der Züricher Hochschule nicht vorübergehen lassen mögen, ohne Ihnen auch seinerseits ein Zeichen aufrichtiger Verehrung darzubringen. Zählt dieselbe doch unter ihren Lehrern nicht Wenige, die einst lernbegierig zu Ihren Füssen sassen — wenn es auch der weitaus grösseren Zahl nur vergönnt war, die schöpferische Kraft Ihres Geistes in Ihren Schriften zu erkennen und zu bewundern.

Nicht Ihnen zur Erinnerung, sondern uns zur Genugthuung gedenken wir des erhebenden Schauspiels: wie Sie mit rastloser Virtuosität, von Werk zu Werk fortschreitend, in den verworrensten und dunkelsten Gebieten des Alterthums bald hier bald dort Bahn brachen und Licht schufen; wie Sie noch kaum in ihrem Pindar ein Musterbild philologischer Baukunst vollendet hatten, als Sie ihm schon in der Staatshaushaltung der Athener ein nationalökonomisches Meisterwerk an die Seite stellten; wie Sie bald zu dem Labyrinthe der alten Münz-, Maass- und Gewichtkunde, bald zu dem noch wirrevolleren der alten Zeitcyklen den Faden der Ariadne suchten und fanden; wie Sie mit gleichem Eifer dem

*) Gratulationsschrift der Universität Zürich zum 15. März 1857 als dem fünfzigjährigen Doctorjubiläum des Herrn Geheimerath und Professor August Böckh in Berlin. Zürich 1857.

Studium der minutiösen Papyrusurkunden den ersten belebenden Anstoss gaben und für das Studium der ertragreicheren Inschriften
II das erste grossartige Sammelwerk ins Leben riefen, das im Geleit Ihrer Erklärungen zur unschätzbaren Fundgrube mannigfaltigster Belehrung ward. Die Philosophie wie die Naturkunde, die Geschichte wie die Staatswissenschaften sind Ihnen zu Dank verpflichtet. Wahrlich, es giebt nicht leicht einen Baum des Wissens, der nicht an seinen Zweigen Früchte Ihres Geistes erblühen sah. Und jeder dieser Früchte wussten Sie in seltener Vollendung das Gepräge der Harmonie, den Stempel Ihres eigenen Wesens aufzudrücken.

Das ist der schönste Vorzug der Gelehrtenrepublik, dass deren Glieder weit über die Schranken der Staaten und Völker, weit über die Verschiedenheiten der Sprachen und der Sitten hinaus, sich auch ohne sinnliche Vermittelung geistig aneinander zu fühlen, einander zu begreifen und zu würdigen im Stande sind.

Wir würdigen und wir verehren Sie als eins der Häupter der gesammten Wissenschaft. Und unsere Verehrung ist um so inniger, um so freudiger in Anbetracht der Thatsache, dass sich in Ihnen mit dem weithintönenden Rufe des Gelehrten die edelsten Eigenschaften des Menschen verbinden.

Als ein Zeichen dieser Gefühle bitten wir Sie den Ausdruck unserer Glückwünsche freundlichst zu empfangen.

Hochachtungsvoll

Der akademische Senat der Universität Zürich:
im Namen desselben H. Köchly, d. Z. Rektor.

1 Aristophanes' Vögel sind die Krone seiner Dichtungen, der Gipfelpunkt seiner Komik; das ist das übereinstimmende Urtheil aller Kunstrichter. Fragt man aber nach Tendenz und Charakter des gepriesenen Kunstwerks, so ist keine Komödie unseres Dichters, selbst die vielbesprochenen Wolken nicht ausgenommen, so mannigfaltig ausgelegt, so entgegengesetzt aufgefasst worden, als gerade die Vögel. Sie theilen das allgemeine Schicksal aller grossen Kunstwerke, in denen abgesehen von ihrer allgemein anerkannten Vollkommenheit Jeder noch etwas Besonderes findet, was gerade seinem Wesen entspricht und ihm dort im Spiegel idealer Schönheit entgegenleuchtet. Aeschylos' Prometheus, Sophokles' Antigone, Shakespeare's Hamlet, Goethe's Faust sind solche Dichterwerke, an denen sich der Enthusiasmus und die Reflexion der Kunstkritik nicht zu sättigen und zu erschöpfen vermag: immer neue Schönheiten sucht und findet man, „die da hineingeheimnisset worden“. Freilich geschieht es da wohl zuweilen, dass diese verschiedenen Schönheiten sich nicht mit einander vertragen, ja wohl eine die andere aufhebt! Auch mit den Vögeln des Aristophanes hat es eine solche Bewandtniss. Es kann nicht dieses Ortes sein, jene

verschiedenartigen Ansichten vollständig zu entwickeln, nach ihren mannigfachen Nüancen und Schattirungen erschöpfend darzustellen und dann eine ins Einzelne gehende Polemik zu eröffnen. Es ist das auch gar nicht nöthig, da man wirklich den bekannten Goethe'schen Spruch in harmloser Parodie auf diesen Fall anwenden kann:

„Jeder dieser Interpreten
Wird vom andern abgethan,
Hast die Wahrheit Du vertreten,
Ficht ihr Irrthum Dich nicht an!“

Dagegen wird es die beste Einleitung zu unserm eigenen Versuche sein, wenn wir diese Ansichten in übersichtlicher Gruppirung kurz skizziren und schliesslich mit Aristophanes' Art und Kunst zusammenhalten, wie dieselbe aus seinen übrigen Komödien sich ergiebt.

Wie bei einer parlamentarischen Versammlung, so treten auch hier zunächst in schärfstem Gegensatz eine Rechte und eine Linke sich gegenüber. Jene, ausschliesslich und einseitig auf den historischen Boden der damaligen Zeitverhältnisse sich stützend, will in den Vögeln eine durchgehende Satire auf dieselben erkennen. Hierher gehört zunächst die ältere, schon aus chronologischen Gründen*) längst aufgegebene Ansicht, welche in den Vögeln die schon begonnene oder doch projectirte Befestigung von Dekeleia erblicken wollte; Peisthetäros wäre Alkibiades, die Vögel die Lakedämonier, die Götter die Athener. Der eigentliche Vertreter dieser Richtung aber ist Süvern in seiner bekannten Abhandlung (Berlin 1827).

Nach ihm wären die Vögel nichts Anderes, als eine bis ins 2
Einzelste durchgeführte warnende Allegorie auf die Sicilische Expedition und die damit verbundenen Pläne des Alkibiades auf athenische Weltherrschaft und eigene Tyrannis: Peisthetäros ist eine Contamination von Alkibiades und Gorgias; Euelpides stellt zugleich die hoffende Menge (εὐέλπιδες ὄντες σωθήσεσθαι Thukyd. VI, 24, 3!) und den Polos von Akragas, Gorgias' „sophistischen Famulus“ vor; der Wiedehopf mit seinem Federbusch ist Lamachos; seine Wohnung die Athenische Pnyx; die Vögel sind die Athener, die Götter die Lakedämonier, die Menschen deren Bundesgenossen; die Erbauung von Wolkenkukuksheim bedeutet die Sperre des Peloponnes durch die Athenische Seemacht; Iris ist ein hindurchgeschlüpftes schnelles Botenschiff der Peloponnesier u. s. w. So abenteuerlich einem jetzt diese Deutung vorkommt, wenn man sie auf ihren Kern reducirt und dann unbefangen mit den Vögeln zusammenhält, so hat sie doch ihr Urheber mit so grossartigem Auf-

*) Die Vögel wurden bekanntlich an den grossen Dionysien Ol. 91, 2 (Ende März 414) aufgeführt.

wande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn bis ins Einzelste ausgeführt, dass sie allgemein imponirte und ziemlich ein Jahrzehent die herrschende wurde, bis endlich **Droysen** 1835 ebenso entschieden als umsichtig dagegen auftrat, dem dann Andere, wie Thomas, Seeger, neuerdings Kock, in der Polemik gefolgt sind. Sie darf jetzt als beseitigt betrachtet werden.

Droysen selbst nun ist der beredteste Wortführer der **Linken**, und zwar der äussersten, welche wir auch die **romantische** nennen dürfen, da ihr eigentlicher Urheber A. W. **Schlegel***) ist. Nach diesem wären die Vögel Nichts als „eine lustige, geflügelte, buntgefiederte Dichtung; die harmloseste Gaukelei, welche Alles berührt, die Götter wie das Menschengeschlecht, aber ohne irgendwo als auf ein Ziel einzudringen". Droysen hat diese Ansicht in seiner blendenden Manier zur Geltung zu bringen gesucht: das Stück ist ihm „ein vollkommen phantastisches Spiel, in dem sich alles Wirkliche und Factische durch eine in sich ganz verständige Consequenz zu lauter Idealität und Ueberspanntheit sublimirt, die doch wieder an allen auffallenden Punkten der Gegenwart dicht dahin streift"; eine „Fata Morgana", ein „Traum-Athen", wo „Alles Factische und Persönliche zu einem allgemeinen Eindruck, zu einer Stimmung, zu einem durchaus Innerlichen aufgelöst ist, wo die Farben der Wirklichkeit zu einem Lichtton verschwimmen" u. s. w. (Rhein. Mus. IV, S. 46. 54. Uebersetzung I, S. 259—262). Die geistreiche Phraseologie hat gläubige Jünger genug gefunden. Der neueste derselben ist Hr. **Kock** (Die Vögel des Aristophanes. Leipz. 1856), der sich nur in Einem Punkte von dem Meister unterscheidet. Nach diesem (Uebers. S. 260. „Man vergegenwärtige — sind glücklich.") hätte Aristophanes das „tolle" Stück besonders deshalb geschrieben, um die blasirten, übersättigten, gelangweilten Athener gewaltsam aufzuschütteln. Nach Herrn Kock dagegen will der Dichter zeigen, dass die Dichtung mehr vermag als die Wirklichkeit, dass der Dichter Alles wagen, Alles ausführen kann; — „das Stück bedeutet die absolute Souveränität des Dichtergeistes". Das wird dann S. 23 f. in einer Weise ausgeführt, welche sich artig lesen lässt, aber natürlich Nichts beweist. Dagegen finden sich bei ihm nicht nur einzelne treffende Bemerkungen, wie z. B. über Aristophanes' „Inconsequenz" in Bezug auf Götterthum und Krieg (S. 12—15), sondern auch verständige Polemik ausser gegen Süvern auch gegen Rötscher und Wieck. Wir wenden uns jetzt zu Ersterem.

Rötscher (Aristophanes und sein Zeitalter. Berlin 1827)
vertritt eine zweite Fraction der Linken, welche wir die **philosophische** nennen wollen. Er nimmt allerdings eine bestimmte
3 Tendenz wie der Aristophanischen Komik überhaupt so auch der
Vögel an. Sie stellen ihm (S. 386) „die Gegenwart des athenien-

*) [Ueber dramatische Kunst und Literatur I, 311—313.]

sichen Staates vor, in welcher alles Objective und Allgemeine von der Willkür und Einzelnheit des Willens und Meinens bereits verschlungen ist". Der Chor (S. 379) hüllt in seine symbolische Gestalt den Gedanken der Unbeständigkeit der Gesetze, — der Losgebundenheit von der Sitte —, „giebt uns das Bild des äussersten Leichtsinns und offenbart eine Welt, in der alle sittlichen Bande aufgelöst sind" u. s. w. Peisthetäros, der ihnen (S. 382) „ihr wahres Wesen erst recht zum Bewusstsein bringt", lässt sich in dieses Vogelreich aufnehmen und „weiss sich nun von jeder sittlichen Verpflichtung, wie von jeglichem Gesetze des Staates und der Götter frei". Weil aber der Chor allemal die „sittliche Substanz" darstellt, das handelnde Individuum aber, also auch Peisthetäros, „das Bewusstsein des Aristophanes ausspricht", so zeigen die Vögel (S. 380 f.) „durch ihre Erscheinung als Chor sogleich stillschweigend den Gegensatz des Symbols der Vögel, oder sie vernichten unmittelbar mit ihrer Erscheinung den Ernst ihrer Maske"; in Peisthetäros aber tritt durch das Auftreten jener schlechten, dem gleichen Princip der Willkür huldigenden Personen „die Umkehrung seines zuerst verkündeten Leichtsinns" ein, und er jagt sie Alle hinaus. Es ist das Alles sehr consequent nach philosophischen Prämissen construirt, von welchen freilich der gute Aristophanes keine Ahnung gehabt hat.

Zwischen der romantischen und der philosophischen Linken gleichsam in der Mitte steht Bohtz (Das Komische in der Komödie S. 176). Er sieht in Wolkenkukuksburg die Stätte des verirrten Geistes, des Wahnes. „Der Dichter, der dessen müde ist, diese oder jene Thorheit Einzelner darzustellen, versucht einmal das Vaterland der Thoren und Narren überhaupt, nach welchem die Erdbewohner zu wandern lieben, an einem kolossalen Bilde zu verkörpern." Es ist ihm also das poetische Bedlam der ganzen Welt!

Mit Wieck (Ueber die Vögel des Aristophanes. Merseburg. 1852) und Kerst (Die Vögel des Aristophanes. Erfurt. 1847.) beginnen wir die Uebersicht der verschiedenen Fractionen des Centrums. Beide stehen der philosophischen Linken näher als der historischen Rechten. Jener sieht, wie für die Tragödie im Wesen des Heroenthums, so für die Komödie im plebejischen Wesen die Voraussetzung; und dieses „komische Heldenthum selbst ist es, was in den Vögeln zur Darstellung kommt" (S. 8). „Die Plebs und ihre Führerschaft sind, jene im Hoffegut, diese im Rathefreund gemeint" (S. 11). „Das komische Subject wird zuerst in seinem Verhalten an sich, dann im Verhalten zum komischen Object, zuletzt im Zusammenschluss mit seinem letzten Grunde" (S. 21) vorgeführt: „die absolute Plebsherrschaft (S. 17) in ihrer Irreligiosität, in ihrem Abfall von allem Idealen" (S. 21). — Kerst bestimmt selbst S. 14 „die den Vögeln zu Grunde liegende Idee als das selbstsüchtige Streben des einzelnen Individuums, sich dem Gehorsam gegen die Gesetze, Sitten und Einrichtungen, durch welche

die menschliche Gesellschaft als ein Ganzes regiert wird, zu entziehen, Autonomie an die Stelle der Legalität zu setzen, und zwar vermittelst erlangter Unabhängigkeit im Raum." Es wird dann nachgewiesen, dass dieses „Streben nicht allein gegen Athen, sondern gegen die ganze menschliche Ordnung gerichtet" ist, daher den Vögeln eine „allgemeine menschliche Bedeutung zukommt" (S. 24 f.). So abstract diess klingt, so wird dann doch der Süvern'schen Ansicht die Concession gemacht, dass die Komödie „eine poetische Nachahmung der Wirklichkeit" sei, und — freilich „mit Hinweglassung alles Besondern" — den Charakter des Alkibiades und
4 seiner Partei darstelle, das Nichtige des Sikelischen Feldzuges an dem Charakter der Personen, die ihn begünstigten (Alkibiades und Consorten), an den Ursachen, aus denen die Theilnahme an demselben entsprang, und an dem Zwecke, den man verfolgte, aufzeige (S. 63—66).

In ähnlicher Weise schwankt sogar Bernhardy. Zwar sagt er (Gr. Literaturgesch. II^1, S. 989): „Die — Wolkenkukuksstadt — ist nichts geringeres als ein Abbild des ochlokratischen Staates, und die Elemente derselben, vor allem die vom Gewinn des eitlen Augenblicks zehrenden Berufsweisen, erscheinen innerhalb der genetischen Entwickelung jener Phantasiestadt anschaulich genug." So scheint er sich denn der rein historischen Deutung zu nähern. Dagegen meint er S. 980: „hier sei dem Dichter ein geistiges Spiel aus der unbedingten Freiheit des Gemüths gelungen" u. s. w., und S. 990 heisst es: „die Darstellung scheine, unbekümmert um einen Zweck, im objektiven Genuss der Luftgebilde zu schwelgen"; Aeusserungen, welche ihre Verwandtschaft mit der Droysen'schen Auffassung nicht verläugnen können. [Modificirt II^3, 2, 657.]

Das rechte Centrum und zwar Süvern zunächst repräsentirt Roscher (Leben u. s. w. des Thukydides. Göttingen 1842): — „die Stimmung, welche dem ganzen Stücke zu Grunde liegt, ist das übermüthige Gefühl der athenischen Machtfülle, ihrer Freiheit und zugleich ihrer Zügellosigkeit"; die Vögel sind das „junge Athen", was damals alle Schranken gesprengt hat; Peisthetäros und Euelpides sind die vortrefflichsten Repräsentanten der athenischen Demagogie ersten und zweiten Ranges; der erstere, wenn auch nicht Alkibiades selbst, doch wenigstens in jeder Beziehung ihm ähnlich (S. 324 f.). Aber einen Theil der Wahrheit hat Roscher allerdings geahnt, wenn er sagt: „Zur Hälfte ist der Dichter selbst davon ergriffen, trunken davon und stolz darauf; zur Hälfte steht er ausserhalb, nüchtern und spöttisch." Es ist ihm also das Stück nicht eine allegorische Satire, wie Süvern, nicht eine vollständige Ironie, wie Rötscher. Schade nur, dass es für jene „übermüthige Stimmung" gerade um ein Jahr zu spät kommt: im Frühjahr 414 waren die Athener von einer solchen sehr weit entfernt.

Das rechte Centrum vertreten ferner fast mit denselben Worten Bode (Gesch. der Hellenischen Dichtkunst. 1839. III, 2, S. 341)

und Otfried Müller (Gesch. der griech. Literatur 1841. II, S. 245): „So ist — das ganze Stück eine Satire auf Athenische Leichtfertigkeit und Leichtgläubigkeit, auf das Bauen von Luftschlössern und das träumende Erwarten eines Schlaraffenlebens“ ohne Gesetze und Processe von Seiten der Gläubiger; ganz ähnlich spricht sich Thomas*) aus, und Hieronymus Müller vor seiner Uebersetzung hat wörtlich dasselbe, namentlich auch die Luftschlösser!

Ja, die Luftschlösser! Mit diesem Worte haben wir den Gehalt der bisherigen Ansichten und zugleich ihre Ursache, das πρῶτον ψεῦδος, bezeichnet. Weil unserer Sprache jenes Wort mit seinem unwandelbaren Begriffe geläufig ist, weil es in der That sehr nahe lag, die Stadt in der Luft zu einem Luftschloss zu machen, so musste aus ihrem Bau, aus dem ganzen Treiben des Peithetäros und seiner Vögel trotz des glücklichen Ausgangs, trotz des seligen Triumphes am Schluss eine Persiflage, eine Ironie 5
gemacht werden, im schreiendsten Widerspruch mit allen andern Dramen des Aristophanes, die der alten Komödie angehören. Vergleicht man diese, welche nach Tendenz, Plan, Gang und Schluss unter einander vollkommen übereinstimmen, mit den Vögeln, so muss unser Dichter auf Seite des Peithetäros und seiner neuen Mitbürger stehen, so muss ihr Thun und Handeln von ihm gebilligt, empfohlen, gepriesen werden. Und deutlich genug hat der Dichter seine Parteistellung ausgesprochen, hier, wie in allen andern Stücken: jenes Lumpengesindel, was nach der Auffassung unserer Kunstrichter von Peithetäros mit offenen Armen aufgenommen werden, in Wolkenkukuksheim seine eigentliche Heimath finden müsste, wird ja ausgewiesen und hinausgeprügelt. Und der wackere Peithetäros doch „Räuber und Mörder“? Und Wolkenkukuksheim doch die Stätte des Leichtsinns, des Wahns, des Frevels, der allgemeinen Unsittlichkeit: μορμὼ τοῦ θράσους, eine wahre Mormonenstadt? Es geht ihr fast, wie der Schweiz: sie mag die Heinzen und Dowiat ausweisen, sie bleibt doch „der Heerd der revolutionären Propaganda“!

Und zuletzt „bedenket das Ende!“ Wenn Aristophanes die Tendenz gehabt hätte, die man ihm unterschiebt, so würde Zeus am Schluss mit Blitz und Donner dreinfahren und die ganze Wirthschaft zusammenschmettern — gerade, wie Strepsiades in den Wolken mit der Studirbude des gottlosen Sokrates verfährt! Dikaeopolis, der Wursthändler, Philokleon, Trygaeos, Lysistrata, Bakchos triumphiren und Aristophanes mit ihnen; warum soll er allein bei unserm Peithetäros den Mahnsklaven des Triumphators

*) De Aristophanis avibus. Monachi 1841. p. 41 sq.: „deridet hac splendida imagine Aristophanes debilitatem pariter ac levitatem Atheniensium, qua potuerit evenire, ut loquacissimo cuique homini facillime gererent morem nec diu haesitantes vel perversissimis ejus obedirent consiliis atque immemores juris humani et antiquae religionis ipsum illum venerarentur augerentque veluti regem ac principem.“

machen und ihm ins Ohr flüstern: „Gedenke, dass du sterblich, noch mehr, dass du eigentlich ein Lump bist!"

Also, auch mit Peithethäros ist Aristophanes und freut sich seiner rettenden That!

Aber das ist ja Unsinn, das ist ja unmöglich, höre ich meine Thebaner rufen; wie kann Aristophanes seinen Athenern zumuthen in den Lüften zu schweben, wie die Vögel zu leben?

Nun „tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel", und vor Allem im Spiel der Aristophanischen Komik, bei der kein Ding unmöglich ist. Und ist denn wirklich der Bau von Wolkenkukuksheim und die Weltherrschaft der Vögel unmöglicher, als z. B. der vom Wursthändler umgekochte Herr Volk, oder als die Himmelfahrt des Trygaeos auf dem Mistkäfer, oder als die Höllenfahrt des Bakchos und die Auferstehung des Aeschylos? Sind das und alle die andern komischen Fictionen nicht sammt und sonders Luftschlösser, die vielleicht nicht an Glanz und Schimmer, aber an Unmöglichkeit dem Vogelreiche vollkommen ebenbürtig sind? Man wende nur einmal die ironisirende Auffassung, mit welcher man die Vögel gemisshandelt hat, auf die andern Komödien an, und sofort springt die handgreifliche Nichtigkeit dieser Auffassung in die Augen. Da würde z. B. Aristophanes in den Acharnern lehren, dass es thöricht sei, Frieden zu schliessen, da man im Genusse von dessen Gütern üppig und lüderlich werde; in den Rittern, dass es Sünde sei, den ebenso biedern als mächtigen Kleon zu stürzen, da ja die Wirksamkeit seines projectirten Nachfolgers noch viel verderblicher sei; in der Lysistrata würde in komischer Weise den Frauen die Lehre eingeschärft, mit welcher Hektor so tragisch von seiner Gattin scheidet:

„Aber geh du nach Haus und besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und gebeut den dienenden Frauen
Hurtig beim Werke zu sein: doch der Krieg ist Sache der Männer!"

Und in den Fröschen hätte der Dichter gar durch seine Ironie die tiefsinnige Wahrheit zu Ehren gebracht, dass für den Tod kein Kraut gewachsen ist und die Todten nicht wiederkommen!

6 Doch genug; der Satz steht fest: entweder hat Aristophanes seine Vögel als einzige Ausnahme im schärfsten und allseitigsten Gegensatze zu seinen früheren und späteren Komödien gedichtet, hat so zu sagen Alles auf den Kopf gestellt, oder die von ihm vertretene Tendenz wird von Peithetäros und den Vögeln zur Anschauung gebracht. Vergessen wir dabei noch Eins nicht, was nur zu oft vergessen wird. Von der Möglichkeit und der Absicht einer unmittelbaren Wirkung kann bei der Komödie überhaupt nicht die Rede sein. Es ist falsch zu sagen: die Ritter haben die Tendenz, den Kleon zu stürzen. Die Tendenz konnten sie nicht haben, weil sie eben so wenig den Kleon stürzen konnten, als heutzutage Punch oder Kladderadatsch ein englisches oder

preussisches Ministerium stürzen können. Die Komödie ist stets die Waffe der unterdrückten Partei: wo die factische Macht aufhört, da beginnt das Reich des Witzes. Betritt man dieses, so lasse man die prosaischen Begriffe der gemeinen Wirklichkeit zu Hause: hier gilt nicht die physische Möglichkeit, sondern nur die poetische Wahrheit.

Endlich noch ein Wort über diejenige Ansicht, welche wenigstens die bisher gerügten Missgriffe vermeidet nnd einen Theil der Wahrheit, wenn auch nicht ungetrübt, erkannt hat.

Nach Binaut*) ist der eigentliche Gegenstand des Stücks die Abschaffung der bestehenden Religion. Das ist ein Gedanke, welchen weder Aristophanes noch einer seiner Zeitgenossen fassen konnte: eine Religion abschaffen zu wollen kann nur dem beikommen, welcher eine neue Religion predigt. Erst mit dem Auftreten des Christenthums war dieser Gedanke möglich. Vorsichtiger daher sieht Seeger „in den Vögeln die humoristische Kritik in der hellenischen Volksreligion." Das ist, wie wir sehen werden, bis zu einem gewissen Grade richtig: nur ist es gar nichts Neues, da diese humoristische Kritik sich nachweisen lässt, soweit sich die hellenische Volksreligion zurückverfolgen lässt. Schon Homer ist voll davon, und dergleichen hat der Frömmigkeit eben so wenig Eintrag gethan, als die Narren- und Eselsfeste im gläubigen Mittelalter dem Respect vor der Kirche. Ferner aber, wenn Aristophanes nur diese Tendenz gehabt hätte, so würden die beiden grossen Scenen, wo die Fremden hinausgejagt werden, ohne alle Beziehung zum Ganzen stehen. Seeger ist daher auch in der eigenen Lage, diese Scenen S. 255 „episodisch" nennen zu müssen und über ihre Beziehung zum Gedanken des Stücks im Unklaren zu bleiben, während er doch ebenso ihre Bedeutung gegenüber den landläufigen Auffassungen (S. 262) als ihre Gegensätzlichkeit („Auskehricht des alten Regime" und „excentrische Verehrer des neuen Systems" S. 255) richtig erkannt hat. Schnitzer geht daher auch etwas weiter und setzt den Grundgedanken der Komödie darein, „dass die alte Götterwelt im Bewusstsein der Zeit bereits überwunden, dass der schlichte Volksglaube für den denkenden Theil des Volkes aufgelöst und vernichtet und nur noch die Macht des selbstbewussten Rechts und der Sittlichkeit bestehe". Allein das ist einmal ziemlich abstract ausgedrückt, und für die Auffassung der Vögel als einheitliches Drama wird damit Nichts gewonnen.

Versuchen wir diess jetzt selbst, indem wir Schritt für Schritt dem Dichter folgen. Betreffend die Form unserer Entwickelung nehmen wir für uns in Anspruch, was Livius für sich, wenn er meint, bei der Schilderung des Alterthums werde es ihm selbst

*) Revue des deux mondes 1843. III, p. 673—716: Aristophane. La comédie politique et religieuse à Athènes. Die Abhandlung selbst kenne ich nur aus Seeger.

7 alterthümlich zu Muthe. Wer könnte Aristophanes lesen, ohne selbst etwas aristophanisch gestimmt zu werden? Ebenso haben wir uns erlaubt, das Stück durch unsere Randglossen in Acte und Scenen einzutheilen, um dessen kunstvolle Gliederung in kürzester Weise anschaulich zu machen.

1. Act: Die Gründung des Vogelstaats. 1. Scene: Die neue Heimath V. 1—208.

In öder Felsengegend zwischen Klüften und Abgründen, dem luftigen Reiche der Vögel nahe, streben zwei Auswanderer aufwärts, der eine eine Krähe, der andere eine Dohle auf der Faust, die Weissagevögel des Volks, auch Knaben und Bettlern zu Kurzweil und Spiel wohlbekannt*). Zwei Athener sind's: „Zünfter und Geschlechter makellos, Vollbürger reinsten Blutes"; also von der Classe der Alt-Conservativen, welche Aristophanes bisher als die eigentlichen Träger echt-athenischen Volksthums verherrlicht hat**). Ohne persönlichen Zwang, ohne Hass gegen die doch „grosse und herrliche Stadt" haben sie sich gleichwohl davon gemacht „mit gleichen Füssen": sie wollen Ruhe haben vor den ewigen Processen;

„Deswegen", sagt Euelpides (V. 42—45), „gehn wir beide nun hier diesen Gang,
Und wohl versehn mit Korb und Topf und Myrtenreis
Irr'n wir umher und suchen einen stillen Ort,
Uns anzusiedeln, dort zu bleiben für und für."

Darum wollen sie zum Tereus, dem alten Freunde und Blutsverwandten des athenischen Volkes — die Bekanntschaft mit ihm war erst vor Kurzem durch die Aufführung von Sophokles' Tereus erneuert worden —: er ist Mensch gewesen und weiss daher, wie es einem Menschen zu Muthe ist; jetzt ist er Vogel geworden und hat Land und Meer überflogen als weitgereister Tourist: wahrer Mensch und Vogel wird und kann er ihnen sagen, ob er auf seinen Reisen eine so wohlige Stadt gesehen, „wo weich und warm man in der Wolle sitzen kann".

Unsere Ehrenmänner begehren bis jetzt Nichts, als was jeder gute Bürger, jeder redliche Philister, jeder Fanatiker der Ruhe damals wie heut zu begehren das Recht hat. Sie sind echte Geistesverwandte des Dikaeopolis, Trygaeos, des umgekochten Herrn Volk und des umgewandelten Philokleon. Sie wissen noch Nichts von all' den Schändlichkeiten, welche die bösen Interpreten ihnen angedichtet haben. Wir wollen sehen, ob im Verlaufe des Stücks sie ihnen anfliegen!

---

*) Schon diese unschuldigen Vögel mussten dazu dienen, unsere armen Freunde als „Wollüstlinge" zu kennzeichnen. Denn diese Vögel sind ja „die Sinnbilder der schamlosen Bettelei und der lasciven Geschwätzigkeit!" Was wohl diese Art der Auslegung, wenn sie consequent wäre, aus Trygaeos und seinem Mistkäfer machen müsste!

**) Sie sind also keine Lumpen, keine Taugenichtse, welche ihr Glück draussen „probiren" und darum „marschiren" wollen und — müssen, weil sie daheim auf keinen grünen Zweig kommen können.

Sie haben endlich den Eingangsfelsen zur Wohnung König Wiedehopfs gefunden, sie pochen an, sie verständigen sich nach kurzem Schreck mit seinem Kammerdiener Zaunschlupfer; er meldet sie an, und der Gesuchte kommt heraus. Sie bringen ihre Bitte an und müssen drob ein kleines Verhör bestehen: ob sie wohl eine Stadt suchen grösser als die der Kranaer? „Nein“, ist die Antwort, „nicht grösser, doch für uns comfortabler“; darauf die Frage, sie seien wohl aristokratisch gesinnt? Die ängstlich eifrige Hast, mit welcher der Gefragte diese Zumuthung ablehnt, lässt uns zuerst ahnen, dass es mit jenen Processen, welche unsere Flüchtlinge von Haus und Hof vertrieben, eine ganz besondere Bewandtniss hat, dass sie anderer Art sind als die sonst gewöhnlichen Rechtshändel. Es sind die Hochverrathsprocesse, wie sie seit einem Jahr in Athen gewüthet haben. Gleich erhalten wir einen weitern Beleg dafür. Tereus-Wiedehopf fragt, wie die Stadt beschaffen sein soll, die sie suchen. Die Antwort, welche ihm von Beiden wird, ist denn nun vorzugsweise von den Kunstrichtern*) ausgebeutet 8
worden, um unsere beiden Abenteurer als wahre Ungeheuer darzustellen, welche Gesetz und Recht, Sitte und Anstand mit Füssen treten, sich im Pfuhle des Lasters herumwälzen, alle Grundlagen des Staates und der Gesellschaft unterwühlen und umstürzen. Allerdings, vom Standpunkte unserer kirchlichen Aschermittwochsmoral aus klingt schon Euelpides' Forderung, „dass alle Tag' Hochzeit sei“, zu offenherzig und lustig, um nach dem Fasching ohne ernste Rüge geduldet zu werden; und nun gar Peithetäros' Stilbonidesgelüste — die wollen wir wahrhaftig auch vom Standpunkte der hellenischen Sinnlichkeit aus nicht in Schutz nehmen, wenn sie wirklich im Ernste als neue „Grundrechte“ ausgesprochen werden. Aber wir sind ja nicht in einer gesetzgebenden Versammlung; wir sind in der Komödie, und alle Personen derselben sind nun einmal in der ungeheuern Heiterkeit der dionysischen Festlust, und da ist's ja Pflicht und Gottesdienst, in Wort und That über die Schnur zu hauen, namentlich in allen sympotischen und sexuellen „Exercitien“ der thierischen Natur im Menschen den Zügel schiessen zu lassen, oder wenigstens — so zu thun: denn etwas „*fanfarons de vice*“ sind alle diese Aristophanischen Biedermänner, welche er uns beglückend und beglückt vorführt. Dikaeopolis mit seinen zwei Hetären, der den ersten Preis im Wetttrinken gewonnen; der neugeborne Herr Volk, welchem sein doch in die Tugend umgeschlagener Mentor den schmucken Klappstuhlträger darbietet; der gebesserte Philokleon, welcher die Brodhökin prügelt und betrunken mit der Flötenspielerin durchgeht; Trygaeos, welcher die Theoria mit einer nicht sehr erbaulichen Traurede dem grossen Rathe zuführt und sich dann mit der Opora vermählt — sie alle sind echte,

---

*) So vor Allen von Kerst a. O. S. 24 f. Man glaubt die Rechtfertigung eines Staatsstreiches gegen Peithetäros und Consorten zu lesen!

leibhaftige Brüder unseres Auswandererpaares; man muss entweder über Alle den Stab brechen oder Alle gelten lassen als das, was sie sind: die Typen des braven, verständigen attischen Bürgers „in guter Laune“, im seligen Dienste des Gottes, der ihnen „so kannibalisch wohl“ sein lässt. So dürfen denn auch wir unsern Peithetäros und Euelpides vor dem hochnothpeinlichen Halsgerichte erretten in dem Momente, wo ihre Zukunft sich entscheidet.

Der Wiedehopf schlägt eine solche Stadt „am rothen Meere“ vor; aber unser Flüchtling entgegnet:

Um Gotteswillen, nein!
Nur nicht am Meere, wo die Salaminia
Eines schönen Morgens auftaucht mit dem Weibel an Bord!

Also auch hier wieder Angst vor der Hermokopideninquisition: darum Nichts von jener Barbarenstadt! Aber auch in Griechenland giebt's keine, wie man sie sucht; also **nirgend auf Erden!** Das leitet den Frager ganz natürlich darauf, nach dem Leben der Vögel zu fragen, bei denen man sich jetzt befindet. Die Antworten lauten befriedigend:

Da lebt Ihr ja, weiss Gott, wie lauter Bräutigams!

Das ist der Gesammteindruck, den sie auf Euelpides machen, welcher bis jetzt vorzugsweise sowohl mit Zaunschlupfer, als mit König Wiedehopf die Unterhaltung geführt hat. Jetzt bricht Peithetäros, „der sich die Zeit über mit den Pantomimen eines Projectmachers abgearbeitet hat“, plötzlich los; gewappnet wie Athene springt plötzlich der Gedanke an die Gründung des Vogelstaates aus seinem Haupte:

9 Hört! Hört!
Eine grosse Zukunft seh' ich für das Vögelvolk,
Ein mächtig Reich, wofern ihr meinem Rathe folgt!

Damit beginnt er seine eigentliche Rolle, welche der Dichter nach seiner Art schon durch den Namen angedeutet hat. **Peithetäros** nämlich (denn *Πειθέταιρος* für das gewöhnliche *Πεισθέταιρος* wird wohl mit Hrn. Bergk zu schreiben sein) ist weder „**Treufreund**“, noch „**Rathefreund**“, noch „**Treuhündler**“, sondern kurz und modern übersetzt „**Vereinsrath**“; genauer erklärt: derjenige, welcher einen **Verein** politischer Partei- und Gesinnungsgenossen (*ἑταιρία*) durch seinen **Rath** leitet und beherrscht. Ueber seine Studien in Athen hat der Dichter Nichts verlauten lassen, wohl um uns desto mehr zu überraschen. Aber bei den Vögeln spielt er bald diese Rolle mit vollendeter Meisterschaft. Freilich gehört dazu auch ein empfängliches und dankbares Publicum. Vorläufig hat er sich als Musterknaben der Art seinen getreuen **Euelpides** mitgebracht: „**Guthoffnungsohn**“. Der ist wirklich im unbedingten Vertrauen auf seinen Herrn und Meister stets **guter**

Hoffnung, dass derselbe Alles, was er unternimmt, herrlich hinausführen werde. Er ist mitgegangen, ohne selbst zu überlegen; er folgt ohne zu raisonniren bis ans Ende der Welt; er übernimmt als sich von selbst verstehend die kleinen Dienste der vorläufigen Unterredungen und Verhandlungen untergeordneter Art, um jeden Augenblick vor seinem Führer zurückzutreten, bleibt aber stets aufmerksam und bei der Hand, wenn es gilt, ihn zu unterstützen, ihm zu secundiren.

Peithetäros macht zunächst seinem Namen gegenüber dem Wiedehopf Ehre. Sein Plan, in flüchtigem, scharfem Umriss skizzirt, leuchtet dem *ci-devant* Könige ein*), der natürlich als solcher für dergleichen Dinge Verständniss und Neigung hat: geregelte Disciplin, Centralisation, eine wohlbefestigte Stadt in der Luft zwischen Himmel und Erde, und die Herrschaft über Götter und Menschen ist eine Wahrheit! Der Wiedehopf schlägt ein: er will sofort mitthun,

Wofern die andern Vögel einverstanden sind! (V. 197.)

Er ist also nicht ihr König und Herr; die Vögel leben in einer wohlgeordneten Demokratie: sie sind daher reif, Peithetäros' Rath zu hören und zu befolgen. Und dass sie ihn verstehen, dafür hat eben der Wiedehopf gesorgt, der ihnen das Griechische beigebracht hat. Er weckt „seine Nachtigall", um mit ihr vereinigt das Volk der Vögel zur grossen Nationalversammlung zu berufen.

2. Scene: Die Verständigung. V. 209—450.

Auf das anapaestische Wecklied für die Nachtigall, aus dessen unendlichem Wohlklange man noch jetzt die süsse Melodie herauszuhören meint, folgt der Ruf an die verschiedenen Vögel: der wundervoll wechselnde Rhythmus führt uns ihre mannigfaltigen Arten vor. Man glaubt sie zu sehen, die Spatzen und Lerchen, wie sie zwischen den Furchen leicht dahin schlüpfen, die Waldvögel, wie sie auf den Zweigen sich wiegen, die Sumpfvögel, wie sie mit den langen Beinen über den grünen Moorgrund einherstelzen, die Meervögel, wie sie pfeilschnell über die Oberfläche des Wassers dahinstreichen. Und schon nahen sie, zuerst einzelne stolze Herren, dann in Reih' und Glied der Gewalthaufe; der Anblick der gefürchteten und verhassten Fremdlinge entzündet ihre Wuth. Vergebens versucht der Wiedehopf zu interveniren. Schon 10
hält sich Peithetäros einen Augenblick für verloren, und sein Getreuer wagt es einen Augenblick ihm vorzuwerfen, dass er an allem Unheil schuld sei. Doch nur Einen Augenblick: Jener hat sich rasch besonnen und commandirt, Dieser hat sich wiedergefunden und gehorcht. Die Töpfe müssen als Schilde dienen; Teller und Schüssel decken gleich Mambrin's Helm das Gesicht; der dräuende Bratspiess vollendet die improvisirte Hoplitenrüstung. Die ent-

*) Gewiss nicht zufällig erinnert der Eingang V. 175 ff. theilweise wörtlich an die ganz analoge Scene in den Rittern V. 162 ff., wo dem WurstHändler gleichermassen alle Herrlichkeit der Welt gezeigt wird, die zu beherrschen er berufen ist.

schlossene Haltung verfehlt ihre Wirkung nicht. Zwar commandirt noch der Vogelgeneral (V. 364 f.):

Hurrah! hurrah! fällt den Schnabel! Vorwärts marsch und drauf und dran!
Zerret, rupfet, hauet, schindet: schlagt zuerst den Topf entzwei!

Aber als jetzt der Wiedehopf sich dazwischen wirft, so hält man doch ein. Es kommt zur Verständigung. Der Wiedehopf berichtet von dem Entschluss und wundersamen Plan der beiden Fremdlinge, von seiner eigenen Zustimmung. Allmählich legt sich der Sturm. Das Vogelvolk, anfangs ungläubig, beschliesst zuletzt, den neuen Propheten wenigstens zu hören; und es wird endlich ein Waffenstillstand in bester Form zwischen beiden Parteien abgeschlossen. Man muss gestehen, dass bis jetzt diese Vögel sich so verständig betragen haben, als man es nur von ihnen erwarten kann, und dass sie wahrlich die Vorwürfe nicht verdienen, mit denen man sie überhäuft hat.

3. Scene: Die Einigung V. 451—675.

Nun beginnt Peithetäros seine europäische Rede von der Legitimität des Vogelregiments über Götter und Menschen: ihr Recht ist uralt und hochheilig, und noch jetzt haben sich gar viele sichtbare Spuren davon erhalten. Das Alles wird auf das Schlagendste von dem Redner nachgewiesen, und der wackere Schildknappe versäumt nicht, ihn in seiner drastischen Manier zu unterstützen. In dieser Rede hat man nun vorzugsweise die Selbstironie der verruchten Sophistik sehen wollen: denn es seien ja lauter Scheingründe, welche nur Vögel bethören könnten! Schade nur, dass alle ähnlichen Volksreden in den Komödien des Aristophanes von den Acharnern an ganz denselben Charakter tragen, also dann ebenfalls sich und ihren Inhalt persifliren müssten. Es herrscht aber hier nicht sophistische, sondern komische Logik! In ergreifendem Contrast wird dann jener alten Herrlichkeit die gegenwärtige Schmach, das gegenwärtige Elend der sklavischen Vogelexistenz gegenübergestellt. Das packt den Vogelchor im tiefinnersten Herzen. Er beweint der Väter Feigheit, welche die Ehren der Altvordern preisgegeben; er ruft Heil dem Tage, an welchem der Heiland bei ihnen erschienen; er ist schon bereit, sich und die Küchlein ihm anzuvertrauen; er ist zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen, er will um jeden Preis das verlorne Regiment wieder erobern. Peithetäros soll das Mittel dazu angeben.

Wir kennen es schon, aber ausführlich und gründlich wird uns nun der ganze Feldzugsplan vorgeführt. Sobald die mächtige Luftstadt steht, ein zweites Babylon, so wird Zeus aufgefordert die Herrschaft abzutreten; sollte er einen Augenblick sich besinnen, so werden die nachdrücklichsten und empfindlichsten Massregeln getroffen, ihn und die übrigen Götter von der Erde abzusperren. Dann heisst es weiter V. 561—564:

Ihr schickt dann zugleich zu dem Menschengeschlecht einen anderen Vogel als Herold:
Jetzt seien die Vögel die Herren der Welt; drum opfre man ihnen in Zukunft
Zuerst, und den Göttern dann hinterdrein; auch stehe geziemender Weise
Einem jeglichen Gott ein Vogel zur Seite, wie Gott und Vogel sich schicken.

Ein eigenthümliches Abhängigkeitsverhältniss, was dann auf das 11
Lustigste weiter ausgemalt wird. Aber — und das ist die so vielfach, z. B. auch von Seeger, gänzlich übersehene Hauptsache — von einer vollständigen Entsetzung der Götter, von einer Abschaffung des Gottesdienstes ist nicht die Rede. Dass die Götter auf diesen Vertrag eingehen werden, leidet keinen Zweifel. Wir erfahren auch später, welche Vortheile ihnen dieses Vasallenthum bringt. Etwas ungläubiger sind die Vögel in Bezug auf die Bereitwilligkeit der Menschen, sich zu unterwerfen. Punkt für Punkt muss ihnen der Redner nachweisen, dass sie durch Gestalt und Gefieder gottgleich, an Macht und Segen den Göttern überlegen sind: das Gedeihen des Ackerbaues, der Wein- und Feigencultur, der Bergwerke und des Seewesens — Alles von specifisch attischem Interesse — steht in ihrer Hand; sie zeigen die längst verborgenen Schätze, Gesundheit endlich und langes Leben vermögen sie sicher zu verleihen. Und für Alles das braucht man ihnen keine neuen Tempel zu bauen, keine kostspieligen Opfer zu bringen: der Wald ist ihr Heiligthum, eine Handvoll Waizen oder Gerste ihr Opfer.

Die Vögel sind überzeugt, entschlossen: ist Peithetäros mit ihnen in guten Treuen, zu heiligem Bunde vereinigt, so sollen die Götter nicht lange mehr das usurpirte Scepter tragen:

Auf: gilt es die kühne, die rettende That, da stehn wir, Alle für Einen:
Doch gilt es den kühlen berechnenden Rath, da stellen wir Alles anheim dir*).

„So sind die Rollen ausgetheilt und Alles wohl bestellt!" Allerdings, sehr wohl bestellt: denn es ist in der That ein grosses Wort, was da die Vögel gelassen aussprechen. Ist's ihnen Ernst damit, wollen sie dem frei und vertrauensvoll erwählten Oberhaupt willig gehorchen, so haben sie das Princip der attischen Demokratie ausgesprochen, wie sie unter dem grossen Perikles gewesen war, wie sie später der nicht minder grosse Demosthenes erfolgreich anstrebte. Von jenem heisst es bekanntlich in der berühmten

*) V. 637 f. ἀλλ' ὅσα μὲν δεῖ ῥώμῃ πράττειν, ἐπὶ ταῦτα τεταξόμεθ' ἡμεῖς·
ὅσα δὲ γνώμῃ δεῖ βουλεύειν, ἐπὶ σοὶ τάδε πάντ' ἀνάκειται.

Schilderung des Thukydides (II, 65, 8 f.): „Mächtig durch seine Persönlichkeit und seinen verständigen Rath (τῷ τε ἀξιώματι καὶ τῇ γνώμῃ), uneigennützig und unbestechlich, beherrschte er das Volk bei voller Freiheit (κατεῖχε τὸ πλῆθος ἐλευθέρως), und bestimmte es vielmehr selbst, als dass er sich von ihm bestimmen liess, weil eben seine Macht nicht aus unlautern Quellen entsprungen war, sondern auf seiner Persönlichkeit beruhte, er daher dem Volke nicht nach dem Munde redete, sondern nöthigenfalls schonungslos entgegentrat . . . . Kurz, es war dem Namen nach eine Volksherrschaft, in der That aber eine Herrschaft des ersten Mannes." Und nicht anders spricht sich Demosthenes in der Rede über die Chersonesische Frage § 73—75 aus: „Freilich habe ich wohl schon äussern hören, ich sage zwar wohl allezeit das Beste, meine Sache seien aber doch eitel Worte; handeln müsse man, der Staat bedürfe der rettenden That. Was ich nun von solchen Aeusserungen halte, will ich euch ohne Rückhalt sagen: ich meine nämlich, dass es für eure Rathgeber eben keine andere That giebt, als das Beste zu sagen; und ich glaube leicht beweisen zu können, dass dem so ist. — — — So muthet denn auch bei Allem, was ich sage, die That euch selbst zu, das Wort aber nach bestem Wissen und Gewissen dem auftretenden Redner." Und so, nicht anders, ist denn auch das bekannte Epigramm auf der Statue des
12 berühmten Staatsmannes zu deuten, welches wohl gar von grober Unkenntniss zu seiner Unehre missverstanden worden ist:

Stand, Demosthenes, dir zu dem Rathe die That zu Gebote,
Der makedonische Speer hätte nie Hellas gebeugt*).

Wir kehren zu unsern Vögeln zurück. Von Ochlokratie und Anarchie, von der Willkür des unsittlichen, lüderlichen Subjectes u. s. w. ist in ihrem Beschlusse nicht nur keine Spur, sondern das gerade Gegentheil zu finden. Jene zwei Verse, herausgenommen aus dem komischen Spiel, allgemein und principiell gefasst, bilden eine jener ernsten und ernst gemeinten Sentenzen, wie sie Aristophanes oft mitten im Taumel der Lust seinen lustigen Personen in den Mund legt. Man könnte eine schöne Blumenlese aus ihnen zusammenstellen.

Fragt sich nur noch, ob die Vögel mit jenem Beschlusse Ernst machen werden, ob Peithetäros wirklich von jetzt an mit seinem Rathe unbedingt den Willen und die That seiner freiwilligen Unterthanen beherrscht. Vorläufig huldigt wenigstens derjenige, welcher ihm diese Macht am ersten streitig machen könnte, freiwillig seiner neuen Herrlichkeit: König Wiedehopf fügt sich ohne Weiteres, mahnt vielmehr sofort zur That zu schreiten und ladet die Herren ein in sein Nest zu treten, wo sie bei einem guten Frühstück die

*) Εἴπερ ἴσην γνώμῃ ῥώμην, Δημόσθενες, εἶχες,
οὔποτ' ἂν Ἑλλήνων ἦρξεν Ἄρης Μακεδών.

nöthige Befiederung erhalten sollen. Unterdessen soll die Nachtigall herauskommen, zu den Chorgesängen zu flöten. Wir haben jetzt wohl nicht mehr nöthig, unsern Euelpides deswegen zu rechtfertigen, dass er ihr nicht bloss ein „Küsschen" raubt*), wie der selige Fechter von Ravenna seinem Blumenmädchen, sondern sogar weitere Gedanken hat, die man freilich vor keuschen Ohren nicht nennen darf!

Unterdessen hält der Vogelchor in der ersten Parabase seine „Thronrede". Die prachtvollen Anapaesten verkünden mit freier Benutzung von Hesiodos und Orpheus — Prodikos und seiner Sophistik zum Trotz — die neue Theogonie der Vogelwelt, deren Ursprünglichkeit und Macht, welche eigentlich noch immer factisch von den Menschen in allen Dingen anerkannt wird. Es sei uns erlaubt, die unübersetzbaren Verse 716—722 in moderner Nachbildung wiederzugeben: Parabase I. V. 676—800.

„Stets habt ihr im Leben mit Vögeln zu thun, auf allen Wegen und Stegen:
‚Platz', ruft der Poet, ‚für den Flügelschlag einer' — ‚Still,' heisst's, ‚hol' dich der Geier!'
‚Die Vögel, sie kennen sein väterlich Haus,' singt wandernd der Bursch auf der Strasse;
‚O wär' ich ein Vöglein und flöge zu dir,' seufzt schmachtend der liebende Jüngling;
Und ist er bei ihr, flugs bringt ihr der Storch das Wickelkindchen im Schnabel!
Der telegraphirt mit der Taubenpost; die fragt nach Hühnern und Gänsen;
Von den Enten werden die Zeitungen fett, von Guano die Aecker und Wiesen;
Und was wäre die Welt, wenn es närrische Käuz' und lustige Vögel nicht gäbe? 13
Und die fürstliche Macht und die adlige Pracht, was wäre sie ohne die Vögel,
Was ohne der Adler und Falken Geschlechter, der rothen und schwarzen und weissen?
Sagt, ist es nicht klar, dass wir euch mehr sind als Moses und die Propheten?"

Das Pnigos überschüttet nun die Menschen mit einer wahren

*) Die Nachtigall ist Hrn. Wieck die Komödie selbst, ihre Klage um Itys „die Klage um den Verlust des Edlern und Bessern in den Seelen der Menschen" (S. 12)! Dem entspricht dann, dass es S. 13 von unserer Stelle heisst: „So verhehlt sie sich keineswegs ihr trauriges Loos, dass sie von der Menge genossen wird, ohne diese wahrhaft bessern zu können, denn indem man, um mit Hoffegut zu reden, das Ei aus der Hülse schälend ihr den Stachel nimmt (!!!), geniesst man sie, ohne sich von ihr tiefer berühren zu lassen." Ein kurioses Thier, was Ei und Stachel beisammen führt: monströses Missverständniss von V. 673 f.

Fülle des Segens, wenn sie dio Vögel für Götter halten wollen. Man sieht, die Erkenntniss ihrer Herrlichkeit und Grösse ist bei den Vögeln so rasch gewachsen, als hei den ausgekrochenen Schmetterlingen die Flügel: man lebt sich leicht in Glück und Ansprüche hinein. Was ihnen Peithetäros so eben gepredigt hat, das verkünden sie als selbsteigene Weisheit in selbsteigener Form. Aber freilich ganz sind sie noch nicht ihrer hohen Bestimmung zugereift; noch ist ihnen von ihrer naturwüchsigen bisherigen Weise im Guten und Schlimmen ein artig Theil übrig geblieben: in Strophe und Gegenstrophe lassen Nachtigall und Schwäne ihre Gesänge ertönen, jene von der Muse des Hains, diese von Apollon begeistert; das Epirrhema schildert, wie gut es das eigentliche Lumpengesindel von Athen unter den Vögeln haben würde, wo man ungestraft den Vater prügeln darf, wo Sklaven, Fremde, Hochverräther eben sind, wie andere Leute:

Denn was hier zu Land' als schändlich vom Gesetz verboten ist,
Das ist unter uns, den Vögeln, Alles löblich und erlaubt.

Dagegen beweist dann das Antepirrhema, wie bequem und angenehm es schon in Athen wäre Flügel zu haben, mit ein paar drastischen Komödienbeispielen, die denn natürlich von unseren moralischen Kunstrichtern benutzt worden sind, um über die Unsittlichkeit des Vogelchors sich zu entsetzen. Mit mehr Recht lässt sich das beim ersten Anblicke von dem Inhalte des Epirrhemas behaupten, und es bildet dieser kurze Vogelkatechismus in der That die einzige Grundlage jener Ansicht. Ja, und sie müsste die richtige sein, wenn nun wirklich der weitere Verlauf des Stückes sich in dieser Weise entwickelte, wenn wirklich jenes Gesindel nicht nur angeflogen käme, sondern auch von Peithetäros mit offenen Armen auf- und angenommen würde. Angeflogen kommt es freilich, wie es angekündigt worden, aber — es fliegt auch an:. der Empfang ist ein ganz anderer, als wir nach jener Ankündigung erwarten sollten. Der Dichter hat also gerade durch jene Ankündigung uns darauf hinweisen wollen, dass sein Vogelstaat jene frische fröhliche Entwickelung der bestialischen Vogelnatur nicht nimmt. Welche er nimmt, das zeigt uns nun der zweite Act.

2. Act: Der Vogelstaat und dio Menschen. *1. Scene: Die Namengebung und das unterbrochene Opferfest V. 801—1057.*

Gefiedert und guten Muthes treten unsere Freunde heraus. Der Wiedehopf hat seine Rolle ausgespielt; er kommt nicht wieder. Es gilt zunächst der neuen Stadt einen grossen, prächtigen Namen und einen besondern Schutzheiligen zu geben. Die Berathung ist eine gemeinsame zwischen Peithetäros, Euelpides und dem Chore. Ersterer giebt den Ausschlag; in Euelpides' Kopfe spuken noch immer die alten Verhältnisse auf Erden, er schlägt den Namen Sparta und als Patronin die Athene Polias vor. Peithetäros verwirft beides: es soll eben mit allen diesen Reminiscenzen von Athen und Sparta gründlich gebrochen werden. Der Chor selbst meint, es möge ein recht voller Name, so etwas von Wolken und Luft-

revier sein, und Peithetäros spricht ihn aus: Wolkenkukuksheim! Als Schutzpatron schlägt dann der Chor „einen Vogel von Persischem Geschlecht, des Ares Küchlein“ vor, ich denke, den welschen Hahn. Er wird acceptirt, und nun entsendet Peithetäros seinen Getreuen mit einem ganzen Bündel von Aufträgen: er soll den Bau der neuen Stadt leiten, den Sicherheitsdienst organisiren 14
und überwachen, die beiden Gesandtschaften an die Götter und Menschen abordnen. Der wackere Diener hat seine Arbeit gethan; er kann nicht nur gehen, er muss sogar, weil der attische Dichter den Schauspieler braucht. Aber, wie es auch sonst öfter geschieht, so wird der Abgang ganz hübsch motivirt: mit einem Fluche entfernt sich Euelpides, er raisonnirt, aber er gehorcht*).

Jetzt gilt es zum Stiftungsfeste des neuen Staates den neuen Göttern zu opfern. Der Priester ist da und beginnt Anrufung und Gebet: wem anders kann es gelten, als den Fürnehmsten unter den Vögeln selbst, wie wohl sonst auch niedere Gottheiten höheren zu opfern pflegen? Da tänzelt zunächst ein langhaariger zerlumpter Poet herein, „ein rüstiger Diener der Musen nach Homeros“: mit Pindarischen und Simonideischen Liedern will er der neuen Stadt gratuliren und dafür, bescheiden genug, ein Stück Feigenblatt erhaschen, seine Blösse zu decken. Er ist ein Repräsentant der alten Erfahrung, dass die Kunst nach Brod geht: „Homeros mit dem Bettelsack“ gehört der Volkstradition ebenso an, als dass die Häupter der alten classischen Lyrik „gegen ein gutes Wort und ein billiges Honorar“ Tyrannen und Republiken gleichermassen verherrlicht haben. Bei Städtegründungen durfte die Weihe der Poesie am wenigsten fehlen; der Pindarische Weihegesang auf das vor etwa 60 Jahren gegründete Aetna wird ausdrücklich persiflirt. Doch unser Poet ist im Grunde ein harmloser Kauz, er ist auch der erste, der bettelt, und der Stifter ist noch in guter Laune; vielleicht dass auch „die Collegialität für ihn spricht“: genug, der Frierende wird mit Wämslein und Leibpelz zu seiner grossen Freude entlassen. Ein schlimmerer Gesell ist der zweite Störenfried, ein Orakelpfaffe. Hatten die Orakel einst vor Jahrhunderten bei der massenhaften Gründung der griechischen Colonien an aller Welt Enden eine ebenso mächtig anregende als im lebendigen Volksglauben wurzelnde Wahrheit und Bedeutung gehabt, so waren sie seit Perikles' Niedergang als Hauptagitationsmittel der blöden Masse von jener bigott reactionären Partei gemissbraucht worden, welche — *tout comme chez nous* — unter dem Deckmantel der Religion ihre sehr weltlichen politischen Zwecke verfolgte. Sie hatte die letzten Tage des grossen Mannes durch die Anklagen des Anaxagoras, der Aspasia und des Pheidias getrübt; ihr Wirken ist nach

*) Natürlich, dass man auch hierin etwas Besonderes gefunden hat: „die Plebs wird abgeführt von ihren eigenen Führern, wo es sich um den Mitgenuss errungener Vortheile handelt.“ Wieck S. 14.

seinem Tode bei mehr als einer Gelegenheit erkennbar; sie hatte vorzugsweise die grauenvolle Inquisition bei den Hermokopidenprocessen hervorgerufen und geleitet. Unser Dichter, obwohl Conservativer und Alt-Athener, hat dennoch schon in seinen *Rittern* diese Orakelfabrikanten und ihre unlautern Absichten verspottet, und in den *Frieden* hat er für einen Burschen ähnlichen Gelichters, den Hierokles von Oreos, eine Scene eingelegt, welche hier im Wesentlichen kopirt wird, wie denn überhaupt dergleichen mehr oder minder variirende Wiederholung gelungener und beifällig aufgenommener Scenen in der alten Komödie etwas ziemlich Gewöhnliches gewesen zu sein scheint. Dort wie hier erscheint der Orakelmann mit angeblichen Orakeln des *uralten* Propheten Bakis, lediglich in der Absicht, Etwas von dem Opfer zu erwischen. Dort wie hier wird er verhöhnt und endlich mit Schlägen abgewiesen. Aber in unserem Stücke ist die Persiflage des frommen Betruges und seiner Hauptvertreter noch entschiedener, indem Peithetäros ein Gegenorakel abliest, „das aus Apollons Munde selbst er niederschrieb“, und dessen letzte Verse (987 f.) deutlich genug also lauten:

Hau ihn, schone ihn nicht, und wär' es der Aar in den Wolken,
Wäre es Lampon selbst und selbst Diopeithes der Grosse.

Wir kennen Beide als Häupter jener Partei; die Nennung ihrer Namen gerade hier ist daher um so bedeutender.

Schlimmer freilich geht's noch dem berühmten Astronomen und Mathematiker *Meton*, der mit himmlischem Messzeug auftritt, um die Luft zu messen, die Stadt und die Ackerloose ihrer Bürger regelrecht abzustecken. Auch das gehörte natürlich zu den nothwendigen und gewöhnlichen Geschäften bei der Gründung einer neuen Stadt oder bei der Ansiedelung athenischer Kleruchen. Auch erinnert seine geometrische Vorlesung an den berühmtesten der *alten* sieben Weisen, an Thales. Aber schwerlich würde wohl Aristophanes gerade diese Richtung der städteerbauenden Thätigkeit persiflirt haben, wenn nicht der grosse Mathematiker, wie manche seiner Berufsgenossen, seine Abstractionen in einer Weise zur Schau getragen hätte, welche den unheiligen Pöbel der Laien zum Lachen reizte. Dazu kam auch, dass er in einer an Fanatismus gränzenden Leidenschaftlichkeit Alles aufgeboten hatte, um seinen Sohn vom Sicilischen Feldzuge frei zu machen: er hatte sein Haus angezündet und sich wahnsinnig gestellt, war also in dieser Beziehung jedenfalls auf Seite Derjenigen, welche durch den Hermokopidenprocess und Alkibiades' Sturz jene Expedition im Keime verdarben. Immerhin ist es für den attischen Dichter gut, dass unsere Mathematiker meistens nicht Griechisch lesen; er würde sonst von ihnen ebenso verketzert werden, wie von den Philosophen wegen seines Wolkensokrates. Denn schlimm genug geht's unserm Messkünstler: Peithetäros giebt sich nicht erst die Mühe ihn

lange zu widerlegen; nachdem er einmal weiss, wer er ist, so heisst's V. 1016:

Es ist einmüthiger
Beschluss, Windbeutel aller Art hinauszuhau'n!

Der Politiker der That stellt ihn also mit jenem Orakelpropheten in eine Kategorie (ἀλαζών V. 983. 1016), und auf das Wort folgt dann auch gleich Schlag auf Schlag.

Noch kürzerer Process wird mit den beiden letzten Abenteurern gemacht, welche der Ruf der neuen Vogelstadt aus Athen angezogen hat, mit dem *Civilcommissär* und dem *fliegenden Buchhändler* mit seinen neusten Volksbeschlüssen. Beide haben sich eingebildet, die neue Stadt sei eben auch nur eine Unterthanenstadt von Athen, die man in der althergebrachten Weise als gute Prise betrachten und ausbeuten könne. Peithetäros' Peitsche belehrt sie eines Bessern, und ihre Drohungen wirken nicht, nicht einmal die des Civilcommissärs, welche eine Denunciation im Geiste der Hermokopideninquisition in Aussicht stellt (V. 1054).

Aber unserm Helden ist's warm geworden; er hat die Störungen satt und geht mit dem Opferpriester hinein, den *neuen Göttern* drinnen ihren Bock zu opfern; ebenfalls eine Neuerung.

Fassen wir überhaupt die Bedeutung dieser ganzen Scene in Ein Schlagwort zusammen, so lautet es: „*Fort mit dem alten Plunder!*" Die Vertreter der religiösen und politischen Ordnungen, mit denen man *nach altem Brauche* von Athen aus neu gegründete Niederlassungen zu beglücken pflegte, werden sammt ihren Requisiten schonungslos hinausgefegt. Sind sie doch auch nicht gekommen, um sich dort niederzulassen, Freude und Leid 16
mit den neuen Bürgern zu theilen, sondern nur um ein Vortheilchen wegzuhaschen und „Geld in ihren Beutel zu thun".

Während des Opfers drinnen hält der Chor seine zweite *Parabase*, welche gewissermassen das Resultat der bisherigen Entwickelungen sowie die Einleitung zum Folgenden enthält. Sie ist daher sehr wesentlich, ja principiell von der ersten Parabase verschieden. Die Strophe feiert die allsehende *Allmacht* des Vogelreichs, deren Folge die allgemeine Anbetung sein wird, die Antistrophe schildert die wonnige *Seligkeit* des Vogelgeschlechtes Jahr aus Jahr ein: aber Beides in schwunghaft poetischer Anschauung des reinen unschuldigen Vogellebens in der Natur, ohne den geringsten Anflug von Frivolität; dort, wie sie das schädliche Ungeziefer und böse Gewürm tilgen, ein Segen den Blüthen und Früchten, hier, wie sie „nicht sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden"; sondern harmlos, sorglos in den Tag hineinleben! Noch schärfer und bestimmter geht das Epirrhema dem jetzigen Athen mit seiner Ketzer- und Tyrannenriecherei, mit seiner religiösen Verfolgungswuth und seiner politischen Verdächtigungssucht zu Leibe: dem

Parabase II. V. 1058—1117.

Dekrete gegen den Atheisten Diagoras wird ein Dekret gegen den Vogelhändler Philokrates, dem Dekrete wider todte Tyrannen (denn lebendige giebt's nicht!) ein Dekret wider die entgegengesetzt, so lebendige Vögel in Käfigen halten. Wenn irgend eine Stelle, so zeigt diese so deutlich, als es damals gerathen sein mochte, dass der Dichter für die Verfolgten und namentlich für Alkibiades Partei nimmt. Und er war sich bewusst, dass er mit dieser Opposition der damaligen „öffentlichen Meinung" ins Gesicht schlug. Daher wendet sich der Chor im Antepirrhema mit Versprechungen und Drohungen an die Richter, dass sie ihm den Sieg zusprechen sollen. Es hat ihm das bekanntlich Nichts geholfen. Die unsterbliche Komödie erhielt nur den zweiten Preis.

2. Scene: Der Himmelszwang und die Freude auf Erden V. 1118–1336. Das Opfer ist vollbracht. Peithetäros tritt wieder heraus. Ein athemloser Bote stürzt herbei und meldet „dem Archon", die neue Stadt sei fix und fertig: die Vögel haben Alles **selbst** gemacht; Mauern und Thürme stehen fest; die Thore sind verschlossen und bewacht; der neue Staat ist gegründet, jedem feindlichen Angriff gewachsen; Peithetäros „selbst soll alles Weitere verfügen". Er findet sofort Gelegenheit dazu. Ein zweiter wildaussehender Bote meldet, dass doch ein Gott sich durch die Dohlenwache geschlichen. Allgemeine Bestürzung und Aufregung, feierliche Kriegserklärung des Chores an die Götter. Die Götterbotin **Iris** kommt herbeigeflattert; sie wird gestellt, verhaftet, verhört und muss bekennen, dass Zeus sie zu den Menschen geschickt hat, diese zu Opfern aufzufordern, da die Götter richtig schon Mangel leiden. Sie erfährt zu ihrem Erstaunen und Schrecken, dass die Vögel jetzt die Götter der Menschen sind, dass ihnen und nicht dem Zeus geopfert wird. Wie es bei der Aussicht auf Krieg stets üblich zu sein pflegt, so nimmt auch Peithetäros den Mund etwas voll: dass die guten Götter, wenn sie sich willig unterwerfen, doch einige Opfersporteln retten sollen, davon ist hier noch nicht die Rede. Mit Drohungen der ärgsten Art wird die Erschreckte entlassen, und der Chor verkündet die vollendete Thatsache des gegen die Götter verhängten *„blocus hermétique"*.

Man hat auch diese Scene gemissbraucht, unsern „alten Knaben" zu einem Bruder Lüderlich zu stempeln. Es wird wohl nicht ferner nöthig sein, ihn deshalb zu vertheidigen, dass er der kecken Spionin die Strafe androht, welche Bürger's Veit Ehrenwort an seiner hübschen Gartendiebin vollzieht!

Der Herold, den man auf die Erde geschickt, kommt zurück.
17 Er bringt einen goldenen Kranz für Peithetäros von „allen Völkern" und glückselige Botschaft: die Menschen sind ganz in das Vogelthum vernarrt wie früher in das Lakonenthum; sie machen den Vögeln Alles nach, sie gehen sich Vogelnamen, sie singen nur Lieder, in denen von Vögeln die Rede ist, und Tausende treffen Anstalt zur Auswanderung. Federn zur Ausrüstung der neuen Colonisten ist das dringendste Bedürfniss. Massenhaft lässt sie

Peithetäros in Körben herausschaffen; er will die neuen Ankömmlinge bestens empfangen. Der Chor freut sich, dass bei solchem Zudrang seine Stadt bald volkreich sein wird; ein Wunder ist's freilich nicht:

> Denn was könnten hier Schönes
> Einwandrer vermissen?
> Wo Weisheit, Lieb' und selige Lust
> Und lächelnd die trauliche Ruhe uns winkt
> Mit sonnenhellem Antlitz*).

So sind denn die Wünsche, die Hoffnungen des Peithetäros in Erfüllung gegangen. In Wolkenkukuksheim ist im schärfsten Gegensatz zu dem damaligen Athen das Ideal eines Staates verwirklicht, wie er sein soll: wo die Bürger in Sicherheit und Ruhe, in Einigkeit und Zufriedenheit die höchsten und reinsten Güter des Lebens geniessen. Es kommt nur darauf an, wes Geistes Kind die neuen Einwanderer sind, ob sie zu diesem Ideale passen, und ob im entgegengesetzten Falle man es sich von ihnen zerstören lässt. Wir sind um so begieriger darauf, als der Chor, welcher hier so begeistert das reine Glück des neuen Staates gepriesen hat, in seiner ersten Parabase eigentlich alle Lumpen von Athen zu einem ganz andern Glück eingeladen hat.

3. Scene: Die Auswanderer von der Erde. V. 1337—1469.

Und die Lumpen haben es gehört oder trauen dem neuen Staate die Grundsätze zu, welche sie selbst adoptirt haben. Gleich der erste ist ja ganz direct von den Vögeln eingeladen worden: es ist der ungerathene Sohn, der den Vater prügelt und ihn erwürgen möchte, um ihn zu beerben; er will Adler werden, unter die Vögel gehen, weil dergleichen dort Sitte ist. Wir kennen diesen jungen Herrn schon aus den Wolken: es ist ja jenes Musterbild moderner Erziehungsresultate, das Früchtchen, welches der weise Sokrates dem Vater und sich zum Verderben herangezogen hat! Doch bei Peithetäros kommt er übel an, aus dem Storchencodex wird er belehrt (V. 1355 ff.):

> Wenn Vater Storch die jungen Störche allesammt
> So lange nährt und pflegt, bis alle flügge sind,
> So müssen sie den Vater pflegen ihrerseits.

Aber der junge Brausekopf ist noch nicht ganz verdorben; er wird daher als Kampfhahn ausgerüstet und fortgeschickt, um als Gränzer sich die Hörner abzulaufen.

Der zweite Einwanderer ist Kinesias, der vielgenannte und vielverspottete Musiker der Zukunft. Mit leichtem Fittig will

---

*) V. 1318—1322 *Τί γὰρ οὐκ ἔνι ταύτῃ*
καλὸν ἀνδρὶ μετοικεῖν;
Σοφία, Πόθος, ἀμβρόσιαι Χάριτες,
τό τε τᾶς ἀγανόφρονος Ἡσυχίας
εὐάμερον πρόσωπον.

er zum Olymp auffliegen „von einer Liederbahn zur andern“, um aus den Wolken „neue, sturmsausende, schneewirbelnde“ Ouverturen zu holen:

18 Denn was von Opern wirklich jetzt Glück machen soll,
Muss luftig, windig, neblig sein und blauer Dunst,
Und leichtbeschwingt und stürmisch — wart' ich sing dir Eins! (V. 1388 ff.)

Doch das hilft ihm Nichts: Peithetäros wirbelt ihn mit kräftigem Schwunge hinaus; auch der moderne Componist fährt ab. Aber der ärgste Gast kommt jetzt erst: einer von jenen jugendlichen Schwindlern und Rabulisten, wie sie der Dichter schon in dem Epirrhema seiner Acharner V. 676 ff. gezeichnet hat, die aus Trölerei und Rechtsverdrehung Profession machen, insbesondere „der Kaufleut' und der Fremden Schreck“, die in Athen ihr Recht — nur zu oft „summum jus summa injuria!“ — suchen müssen; nur um diese Unglücklichen desto sicherer und bequemer zu verderben, will er das neue Mittel der Befiederung. Auch er ist ein Zögling der neuen Bildung; die Sophistik, die Meisterin des Wortes, ist seine Kunst; arbeiten, „graben hat er nicht gelernt“. Darum versucht Peithetäros auch zunächst an ihm die Macht des Wortes; er versucht ihn zu bessern und zu bekehren. Da er aber verstockt bleibt und sich nicht ändern will, so macht ihm die kerkyräische Staatspeitsche Beine: auch er wirbelt hinaus.

Peithetäros ist nach diesen Proben die Lust vergangen, Auswanderer an- und aufzunehmen. Er lässt die Federn zusammenpacken und hineintragen.

Fassen wir auch wiederum die Bedeutung dieser Scene in Ein Schlagwort zusammen, so lautet es: „Fort mit dem neuen Schwindel!“ Es sind die unreinen Söhne der neuen Zeit, welche deren Fortschritt unbewusst, wie der böse Sohn, oder bewusst, wie der Zukunftsmusiker und der Processkrämer, nur benutzen, um ihre verkehrten oder verbrecherischen Gelüste zu befriedigen: dieselben egoistischen Motive beseelen sie, wie jene Vertreter der guten alten Zeit. Kurz, es ist dasselbe Gelichter, was der Chor in dem Epirrhema der ersten Parabase zum Kommen eingeladen hat.

Und der Chor rührt sich nicht zu ihren Gunsten? Nein! Und wie er schon in der zweiten Parabase einen andern Ton angeschlagen hat, so folgt jetzt als romantisches Nachtstück gegenüber dem neuen idealen Leben der glücklichen Vogelstadt in vier Chorliedchen von je 12 Versen eine poetische Kritik der sehr prosaischen Zustände des damaligen Athens. Die beiden ersten Liedchen bilden den Schluss unseres Actes (1 : V. 1470—1481; 2 : 1482—1493), das dritte (V. 1553—1564) schliesst die erste, und das vierte (V. 1694—1705) die zweite Scene des dritten Actes. Das erste und dritte, wie das zweite und vierte entsprechen einander: jene

beiden schildern ein analoges Paar der damaligen Männer des Tages, die schon erwähnten Feiglinge Kleonymos und Peisandros, jener noch dazu ein Grossmaul und eine Kriegstrompete, dieser der Grossinquisitor im Hermokopidenprocess, bei dessen ergötzlicher Parodirung auch gelegentlich der „Seelenführer" Sokrates sammt seinem Getreuen, der Nachteule Chaerephon, einen Hieb erhält. Die beiden andern Liedchen führen uns zwei ganze Classen von Taugenichtsen vor, welche das Leben in Athen unsicher und unbehaglich machen, die Helden der Strassen, auch schon oben erwähnt V. 497 f. 712, welche bei nächtlicher Weile harmlose Nachtschwärmer ungestraft anfallen und ausplündern, und die Helden der Zunge, die „Gorgiasse und Philippe", welche am hellen Tage mit der Zunge — wie einst Archilochos und Hybrias mit dem Spiesse — säen, ernten, keltern, Alles durch dieselben Schwindelkünste, wie sie uns der zuletzt hinausgepeitschte Sykophant so beredt entwickelt hat.

So wäre also der Chor ein anderer geworden, oder jene Ein- 19
ladung in der ersten Parabase wäre nur ein Fallstrick gewesen, wie es die Wolken nach ihrem eigenen Geständnisse mit dem Strepsiades gemacht haben, den sie zuerst in seiner Thorheit bestärken und dann auf seine vorwurfsvolle Frage, warum sie ihm das gethan, mit höhnender Schadenfreude abfertigen (V. 1458—1461):

So machen wir es immer, wenn wir Einen sehn,
Der leidenschaftlich seinem bösen Triebe folgt,
So lange, bis wir endlich ihn ins Pech gebracht,
Damit er lerne fromm und gottesfürchtig sein.

Ueber den Vögelchor dagegen hat uns der Dichter mit Willen im Unklaren gelassen; nicht er, sondern der erwählte Herrscher ist es ja, welcher „alles Weitere besorgt". Und da dieser mit gleicher Strenge die Hefe der neuen Gährung wie den Bodensatz der Vergangenheit hinausfegt, so sind natürlich die Vögel ganz damit einverstanden, „für die es kein besser Loos giebt, als dem Fürsten, den sie sich selbst gesetzt, zu dienen". Man sieht, jener Huldigungseid, auf dessen Tragweite wir oben aufmerksam gemacht haben, ist ernstlich gemeint gewesen, ist eine Wahrheit geworden!

3. Act: Der Vogelstaat und die Götter. *1. Scene: Der Verrath V. 1494—1552.*

Ein solches Reich mag in ruhiger Defensive harren, was der scheinbar mächtigere Feind beginnt. Bald erfährt man, dass er bereits in sich zerfallen, zur Unterwerfung reif ist. Prometheus, der alte Patron der attischen Feuerarbeiter, der Wohlthäter des Menschengeschlechts, der die Götter hasst wie ein wahrer Timon — dem attischen Publikum seit Aeschylos' unsterblicher Trilogie als solcher wohlbekannt — Prometheus macht den Verräther und Rathgeber. Er verräth dem Peithetäros, dass die Götter durch den drohenden Aufstand der Barbarengötter genöthigt sind, Unterhandlungen anzuknüpfen; er giebt Peithetäros den Rath, nur unter der Bedingung Frieden zu schliessen, dass Zeus den Vögeln das

Scepter zurück, und dem Peithetäros die Basileia zur Frau giebt. „Wer ist Basileia?“ fragt Peithetäros. Geben wir auch hier Prometheus' Antwort in moderner Sprache wieder (V. 1537—1541):

Eine Jungfrau hochgebor'n:
Die hat allein Zeus' Blitz und Donner unter sich
Und sonst die ganze Wirthschaft: hohe Politik,
Gesetz, Rechtsboden, Ordnung, Kriegsheer, Polizei,
Tribün' und Presse, Finanzen, Diäten, Sold, Gehalt.

Peith. „Die ganze Wirthschaft hat sie unter sich? Prom. Ja wohl!
Bekömmst du die von Zeus zum Weib, ist Alles dein!“

Die Bedeutung dieser Stelle ist klar und unzweideutig*). Das Scepter, als das äussere Zeichen der höchsten Gewalt, kommt an
20 die Vögel: principiell bleibt die Souveränität beim Volke. Aber die Basileia, die ganze, wahre und volle Ausübung dieser Gewalt, fällt Peithetäros zu, dem vom souveränen Volke frei Erwählten. Es klingt bis zum Erschrecken modern und ist doch — *cum grano salis* natürlich! — ganz richtig: das Ideal dieses Vogelstaates ist der unumschränkte Kaiser von Volkes Gnaden, der *„élu du suffrage universel“*. Auch die Consequenz fehlt nicht: ein paar Vögel haben sich aufgelehnt und sind ohne Process standrechtlich hingerichtet worden; wir erfahren erst davon, da vom süssen Dufte ihres lecker zubereiteten Fleisches die Rede ist.

2. Scene: Die Unterwerfung V. 1565—1693.

Vortrefflich wie ein vollendeter Diplomat weiss Peithetäros jene Mittheilungen zu nutzen. Schon naht die Gesandtschaft der Götter, Poseidon an der Spitze, der Vertreter der Olympier, seine Collegen Herakles, der erste Heros, und der ungeschlachte Triballe; letztere Wahl ein Resultat der „Demokratie“ im Götterstaat! Herakles' Rauflust weicht vor dem Bratendufte des Frühstücks; er beginnt mit versöhnlichem Geiste die Verhandlungen. Peithetäros antwortet in gleichem Tone: auch die Vögel wollen keinen Krieg, sondern nur ihr Recht; Zeus hat nur den Vögeln das Scepter zu übergeben, und ein Frühstück besiegelt den Frieden. Herakles ist überzeugt, Poseidon opponirt. Peithetäros entwickelt die Vortheile, welche die Götter von dem *Contrat social* mit den Vögeln haben werden: sichere Strafe der Meineidigen und unausweichbaren Zwang der säumigen Opferer unter den Menschen. Auch hier durchaus nicht Abschaffung der Götter und des Gottesdienstes. Herakles und der Triballe entscheiden für den Frieden,

*) Schon Süvern S. 86 hat diess richtig erkannt: „der Sinn des dem Peisthetäros ertheilten Raths ist also, seinem Vögelstaate das äussere Zeichen der Herrschaft über die Menschen zu lassen, die wahre Gewalt in diesem Staat aber sich selbst zu verschaffen.“ Falsch ist nur, dass — übereinstimmend mit Süvern's ganzer Auffassung der Komödie — erst Prometheus dem Peithetäros einen Rath geben soll, welcher längst durch den Beschluss der Vögel zur That geworden ist.

und Poseidon ist überstimmt. Da fällt dem Peithetäros noch nachträglich als eine Nebensache ein: die Hera mag Zeus für sich behalten, aber Jungfrau Basileia muss er ihm zum Weibe geben! Poseidon will sofort die Unterhandlungen abbrechen: er weiss, dass erst diess die reelle Unterwerfung ist. Aber Herakles hat den Braten gerochen; wer wird auch um ein einziges Weib Krieg führen? Vergebens sucht Poseidon seinen Eigennutz, seinen Ehrgeiz zu wecken; Peithetäros weist ihm nach, dass er als Bastard von allen Herrlichkeiten des Vatererbes doch Nichts erhält; und Poseidon ist zum zweiten Male überstimmt. Peithetäros fliegt gen Himmel die königliche Braut zu holen.

Bald fährt er unter Donner und Blitz nieder, die Braut heim- *3. Scene: Der Triumph V. 1706-1765.*
führend, deren Besitz ihm die Herrschaft der Welt, dem Vögelvolke unendliches Glück sichert. Hochzeitlied und Hochzeitreigen begrüsst den hochverehrten Herrn. Und so schliesst das Stück, wie die andern, mit dem vollen Triumphe des Helden! —

Es wird nicht unnütz sein, das gewonnene Resultat in kurzer Uebersicht zusammenzustellen. Die letzte Zeit, vor Allem die Ereignisse des letzten Jahres mussten jedem denkenden Athener gezeigt haben, dass es so nicht fortgehen könne. Der Staat noch in der freisten Form der perikleischen Demokratie, aber das souveräne Volk ohne Princip, ohne festen Führer, von schwachen oder leidenschaftlichen Demagogen verwirrt und missleitet, von tückischen Oligarchen verführt und gehetzt; jeder Beschluss von heute durch die Berathung des folgenden Tages in Frage gestellt; Gesetze und Gerichte selbst nur wieder Spielhall und Waffe frevelhafter Intrigue; die Religion einerseits angefressen und untergraben von der Philosophie und Sophistik, andrerseits als Mittel und Werkzeug von dem heuchlerischen Pietismus eben jener oligarchischen Clubbisten gemissbraucht; in den Hermokopidenprocessen eine Vereinigung von religiöser Inquisition und politischem Fanatismus mit allen fürchterlichen Consequenzen; das Privatleben und die Gesellschaft zerrüttet durch die Lockerung der alten patriarchalischen Familie, der alten autoritätsmässigen 21
Sittlichkeit; allenthalben Zwietracht, Eigennutz, Verwirrung, Unsicherheit. Und bei solchen Zuständen im Innern ein ungeheures Unternehmen nach aussen: ein Spiel eventuell von dem höchsten Erfolge, aber jedenfalls mit dem höchsten Einsatze, und möglicherweise ins Verderben führend; und der einzige Mann, der vielleicht dieses colossale Unternehmen glücklich zu Ende führen, der sicherlich im Innern Perikles' Nachfolger werden konnte — Alkibiades nicht ohne eigene schwere Schuld gestürzt, verbannt, geächtet! Jeder, auch Aristophanes, musste sich sagen, dass es unmöglich sei, gleichzeitig die Welt erobern zu wollen und den eigenen Staat zerwühlen und auseinander fallen zu lassen. Unter solchen Eindrücken dichtete Aristophanes die Vögel.

Hätte Aristophanes noch seinen alten Standpunkt gehabt, so

hätte er wohl — wenn es anders noch erlaubt war*) — einen Peisandros oder Diopeithes als Vertreter des heuchlerischen Bigottismus herausgegriffen, entweder ihn — wie etwa den Kleon in den Rittern — durch einen noch ärgeren Scheinheiligen stürzen, oder den attischen „Jacques hon homme" durch einen verständigen Vertreter der alten toleranten Frömmigkeit — wie etwa Dikaeopolis, Trygaeos, Bdelykleon verfahren — bekehren, in jedem Falle das frühere Athen vor Hermokopiden und Sicilien in irgendeinem phantastischen Gewande wieder aufleben lassen.

Aber der Dichter ist älter geworden: er hat eingesehen, dass der Mensch nicht in seiner Mutter Leib, dass ein Volk nicht in seine Vergangenheit zurück kann. Er hat eingesehen, dass auch die gepriesene alte Zeit ihre Mängel hatte, dass, was damals gut und schön war, in die neue Zeit nicht mehr passt, dass neue Krankheiten auch neue Heilmittel erfordern, dass bei dem allgemeinen Siechthum nur eine tief und weit greifende Radicalkur helfen kann. So entwirft er mit kühner Hand das patriotische Phantasiebild des gewünschten Ideals, natürlich im Narrenkleide, wie es der Komödie ziemt.

Es muss Alles anders, Alles neu werden, wenn es besser werden soll: darum geht die Scene nicht in Athen vor, sondern in der freien luftigen Höhe, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual"; darum reisst man sich los von allen Reminiscenzen an Athen und Sparta, an Hellenen- und Barharenland. Ein neues Leben soll beginnen ohne die Entartung, ohne die socialen Gebrechen der sich zersetzenden Civilisation, ohne den Krieg Aller gegen Alle, wie ihn immer dergleichen Uebergangszeiten mit sich bringen; darum flüchtet man zu den Vögeln, welche von jeher in der poetischen Thierbetrachtung am Reinsten das freie, frische, fröhliche Naturleben repräsentiren, die harmlosesten, genügsamsten, zufriedensten Geschöpfe sind. Darum fehlt auch hier ein Locus gänzlich, welcher sonst in der antiken Volksnaturgeschichte eine
22 Hauptrolle spielt, der von den Feindschaften der Vögel; keine Ahnung, dass es auch blutgierige Raubvögel giebt: Adler und Lerche, Habicht und Henne, Falke und Taube marschiren neben

*) Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass das vielbesprochene Psephisma des Syrakosios (Schol. zu V. 1297) in die Zeit unmittelbar vor den Vögeln gehört; einen weitern Beweis dafür haben wir durch die Herstellung der zweiten Hypothesis S. 23. [244] *) geliefert. Inwiefern aher dieses Psephisma die komische Freiheit beschränkte, lässt sich bei der Allgemeinheit des Ausdrucks (μὴ κωμῳδεῖσθαι ὀνομαστί τινα) mit Sicherheit nicht ausmachen. Nur das ist sicher, dass diese Beschränkung nicht zu Gunsten des Alkibiades und der Hermokopiden gemacht wurde, wie man vermuthet hat. Eher könnte man den Ausdruck dahin deuten, es sei verboten worden ein bestimmtes namentlich genanntes Individuum zum Gegenstand einer Komödie zu machen, wie Aristophanes den Kleon und Sokrates. Dann gerade lag es nahe, mit den Vögeln auf ganz idealen Boden zu flüchten. Auch die Titel Komasten und Monotropos lassen auf eine Fiction schliessen.

einander als einige, treue Eidgenossen auf. Eine neue Religion soll beginnen, aber nicht durch Läugnung der alten Götter — wie in den Wolken die neue Philosophie es thut —, nicht durch Abschaffung des bisherigen Gottesdienstes — im Gegentheil; beides bleibt stehen, den Göttern werden sogar ihre hergebrachten Ehren und Opfer vom neuen Staate ausdrücklich garantirt —; sondern dadurch, dass den Göttern Scepter und Königsmacht genommen, prosaisch ausgedrückt, dass die äussere Religion dem Staate untergeordnet, nicht umgekehrt — wie im Hermokopidenprocesse geschehen war — vom religiösen Standpunkte aus Politik gemacht wird. Nur die alte perikleische Demokratie soll fortbestehen, aber eben auch — wie wir sahen — als perikleische Demokratie: das souveräne Volk überträgt frei und vertrauensvoll diese Souveränität einem selbst gewählten Haupte, dessen Leitung es fortan gern und willig gehorcht: Einigkeit und Ordnung sind die Folge. Alles, was dieser „demokratischen Monarchie" widerspricht, die Bocksheuteleien mit Processkram und Psephismenfabrik — der Parlamentarismus, modern ausgedrückt — muss über Bord, und überhaupt Alles, was nicht ins ideale Reich passt, der alte Auskehricht wie der neue Aufkläricht! Darum sind die Vögel keine Palinodie der Wolken, wie man angenommen hat: was dort gezüchtigt wird, das Lumpenthum der neuen Bildung, wird auch hier hinausgepritscht!

Bei solcher Radicalreform an Haupt und Gliedern steht aber wirklich nicht nur Ruhe, Friede, Gesittung und Glück im Innern, sondern auch Macht und Herrschaft nach aussen zu hoffen.

Die Vögel sind der vollkommenste Gegensatz zu den Rittern: dort die Rückkehr zum realen prosaischen Alt-Athen, welche der jugendlich schwärmende Dichter bis zu einem gewissen Grade vielleicht für möglich hielt; hier der Aufschwung zu einem idealen Neu-Athen, welchen er in so allseitiger Weise wohl schwerlich hoffen konnte. Ob er nicht aber doch bereits den Mann im Sinne hatte, dem die Athener huldigen sollten? „den Löwen", welchen er neun Jahre später in der berühmten Stelle der Frösche —

„Man zieh' im Staate keinen jungen Löwen auf;
Zog man ihn doch auf, füge man sich seiner Art!" —

unzweideutig (σαφῶς V. 1434) als den gewaltigen, wenn auch gewaltsamen Arzt zu empfehlen den Muth hatte, als derselbe nach den grossartigsten Erfolgen von Neuem gestürzt war? Man sollte es fast glauben; um so mehr glauben, je sorgfältiger der Dichter alle persönlichen Aehnlichkeiten zwischen seinem idealen Vogelkönig und dem grossen Ungenannten vermieden hat, dem damals „alle Stimmen fluchten". Solche Menschenkenntniss wäre dem Dichter wohl zuzutrauen, welcher im Jahre 423 v. Chr. die weltgeschichtliche Tragweite der sokratischen Philosophie besser er-

kannte und — ehrte, als alle die Philosophen, welche seitdem es für nöthig gehalten haben, Sokrates — gegen Aristophanes in Schutz zu nehmen!

Das wäre denn unsere Auffassung der Vögel. Ist sie neu? Wir hoffen es nicht, wir hoffen vielmehr, dass sie sehr alt, dass sie die älteste, die des Dichters selbst ist. Und für diese Hoffnung
23 haben wir noch Einen, aber den besten Grund; denn diese Auffassung ist die einzige, welche uns aus dem Alterthum klar und ausführlich überliefert ist. In der zweiten Hypothesis nämlich ist unsere Auffassung nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen in einer Weise entwickelt, dass wir nicht besser als mit der Hinweisung auf diese Hypothesis schliessen zu können glauben*). „Es muss Alles anders werden, Verfassung und Regierung, ja das ganze Leben, der ganze Charakter; das bedeutet die Auswanderung, dahin zielt auch der Angriff auf die Götter, die von Athen Nichts mehr wissen wollen. Diess im Allgemeinen die Tendenz, welche in den einzelnen Theilen — 1) der Gründung der Luftstadt und der Anordnung des Vogelstaates, 2) der Züch-

*) Wir geben den für uns bedeutsamen Theil des hochwichtigen Actenstückes mit den nöthigen Verbesserungen: *καὶ ἐν μὲν ἄλλοις δράμασι διὰ τῆς κωμῳδικῆς* (*κωμικῆς* Ald.) *ἀδείας ἤλεγχεν Ἀριστοφάνης τοὺς κακῶς πολιτευομένους φανερῶς·* (hier folgt nun gew. der Satz *φανερῶς μὲν — προσκρούειν*, der nothwendig nach *διανενόηται* stehen und sich auf die Vögel beziehen muss, in welche eben wegen Beschränkung der komischen Maskenfreiheit — wohl durch das Psephisma des Syrakosios — der kühn revolutionäre Gedanke nur „hineingeheimnisst" (*αἰνίττεται*) werden konnte.) *ἐν δὲ τοῖς Ὄρνισι καὶ μέγα τι διανενόηται, φανερῶς μὲν οὐδαμῶς, οὐ γὰρ ἔτι τούτου ἦν ἐξουσία* (so! gew. *ἐπὶ τούτου ἦν ἐκκλησία*, welches Wort Dindorf in *παρρησία* ändert), *λεληθότως δέ, ὅσον ἀνῆκεν* (als Subject ist aus *οὐ — ἐξουσία* etwa *ὁ νόμος* zu denken, wenn das nicht gar selbst ausgefallen ist) *ἀπὸ κωμῳδίας προσκρούειν. ὡς γὰρ ἀδιόρθωτον ἤδη νόσον τῆς πολιτείας νοσούσης καὶ διεφθαρμένης ὑπὸ τῶν προεστώτων, ἄλλην τινὰ πολιτείαν αἰνίττεται καὶ προεστῶτας ἑτέρους ὡσανεὶ τῶν ὄντων κακῶς* (gew. *κακῶν*) *καθεστώτων. οὐ μόνον δὲ τοῦτο, ἀλλὰ καὶ τὸ σχῆμα ὅλον καὶ τὴν φύσιν, εἰ δέοι, συμβουλεύει μετατίθεσθαι πρὸς τὸ ἠρεμαίως βιοῦν· καὶ ἡ μὲν ἀποίκισις* (so! gew. *ἀπόστασις*) *αὕτη, τὰ δὲ κατὰ θεῶν βλάσφημα ἐπιτηδείως ᾠκονόμηται· καινῶν γάρ φησι τὴν πόλιν προσδεῖσθαι θεῶν, ἀφροντιστούντων τῆς κακίας* (gew. *κατοικίας*) *τῶν Ἀθηναίων τῶν ὄντων καὶ παντελῶς ἠλλοτριωκότων αὐτοὺς τῆς χώρας* (dieser Passus, welcher auf einem gewissen Glauben an die alten Götter beruht, zeigt, dass wir es hier mit einer alten Ueberlieferung zu thun haben). *ἀλλ' ὁ μὲν καθόλου στόχος τοιοῦτος· ἕκαστον δὲ τῶν κατὰ μέρος οὐκ εἰκῇ, ἀλλ' ἄντικρυς Ἀθηναίων καὶ τῶν παρ' αὐτοῖς ἐγχειριζομένων τὰ κοινὰ ἐλέγχει τὴν φαύλην διάθεσιν, ἐπιθυμίαν ἐγκατασπείρων τοῖς ἀκούουσιν ἀπαλλαγῆναι τῆς ἐνεστώσης μοχθηρᾶς πολιτείας· ὑποτίθεται γὰρ περὶ τὸν ἀέρα πόλιν τῆς γῆς ἀπαλλάσσων,* (*ἀλλὰ*) *καὶ βουλὰς καὶ συνόδους ὀρνίθων ταῖς Ἀθηναίων δυσχεραίνων· ἀλλὰ καὶ ὅσα παίζει ἐπίσκοπον ἢ ψηφισματογράφον ἢ τοὺς λοιποὺς εἰσάγων, οὐχ ἁπλῶς, ἀλλὰ γυμνοῖ τὰς πάντων προαιρέσεις, ὡς αἰσχροκερδείας ἕνεκεν χρηματίζονται· εἶθ' ὕστερον καὶ τὸ θεῖον εἰς ἀπρονοησίαν κωμῳδεῖ.*

tigung der eigennützigen Einwanderer, 3) der Verspottung der Götter am Schluss — im schärfsten Gegensatze zum damaligen Athen durchgeführt wird.“ So etwa unser Scholiast, dessen Ansicht dann ohne tieferes Verständniss der alte Chr. Dan. Beck in der praefatio zu seiner Sonderausgabe der Vögel (Lips. 1782) adoptirt hat*). Aber er selbst ist später davon zurück und richtig zu den athenischen Luftschlössern (Commentarii in Aristophanem. Lips. 1811. Vol. III, p. 359) gekommen! Dann sprach sich noch 1820 Kanngiesser (Ersch und Gruber Thl. V. S. 269) schüchtern dahin aus, „wahrscheinlich habe Aristophanes andeuten wollen, was auch in Athen unter jetzigen politischen Umständen rathsam sei, nämlich einen Mann von Einsicht mit fast unumschränkter Gewalt an die Spitze des Staates zu stellen und demselben Folge zu leisten.“ Nun war es aber vorbei: Süvern kam; er und alle übrigen Kunstrichter haben jene Auffassung gänzlich ignorirt, bis auf Seeger und Schnitzer, welche aber nur das ein- 24
seitig herausgenommen haben, was ihnen gelegen war: die Komödirung der Götter!

Ist es uns nun gelungen, die zugleich alte und zugleich neue Deutung zu Ehren zu bringen, so wollen wir es uns gern gefallen lassen, dass man uns zuruft: „Alles schon dagewesen!“

Kritischer Anhang.

A. Personenänderungen.

Aenderungen in der Vertheilung des Dialogs unter die sprechenden Personen vorzunehmen, wo es deren Charakter oder der Zusammenhang verlangt, ist vom Standpunkte der diplomatischen Kritik aus unbedenklich. Mit Recht haben daher ältere und neuere Kritiker davon Gebrauch gemacht. Es thäte Noth, in dieser Beziehung eine gründliche Revision des ganzen Aristophanes vorzunehmen. Wir legen hier einen derartigen Versuch für die Vögel vor, welcher schon vor Erscheinen der Bergk'schen Ausgabe (Leipzig. Teubner. 1852) festgestellt war: mehrfach brauchte nur die Anordnung der alten Ausgaben hergestellt zu werden, welche

*) „Ex illis vero locis, quos antea dixi (V. 30—45 et 124), apparere credo, poetam voluisse omnem omnino Atheniensium vitam cum publicam tum privatam, non singula quaedam vitia, notare, et monere, non posse in ea, quae tum erat rerum condicio, vitam Athenis laetam agi et quietam, igitur opus esse mutatione formae civitatis, administrationis eius, virorum, qui rempublicam domi et foris gerebant, inrisdictionis, religionis per poetarum figmenta et somnia quorundam philosophornm mirum in modum depravatae, morum denique et vitae rationis.“

erst seit Brunck verlassen worden war. Es konnte nur das Vertrauen stärken, dass wenigstens ein Theil dieser Aenderungen auch von Hrn. Bergk vorgenommen worden war. Es ist daher diese Uebereinstimmung überall bemerkt worden.

V. 99. — *ΕΥ.* τὸ ῥάμφος — mit den alten Ausgaben. Euelpides hat den ganzen Eingangsdialog mit dem Wiedehopf allein.

V. 223—229 muss nach den alten Ausgaben gerade umgekehrt vertheilt werden: *ΕΥ.* ὦ Ζεῦ —. *ΠΕ.* οὗτος. *ΕΥ.* τί ἔστιν; *ΠΕ.* οὐ σιωπήσει; *ΕΥ.* τί δαί; *ΠΕ.* οὔποψ —. So auch Hr. Bergk. Der unzeitige Schwätzer wird von dem Meister zurechtgewiesen.

V. 272. *ΕΥ.* βαβαί —.

V. 277—292. *ΕΥ.* Μῆδος —; *ΠΕ.* ἕτερος —. *ΕΥ.* τί τὸ —; *ΕΠ.* οὗτος μὲν γάρ ἐστι (so!) —. *ΕΥ.* (auch Hrn. Bergks Vermuthung) Καλλίας —. *ΠΕ.* ἅτε γὰρ ὢν γενναῖος ὑπό τε (gew. τῶν, fehlt in RV). —. *ΕΥ.* ὦ Πόσειδον —; *ΕΠ.* οὑτοσὶ —. *ΕΥ.* ἔστι —; *ΠΕ.* πῶς ἂν — ἦλθον; *ΕΠ.* ὥσπερ οἱ Κᾶρες μὲν οὖν ὑπὸ (gew. ἐπὶ) λόφων u. s. w. Die „gespässigen" Bemerkungen über das Costüm der auftretenden Vögel gehören der lustigen Person, die Kritik über diese Witze dem Herrn; der Wiedehopf macht einfach den Erklärer der bunten Menagerie.

V. 464. *ΕΥ.* δειπνήσειν —. So auch Hr. Bergk und schon Brunck.

V. 476—480. *ΕΥ.* ὁ πατὴρ —. *ΠΕ.* οὔκουν —; *ΕΥ.* νὴ — δρυκολάπτῃ. So schon Bentley und theilweise Hr. Bergk. — V. 500. *ΧΟ.* τῶν Ἑλλήνων; — V. 517. *ΧΟ.* νὴ —. — V. 553. *ΕΥ.* ὦ Κεβριόνα —. — V. 571—578. *ΧΟ.* καὶ —; *ΠΕ.* ληρεῖς — κεραυνόν; *ΧΟ.* ἦν δ' οὖν ἡμᾶς (gew. ὑμᾶς) — Ὀλύμπῳ; *ΠΕ.* τότε — (so auch Hr. Bergk). — V. 587. *ΧΟ.* λέγε —. — V. 592. *ΧΟ.*
25 πλουτεῖν —. — V. 595. *ΧΟ.* πῶς —. Diese dreimalige Einführung des Chors hat auch Hr. Bergk; sie muss aber noch auf V. 603 πῶς δ' ὑγίειαν δώσομεν (wie 592. vgl. 571 f. gew. δώσουσ') —, 606 f. πῶς δ' ἐς — δεῖ; und 608 παρὰ τοῦ; ausgedehnt werden. Der Chor ist es, zu welchem Peithetäros spricht, der Chor, welcher sich allmählich überzeugt, nicht ohne mancherlei Fragen und Einwürfe zu thun: er ist anfangs ziemlich verwundert und ungläubig (467. 470. 500); das *argumentum ad — avem* 514—516 schlägt endlich durch: mit 517 tritt der Umschlag ein, der dann nach dem kläglich beweglichen Schlusse des Peithetäros in 539—547 seinen vollen leidenschaftlichen Ausdruck findet. Die theoretische Ueberzeugung des Chors ist vollbracht; nun beginnt mit seiner Frage 548 f. der praktische Theil der Berathung:

„Das ist Alles zwar historisch wahr;
Ist's auch heutzutage wohl noch anwendbar?"

Die Antwort darauf wird wiederum vom Chor nicht so ohne Weiteres hingenommen; aber alle seine Zweifel überwindet der Redner, und zuletzt siegt auch hier wieder das *argumentum ad*

avem mit dem Alter 607 *παρὰ τοῦ; παρ' ἑαυτῶν*. Der Wiedehopf — gleichsam der Vorsitzende der berathenden Versammlung — ist in der ersten Scene vollkommen überzeugt worden; sein Interesse ist mit Peithetäros' Gelingen solidarisch verbunden (V. 336): er kann und darf keine Zweifel und Einwände mehr machen. Euelpides hat mit seinen witzigen Belegen aus der Erfahrung des attischen Volkslebens sowie mit seinen gläubigen Andeutungen der nothwendigen Consequenzen seinem Herrn und Meister zu secundiren.

V. 663 f. *ΕΥ. ἐκβίβασον αὐτοῦ — ἀηδόνα*. So schon Beer und nach ihm Hr. Bergk.

V. 809—835. *ΧΟ. ἄγε —; ΠΕ. πρῶτον —. ΕΥ. ταῦτα —. ΧΟ. φέρ' ἴδω —; ΕΥ. βούλεσθε —; ΠΕ. Ἡράκλεις —. ΕΥ. τί —; ΧΟ. ἐντευθενὶ —. ΠΕ. βούλει —; ΧΟ. ἰοὺ ἰού· καλὸν σύ γ'* (so!) [mit Brunck] *ἀτεχνῶς —. ΕΥ. ἆρ' —; ΠΕ. καὶ λῷστον —. ΧΟ. λιπαρὸν —; ΕΥ. τί δ' —; ΠΕ. καὶ πῶς —; ΕΥ. τίς δαὶ —; ΧΟ. ὄρνις —. ΕΥ. ὦ νεοττὲ* u. s. w. Diese Scene ist in Bezug auf die Personenvertheilung in den alten Ausgaben gänzlich verwahrlost, und die neueren Kritiker haben die Sache nicht gebessert. Zunächst war der Wiedehopf gänzlich zu beseitigen [so schon Beer p. 37] — der Schauspieler, der ihn spielte, kommt noch während dieser Scene als Priester heraus: 848 ff. — und an seine Stelle theilweise der Chor in sein Recht einzusetzen. Diesem gebühren zunächst die Fragen, was zu thun sei (809) und welchen Namen seine Stadt bekommen soll (812), dann, nachdem Euelpides' unpassender Vorschlag wegen Sparta von Peithetäros beseitigt worden und jener mit seinem Latein zu Ende ist, die Hinweisung auf das Luftreich (817 f.) und die Freude über den von Peithetäros gefundenen Namen (819 f.), die ihn ferner veranlasst, die Discussion über denselben (821—825) zu unterbrechen und wegen des von der Stadt zu verehrenden Schutzpatrons die dritte und letzte Frage zu thun (826 f.). Wieder bringt Euelpides, dem es an Erfindungsgabe fehlt, den „alten Hirsch" — die Stadtgöttin Athene — aufs Tapet, wird gleichermassen von Peithetäros abgethan und muss wie oben seine Rathlosigkeit bekennen; worauf der Chor, ermuthigt durch seinen ersten Erfolg, einen Vogel von seinem Geschlechte in Vorschlag bringt, der von Euelpides mit komischem Jubel begrüsst, von Peithetäros, der über diese einleitenden Formalitäten rasch zur Sache schreitet, stillschweigend angenommen wird.

V. 895—902. *ΧΟ. εἶτ' — κέρατα* [mit Dobree], wie die Strophe 851—858. So auch Hr. Bergk.

V. 959. *εὐφημία 'στω*, sowie V. 1056 f. *ἀπίωμεν — τράγον*, 26
gehört noch Peithetäros. So schon Beer, und nach ihm Hr. Bergk.

V. 1221. *ΙΡ. ἀδικεῖς με καὶ νῦν; ΠΕ. ἆρά γ' —*. So auch Hr. Bergk, nur ohne Fragezeichen.

V. 1313—1316. *ΧΟ. ταχὺ — πόλεως*, wie die Verse der Gegenstrophe 1325—1328.

V. 1572. *ἕξεις ἀτρέμας*; hat Hr. Bergk mit Recht auch dem Poseidon gegeben.

V. 1581. *ΠΟ. τὸν ἄνδρα* —, wie auch Hr. Bergk vermuthet. Der officielle Gruss gehört dem Haupte der Gesandtschaft, welchem auch V. 1631 die officielle Verkündigung des Abstimmungsresultates zukommt.

V. 1589—1591. *ΠΕ. ἔλαιον* —. *ʽΗΡ. καὶ* —. *ΠΟ. ἡμεῖς* u. s. w. So vermuthet auch Hr. Bergk, aber so steht in den alten Ausgaben, welche erst Brunck änderte!

V. 1615 f. *ʽΗΡ. κἀμοὶ δοκεῖ. τί δαὶ σὺ φῄς; ΤΡ. ναβαισατρεῦ. ʽΗΡ. ὁρᾷς, ἐπαινεῖ χοὖτος. ΠΕ. ἕτερον* u. s. w. Ebenso sind, wie auch schon Hr. Bergk vermuthet, dem Herakles, nicht dem Peithetäros 1676 *τί δαὶ σὺ φῄς*; V. 1677 *ἐν — λέγεις*; und 1682 *οὐκοῦν — λέγει.* zu geben. Jener, der um den Preis des Frühstücks auf den Abschluss des Friedens dringt, sucht die Abstimmung zu beschleunigen. Peithetäros hat sich schon aus formellen Gründen da gar nicht hineinzumischen und kann sich um so weniger über dieselben hinwegsetzen, da er während der ganzen Verhandlung eine souveräne Gleichgültigkeit zur Schau trägt. „Er kann's abwarten!"

B. Verbesserungsvorschläge.

V. 16. *ἐγένετ' ἐξ ἀνδρός ποτε* oder geradezu *ἐγένετ' ἄνθρωπός ποτ' ὤν* aus 75. Das gewöhnliche *ἐκ τῶν ὀρνέων* ist durch Versehen aus 13 hereingekommen.

V. 63. *οὔτω' στι δεινόν, οὐδὲ κάλλιον λέγειν.* So haben die alten Ausgaben, was auf *χάσμημα* bezogen werden muss.

V. 273. *εἰκότως* ⟨*γε*⟩ [fehlt in den Hss.] *καὶ γὰρ ὄνομ' αὐτῷ 'στι* [nach *RVΓΔ*] *Φοινικόπτερος.*

V. 310—319:

α'. *ΧΟ. ποποπο — ποποπο — ποποπο — ποποπο — ποποπο — ποποῦ*
μ' ἄρ' ὅς ἐκάλεσε; τίνα τόπον ἄρα ποτὲ [so die Hss.] *νέμεται;*
ΕΠ. οὑτοσὶ πάλαι πάρειμι, κοὐκ ἀποστατῶ φίλων.
α'. *ΧΟ. τιτιτι — τιτιτι — τιτιτι — τιτιτι — τιτιτι — τίνα*
λόγον ἄρα ποτὲ πρὸς ἐμὲ ⟨*σὺ*⟩ *φίλον ἔχων* ⟨*πάρει*⟩;
ΕΠ. κοινόν, ἀσφαλῆ, δίκαιον, ἡδύν, ὠφελήσιμον.
β'. *ΧΟ.* ⟨*τιμπρού.*⟩ *ποῦ; πᾷ;*
ΕΠ. ἄνδρε λεπτολογοσοφιστὰ [mit Hermann] *δεῦρ' ἀφῖχθον εἰς ἐμέ.*
β'. *ΧΟ.* ⟨*τιμπρού.*⟩ *πῶς φῄς;*
ΕΠ. φήμ' ἀπ' ἀνθρώπων ἀφῖχθαι δεῦρο πρεσβύτα δύο.

Die aufgelösten Trimeter malen vortrefflich das eifrige Geschnatter der neugierigen Vögel. Auch die folgenden 6 Verse entsprechen einander: 321—323 = 324—326.

V. 329 = 345: φίλος ἦν ἡμῖν, ὁμότροφά τ᾽ ἐνέμετο —
φονίαν παντᾶ, πτέρυγά τε περίβαλε —.

V. 360. κατάπηξον πρὸς αὐτήν nach dem Scholiasten: πῆξον 27
αὐτὸν πρὸς τὴν χύτραν.

V. 361. προθοῦ. Essignapf oder — besser noch — Speiseschüssel soll als Helm zur Deckung des Auges aufgesetzt werden. Vgl. Aen. Tact. 40, [4 p. 86, 17 Hug] ἀντὶ ὅπλων καὶ περικεφαλαίων τούς τε κάδους καὶ τὰ ὁμότροπα δόντες χαλκώματα.

V. 381 f. ἔστι μὲν λόγων ἀκοῦσαι πρῶτον, ὡς ἡμῖν δοκεῖ·
χρήσιμον γὰρ ἂν μάθοι τι κἀπὸ τῶν ἐχθρῶν σοφός.

V. 386 — 392 (387 — 392 = 393 — 399):

μᾶλλον εἰρήνην ἄγουσιν ἡμιν, ⟨ὥς γ᾽ ἐμοὶ δοκεῖ·⟩
ὥστε ⟨καὶ σὺ⟩ τὴν χύτραν τε
καὶ τὸ τρυβλίον καθίει·
⟨εἶτ᾽ ἀεὶ⟩ χρὴ τὸν ὀβελίσκον
περιπατεῖν ἔχοντας ἡμᾶς
τῶν ὅπλων ἐντὸς ὑπὲρ αὐτὴν
τὴν χύτραν ἄκραν ὁρῶντας
ἐκτός· ὡς οὐ φευκτέον.

Euelpides soll Schild und Helm — d. h. Topf und Schüssel — niedersetzen, also τίθεσθαι τὰ ὅπλα. Den Bratspiess aber müssen Beide nach lakedämonischer Ordonnanz in der Hand behalten und mit demselben patrouilliren (Xenoph. lak. Staat XII, 4 ἔχοντας τὰ δόρατα ἀεὶ περιιέναι), indem sie über den Schild weg hinaus nach den Feinden spähen. Τὸ δόρυ 388 ist Glosse zu τὸν ὀβελίσκον.

V. 404 f. καὶ πόθεν ἐπέμολον ‖ ἐπὶ τίνα θ᾽ ⟨ἡμῖν⟩ ἐπίνοιαν.

V. 406—425: α′. ἰὼ ἔποψ, σέ τοι καλῶ·
ΕΠ. καλεῖς δὲ τοῦ κλύειν θέλων;
α′. ΧΟ. τίνος ποθ᾽ οἵδε καὶ πόθεν;
ΕΠ. ξένω σοφῆς ἀφ᾽ Ἑλλάδος.
β′. ΧΟ. τύχη δὲ ποία κομί-
ζει ποτ᾽ αὐτὼ πρὸς ὄρ-
νιθας ἐλθεῖν;
ΕΠ. ἔρως
β′. βίου διαίτης τε καὶ
σοὶ ξυνοικεῖν τε καὶ
σοὶ ξυνεῖναι τὸ πᾶν.
γ′. ΧΟ. τί φής;
λέγει δέ ⟨σοι⟩ τίνας λόγους;
γ′. ΕΠ. ⟨ἄπιστ᾽,⟩
ἄπιστα καὶ πέρα κλύειν.
δ′. ΧΟ. ὁρᾷ τι κέρδος ἐνθάδ᾽ ἄ-
ξιον μονῆς, ὅτῳ πέποι-
θέ μοι ξυνὼν
κρατεῖν ἂν ἢ τὸν ἐχθρὸν ἢ
φίλοισιν ὠφελεῖν ἔχειν;

28 *δ'. ΕΠ. μέγαν τιν' ὄλβον οὔτε λε-*
κτὸν οὔτε πιστόν, ὡς σὰ ταῦ-
τα πάντα καὶ
τὸ τῇδε καὶ τὸ κεῖσε καὶ
τὸ δεῦρο, προσβιβᾷ λέγων.

Λέγει vor *μέγαν* 421 ist Glosse.

V. 454. *χρηστὸν ἐξευρὼν* [schon Kiehl Mnemosyne II (1853), 103] *ὅ τι μοι παρορᾷτ', ἢ* —. Letzteres schon Bentley.

V. 457. *σὺ δὲ τοῦτο τορῶς λέγ' εἰς κοινόν.* Aeschyleische Phrase: Prom. 609. Agam. 269. 1584. Hiket. 196.

V. 459. *κοινὸν ἔστω.* Im entsprechenden Verse 547 verbesserte G. Hermann *οἰκετεύσω.*

V. 463. *ὃν διαμάττειν τί με κωλύει;*

V. 544. *κατὰ δαίμονα καί τινα* [mit Bentley] *συντυχίαν.*

V. 451—625 ist die Responsion durchgehender, als man bisher angemerkt hat: 451—461 = 539—549. 462—522 = 550—610. 523—538 = 611—626. Die Lücke 611 ist so auszufüllen:

Τί γὰρ οὐ πολλῷ ⟨κρείττους οὗτοι⟩;

626—638 ist gleichsam der Epodos.

V. 586. *ἧν δ' ἡγῶνται σὲ θεῶν ὕπατον, σ' Ἅιδην, σὲ Κρόνον, σὲ Ποσειδῶ.*

θεῶν ὕπατος ist nach Homer Zeus; so sind Kronos und die drei Kroniden beisammen, alte und neue Götter.

V. 658. *μετὰ σοῦ ⟨νῦν⟩.*

V. 1731—1736 = 1737—1742: ein Hochzeitsliedchen von zwei Strophen.

XI.

Der Freiheitskrieg der Hellenen gegen Philippos und die Schlacht bei Chäroneia; 340—338 v. Chr.*).

Der nachstehende Aufsatz ist ein Bruchstück aus einer grössern 1
Arbeit über den Lebensgang und das staatsmännische Walten des Demosthenes, einer Arbeit, welche, in der Ausführung eines schon im Jahre 1853 gehaltenen akademischen Vortrages bestehend, in allen wesentlichen Theilen bereits vollendet war, als fast gleichzeitig das grosse Werk von Arnold Schäfer (Demosthenes und seine Zeit. 3 Bde. Leipzig, Teubner, 1856—1858) und der 6. Band der Meissner-Höpfner'schen Uebersetzung der Geschichte Griechenlands von Grote in meine Hände kamen. Ob nach diesen ausgezeichneten Darstellungen mein Versuch noch eine Berechtigung hat, veröffentlicht zu werden, muss ich Anderen zu entscheiden überlassen. Nur einige kurze Bemerkungen über das Verhältniss dieser Arbeit zu den genannten Vorgängern mögen hier ihren Platz finden.

Ueber die eigenthümlichen Vorzüge des Grote'schen Werkes hat mein verehrter Freund, Herr Prof. Vischer, in diesem Museum S. 111—115 des ersten Jahrgangs so treffend als wahr gehandelt. Ich habe nur hinzuzufügen, dass gerade die Darstellung der Demosthenischen Zeit zu den besten Partieen des ausgezeichneten Buches gehört. Freilich möchte auch diese Darstellung hier und da in einer übermässigen Breite sich ergehen, ohne gerade deshalb an Anschaulichkeit zu gewinnen. Kommt dazu, dass das Werk bekanntlich wegen seines Umfanges und theueren Preises in Deutschland wenigstens nicht sehr verbreitet ist, wozu noch die entschieden schülerhafte Form der oben angeführten einzigen vollständigen Uebersetzung beiträgt. Es ist zu bedauern, dass die von Dr. Th. 2
Fischer begonnene Bearbeitung (vgl. Museum a. O. S. 115) nicht weiter gediehen ist und namentlich auch auf den hier behandelten Zeitraum sich nicht erstreckt. Das grosse Schäfer'sche Werk wird immer ein ehrenvolles Denkmal deutscher Gründlichkeit und eine unerschöpfliche Fundgrube für alle auf Demosthenes und seine

*) [Neues Schweizerisches Museum II. Jahrgang (1862) S. 1—20. 37—69.]

Zeit sich beziehenden Studien bilden. Viele lange Zeit besprochene Streitfragen sind von Schäfer ein für allemal mit Sicherheit entschieden worden, und selbst da, wo man mit dem gelehrten und besonnenen Verfasser nicht einverstanden sein kann, bieten seine vollständigen Quellenangaben und seine objectiv-gründlichen Erörterungen der jedesmaligen Controverse dem Forscher das nothwendige Material, um seine abweichende Meinung zu begründen. Aber eben diese Beschaffenheit des verdienstvollen Werkes macht es natürlich dem grösseren Kreise gebildeter Laien weniger zugänglich, für welche doch eben dieser Theil der griechischen Geschichte wegen so naheliegender Parallelen in der Gegenwart von besonderer Anziehungskraft sein dürfte. Gerade diese Leser habe ich der Bestimmung unserer Zeitschrift gemäss vorzugsweise im Auge gehabt, und habe daher einerseits den ursprünglichen Charakter eines Vortrages so weit möglich beibehalten, andrerseits bei den zahlreichen Controversen mich aller Polemik und eigentlichen Beweisführung enthalten, sondern mich mit der zusammenhängenden Wiedergabe meiner eigenen Auffassung begnügt. Ebenso haben die Anmerkungen nur die Bestimmung, bei besonders hervortretenden Einzelheiten auf die Quellen hinzuweisen, und nur einigemal habe ich ausnahmsweise meine von Schäfer abweichende Ordnung der Begebenheiten kurz rechtfertigen zu müssen geglaubt. Dagegen habe ich mich bemüht, in meiner Darstellung nicht bloss die äussere Aufeinanderfolge, sondern auch den innern Zusammenhang der Begebenheiten klar zu machen und dadurch zugleich von den leitenden Motiven, wie von dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten der auftretenden Persönlichkeiten selbst ein recht lebendiges Bild zu geben. Es durfte das hier wie überall in der Geschichte gewagt werden, wo uns die unmittelbaren Zeugnisse und Actenstücke von Zeitgenossen nicht nur, sondern sogar von Mithandelnden vorliegen. Die Reden des Demosthenes und
3 Aeschines haben — abgesehen von ihrer künstlerischen Bedeutung — vom geschichtlichen Standpunkte aus einen ganz unberechenbaren Werth, durch welchen der trübselige Zustand der sonstigen Quellen einigermassen aufgewogen wird. Es ist bekannt, wie aus diesen erst durch eine Reihe der gründlichsten Detailforschungen deutscher Gelehrten ganz allmählich die Geschichte von der Schlacht bei Mantineia bis zur Thronbesteigung Alexander's gleichsam mosaikartig zusammengesetzt worden ist, eine Arbeit, welche um so schwieriger war und mehr als einmal wieder von vorn begonnen werden musste, da sich leider unter den Bausteinen eine nicht geringe Anzahl verwerflicher befand, deren schliessliche Ausscheidung erst nach der durchgreifendsten und vielfachsten Prüfung durchgedrungen ist. Während noch Böhnecke in seinen Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner (Berlin 1843) einen ungemeinen Scharfsinn daran verschwendet hat, um die falschen Urkunden in Demosthenes' Kranzrede zu verwerthen

und als echte Bestandtheile der Zeitgeschichte einzufügen, haben Schäfer und Grote nach den Untersuchungen von Droysen und Westermann sich dieses trügerischen Reichthums mit Recht gänzlich entäussert.

Schliesslich mag noch erwähnt sein, dass ich weder die Darstellung Connop Thirlwall's in seiner griechischen Geschichte, noch die Abhandlung von Göttling in seinen gesammelten Abhandlungen [I, 147—156] vergleichen konnte.

Sechs Jahre waren seit dem Abschluss des Philokrateischen Friedens (346 v. Chr.) verflossen, welcher dem Philippos seine Besitzungen, namentlich die jüngst eroberte Chalkidike garantirt, mit der Preisgebung der Thermopylen den Schlüssel zu Mittelgriechenland überliefert, durch seine Aufnahme in den Amphiktyonenbund an die Stelle der von ihm grausam niedergeworfenen Phokier zugleich den Eintritt in das hellenische Staatensystem auch formell zugestanden hatte. Es war ein fauler, böser Friede, welcher diese sechs Jahre hindurch Griechenland und Makedonien in steter Spannung erhielt, oder vielmehr, es war ein ununterbrochener geheimer Krieg, welcher von Philippos und Demosthenes während dieser ganzen Zeit geführt wurde. War der letztere bei den Verhandlungen über den Philokrateischen Frieden, welchem er sich bis zuletzt standhaft widersetzte, dem Aeschines und der unbedingten Friedenspartei in allen Dingen unterlegen, so war diese Niederlage für ihn der eigentliche Beginn seiner staatsmännischen Laufbahn 4
gewesen. Gerade dass alle seine Befürchtungen und Warnungen auf das Vollständigste in Erfüllung gingen, brachte in der Mehrheit des athenischen Volkes einen ziemlich raschen und gründlichen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervor, wenn auch diesem Umschwung bei der seit Jahren herrschend gewordenen Gewohnheit des lässigen Gehenlassens noch keineswegs sofort die That folgte. Wir sehen Demosthenes allmählich, aber unaufhaltsam an Einfluss, Vertrauen und Macht gewinnen: bald ist er es, der gegenüber einer immer schwächer werdenden Opposition die auswärtige Politik Athen's leitet. Sie ist zunächst eine rein defensive und fast ausschliesslich diplomatische, darum aber um so schwieriger und verwickelter.

Philippos' Streben ging dahin, Athen, dessen Widerstandskraft er nicht unterschätzte, von allen Seiten zu isoliren, um ihm dann mit desto grösserer Sicherheit den Todesstreich beizubringen; rastlos, unermüdlich ist er bald im Norden am Chersones und unter den thrakischen Stämmen, bald im Süden auf dem Peloponnes, bald im Westen bei den Akarnanen und Aetoliern, bald im Osten auf Euböa und andern Inseln thätig, seine Macht auszudehnen, Unterthanen zu erwerben oder Bundesgenossen zu gewinnen; bald sind es seine Feldhauptleute, bald officielle Gesandte, bald geheime

Agenten, die für ihn wirken müssen. Aber allen diesen Umgriffen und Umtrieben gegenüber finden wir Demosthenes auf der Hochwacht: überall, wo Philippos durch List oder Gewalt festen Fuss zu fassen sucht, ist es Demosthenes, der ihm den Boden entzieht oder streitig macht. Einem geschickten Fechter gleich, sieht er es dem Auge des Gegners ab, wohin der nächste Streich fallen soll, und sofort ist derselbe aufgefangen und unschädlich gemacht. Und nicht genug mit dieser Politik der Abwehr: ebenso rastlos und unermüdlich arbeitet er daran, gegen den Barbarenkönig einen allgemeinen hellenischen Bund zu Stande zu bringen, in welchem Athen die Ehre und Pflicht des Vorkampfes, aber nicht mehr die drückenden Vorrechte einer gehässigen Hegemonie ausüben sollte. Im Frühjahr 340 kam dieser Bund wirklich in Athen zum Abschluss. Die Euböer, Megarer, Korinthier, Achäer, Leukadier und Korkyräer traten demselben bei, während das so lange feindselige Byzanz schon den Sommer vorher die Verbindung mit Philippos thatsächlich aufgegeben hatte. Jetzt glaubte Philippos nicht länger zögern zu dürfen: vor allen Dingen sollte den Athenern der Chersones
5 entrissen und die ihnen unentbehrliche Handelsverbindung mit dem Schwarzen Meere abgeschnitten, sollten zu diesem Behufe die dortigen Hellenenstädte wohl oder übel „annectirt" werden. Philippos stand noch dem Namen nach mit Byzanz im Bunde, der mächtigsten unter ihnen. Er forderte die Byzantiner auf, am Kampfe gegen Athen Theil zu nehmen; sie entgegneten: „davon stände Nichts in ihrem Bundesvertrage." Aber wer nicht für ihn war, war jetzt wider ihn. So begann er denn den Kampf und erschien im Sommer 340 zunächst vor P e r i n t h o s; aber die durch Natur und Menschenhand trefflich befestigte Stadt, von Byzanz und den persischen Satrapen zur See kräftig unterstützt, trotzte Monate lang allen Angriffen des Makedoniers, und als er sich dann im Spätherbste des Jahres gegen B y z a n z selbst wandte, so erfolgte von Athen die wirkliche Kriegserklärung, welcher die erfolgreiche That auf dem Fusse folgte. Athen's wiederholte Hilfesendungen an die belagerte Stadt waren es vorzugsweise, welche alle Anstrengungen des Philippos auch hier scheitern machten. Es mochte im Februar des Jahres 339 sein, dass er, die Unmöglichkeit Byzanz zu erobern vor Augen, die Belagerung aufhob und eine Heerfahrt gegen die Skythen an der untern Donau unternahm, um dort ausgebrochene Bewegungen im Keime zu ersticken und sein entmuthigtes Heer durch neue Siege und frische Beute zu stärken. So verlor man ihn in Griechenland während 8—9 Monaten gänzlich aus den Augen, während er selbst durch seine Werkzeuge die nöthigen Vorbereitungen treffen liess, um nach seiner Rückkehr aus dem Skythenlande um so sicherer und unerwarteter den Krieg nach Hellas selbst, wo möglich gleich ins attische Gebiet hinein zu verlegen.

Allerdings aber waren solche Anstalten dringend nöthig. Denn der Stand der Dinge war seit dem Beginn des Jahres 339 ent-

schieden ungünstig für Philippos geworden. Der Nimbus seiner Unüberwindlichkeit war von ihm gewichen. Die alten Mauern von Perinth und Byzanz hatten seinen neuen Belagerungsmaschinen widerstanden; seine kaum geschaffene Flotte war stark dezimirt: Athen, an der Spitze einer bereits mächtigen hellenischen Coalition, durfte daran denken, im nächsten Frühjahr zugleich an drei Punkten, gegen die thrakischen Besitzungen, gegen die Chalkidike und am Pagasäischen Meerbusen die Offensive nach Demosthenes' Plane zu ergreifen, nicht um hier oder dort ein bedeutendes Landheer in offener Feldschlacht Philippos' Kerntruppen entgegenzustellen, sondern um überall die unter der Asche glimmenden Funken der Unzufriedenheit zur Flamme eines allgemeinen Ausbruchs anzu- 6
fachen. Brennstoff war noch genug vorhanden. Gleich das Scheitern der Belagerung von Byzanz hatte, wie wir sahen, eine Bewegung unter den Skythen hervorgerufen, welche Philippos dämpfen musste, ehe er sich wieder nach Süden wenden konnte. Frühling und Sommer des Jahres 339 nahmen auch wirklich die Kämpfe mit diesen wilden Völkern in Anspruch, Kämpfe, welche im Falle des Gelingens weder Ehre noch bedeutenden Machtzuwachs brachten und doch alle Augenblicke die Existenz des Heeres gefährdeten. Dass es auch unter scheinbar längst beruhigten Gränznachbarn gährte, zeigt der Angriff der Triballer im Sommer 339 auf den heimkehrenden Philippos, ein Angriff, der dem Heere bedeutende Verluste und die armselige, schwer errungene Beute wirklich kostete, dem Könige sogar das Leben gekostet hätte, wenn ihn nicht die hingebende Tapferkeit des 18jährigen Alexander gerettet hätte. Was war zu erwarten, wenn das Aenosdelta, der alte Besitz des Kersobleptes, gleichzeitig zu Lande von den Byzantiern und Chersonesiten, zu Meere von einer alliirten Flotte angegriffen wurde? Würden Kersobleptes und Teres nicht sofort diese Gelegenheit benutzt haben, die kaum niedergelegten Waffen von Neuem zu ergreifen, die kaum verlorne Unabhängigkeit von Neuem zu erobern? Und selbst im besten Falle, wenn es Philippos gelang, diese Feinde allerwärts in offenem Felde zu schlagen, musste er durch die entschiedene Ueberlegenheit der Athener zur See, durch den unaufhörlichen kleinen Krieg unsäglich leiden: Ein- und Ausfuhr waren abgebrochen, Handel und Industrie zerstört: das Land musste endlich die Mittel versagen, das „herrliche Kriegsheer" zu erhalten; kurz es war der Noth kein Ende noch Ziel abzusehen*). Endlich im Süden: dass die halb mit Gewalt, halb mit Güte niedergehaltenen Thessalier, dass die grausam geknechteten Chalkidiker zu neuer Erhebung sich ermannen würden, sobald mit dem Glücke des verhassten Kriegsherrn auch die bedeutendste Stütze seiner Herrschaft, die Furcht vor ihm schwand, war unschwer vorauszusehen. Ein Abfall der Thessalier aber schnitt die makedonischen Besatzungen

*) Vgl. besonders Demosth. Kranzrede 145 ff.

in den festen Städten um die Thermopylen — in Nikäa, Thronion, Herakleia — vollständig von der Heimath ab, und sie konnten sich auf die Dauer nicht halten, wenn nicht etwa die Thebäer mit hingebender, aufopfernder Treue für den einstigen „Wohlthäter“ in die Schranken traten. War diess aber wahrscheinlich, jetzt, wo die Phokier vernichtet am Boden lagen und eine 6jährige kühle Ueberlegung des Ganges der Dinge denn doch auch die „dummen
7 Thebäer“ belehrt haben musste, dass Philippos bei jenen „Wohlthaten“ gegen sie vielmehr sein eigener Wohlthäter gewesen war? Kurz, es war gerade jetzt, wo Philippos bereits am Ziele seiner Wünsche zu stehen schien, ein solcher Umschwung eingetreten, wie ihn einst Demosthenes in der zweiten Olynthischen Rede (§. 25) bezeichnet und vorausgesagt hatte: „Wie man an dem Körper Nichts merkt von dessen etwaigen Gebrechen, solange man wohlauf ist, sobald aber ein Unwohlsein eintritt, Alles sich regt, jeder Bruch, jede Verrenkung oder sonstiger Leibesschaden, so ist's auch mit den Staaten und Herrschern: solange sie auswärts Krieg führen, bleiben ihre schwachen Seiten dem gewöhnlichen Blicke verborgen; rückt ihnen aber der Krieg über die Gränze und auf den Leib, so macht er Alles an ihnen offenbar.“

Es gab für Philippos nur Ein Mittel, allen diesen drohenden Gefahren zu begegnen: er musste gegen Athen selbst und unmittelbar einen Invásionskrieg zu Lande führen. Hier war er als unumschränkter Kriegsherr den Athenischen Bürgergeneralen, hier war sein wohlorganisirtes, aus allen möglichen Waffengattungen zusammengesetztes Heer den feindlichen Milizen und Söldnern entschieden überlegen, bei denen noch immer einseitig die schwere Linieninfanterie vorherrschte. So konnte er noch am ersten die Thessalier und Thebäer mit sich fortreissen; eine glückliche Schlacht mochte ihm, wo nicht die Heerstrasse, doch einen Uebergangspunkt in den Peloponnes öffnen; und gelang es ihm einmal dort festen Fuss zu fassen, so mussten seine alten Verbündeten und Parteigänger von Neuem ihr Haupt erheben: der kaum geschlossene Bund war gesprengt, und Athen, wenn auch noch mächtig zur See, war wenigstens zu Lande völlig isolirt.

Damit aber dieser Plan gelänge, durfte er weder von Freund noch Feind vorher geahnt, durfte er vor Allem nicht von Demosthenes vorher durchschaut werden. Gelang es auch dem Philippos, die abhängigen Thessalier zur Heeresfolge gegen Athen zu bestimmen, eine vorzeitige Aufforderung an Theben konnte leicht einer gleichen Antwort, wie voriges Jahr in Byzanz begegnen, zumal da Athen's Staatsmänner in der letzten Zeit Nichts versäumt hatten, die alte Stammeseifersucht und Nationalfeindschaft zu beseitigen. Eine Verbindung von Athen und Theben konnte dem Philippos noch in der zwölften Stunde die Pylen von Neuem verschliessen. Nein; eine scheinbar ganz loyale, für Thessalier und Thebäer unverfängliche Veranlassung musste ihn rasch in das Herz

von Griechenland führen; wie ein plötzlicher Sturm musste er da sein, ungeahnt und unwiderstehlich Alles mit fortreissen zum letzten Stosse gegen Athen. Hierzu bot ihm die verrottete Amphiktyonen- 8
versammlung, in der er sich vor 6 Jahren Sitz und Stimme erobert hatte, willkommene Handhabe: sassen doch dort neben seinen Gesandten als Abgeordnete unabhängiger Staaten nur noch die Boten der Athener, Thebäer und Lokrer, während die Spartaner wegen ihrer Unterstützung der Phokier ausdrücklich ausgeschlossen, die übrigen dort vertretenen Staaten sammt und sonders von Philippos abhängig waren, wie vor Allen die mächtigen Thessalier, und dann die kleinen Bergcantone der Perrhäber an der Ostküste von Thessalien, der Phthioten auf dem Othrys, der Doloper an dem Tymphrestos und der Aenianen an dem Oeta, endlich der Magneten am Pagasäischen und der Malier am Malischen Meerbusen, armselige Ueberreste einst mächtiger und weit berühmter Völkerschaften. Und Aeschines war das elende Werkzeug, welches sich von ihm brauchen liess zu dem Streiche, von dem man wohl sagen kann:

„Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Er selbst hat uns mit naiver Unverschämtheit die Einzelheiten der von ihm aufgeführten hochverrätherischen Komödie erzählt: nach seinen eigenen Aussagen ist's, dass wir ihn richten*).

Ueber den wichtigen und ernsten Ereignissen des letzten Jahres hatte man in Athen ohne Zweifel die alte Amphiktyonen-Spielerei gänzlich ausser Acht gelassen. Philippos war seit seinem Abzuge von Byzanz im Winter 340/339 gänzlich verschollen. Nur dunkle Gerüchte von seinen abenteuerlichen Zügen gegen die fernen Skythen mochten während des darauf folgenden Frühlings nach Hellas herüberdringen; vielleicht, dass sich das leichtgläubige Athenische Volk wieder ein Mal mit der Hoffnung schmeichelte, er werde aus jenen Wüsteneien nimmer heimkehren, wenigstens so bald nicht nach den Erfahrungen des letzten Jahres zu der Wiederaufnahme des Krieges von sich aus, geschweige denn zu einem offensiven Vorgehen unmittelbar gegen Attika selbst Lust und Vermögen haben. Von Aeschines haben wir in den letzten Jahren so gut wie Nichts gehört: der steigende Einfluss des Demosthenes hatte ihn ohne Zweifel gänzlich in den Hintergrund gedrängt, und seine Sache war es nicht, einen consequenten erfolglosen Widerstand, wie er ja am Ende nur aus wirklicher Ueberzeugungstreue hervorzugehen pflegt, ununterbrochen fortzusetzen. Sein Ziel behielt er unverrückt im Auge, und gerade jetzt, wo er vergessen zu 9
sein schien, bot sich ihm die günstigste Gelegenheit dar, es zu erreichen.

*) S. Aeschines' Kranzrede 106 ff.

Es nahte die Tagsatzung der Amphiktyonen, welche allemal im Frühjahr zu Delphi abgehalten zu werden pflegte. Die Athener hatten der Sitte gemäss zu ihrem durch das Loos bezeichneten Hieromnemon oder geistlichen Abgesandten noch drei Pylagoren oder weltliche Boten zu wählen. Wir begreifen, dass gerade in so bewegten Zeiten für dieses scheinbar so unbedeutende Amt Niemand als Candidat aufzutreten Lust hatte. Kein Mensch dachte daran, dass Aeschines diess thun würde. Es ging, wie es eben in Republiken bei solchen Wahlen nicht selten zu gehen pflegt: die Wahlversammlung war nur von ein paar Leuten besucht, von welchen jedenfalls ein guter Theil mit Aeschines einverstanden war; genug, Aeschines wurde vorgeschlagen und ohne Widerspruch, jedenfalls aber auch in formell vollkommen gültiger Weise zum Pylagoren gewählt*), und der eine seiner Collegen war jener Meidias, der alte Todfeind des Demosthenes, der andere ein gewisser Thrasykles, ein unbedeutender Jaherr, wie es scheint. Und dieser allein blieb dem Aeschines in jener verhängnissvollen Versammlung zur Seite, welche über das endliche Schicksal der hellenischen Nation entscheiden sollte. Als sich nämlich die Athenischen Abgeordneten zur Abreise bereit machten, bekam Meidias das Fieber und blieb in Athen zurück. Unmittelbar nach Ankunft der übrigen Abgeordneten in Delphi hatte der Hieromnemon Diognetos das gleiche Schicksal, während zugleich die Vertreter Athen's von angeblich „wohlmeinenden Freunden" unter der Hand die Mittheilung erhielten**), dass sich in der bevorstehenden Tagsatzung ein unerwarteter Sturm gegen ihre Vaterstadt erheben werde. Die Amphisseer nämlich — Amphissa war die Hauptstadt der Lokrer und hatte wahrscheinlich die Abgeordneten derselben gestellt — beabsichtigten aus Liebedienerei gegen Theben in der Versammlung eine Anklage gegen Athen zu erheben, weil es in dem neu hergestellten, aber noch nicht entsühnten Tempel die goldenen Schilde, das Weihgeschenk für die siegreichen Schlachten der Perserkriege, von Neuem geweiht und mit der alten Inschrift versehen hätte: „Die Athener von den Medern und Thebäern, sintemalen sie wider die Hellenen gestritten." Diese Anklage war allerdings an sich so schwindelhaft und unsinnig als möglich; denn es war jedenfalls Pflicht vor allen der Amphiktyonischen Staaten, bei der Herstellung des von den Phokiern ausgeraubten Tempels ihre alten Weih-
10 geschenke wieder in den vorigen Stand zu setzen, beziehentlich,

*) So ist offenbar die Aeusserung des Demosthenes über Aeschines' Wahl zu fassen, Kranzrede 149: *οὐδενὸς δὲ προειδότος, οἶμαι, τὸ πρᾶγμα οὐδὲ φυλάττοντος, ὥσπερ εἴωθε τὰ τοιαῦτα παρ' ὑμῖν γίγνεσθαι, προβληθεὶς πυλάγορος οὗτος καὶ τριῶν ἢ τεττάρων χειροτονησάντων αὐτὸν ἀνερρήθη.* Schäfer II, S. 498 hat die Stelle missverstanden. [Vgl. Akad. Vortr. u. R. N. F S. 224 f.]

**) Aeschines a. O. 116: *ἐξηγγέλλετο δ' ἡμῖν παρὰ τῶν βουλομένων εὔνοιαν ἐνδείκνυσθαι τῇ πόλει, ὅτι* u. s. w.

wenn sie verschwunden waren, durch neue möglichst gleiche zu ersetzen*). Aber trotz alledem war die Anklage wohl berechnet, der alten, noch immer fortdauernden Missstimmung Theben's gegen Athen neue Nahrung zu geben: man mochte derselben unschwer begreiflich machen, dass es von Athen nicht wohl gethan sei, bei der voreiligen Erneuerung jener alten Weiheschilde durch vollständige und wörtliche Erneuerung auch der alten Inschriften das Andenken daran zu erneuern, dass vor fast anderthalb Jahrhunderten auf den Ebenen von Platää nicht bloss Medisches, sondern auch Thebäisches Blut von den Athenern vergossen worden sei. Wenn es nun keinem Zweifel unterliegt, dass die Amphisseer wirklich damit umgingen, diese Anklage zu erheben und mit derselben einen Strafantrag auf 50 Talente Busse zu verbinden, so kann es ebenso wenig bezweifelt werden, dass dieses ganze Manöver lediglich in Philippos' Interesse angelegt war, welcher sich ja mit Athen bereits im Kriege befand und wo möglich ein Bündniss mit Theben abzuschliessen versuchen, wenigstens um jeden Preis die Verbindung der beiden Städte verhüten musste. Da nun schwerlich die Amphisseer nach eigener Eingebung gehandelt haben, von einer Aufstiftung durch die Thebäer aber weder die geringste Andeutung sich findet, noch gerade damals ein vernünftiger Grund sich denken lässt, so scheint es ganz unzweifelhaft, dass diese verblendeten Amphisseer durch Einflüsterungen von Agenten des Philippos zu diesem unseligen Schritte verleitet worden sind. Schwerer dagegen ist es zu entscheiden, ob sie wirklich bestochene Verräther oder nur betrogene Schwachköpfe gewesen sind; wir sind geneigt, das Letztere zu glauben und in Aeschines den Meister zu sehen, welcher im Dienste und Auftrage seines Lohnherrn dieses ganze Lügengewebe angezettelt hat. So mag er es denn auch selbst gewesen sein, der jene „wohlmeinenden Freunde“ anstiftete, welche den guten Diognetos dergestalt aufregten und in Schrecken setzten, dass er den Aeschines vor sein Krankenlager beschied und ihn dringend aufforderte, als sein Stellvertreter in der engern Versammlung der Hieromnemonen zu erscheinen und dort nöthigen Falls für die Stadt das Wort zu führen. Das war es eben, was Aeschines wollte; seine Rolle war wohl überlegt und gut einstudirt: ihr Erfolg konnte nicht ausbleiben. Aber es war auch ein solches

*) Nur so kann ich diese von Aeschines a. O. nur zu kurz formulirte Anklage verstehen: *ὅτι χρυσᾶς ἀσπίδας ἀνέθηκεν πρὸς τὸν καινὸν νεὼν πρὶν ἐξαράσασθαι* (so neuerdings alle Herausgeber statt des sinnlosen *ἐξειργάσθαι*); ganz unglaublich versteht Schäfer II, S. 501 unter dem „neuen Tempel“ den von den Alkmäoniden nach Ol. 58, 1 = 548 v. Chr. neu aufgebauten und unter der Widmung „die alte, vor vielen Menschenaltern vollzogene“, während Grote XI, S. 650 (= VI, S. 377 der Uebersetzung) nur an eine neue Vergoldung der Schilde und damit verbundene Auffrischung der Inschrift denkt. Die von Athenern und Andern aufgehängten Weiheschilde waren gewiss mit unter den ersten Gegenständen, nach denen die Phokier bei der Plünderung des Tempels griffen.

Spiel von Nöthen, um den Handel mit den Amphisseern sofort bis znm Aeussersten zu führen und in eine unheilbare Katastrophe ausbrechen zu lassen. Denn wenn man der Anklage der Amphisseer
11 mit Ruhe und Kälte entgegentrat und eben dadurch die gewöhnlichen Formen festhielt, so wäre jedenfalls das Schlimmste, was eventuell durchzusetzen war, der Beschluss gewesen, auf jene Anklage einzutreten, die Athener auf eine spätere ordentliche oder ausserordentliche Versammlung vorzuladen und dann nach Anhörung beider Theile einen entscheidenden Beschluss zu fassen *). Darüber wäre Zeit vergangen, die Anklage wäre in ihrer vollen Nichtigkeit erkannt worden, die etwa einen Augenblick rege gemachten Leidenschaften hätten sich abgekühlt, und der ganze an und für sich kindische Streit wäre in Minne beigelegt worden. Das eben war es, was Aeschines nm jeden Preis verhüten musste.

Die Versammlung der Hieromnemonen trat in der Vorstadt Pyläa zusammen, dort am Südwestabhange des Parnass, wo jetzt die Capelle des heiligen Elias steht und von wo der Blick die ganze gesegnete krissäische Ebene überfliegt, welche sich südlich bis zum Meere, westlich bis Amphissa erstreckt **). Der Vorsitzende der Versammlung war der Vertreter der Thessalier, Kottyphos von Pharsalos, aus jener Stadt, welcher einst Philippos vor 6 Jahren die von ihm eroberte phthiotische Stadt Halos zugewiesen hatte ***). Auch war er ohne Zweifel nur ein Werkzeug des Philippos, vollkommen in die ganze Intrigue eingeweiht und mit Aeschines in genauem Einverständniss. Vielleicht, dass schon die Zulassung des Letztern als Stellvertreter seines Hieromnemon nur durch eine Nachgiebigkeit des Vorsitzenden möglich war. Genug, Aeschines erschien nicht nur in der Versammlung, zu welcher er eigentlich gar nicht gehörte, sondern er nahm auch sofort das Wort, und zwar, wie er selbst deutlich eingesteht, in ziemlich herausfordernder Weise †). Ob er dabei gleich der noch nicht einmal erhobenen Anklage zuvorkommend entgegengetreten ist oder was er sonst geredet hat, wissen wir nicht. Wir vermuthen aber das Erstere: es war ja das sicherste Mittel, die betreffende Anklage sofort nnd in möglichst verletzender Form hervorzulocken. Dieser Zweck wurde denn auch vollkommen erreicht. Der Sprecher der Amphisseer, „ein frecher und roher Gesell", ja vielleicht gar, wie Aeschines bedenklich zn verstehen giebt, „von einem bösen Geiste besessen",

*) Demosth. a. O. 150.

**) S. Ulrichs, Reisen und Forschungen in Griechenland. Bremen, 1840. Thl. 1, S. 35 f.

***) Pseudo-Demosth. gegen den Brief des Philippos [XI,] 1. Strabo IX, p. 433.

†) Aeschines a. O. 117: *ἀρχομένου δέ μου λέγειν καὶ προθυμότερόν πως εἰσεληλυθότος εἰς τὸ συνέδριον — ἀναβοήσας τις τῶν Ἀμφισσέων ἄνθρωπος ἀσελγέστατος καὶ ὡς ἐμοὶ ἐφαίνετο οὐδεμιᾶς παιδείας μετεσχηκώς, ἴσως δὲ καὶ δαιμονίου τινὸς ἐξαμαρτάνειν αὐτὸν προαγομένου* — u. s. w.

brach mit wilder Leidenschaftlichkeit los. „Hellenen!“ rief er, „wenn Ihr Vernunft hättet, nicht einmal der Name des Athenervolks dürfte in diesen geweiheten Tagen genannt werden; als Verfluchte müsstet Ihr sie zum Heiligthum hinausweisen!“ — Und folgte nun eine lange Litanei von allen möglichen Schandthaten der Athener.

Da ward Aeschines — natürlich ganz ohne Vorhedacht! — 12
auch zornig, und zwar „so zornig*), wie er es noch in seinem ganzen Leben nicht gewesen war.“ Er erwiderte mit einer angehlich improvisirten Rede, und „da kam es plötzlich ihm in den Sinn“, die gottlose Benützung des heiligen Landes von Seiten der Amphisseer zu rügen. „Schaut hin,“ declamirte der alte Schanspieler mit forcirter Entrüstung, „schaut hin auf jene Ebene: die Amphisseer haben sie angebaut, haben Töpfereien und Viehställe darauf angelegt; schaut hin auf jenen verfluchten, verruchten Hafen; sie haben ihn ummauert, und — Ihr wisst es ja selbst! — sie hahen die Zölle verpachtet und ziehen Gewinnst aus dem heiligen Hafen!“ Dann liess der fromme Heuchler den alten Orakelspruch über Kirrha, den alten Schwur der Amphiktyonen und die alte Fluchformel verlesen, — glücklicherweise hatte der Improvisator alle diese Aktenstücke zur Hand! — und ergoss sich in eine ehen so lange als erhauliche Predigt, — „er wenigstens wolle wie des Athenischen Volkes, so seine, seiner Kinder und seines Hauses Seelen gerettet hahen, indem er dem Schwur gemäss dem Gotte helfe und dem heiligen Lande mit Hand und Fuss und Wort und That; die Andern möchten selbst zusehen, wie sie mit gutem Gewissen und reinen Herzens zu Opfer und Gebet sich dem Gotte naheten, der mit deutlichem Spruche verkündet, welche Strafen treffen sollten die verfluchten Frevler nicht minder wie die, so da leichtfertig zusähen,“ — und wie der Strom der heuchlerischen Beredtsamkeit fortging, das gottlose Gaukelspiel wirksam zu enden. Er verfehlte seinen Zweck nicht: ein Sturm des Beifalls hrach los. Die Ahgeordneten, zum grossen Theil einfältige, dummfromme Leute, welche vielleicht in ihrem ganzen Leben noch keine so prächtige Rede gehört hatten**), wurden von plötzlichem Entsetzen überkommen, dass man so lange das gottlose Wesen der Amphisseer geduldet, deren Vertreter, wie es scheint, vor diesem Sturme Reissaus genommen. Dazu mochte der geheime Kitzel kommen, der stets herabgekommene Corporationen zu stacheln pflegt, einmal bei passender oder unpassender Gelegenheit sich wichtig zu machen. So wurde denn noch spät Abends der Beschluss gefasst und vom Herold ausgerufen: „mit Tagesanhruch sollten Hiero-

*) Aeschines ebenda 118: *ἀκούσας δὲ οὕτω παρωξύνθην, ὡς οὐδεπώποτ' ἐν τῷ ἐμαυτοῦ βίῳ. καὶ τοὺς μὲν ἄλλους λόγους ὑπερβήσομαι, ἐπῆλθε δέ μοι ἐπὶ τὴν γνώμην μνησθῆναι* u. s. w.

**) Demosth. a. O. 149: *λόγους εὐπροσώπους καὶ μύθους — συνθεὶς καὶ διεξελθὼν ἀνθρώπους ἀπείρους λόγων καὶ τὸ μέλλον οὐ προορωμένους τοὺς ἱερομνήμονας πείθει* u. s. w.

mnemonen und Pylagoren, dazu die junge Mannschaft der Delpher, Freie und Knechte, mit Hacken und Spaten bei dem grossen Altar im Vorhofe des grossen Tempels sich einfinden, um dem Gotte und dem heiligen Lande zu helfen; welcher Staat aber nicht Folge leiste,
13 der sollte ausgeschlossen sein vom Opfer und verflucht und im Banne!" Ein Beschluss, der bei dem Betrüger ein vollendetes Bubenstück, bei den Betrogenen eine Aeusserung des höhern Blödsinns war! Mochten die Amphisseer immerhin den Buchstaben einer veralteten, längst vergessenen Satzung gegen sich haben, Jahre lang hatte man jener Benutzung des Weihelandes ruhig zugesehen, ohne sich daran zu stossen — vielleicht um so natürlicher, als die Lokrer in der Noth des 10jährigen heiligen Krieges getreulich dem Gotte und seinen Dienern beigestanden hatten. Und jetzt, ohne die Angeklagten vorzuladen und zu hören, ohne richterliche Verhandlung und Urtheilsspruch, ohne vorherige Verkündigung und Aufforderung beschloss die heilige Versammlung einen Ueberfall, wie man ihn nur einer Räuberbande zuzutrauen versucht ist. Wir würden den Banditenstreich für Verläumdung halten, wenn ihn nicht der Anstifter selbst mit einem wahren Wohlgefallen erzählte! Am andern Morgen rückte denn richtig der abenteuerliche Kreuzzug aus, fiel ohne Weiteres über das heilige Land her, verwüstete die Felder, brannte die Gehöfte nieder und begann den Hafen zuzuschütten. Es dauerte geraume Zeit, ehe die Amphisseer — die Stadt, das heutige Salona, liegt 3 Stunden westlich von Delphi —, von dieser kirchlichen Lynchjustiz überrascht, zur Besinnung kamen: endlich sammelten sie sich, griffen männiglich und mannlich zu den Waffen und jagten die heilige Schaar nach Delphi zurück: „wenig fehlte, sie wären sämmtlich niedergemacht worden"*). Das war natürlich ein neues, noch ärgeres Verbrechen. So berief denn am andern Morgen derselbe Kottyphos eine allgemeine Volksversammlung, an welcher nicht nur die Hieromnemonen und Pylagoren, sondern auch alle Delpher, sowie alle anwesenden Pilger Theil nahmen; man erhitzte sich in Zorn und Rachewuth gegen die Amphisseer, und es ward schliesslich beschlossen: „die Hieromnemonen sollten vor der nächsten ordentlichen Herbstversammlung in den Thermopylen eben da an einem bestimmten Tage zu einer ausserordentlichen Versammlung zusammentreten, und zwar mit der nöthigen Vollmacht versehen, um über die Bestrafung der Amphisseer wegen all' ihrer Frevel gegen den Gott, das heilige Land und die Amphiktyonen Beschluss zu fassen." Auch jetzt ist also von einer Untersuchung, von einer Vorladung und Vernehmung der Schuldigen, von einem Sühneversuch nicht die Rede!

*) Demosth. ebenda 151: *προσπεσόντες οἱ Λοκροὶ μικροῦ κατηκόντισαν ἅπαντας.* Noch naiver drückt sich Aeschines aus a. O. 123: *εἰ μὴ δρόμῳ μόλις ἐξεφύγομεν εἰς Δελφούς, ἐκινδυνεύσαμεν ἀπολέσθαι.*

Als Aeschines mit dieser saubern Bescherung nach Athen zurückkam, so galt es, die zur Anhörung des Berichtes und Beschlussfassung darüber berufene Volksversammlung für die Sache zu gewinnen. Und Aeschines spielte die begonnene Rolle meisterlich 14
fort. Mit lebendigen Farben schildert er die Feindseligkeit der Amphisseer gegen Athen, mit frommem Entsetzen erzählt er die frevelhaften Eingriffe in das dem Gott geweihte heilige Land, mit heuchlerischer Salbung beschwört er den Schatten Solon's herauf, des Gesetzgebers und Propheten, welcher einst den Gott befragt, wie man solche Menschen strafen müsse, und wie der ihm durch der Pythia Mund geanwortet habe: „Bei Tag und bei Nacht müsse man bekämpfen die Kirrhäer und Akragalliden und müsse ihr Land wüste legen und sie selbst zu leibeigenen Knechten machen des Pythischen Apollon und der Artemis und der Leto und der Athena Pronöa, und dürfe man ihr Land weder selbst anbauen, noch einen Andern anbauen lassen; und da haben denn die Amphiktyonen auf Solon's Antrag beschlossen, also zu thun und gegen die Verfluchten zu Felde zu ziehen nach des Gottes Gebot, und hätten Heeresmacht gesammelt und die Menschen geknechtet und die Stadt geschleift und das Land dem Gotte geweiht, und hätten einen heiligen Eid geschworen, das geweihte Land weder selbst anzubauen noch einem Andern zu überlassen, sondern dem Gotte und dem geweiheten Lande zu helfen alle Zeit mit Hand und Fuss, mit Wort und That nach bestem Vermögen. Und hätten gegen den Uebertreter noch einen grausen Fluch ausgesprochen: so Einer sündige gegen diesen Schwur, ein Mann, ein Staat oder ein Volk, der solle verflucht sein vor dem Apollon und der Artemis und der Leto und der Athena Pronöa, und sollen ihnen die Felder nicht Frucht tragen und die Weiber nicht Kinder gebären der Eltern Ebenbilder, sondern Scheuel und Greuel, und in den Viehheerden eitel Missgeburten zur Welt kommen, und sollen sie unterliegen ihren Feinden auf dem Schlachtfelde und vor dem Richterstuhl und in der Volksversammlung, und sollen sie zu Grund gehen mit Stumpf und Stiel, sie selbst und ihre Häuser und ihr Geschlecht!" — Während er so den religiösen Fanatismus gegen die gottlosen Amphisseer schürte, fehlte natürlich auch die stehende Verläumdung gegen Demosthenes nicht, der, in den früheren Jahren zum Pylagoren erkoren, diesen Frevel ruhig hatte geschehen lassen. 2000 Drachmen, Aeschines wusste es genau, hatte er auf ein Mal von den Amphisseern bekommen, und ebensoviel sollte er alljährlich erhalten von dem Sündengelde aus dem Ertrage jenes verfluchten Bodens dafür, dass die Athener in allen Stücken die Amphisseer beschützten. „So sei auch Demosthenes in den Fluch des Gottes verstrickt, er aber, Aeschines, sei treu geblieben dem Eidschwur 15
der Väter, und die Götter selbst hätten Athen wiederum eine glänzende Gelegenheit gegeben, die Leitung des frommen Krieges zu übernehmen, wie dermaleinst ihre Altvordern zu Solon's Zeiten."

Es ist sehr wabrscheinlicb, dass Aeschines wirklich daran dachte, bei der ausserordentlichen Versammlung den Athenern die Execution gegen Amphissa übertragen zu lassen: die Amphisseer bätten dann obne Zweifel die Thebäer, um derentwillen sie in dieses Unglück gekommen, zur Intervention aufgefordert, und nacb aller Berechnung wäre dann, wo nicht ein sofortiger Krieg, doch eine kaum geringer anzuscblagende Verfeindung zwiscben Athen und Theben die unausbleibliche Folge gewesen. Und das war es ja eben, was Philippos um jeden Preis erreicht baben wollte und musste, ebe er zum letzten entscbeidenden Schritte gegen Attika vorging. Vergebens, dass Demostbenes gegenüber dieser gescbickten Appellation an die Leidenschaften und Erinnerungen des Volkes sicb bemübte, eine nüchterne Anschauung geltend zu machen und auf die endlichen Folgen des gefährlicben Spieles binzuweisen; vergebens, dass er dem gleissnerischen Gegner wiederbolt zurief: „Du bringst uns den Krieg nacb Attika, Aeschines, den Ampbiktyonen-Krieg*)! Es hing ja eben nur von Athen ab, die Leitung dieses Amphiktyonen-Krieges zu übernehmen, und von Philippos war ja bei allen diesen Verhandlungen nnd Beschlüssen der Ampbiktyonen gar nicbt die Rede gewesen! So war es denn den Verbündeten des Aescbines ein Leicbtes, den Demosthenes kaum zu Worte kommen zu lassen und den Uebrigen einzureden, Demosthenes' Opposition sei grund- und bodenlos und wurzele nur in seiner persönlichen Feindschaft gegen Aescbines. Kurz, die Volksversammlnng war geneigt, das Verfahren des Aeschines gutzubeissen und zur Beschickung der ausserordentlicben Versammlung Vollmacht zu ertbeilen. Aber zu einem desfallsigen Volksbescblusse war eine vorberige Berathung und Antragstellung von Seite des grossen Rathes nothwendig, dessen Mitglied Demostbenes war. Er setzte dort zunächst eine gebeime Sitzung durcb, damit nicht die erregten Massen der Zubörer auf die Berathnng einwirkten**). In dieser Rathsversammlung aber wurde denn auf seinen Antrag bescblossen, die Abgeordneten Atben's bätten lediglich zu den regelmässigen Tagsatzungen der Amphiktyonen an den festgesetzten Zeiten sich einzufinden, dagegen an jener ausserordentlichen Versammlung weder mit Worten nocb mit Werken, weder mit Ratb noch mit Tbat sich zu betbeiligen. Diesen Vorschlag des Rathes brachte Demosthenes sofort an die
16 Volksversammlung, Aeschines versichert, als dieselbe bereits im Begriffe war, sicb aufzulösen und er wenigstens sie bereits verlassen hatte***). Das ist ganz möglich, ändort aber an dem Erfolge Nichts, welchen scbliesslich Demosthenes docb gegen dio anfänglich ihm

*) Demosth. ebenda 143.

**) So hat man mit Recht das „μεταστησάμενος τοὺς ἰδιώτας“ bei Aeschines a. O. 125 verstanden.

***) Aeschines ebenda 126: ἀπεληλυθότος ἐμοῦ, οὐ γὰρ ἄν ποτε ἐπέτρεψα, καὶ τῶν πολλῶν δὲ ἀφειμένων.

so ungünstige Stimmung des Volkes davontrug: der Vorschlag des Rathes wurde vom Volke zum Beschlusse erhoben.

Dieser Beschluss erscheint als eine halbe Maassregel. Man sollte erwarten, dass Demosthenes vielmehr eine entschiedene Verwahrung gegen die ebenso abgeschmackte als gefährliche Komödie beantragt hätte, etwa mit der Drohung verbunden, im Falle weiterer Thorheiten gegen die Amphisseer den Letzteren Hilfe leisten zu wollen. Möglich, dass Demosthenes eigentlich für weitergehende Maassregeln war, aber dass diese an der Kurzsichtigkeit der Mehrheit scheiterten, welche eher an eine Dummheit als an ein Verbrechen glaubte und sich in den Kopf setzte, Demosthenes in seiner Leidenschaftlichkeit gegen Aeschines übertreibe die Sache. Andrerseits lässt sich aber nicht verkennen, dass selbst bei Demosthenes Gründe für jene neutrale Haltung in dieser Sache sprechen konnten. So absurd auch das ganze Verfahren, so verschollen auch jene Räubergeschichte mit den Akragalliden und Kirrhäern sein mochte, dem Buchstaben jener alten Satzung nach waren die Amphisseer der Gottlosigkeit in doppelter Beziehung schuldig. Ein entschiedenes Einschreiten zu ihren Gunsten hätte möglicherweise den Amphiktyonen gerade erwünschten Anlass gegeben, auch gegen Athen den heiligen Krieg zu predigen und mit dessen Führung nach der frühern Analogie scheinbar mit dem besten Rechte ihr gegenwärtiges Mitglied, den Philippos, zu beauftragen, der sich ganz gelegen mit Athen im Krieg befand. Wären Athen und Theben nicht noch immer durch alten Nationalhass und neue Eifersucht auseinander gehalten worden, so lag es am nächsten, dass beide Städte, nach Philippos die mächtigsten Mitglieder des Amphiktyonenrathes, sich zu gemeinschaftlichem Vorgehen vereinigten und, weit entfernt von jener ausserordentlichen Versammlung sich auszuschliessen, ihren Abgeordneten entschiedenen Auftrag gegeben hätten, eine Fortsetzung der frommen Farce zu verhindern. Eine wohlgemeinte Weisung an die Amphisseer, durch einige Zugeständnisse und Bussen von ihrer Seite dem einmal verrannten Pietismus den Rückzug zu erleichtern, konnte gleichzeitig erlassen werden, die Aufstellung eines vereinigten Athenisch-Thebanischen Heeres dieser friedlichen Vermittelung den nöthigen Nachdruck geben. Aber, wie gesagt, so weit waren trotz aller Bemühungen der einsichtigsten Staatsmänner 17
von Athen die Verhältnisse beider Staaten noch lange nicht gediehen: Athen mochte am Ende gar fürchten, durch einseitiges Auftreten von seiner Seite für die Amphisseer gerade Theben an Philippos' und der Amphiktyonen Seite zu drängen, um so mehr, als ja gerade durch angebliche oder wirkliche „Liebedienerei" der Amphisseer gegen Theben der ganze Handel veranlasst schien. Uebrigens ist es charakteristisch, dass auch Theben zu jener schwächlichen Maassregel der Neutralität griff: es scheint, dass man dort ähnliche Besorgnisse Athen gegenüber hegte. So konnte denn möglicherweise selbst Demosthenes zu der Ueberzeugung kommen, „der

Sturm im Glase Wasser" werde um so sicherer und schneller sich legen, wenn man nicht an das Glas rühre.

So erschienen denn an der ausserordentlichen Versammlung, die wohl um wenige Wochen später, also etwa im April oder Mai 339 gehalten wurde, die Gesandten von Athen und Theben nicht, dafür die der Kleinen, die der Thessalier und die ihres Beschützers, des Philippos. Es ward beschlossen, der Vorsitzende der Versammlung, Kottyphos von Pharsalos, solle die Amphisseer mit Waffengewalt zur Unterwerfung bringen. Aeschines, um seine Unschuld zu beweisen, legt ein besonderes Gewicht darauf, dass dieser Beschluss gefasst worden, während Philippos nicht in Makedonien, nicht in Hellas, sondern noch weit weg im Skythenlande gewesen sei! Wie also Demosthenes ihm die Schuld aufbürden könne, den Philippos den Hellenen über den Hals gebracht zu haben, der „lange Zeit darnach" erst seinen Heereszug antrat*)? Hier hat der Verräther selbst seine Schuld bewiesen. Eben, weil Philippos mit seinem Heere noch weit weg stand, liess er sich noch nicht wählen; das hätte, bevor er zur Stelle sein konnte, doch den Thebäern und übrigen Griechen die Augen öffnen können: darum musste jener Kottyphos gewählt werden, um die Komödie fortzuspielen, bis der Hauptschauspieler völlig gerüstet zur Stelle war. Das geschah denn auch. Da Athen und Theben sich von dem Gaukelspiel fern hielten, die Thessalier aber selbstverständlich nur dem Philippos Heeresfolge leisteten, so berief Kottyphos die Contingente jener kleinen Bergcantone: „die Einen erschienen gar nicht, und die da erschienen, richteten Nichts aus", sagt Demosthenes von diesem Feldzuge**), welcher wohl mit „der elenden Reichshilfe" gegen Götz von Berlichingen verglichen werden mag, die unser Goethe so drastisch geschildert. Es steht kaum damit im Widerspruch, wenn uns
18 Aeschines versichert, Kottyphos habe „mit grosser Mässigung" seine Aufgabe erfüllt; den Amphisseern sei eine einfache Geldstrafe auferlegt, die Verbannung der „Verfluchten und am Excess Schuldigen", sowie die Wiederaufnahme der „wegen ihrer Frömmigkeit Verbannten" — Gott mag wissen, was das für Käuze gewesen sind! — zur Pflicht gemacht worden; sie hätten zwar Alles zu leisten versprochen, aber Nichts gehalten***). Man mag gegenseitig einen unblutigen Scheinkrieg aufgeführt haben: den Verschworenen galt es, eine Handhabe für den entscheidenden Beschluss zu behalten, und die Amphisseer mochten sich einbilden, das Fastnachtsspiel sei zu Ende. Und sehr wahrscheinlich, dass gerade die Nichtwahl des Philippos in Athen die grosse Menge sorglos machte und in der Einbildung bestärkte, Demosthenes habe zu schwarz gesehen.

*) Aeschines ebenda 128 f.

**) Demosth. a. O. 151: *οἱ μὲν οὐκ ἦλθον, οἱ δ' ἐλθόντες οὐδὲν ἐποίουν.*

***) Aeschines ebenda 129: — *μάλα μετρίως ἐχρήσαντο τοῖς Ἀμφισσεῦσιν.*

Bald sollte seine Prophetie in Erfüllung gehen. Der Sommer neigte sich zu Ende; Philippos war aus dem Skythenlande zurück, seine Wnnde war geheilt, und er stand entweder im südlichen Makedonien oder schon in Thessalien. Da versammelte sich etwa im September 339 die ordentliche Herbstversammlnng in den Thermopylen: ob diesmal auch die Athenischen Abgeordneten zngegen waren, wissen wir nicht; da es aber noch dieselben waren, wie im Frühling, so ward von ihnen wohl kein Widerstand geleistet, als Kottyphos über die verunglückte Expedition berichtete, und im Anschlnss daran die Werkzeuge des Philippos, insbesondere die Thessalier, den Antrag stellten, den Philippos znm Feldherrn gegen die Amphisseer zu wählen; bleibe doch keine andere Wahl, wenn man etwa nicht selbst das nöthige Geld zur Anwerbnng eines für die nothwendige Züchtigung der Ungehorsamen ausreichenden Söldnerheeres hergeben wolle. Dazu hatten natürlich die Dorfherren keine Lust, nnd so ging denn der verhängnissvolle Beschluss durch!

Als der Beschluss gefasst wurde, war Philippos schon vor- 37
bereitet nnd entschlossen, ihn in seinem Sinne zu benutzen, d. h. den Krieg gegen Athen mit Einem Schlage in das Attische Gebiet selbst zu versetzen. Die Thermopylen waren bekanntlich seit dem Philokrateischen Frieden in seiner Gewalt, die festen Plätze, dnrch welche sie beherrscht wurden, theils in den Händen der Thessalier, theils von Makedonischen Besatzungen bewacht. Hier war jene entscheidende Herbstversammlnng gehalten worden; Philippos konnte von dem entscheidenden Beschlusse der Amphiktyonen durch Eilboten ebenso schleunig unterrichtet werden, als die Amphisseer. Von Herakleia, dem alten Trachis, noch diesseits der Thermopylen anf einem nördlichen, steilen Vorsprunge des Kallidromos, führte ein gangbarer Pass das Spercheios-Thal anfwärts in das kleine Dorische Ländchen, welches in der Richtung von Westen nach Osten vom Pindos (dem heutigen Apostolia) durchströmt wird, der sich dann mit dem südlich vom Parnass herabkommenden Kephissos in fast rechtem Winkel vereinigt und nunmehr unter diesem Namen nach Südosten seinen Lanf nimmt. Hat man in der Richtung von Norden nach Süden das Pindos-Thal durchschritten, so kommt man über einen zweiten Bach, den Charadros (jetzt Kajenitza), zu dem alten Kytinion (beim hentigen Gravia), welches, auf einem der letzten nordwestlichen ziemlich steilen Ausläufer des Parnassos gelegen, den Eingang zn einem zweiten Passe zu bewachen scheint, welcher in gerader Richtung von Nord nach Süd zwischen dem Parnass zur Linken und dem Aetolischen Korax-Gebirge zur Rechten in etwa 6 Stunden nach dem mehrerwähnten Amphissa (dem heutigen Salona) herüberführt*). Wenn nun wirklich

*) Bei der Untersuchung und Darstellnng der örtlichen Verhältnisse habe ich, abgesehen von den sonst bekannten älteren Reisewerken, mit

38 Philippos nichts Anderes im Sinne hatte, als den Beschluss der Amphiktyonen gegen die Amphisseer zu vollziehen, so brauchte er nur auf diesem Wege schleunigst etwa eine Chiliarchie seiner Hypaspisten mit einigen hundert Schützen vorzuschicken. Unterstützt von jenen kleinen Amphiktyonenvölkern, welche, wie wir sahen, dort rings herum von den Umgebungen der Thermopylen über Gebirg und Thal bis zum nördlichen Fusse des Parnass wohnten, würde es diesen ein Leichtes gewesen sein, die Amphisseer zur Unterwerfung zu bringen, welche gewiss, dem Philippos gegenüber, das Schicksal der Phokier im Gedächtniss, kaum daran gedacht hätten, ihm auf die Länge ernstlichen Widerstand zu leisten. Aber Philippos war eben entschlossen, es jetzt auf die letzte Entscheidung ankommen zu lassen. Statt daher in der angegebenen Richtung einseitig vorzugehen und sich durch eine Detaschirung dahin zu schwächen, welche möglicherweise, wenn seine Absicht offenbar wurde, abgeschnitten werden konnte, begann er zunächst damit, in den Thermopylen selbst seine Truppen in grösserer Zahl und so rasch als möglich zu concentriren. Um sich diesen berühmten Engpass ein für allemal wie gegen jeden feindlichen Angriff so gegen etwaige Aufstandsversuche der nicht ganz zuverlässigen Thessalier zu sichern, setzte er jetzt alle anderen Rücksichten bei Seite. Nikäa, dessen Besitz die Thebäer seit dem Ausgange des Phokischen Krieges mit einer Makedonischen Besatzung getheilt hatten, wurde ihnen jetzt vollständig entrissen und den Thessaliern, es versteht sich, zuversichtlichen Anhängern des Philippos unter ihnen, anvertraut*). Als er dann eine hinlängliche Anzahl seiner Truppen beisammen hatte, wagte er es, zunächst in seinen Operationen offen aufzutreten. Während eine Colonne seines Heeres auf dem oben erwähnten Pfade von Herakleia aus bis Kytinion vorging und da vorläufig Stellung nahm, überschritt er selbst mit dem Gros seines Heeres wahrscheinlich in zwei Colonnen von den Thermopylen aus den Kallidromos. Unmittelbar von den Thermopylen nämlich führt ein Pass in südöstlicher Richtung zwischen dem Oeta und dem Kallidromos über das heutige Mendenissa herab in das Kephissos-Thal, wo er bei dem heutigen Dorfe Turkochori mündet. Der andere führt zuerst über Molos und Kenourion längs der Küste hin, steigt dann den Boagrios hinauf und mündet etwa eine halbe Stunde östlich von dem ersten Passe bei dem heutigen

besonderem Nutzen die „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von Wilhelm Vischer (Basel 1857)" benutzt, indem ich die einfache und gedrängte, aber überaus klare und anschauliche Darstellung meines verehrten Freundes mit der besten Karte Griechenlands, welche wir haben, der vom französischen Generalstabe aufgenommenen und 1852 publicirten, verglichen habe. Auf diese beiden Werke mag hier ein für allemal verwiesen werden. Ueber die hier geschilderte Oertlichkeit s. Vischer, S. 619 ff.

*) Aeschin.' Kranzrede 140. Vgl. Pseudo-Demosth. über Philippos Brief [XI], 4.

Dorfe Drachmani. Nordöstlich von diesem auf den südlichen Ausläufern des Kallidromos liegen die Trümmer von **Elateia** (bei dem heutigen Levta), einst der grössten und volkreichsten Stadt der Phokier. Hier trafen die beiden Colonnen zusammen, und hier 39
nahm Philippos zunächst sein Hauptquartier. Er begann sofort die zerstörten Festungswerke wieder herzustellen und am Fusse derselben ein verschanztes Lager anzulegen*).

Mit der Besetzung von Elateia war es auch dem blödesten Auge klar und entschieden, dass Philippos' Absicht nicht auf einen Handstreich gegen Amphissa, sondern auf einen Feldzug gegen Athen gerichtet sei. Elateia als Pivot sicherte ihm zunächst die eben angegebenen Bergpässe aus dem Kephissos-Thale zu den Thermopylen, bildete zugleich den Ausgangspunkt für die militärischen Operationen in gerader Linie das Kephissos-Thal abwärts, wo, etwa 4 Stunden von Elateia, mit dem Passe von Parapotamioi das Böotische Gebiet beginnt, oder für Diversionen in westlicher Richtung über Kalapoti und dann von da entweder nach Opus oder in südlicher Richtung über Hyampolis auf Orchomenos. Elateia endlich deckte gleichzeitig die linke Flanke und die Rückzugslinie eines vom Dorischen Thallande aus gegen den Gebirgspass auf Amphissa operirenden Corps; Elateia beherrscht die ganze überaus fruchtbare Kephissos-Ebene, das Phokische Paradies, welche sich westlich von den Quellen des Charadros und des Pindos in südöstlicher Richtung bis zum Engpass von Parapotamioi in einer Länge von 10—12 Stunden und in einer Breite von wechselnd 1—2 Stunden hin erstreckt.

Der genannte Engpass wird bekanntlich durch die hier am Weitesten vorspringenden östlichen Ausläufer des Parnasses (heutzutage Parori, wahrscheinlich den Philoboeotos der Alten) im Westen und durch das Hedyleion im Osten gebildet, welche hier so nahe zusammentreten, dass der Kephissos sich nur mit Mühe einen Durchgang zu bilden scheint. Das Hedyleion selbst wird wiederum durch einen Fluss, den Assos, durchbrochen, der von Nordosten her kommend gerade an der engsten Stelle in den Kephissos mündet. Auf dem steilen Felsplateau über seinem rechten Ufer, oberhalb des heutigen Belesi, stand die alte, damals auch zerstörte Stadt Parapotamioi, deren Trümmer noch jetzt erkennbar sind. Sie beherrschte vollständig den Engpass und bildete also gleichsam das Eingangsthor von Böotien für die von Norden her Kommenden. Man kann nun fragen, warum Philippos nicht einen Schritt weiter ging und in raschem Vormarsch sich gleich auch dieses wichtigen Postens bemächtigte, der schwerlich, — mitten im Frieden, — von einer Thebanischen Besatzung bewacht

*) So sind der Natur der Sache gemäss die unvollständigen Berichte der Quellen zu combiniren: Aeschin. a. O. 140: *Ἐλάτειαν καταλαβὼν ἐχαράκωσε καὶ φρουρὰν εἰσήγαγε*, u. Diodor XVI, 84, 2: *ἄφνω καταλαβόμενος Ἐλάτειαν πόλιν καὶ τὰς δυνάμεις εἰς ταύτην ἀθροίσας*.

wurde. Er hätte — sollte man meinen — dann vor den Mauern Thebens stehen können, ehe man sich hier nur zu besinnen vermochte ein Heer aufzustellen. Ganz richtig; aber eine solche Gebietsverletzung gegen den befreundeten Staat wäre eben die schlimmste Kriegserklärung gewesen, welche unbedingt eine sofortige Erhebung Thebens gegen ihn und dann natürlich auch eine Verbindung Thebens mit Athen zur nothwendigen Folge gehabt hätte. Waren die Thebaner doch schon durch die Wegnahme von Nikäa stutzig geworden. Philippos aber hoffte noch mit voller Zuversicht, dass sie sich gegen Athen mit ihm verbinden würden; er durfte sie also um so weniger durch einen voreiligen Schritt ins entgegengesetzte Lager treiben, als er jedenfalls zur Zeit der Besetzung von Elateia noch keineswegs in der Verfassung war, die eigentliche Offensive zu ergreifen, indem nur ein Theil seiner Truppen heran war. Schon die Einnahme von Elateia wirkte wie ein elektrischer Schlag. Versuchen wir nach Demosthenes' berühmter Schilderung uns die nächsten Vorgänge in Athen lebendig zu vergegenwärtigen*).

Es war Abend, als der Bote mit der überraschenden Nachricht bei den Prytanen eintraf, welche gerade beim Abendessen sassen. Sie standen sofort auf, liessen den Markt räumen, die Signalfeuer zur Sammlung des Landvolkes anzünden, das Collegium der Strategen berufen und Alarm blasen. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung. Am andern Morgen sass gleichzeitig der grosse Rath zur Vorberathung zusammen, und schon war das Volk erwartungsvoll auf der Pnyx versammelt. Der grosse Rath erschien; die Prytanen erstatteten Bericht; der Bote wiederholte seine Meldung; kein Antrag des Rathes folgte; frei und uneingenommen sollte die Versammlung selbst über den verhängnissvollen Wurf entscheiden. Darum nur wieder und immer wieder die eintönige Frage des Herolds: „Wer begehrt das Wort?" Lautlose Stille; Philippos' Freunde, so beredt zu seinen Gunsten, solange er noch die Maske vorgehabt, mussten jetzt schweigen, nachdem sie gefallen; denn um offen zu schrecken und für widerstandslose Ergebung aufzutreten, war es doch noch zu früh; nur unter der Hand mochten sie verbreiten, dass mit Elateia's Besetzung auch Theben unwiderruflich dem Philippos verfallen, mithin Alles verloren sei. Aber auch von den Patrioten wagte Keiner das Wort zu ergreifen. Jeder erkannte die schwere Bedeutung des Augenblicks, Jeder fühlte die ganze Wucht der Verantwortlichkeit Dessen, welcher in diesem Augenblicke das Wort nahm. Denn dieses Wort musste eine That sein, eine That, welche das Vaterland entweder rettete oder ins Verderben stürzte. Endlich auf den wiederholten Ruf des Herolds erhob sich Demosthenes, längst vorbereitet auf

*) Es ist die berühmte, in alter und neuer Zeit so oft angezogene Stelle in Demosthenes' Kranzrede 168 ff.

diesen endlicheu Ausgaug, läugst mit sich klar uud fertig, wie 41
demselben zu hegegneu. Sein erstes Wort war ein Wort der Ermnthigung gegenüber jenen Einschüchterungen: wäre Philippos hereits mit Theben einig, wäre er Thebens auch nur sicher, nicht in Elateia würde er stehen geblieben sein, er stünde bereits an den Gränzen von Attika. Jener Handstreich solle erst das noch schwankende Thehen herüberzieheu; eben darum könne, darum müsse er noch parirt werden. Durch die Entfaltung seiner Macht in nächster Nähe, durch den drohenden Anblick seiner Lanzen beabsichtige Philippos seine Feinde in Theben einzuschüchtern, seine Frennde zu einem entschiedeuen Schritte zu ermuthigen. Nicht Athen, sondern Theben sei also zunächst und zuerst hedroht; von diesem Standpunkte aus müsse gehandelt werdeu. Die alte Feindschaft, das noch fortdauernde Misstrauen gegen Theben sei vollständig hei Seite zu setzen; dagegen seien sofort zu dessen Unterstützung die eutschiedensten Maassregeln zn ergreifen. Die gesammte hürgerliche Heeresmacht Atheus zu Ross und zu Fnss müsse sofort mobil gemacht und hei Eleusis auf der grossen Heerstrasse nach Theheu schlag- und marschfertig aufgestellt werden, als wirksame Gegendemonstration gegenüber der Stellung des Philippos bei Elateia. Sodann müsse sofort ein ansserordentlicher Ausschuss von zehn Abgeordneten erwählt und diesen in Verbindung mit dem Colleginm der Feldherrn in Bezug auf den Ausmarsch des Heeres und den Beginn der Feindseligkeiten unhedingte Vollmacht gegehen werden. Das erste Geschäft der Abgeordneten würde sein, sich unverzüglich nach Theben zu hegeben, um Hilfe — nicht zn erbitten, sondern vielmehr anzubieten: das Athenische Volk sei auf etwaige Aufforderung Thebens zn sofortigem Zuzuge bereit. Nehme das bedrohte Thehen dieses Anerbieten an, so sei das Bündniss mit ihm in der ehrenvollsten Weise für die Stadt zu Stande gekommen. Wo nicht, so habe Athen wenigstens seine Schuldigkeit gethan. Also Demosthenes! Kein Widerspruch erhob sich; der Ausschuss wird gewählt und mit der ausserordentlichen Vollmacht betraut, Demosthenes natürlich an seiner Spitze. Die höchste Gewalt, welche gesetzmässig eiu freies Volk ertheilen kanu, lag fortan thatsächlich in seinen Händen allein. Jener gemischte Ausschuss von 10 ausserordentlichen Ahgeordneten und den 10 Jahresstrategen mag einem modernen „Sicherheitsausschusse" verglichen werden, der gewählt wird, wenn „das Vaterland in Gefahr" erklärt ist. Die Seele, der leitende Genius dieses Ausschnsses war Demosthenes. Soweit einheitliche Leitung in einem Freistaate möglich ist, hatte sie also das Attische Volk durch einen gesetzlichen Akt zum letzten Kampfe in Demosthenes' Hände niedergelegt; er war thatsächlich im Besitze der höchsten Gewalt. 42
Freilich lastete auch auf ihm die ganze ungeheure Verantwortlichkeit. Das ist die Aufhebung der demokratischen Verfassung, die Anmassung der unumschränkten Herrschaft, welche später dem Demo-

sthenes von seinen Gegnern vorgeworfen wurde*). Es zeugt ebenso vom politischen Verstande der Athener, wie von ihrem unbegränztesten Vertrauen zu dem grossen Staatsmann, dass sie — sonst so eifersüchtig auf ihre Souveränität — zu solch' äusserster Maassregel sich entschlossen, wie es für ihre Gerechtigkeit und Sittlichkeit spricht, dass sie nach dem endlichen unglücklichen Ausgange diese Maassregel nicht bereuten, nicht etwa den Rathgeber und Ausführer derselben als unschuldiges Opfer büssen liessen.

Zunächst freilich konnten sie sich wegen ihres Vertrauens nur Glück wünschen.

Das Wichtigste war ohne Zweifel, Theben rasch und sicher zu gewinnen. Unverzüglich ging Demosthenes mit seinen Collegen dahin ab. Dort hatten sich bereits die Boten der Böotischen Eidgenossenschaft versammelt; auch die Gesandten des Philippos waren schon eingetroffen; er hatte sie sofort von Elateia entsendet, begleitet zu ihrer Unterstützung von den Abgeordneten der Thessalier sowie der Aenianen, Doloper, Phthioten und sicherlich auch der Amphiktyonen-Cantone, deren Contingente ohne Zweifel Philippos aufgeboten hatte, nicht sowohl um sein Heer zu verstärken, als um sein Auftreten als Schutzherr des Amphiktyonenbundes festzuhalten. Auch Boten der halbbarbarischen Aetolier fehlten nicht**). Die Stimmung in Theben schien entschieden ungünstig; die Athenische Partei war niedergeschlagen, die Philippische in bester Hoffnung. Hatte doch Philippos nur auf ihre Versicherung hin, eine Verbindung zwischen Athen und Theben sei unter allen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit, mit dem Handstreich auf Elateia die letzte Entscheidung hervorgerufen. Sie erfolgte, wohl nur wenige Tage nach jenem Ereigniss, etwa im Anfange des Octobers vor einer Versammlung der Thebanischen Bürgerschaft. Diese musste sich jetzt entschliessen; eine längere Neutralität oder Unentschlossenheit war unmöglich. Nach einander sprachen Philippos' Gesandte, die Abgeordneten der Thessalier und der übrigen Cantone. Der Hauptwortführer war jener Python von Byzanz, der längst zum Verräther an seinem Vaterlande geworden, ein gewaltiger Redner, der besonders auf die Leidenschaften zu wirken
43 verstand. So wandte er sich denn auch jetzt an den alten Stammhass zwischen den Böotiern und Athenern; offen und ohne Hehl erklärte er jetzt, Athen zunächst gelte Philippos' Heerfahrt; alle

*) Aeschin. a. O. 142: *συνέπεισε τὸν δῆμον μηκέτι βουλεύεσθαι, ἐπὶ τίσι δεῖ ποιεῖσθαι τὴν συμμαχίαν, ἀλλ' ἀγαπᾶν μόνον, εἰ γίγνεται* —. Und noch allgemeiner und bestimmter ebenda 145: *τὸ βουλευτήριον τὸ τῆς πόλεως καὶ τὴν δημοκρατίαν ἄρδην ἔλαθεν ὑφελόμενος — καὶ τηλικαύτην αὐτὸς αὑτῷ δυναστείαν κατεσκεύασεν.*

**) Philochoros 135 bei Mueller, Historici Graeci, vol. I, p. 406 f.: *Φιλίππου δὲ καταλαβόντος Ἐλάτειαν καὶ Κυτίνιον καὶ πρέσβεις πέμψαντος εἰς Θήβας Θετταλῶν, Αἰνιάνων, Αἰτωλῶν, Δολόπων, Φθιωτῶν, Ἀθηναίων δὲ κατὰ τὸν αὐτὸν χρόνον πρέσβεις ἀποστειλάντων τοὺς περὶ Δημοσθένη τούτοις συμμαχεῖν ἐψηφίσαντο.* Für das Folgende s. Demosth. a. O. 211 ff.

alten Unbilden, welche Theben einst von Athen erlitten, wurden in gehässigster Uebertreibung aufgezählt, die guten Dienste dagegen, welche Philippos den Thebanern durch die Bezwingung der Phokier geleistet, in den Himmel erhoben. Ob man wohl damals, wenn er seine Hilfleistung von der Gewährung freien Dnrchzuges gegen Attika abhängig gemacht hätte, ihm nicht zu Willen gewesen wäre? Anch jetzt begehre er eventnell nicht mehr als diese Erlaubniss, wenn man nun einmal nicht zu einem Schutz- und Trutzbündniss mit ihm sich entschliessen könne. So weit ging Philippos, um den Halben, die sich etwa für „strenge Neutralität" begeistern mochten, einen Ausweg zu gewähren. Aber schliesslich fehlte auch die bestimmte Drohnng nicht, dass ein Bund mit Athen Böotien, nicht Attika, zum Tummelplatz des Krieges und znm Schauplatz aller seiner Gräuel machen werde, während im entgegengesetzten Falle der Löwenantheil der Kriegsbeute aus Attika den Böotischen Bundesgenossen zufallen müsse. Was Demosthenes geantwortet hat, wissen wir nicht; leider konnte er es nach der traurigen Katastrophe nicht über sich gewinnen, seinen Mitbürgern noch einmal den nunmehr „unnützen Wortschwall" vorzuführen. Dass er aber an diesem Tage den grossartigsten nnd glänzendsten Triumph seiner Beredtsamkeit feierte, müssten wir annehmen, selbst wenn es nicht ausdrücklich überliefert wäre. „Die Gewalt seiner Rede", heisst es etwa bei dem wenig jüngeren Theopompos, „riss wie im Stnrme die Herzen der Hörer mit sich fort, entflammte in ihnen die Begeisterung für Ehre und Vaterland und liess vor diesen Gefühlen alles Andere in Nacht versinken: Furcht und Bedenken, Rücksicht und Gunst, Alles war mit Eins verschwunden vor dem hingebenden Gedanken an das Höchste, was Menschenherz erhebt."*) Er mag daneben, wie das seine Art war, nicht minder auch auf die unmittelbar praktischen Vortheile und die günstigen Bedingungen des Bündnisses hingewiesen haben, welches er den Thebäern entgegentrug. Genug: sein Erfolg war entscheidend und vollständig. Die Gesandten des Philippos wurden abgewiesen und dagegen der Beschluss gefasst, die Athener zu dem angebotenen Zuzuge aufzufordern. Gleichzeitig jedenfalls wurde der mobile Auszng des Thebanischen Bürgerheeres vorgeschickt, nm die feste Stellung von Parapotamioi gegen jeden Handstreich des Philippos zu sichern. Sie war wohl schon unmittelbar nach der Einnahme von Elateia
dnrch ein kleines Corps vorläufig besetzt worden. Natürlich wurden 44
auch gleichzeitig die nahgelegenen Festen Panopeus und Danlis besetzt, welche die „heilige Strasse" nach Delphi und Amphissa deckten, und ohne Zweifel ein anderweitiges Corps in das Assos-Thal etwa bis Hyampolis vorgeschoben, um eine etwaige Operation von Elateia aus gegen Opus zu beobachten und eine Umgehung von Hyampolis auf Orchomenos zu verhindern.

*) Plutarch. Demosth. 18.

Mit frohem Selbstbewusstsein durfte Demosthenes heimkehren: „die drohende Gefahr war für einmal zerstreut wie eine Wetterwolke.“ Seit 60 Jahren waren zum ersten Male die alten Antipathien der beiden Nachbarstaaten gründlich überwunden. Die ferneren Maassregeln entsprachen dem Anfange. Während noch über das eigentliche Bündniss und dessen Bedingungen verhandelt wurde, setzte sich der Auszug des Attischen Heerbannes in Bewegung und erschien vor den Mauern Thebens. Die halbverwaiste Stadt — der Kern der Bürgerwehr war, wie gesagt, schon ausgerückt — nahm freudig und begeistert die neuen Bundesbrüder in Haus und Heerd, zu Weib und Kind auf, ein ebenso rührendes als beispielloses Zeichen des unbedingtesten Vertrauens, welchem von Seiten der Athenischen Milizen die strengste Mannszucht lohnte: es ward keine einzige Klage gegen sie laut*).

Unterdessen wurden die Verhandlungen über das Bündniss von Demosthenes in Theben zu Ende geführt und dann in allen Stücken von dem Athenischen Volke bestätigt. Wir erkennen in den Bedingungen Demosthenes' Staatsklugheit gerade am Besten aus den albernen Mäkeleien des Aeschines. Allerdings waren diese Bedingungen für Theben günstig, doch nicht in einem Grade, dass dadurch Athens Interessen im Geringsten gefährdet worden wären. Und dann waren diese Bedingungen bei Philippos' stets drohender Bereitwilligkeit zu neuen Anerbietungen und Concessionen an Theben die einzig möglichen, um diesen Staat in guten Treuen und auf die Dauer dem neuen Bunde zu erhalten. Und was war es für ein Bund! Es war ein vollständiges Offensiv- und Defensivbündniss beider Staaten zu Wasser und zu Lande; der Oberbefehl zu Wasser sollte gemeinschaftlich sein — natürlich nur ein Ehrenbeschluss, da Theben gar keine Kriegsflotte hatte! —, die Oberleitung des Krieges zu Lande den Thebanern gehören — nach althellenischem Kriegsbrauche, welcher diese gefahrvolle Ehre dem Staate zu geben pflegt, dessen Lande zunächst der Kampf gilt; die Kosten für den Seekrieg dagegen sollte Athen allein, die für den Landkrieg zur Hälfte, also im Ganzen zwei Drittel der Kosten
45 tragen — ebenso gerecht, als nothwendig, da zuletzt allerwärts die Kosten doch immer nur von Demjenigen getragen werden können, der sie aufzubringen vermag, und das Land, in welchem Krieg geführt wird, durch Lieferungen und Naturalleistungen stets weit stärker in Anspruch genommen wird, als es selbst beim besten Willen entschädigt werden kann. Um endlich der seit Jahrhunderten getriebenen Politik der gegenseitigen politischen Parteipropaganda ein Ende zu machen, garantirte Athen Theben die Vorortschaft der Böotischen Eidgenossenschaft und versprach, im Falle eine Böotische Stadt sich dagegen auflehnen sollte, ausdrücklich seine Waffenhilfe**).

*) Demosth. a. O. 215 ff.
**) Aeschin. a. O. 142—145. Vgl. Demosth. a. O. 238.

Endlich um in die diplomatischen Verhandlungen sowohl als in
die kriegerischen Unternehmungen die nöthige Einheit zu bringen,
ward deren Berathung und Entscheidung einer aus den Abgeordneten
der gegen Philippos alliirten Staaten gebildeten Tagsatzung übergehen,
welche auf der Kadmeia zu Theben ihren permanenten Sitz
haben sollte.

Natürlich, dass alle diese immerhin ausserordentlichen Maassregeln
nicht ohne theilweise heftigen Widerspruch durchgingen;
namentlich wollten die Athenischen Feldherren sich der Unterordnung
unter die Thebaner nicht fügen. Aber Demosthenes' Energie
und des Athenischen Volkes verständiges Vertrauen liess sich nicht
irren: wusste doch das letztere, dass seine Interessen auch auf der
Burg von Theben in Demosthenes' Händen eben so gut aufgehoben
seien als im Rathssaale oder auf dem Markte von Athen, und dass
er den Willen und die Macht haben werde sie zu vertreten und
zu wahren. Und so geschah es denn auch. Weit entfernt, dass
Athen durch jenes Theben dem Namen nach eingeräumte Uebergewicht
sich irgendwie demselben untergeordnet hätte, so war es
vielmehr der Vertreter Athens, Demosthenes, welchem nicht minder
die Böotischen Feldhauptleute als die heimischen Strategen gehorchten,
welcher die Volksversammlungen zu Theben nicht minder
wie die zu Athen leitete, welcher, gestützt auf das Vertrauen und
die Hingebung der beiden jetzt innig verbundenen Völker, wie
einst Perikles von der Kekropia, so er von der Kadmeia aus gleichsam
mit königlicher Gewalt waltete, welcher jetzt den grossartigen Versuch
machte, die lang getrennte griechische Nation zu einer einheitlichen
Erhebung gegen den gemeinsamen Feind zu bringen.
Nach allen Seiten hin gingen Abgeordnete. Ganz Griechenland
gerieth in Bewegung. Zuvörderst sollten während des Winters
die kriegführenden Parteien auf dem Felde der Diplomatie sich
messen. Denn auch Philippos hatte zunächst mit gewohnter Thätigkeit
wieder dieses Feld betreten, nachdem er sich von seiner
ersten Ueberraschung erholt hatte. Denn es war für ihn in jeder 46
Beziehung ein ebenso unerwarteter als ungeheurer Umschlag, den
einzig und allein Demosthenes' Staatsklugheit und Energie durchgesetzt
hatte. Philippos' Berechnungen waren gänzlich gescheitert:
er war in der That „ein entlaubter Stamm!" Nachdem er einmal,
im Vertrauen Theben zu gewinnen, es versäumt hatte, in
Einem Sturmmarsche von Elateia aus die Böotische Gränze zu
überschreiten, nachdem einmal der Pass von Parapotamioi von den
Verbündeten gehörig besetzt worden war, konnte er nicht daran
denken, mit einem raschen Handstreiche den Feldzug zu beendigen.
So kam er denn mit einem Male auf den Vorwand zurück, der
ihn nach Phokis geführt hatte. Als sei Nichts vorgefallen, als
denke er nicht daran, Theben oder Athen zu befehden, erliess er
an seine peloponnesischen Bundesgenossen Aufforderungen, ihm zu
dem im allgemeinen Interesse unternommenen Amphiktyonenkriege

Heeresfolge zu leisten. Der Athener und Thebaner, die er doch schwerlich ganz aus dem Spiele lassen konnte, mochte darin als solcher gedacht sein, welche den gottlosen Amphisseern Vorschub leisteten*). Aber diese Aufforderungen hatten keinen andern Erfolg, als dass die Aufgeforderten — Arkadier, Messenier, Argeier, Elier — von dem Athenisch-Thebanischen Bunde fern blieben und ebenso, wie die seit Epameinondas' Zeiten verdriesslich grollenden Spartiaten, eine strenge Neutralität behaupteten. Dagegen blieben die schon seit Sommer 340 mit Athen vereinigten Staaten Megara, Korinth, Kerkyra, die Euböische Eidgenossenschaft, endlich die Achäer und Leukadier auch dem Athenisch-Thebanischen Bunde treu, warben Söldner und rüsteten ihre Milizen**).

Während dieser Verhandlungen und Maassregeln, welche sich chronologisch nicht näher bestimmen lassen, aber wohl einen guten Theil des Winters ausgefüllt haben mögen, hatten die Feindseligkeiten zwischen Philippos und den Verbündeten längst begonnen. Wir wissen aber nichts Näheres davon, als dass Philippos in zwei Schlachten, der „Flussschlacht" und der „Winterschlacht", den Kürzern zog***). Aller Wahrscheinlichkeit nach war Philippos von Elateia aus im Kephissos-Thale vorgegangen, um nach Umständen die Stellung der Verbündeten bei Parapotamioi zu forciren, und dabei kam es am Flusse selbst zu einem Zusammenstoss, in welchem er zurückgeworfen wurde. Die spätere Winterschlacht verdankt ohne Zweifel ihren Namen dem Umstande, dass sie in einer Jahreszeit geliefert wurde, in welcher man sonst bereits die Winterquartiere zu bewohnen pflegt. Sie war jedenfalls der Schluss
47 des diessjährigen Feldzuges. Philippos gab den Gegnern die untere Kephissosebene Preis und zog sich auf Elateia zurück, dessen Befestigungen ohne Zweifel noch weiter verstärkt wurden, da es Philippos' Hauptquartier war. Seine übrigen Truppen bezogen seitwärts und rückwärts in den Lokrischen und Dorischen Ortschaften der oberen Kephissosebene ihre Winterquartiere: Kytinion blieb jedenfalls auch besetzt und bildete ebenso die Vormauer gegen die Lokrische, wie Elateia gegen die Böotische Armee.

Jene beiden „Schlachten", wenn sie auch keine Entscheidungsschlachten gewesen waren, wenn sie auch wahrscheinlich nicht einmal auf den Namen von Schlachten Anspruch machen konnten, dienten doch dazu, das Selbstbewusstsein der Sieger zu heben, die Bedenken der Furchtsamen zu beseitigen, die Einigkeit der Verbündeten zu stärken. Es war daher nur eine wohl begründete Staatsklugheit, dass man ihnen auch officiell ein bedeutendes Gewicht beilegte, indem man sie mit feierlichen Dankopfern und

*) Demosth. a. O. 156. 158. 221 f.

**) Demosth. a. O. 237. 301. Aeschin. a. O. 95—97.

***) Demosth. a. O. 216: *δίς τε συμπαραταξάμενοι τὰς πρώτας μάχας, τήν τ' ἐπὶ τοῦ ποταμοῦ καὶ τὴν χειμερινήν* u. s. w. Vergl. Schäfer II, S. 528.

Processionen verherrlichte *). Aber die Verbündeten wussten den
ihnen vergönnten Winter noch besser zu benutzen als mit leeren
Freudenbezeugungen. Sie hatten wohl sofort nach dem Beginn
der Feindseligkeiten zwei Beschlüsse gefasst, die man radical
nennen kann, insofern sie Freund und Feind gegenüber den
schlagendsten Beweis lieferten, dass man entschlossen sei, allen
alten Hader zu vergessen, um Griechenland zur Bekämpfung des
neuen Zwingherrn zu einigen. Wir erkennen auch in diesen Maass-
regeln die staatsmännische Klugheit und die Energie des Demo-
sthenes. Die erste derselben war die Wiederherstellung von Phokis,
etwa zu vergleichen einer eventuellen Herstellung Polens in einem
Kriege mit Russland. Noch immer lastete auf dem unglücklichen
Lande der Fluch des „heiligen Krieges": die Mauern lagen nieder;
die Städte waren zerstört; die meisten und tüchtigsten seiner
Bürger — keineswegs allein die Tempelräuber — waren aus-
gewandert, dienten als Söldner, hatten wohl auch da und dort einen
Zufluchtsort, aber noch keine Heimath gefunden; Greise, Weiber
und Kinder bestellten im tiefsten Drucke der Noth die verödeten
Felder **). Jetzt erscholl von der Kadmeia aus der Aufruf an die
Flüchtigen, zurückzukehren in die Heimath, wieder aufzurichten die
Mauern und Häuser der heimischen Städte: der heuchlerisch-grau-
same Spruch des Ketzergerichts sollte null und nichtig sein. Von
allen Seiten folgte man mit Begeisterung dem Rufe, und so weit
die Heeresmacht der Verbündeten reichte, erhoben sich wunder-
schnell, wenn auch nur in eilfertigem Nothbau, wie einst die 48
langen Mauern Athens, so jetzt die Phokischen Städte aus ihren
Trümmern, eben so viele Bollwerke der hellenischen Freiheit. Die
gesegnete Kephissosebene freilich blieb in Philippos' Händen, und
von den dort gelegenen Städten war Elateia, wie wir sahen, als
der eigentliche Mittel- und Ausgangspunkt des ganzen Feldzugs
von den Makedoniern neu befestigt worden. Dafür aber wurden
im Süden neu angesiedelt Antikyra, die Hafenstadt am Korin-
thischen Busen, dann auf den Höhen des Kirphis-Gebirges Stiris,
und vor Allem das etwa eine Stunde von da auf einem Felsplateau
liegende Ambrysos, der Schlüssel zu dem von der heiligen Strasse
südlich und südöstlich nach Böotien führenden Passe, mit doppelter
Mauer aus schwarzem sehr hartem einheimischem Stein dergestalt
umthürmt, dass der Platz noch Jahrhunderte lang die gewaltigste
Zwingburg von Mittelgriechenland blieb. Pausanias, der die Be-
festigungen von Ambrysos selbst sah, vergleicht sie mit denen
von Rhodos und Byzanz und giebt ihre Maasse an: jede der beiden
Ringmauern fast 1 Klafter breit und $2^1/_2$ Klafter hoch; der Zwischen-
raum zwischen ihnen 1 Klafter. Er vergisst aber auch nicht zu
bemerken, dass Thürme, Zinnen und sonstige Zierrathen gänzlich

*) Demosth. ebenda 216–218.
**) Derselbe, Truggesandtschaft [XIX], 64 ff.

fehlen, weil die Stadt damals eben nur für den augenblicklichen Widerstand ummauert wurde*). Dann mögen namentlich die Bergfesten auf den östlichen Ausläufern des Parnass, Panopeus und Daulis, welche den Eingang zur heiligen Strasse beherrschen, und ebenso Hyampolis am Ausgange des Assos-Thales und halbweges zwischen Elateia und Opus, damals hergestellt worden sein. Abae, eine halbe Stunde südlich von Hyampolis, war die einzige Stadt, welche einst dem allgemeinen Schicksale entgangen war. Dagegen begnügte man sich bei Parapotamioi, dem Hauptquartier des verbündeten Heeres, dessen ehemalige Einwohner gänzlich verkommen gewesen zu sein scheinen, mit der gewaltigen Akropolis auf dem Bergzuge nordöstlich vom Assos, deren Trümmer noch heutzutage sichtbar sind.

Gewann man nun in den amnestirten Phokischen Ketzern eine Truppe, welche sich vorkommenden Falls mit verzweifeltem Muthe gegen Philippos schlagen musste, so war es nur eine natürliche Folge, dass man nunmehr mit dem ganzen kirchlichen Schwindel entschieden brach und gleichzeitig auch offen und ausgesprochen den neuen Ketzern, den Amphisseern, die Hand reichte. Philippos hatte, wie wir oben sahen, aus guten Gründen es unterlassen, sie sofort durch einen raschen Handstreich niederzuwerfen. Sie mögen
49 dann rasch den Pass zwischen Korax und Parnass besetzt haben, welcher an mehreren Stellen so eng ist, dass er von einer Handvoll entschlossener Leute gegen ein Heer gehalten werden kann. So hätten sie sich schon ohne fremde Hilfe längere Zeit in dieser Defensive halten können, wenn sie nur von dieser Seite bedroht wurden. Freilich konnten sie auch, solange sie nicht unterstützt wurden, durch ein verhältnissmässig kleines Detachement, welches unfern der Passmündung Stellung nahm, cernirt werden. Demosthenes sah weiter. Es galt jetzt, dort ein zweites förmliches Kriegstheater zu organisiren, ein zweites Kriegsheer im Lande der Amphisseer aufzustellen, stark genug, um in die Dorische Ebene vorzugehen und, wenn es dort keinem hinlänglichen Widerstande begegnete, die Kephissosebene abwärts zu operiren und Philippos' rechte Flanke zu bedrohen. Umgekehrt, überliess man die Amphisseer sich selbst, so lag es Philippos nahe genug, wenn er mit Gewalt Nichts ausrichtete, die, wie es schien, seiner grausamen Rache preisgegebenen Ketzer durch günstige Vorspiegelungen zu gewinnen. War er aber im Besitz des Lokrischen Landes, so war er auch im Besitze von Delphi und bedrohte von da aus auf der

*) Pausan. X, 36. 3 f. u. IV, 31, 5 über Ambrysos [vgl. Bursian, Geogr. v. Gr. I, 183 A. 3]; X, 3, 2—4 über die Herstellung der Phokischen Städte; vgl. ebenda 33, 8. Auf die grosse Bedeutung dieser Maassregel hingewiesen und aus derselben auf einen längeren Zwischenraum zwischen der Besetzung von Elateia und der Schlacht bei Chäroneia geschlossen zu haben, ist das Verdienst von Böhnecke in seinen Forschungen auf dem Gebiete der Attischen Redner, S. 532 f. Schäfer II, S. 523 hat die Wichtigkeit der Sache unterschätzt.

heiligen Strasse die Aufstellung bei Parapotamioi im Rücken und in der linken Flanke, während er sich gleichzeitig eine Brücke bahnte zu seinen peloponnesischen Verbündeten, welche er, wie wir sahen, mit dringenden Mahnungen um Zuzug bestürmt hatte. Verhielten sich auch diese noch neutral, solange sie durch die Heere des Athenisch-Thebanischen Bundes von Philippos abgeschnitten blieben, so waren die Folgen gar nicht zu ermessen, wenn Philippos von Naupaktos aus nur eine mässig starke Abtheilung nach Elis herüberwarf. Selbst eine noch so unbedeutende Diversion würde den Abzug der Korinthischen und Achäischen Hilfstruppen zur Folge gehabt haben. Wir danken es dem böswilligen, aber einfältigen Tadel des Aeschines, dass wir Demosthenes als den Schöpfer dieses zweiten Kriegstheaters bezeichnen können*). Es sammelten sich allmählich die Milizbataillone und die Freicompagnien der Verbündeten. Demosthenes setzte es durch, dass diese verschiedenartigen Bestandtheile getrennt, die Bürgerwehren mit dem Athenisch-Thebanischen Heere — welches wir die Böotische oder Ostarmee nennen können — vereinigt, die Söldner dagegen, ein stattliches Corps von 10,000 Mann zu Fuss und 1000 Mann zu Ross, unter dem Befehl des Atheners Chares und des Thebaners Proxenos den Amphisseern zu Hilfe geschickt wurden, mit denen sie die Lokrische oder West-Armee ausmachten. Die Aufstellung zweier gesonderter Armeen war also durch die Nothwendigkeit zweier ge-

*) Aeschines a. O. 146 f. Aus dieser Stelle und dem Zusammenhange der dort vorgetragenen Erzählung geht zugleich unwidersprechlich hervor, dass der siegreiche Kampf des Philippos mit den Amphisseern und ihren Söldnern erst nach der Besetzung von Elateia, nach dem Abschlusse des Athenisch-Thebanischen Bündnisses und nach der Bekleidung des Demosthenes mit seiner ausserordentlichen Vollmacht Statt gefunden hat. Sonst hätte ja auch die Kritik des Aeschines gar keinen Sinn: *τί γὰρ ἂν οἴεσθε Φίλιππον ἐν τοῖς τότε καιροῖς εὔξασθαι; οὐ χωρὶς μὲν πρὸς τὴν πολιτικὴν δύναμιν, χωρὶς δ' ἐν Ἀμφίσσῃ πρὸς τοὺς ξένους διαγωνίσασθαι, ἀθύμους δὲ τοὺς Ἕλληνας λαβεῖν τηλικαύτης πληγῆς προγεγενημένης;* Aber auch Demosthenes spricht es mit unzweifelhaften Worten aus, dass Philippos, statt gegen Amphissa sich zu wenden, Elateia überfiel: Kranzrede 152: *ᾑρέθη γὰρ ἐκ τούτων ἡγεμών· καὶ μετὰ ταῦτ' εὐθέως δύναμιν συλλέξας καὶ παρελθὼν ὡς ἐπὶ τὴν Κιρραίαν ἐρρῶσθαι φράσας πολλὰ Κιρραίοις καὶ Λοκροῖς τὴν Ἐλάτειαν καταλαμβάνει.* Damit stimmen aber auch alle andern Anzeichen überein, z. B. die grosse Zahl der Söldner, welche schwerlich in so kurzer Zeit von den Amphisseern allein znsammengebracht werden konnten, und die Namen ihrer Anführer, des Atheners Chares nnd des Thebaners Proxenos. Nicht unrichtig, wenn auch in seiner ungenauen Art, sagt daher Polyän. IV, 2, 8 [p. 125, 21 Wölfflin]: *Ἀθηναῖοι καὶ Θηβαῖοι τὰ στενὰ προκατελάβοντο.* Gegen das Gewicht dieser zeitgenössischen Zengnisse wie des sachlichen Zusammenhanges kann es daher Nichts beweisen, wenn Plutarch Demosth. 18 mit seiner gewöhnlichen Lüderlichkeit erst auf die Besiegung der Amphisseer die Besetzung von Elateia mit den daran sich schliessenden Ereignissen folgen lässt. Ich würde das nicht so ausdrücklich hervorheben, wenn nicht sogar Schäfer II, S. 513 ff. sich von Plutarch hätte täuschen und dadurch in der Erzählung des ganzen Feldzuges hätte verwirren lassen.

50 sonderter Kriegstheater gefordert. Dass aber jene zwei Armeen rein aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt wurden, dafür waren gewichtige Gründe vorhanden: nicht der geringste mag der gewesen sein, dass schwerlich Athenische und Thebanische Bürgersoldaten auf dem entfernteren Kriegsschauplatz zu verwenden waren, während die dringendste Gefahr der Vaterstadt selbst galt. Naupaktos dagegen ward von den Achäern besetzt. Es versteht sich, dass die Lokrer nunmehr auch förmlich in den Bund aufgenommen wurden.

Es scheint in der That, dass die beiden Söldnerobersten das in sie gesetzte Vertrauen Anfangs rechtfertigten und ebenso energisch als besonnen bis an die äusserste Gränze ihres von Natur festen Kriegsschauplatzes vorgingen. Auch Liläa, an den Quellen des Kephissos auf einem Ausläufer des Parnass gelegen, soll damals wieder aufgebaut worden sein. Ist das der Fall, so kann diess nur unter dem Schutze der Lokrischen Armee und in der Absicht geschehen sein, ihr einen äussersten Stützpunkt zu schaffen*).

So standen denn die Sachen während des Winters 339/338 so gut, so hoffnungsvoll, als sie nach menschlichem Ermessen nur stehen konnten. Den öffentlichen Ausdruck dieser Meinung finden wir im Ehrenantrage für Demosthenes, welchen sein Vetter Damomeles und sein entschiedener Gesinnungsgenosse Hypereides gemeinschaftlich stellten. Darnach sollte derselbe an den grossen Dionysien des bevorstehenden Frühlings (März oder April 338) wegen seiner Verdienste um den Staat gekränzt werden. Einen schwachen Versuch machten die sonst gänzlich zum Schweigen gebrachten Gegner, dieser Demonstration entgegenzutreten. Aeschines zwar rührte sich nicht; im Gegentheil, seit dem geschehenen Umschlage schwur er bei jeder Gelegenheit hoch und theuer, er habe Nichts mit dem Philippos gemein. Dagegen erhob Diondas die Klage wegen gesetzwidrigen Antrags; aber er erhielt nicht einmal das gesetzliche Minimum der Stimmen**)! Dafür warf man sich nun auf das letzte Mittel, welches, wo nicht wirklich helfen, doch möglicherweise einigen Schwachen die Köpfe verwirren konnte: man warf sich auf die Religion. Die Herstellung der gottlosen Phokier, die Unterstützung der nicht minder gottlosen Amphisseer

*) Pausan. X, 33, 3. Zuviel schliesst daraus Böhnecke a. O. S. 532, Anm. 1, Philippos sei aus Phokis herausgeschlagen worden.

**) Demosth. a. O. 222 f. 283. Vgl. Pseudo-Plutarch: Leben der 10 Redner, p. 848e, wo Hypereides als Antragsteller genannt wird, und ebenda p. 846a, wo es jedenfalls in verkehrter Reihenfolge heisst: *πολλάκις ἐστεφανώθη, πρότερον μὲν ὑπὸ Δημομέλους, Ἀριστονίκου, Ὑπερείδου χρυσῷ στεφάνῳ* (diese zwei Worte sind entweder zu streichen oder gleich nach *ἐστεφανώθη* zu setzen). Ich kann mich nicht überzeugen, dass mit Schäfer II, S. 528 f. zwei getrennte Ehrenanträge, der eine von Damomeles, der andere von Hypereides, angenommen worden, und dass Diondas gegen beide vergebens Anklage erhoben haben soll.

war vom Standpunkte der abgestandenen Orthodoxie aus eitel
Ketzerei und Sünde, und Philippos war ja ein frommer Fürst, der
nur „dem Herren diente", wenn er seine „heiligen Kriege" führte!
Was Wunder also, wenn mit einem Male Zeichen und Wunder in
Menge geschahen. Zuerst erinnerte man sich, dass im vorigen
Herbste bei dem reinigenden Meerbade am zweiten Tage der grossen 51
Eleusinien einer oder ein Paar der frommen Pilger von einem Seeungeheuer angepackt oder gar verschlungen worden waren. Man erzählte sich von ungünstigen Opfern; man munkelte von erschrecklichen Weissagungen der Pythia; ja man raunte sich nicht minder erschreckliche uralte Sibyllensprüche ins Ohr von einer bevorstehenden „Schlacht am Thermodon", wo der Besiegte weinen und der Sieger untergehen sollte, und zu welcher „die schwarzen Vögel" ganz gemüthlich eingeladen wurden, das reichliche Mahl von Menschenfleisch sich schmecken zu lassen! Noch grösser war das Wunder — wenn man sich bei Pfaffen über irgend dergleichen wundern könnte —, dass der Priester Ameiniades wirklich die Stirn hatte, mit dem Vorschlage hervorzutreten, man solle das Delphische Orakel beschicken, ein Vorschlag, den Demosthenes mit dem berühmten Worte niederschlug: „die Pythia sei philippisch!"*)

So liess man sich denn durch die prophezeienden und prophezeiten Raben nicht stören, in der Kränzung des Demosthenes am grossen Frühlingsfeste des Jahres 338, wie die Freude über die jüngste Vergangenheit und Gegenwart, so zugleich die Hoffnung auf die Zukunft zu feiern. Es war vielleicht der glücklichste Tag, den der grosse Mann erlebt hat. Er durfte gegenüber jenem frommen Schwindel seine Athener auf Perikles, die Thebaner auf Epameinondas verweisen, die Helden, welche dergleichen auch nur als „Vorwände der Feigheit" angesehen; er durfte dagegen mit gerechtem Selbstgefühl auf die Stellung hinweisen, welche er Athen gegeben, nach menschlichem Ermessen die günstigste, die es seit einem Jahrhunderte eingenommen: an der Spitze des ehrenvollen siegverheissenden Kampfes gegen barbarisches Herrschaftsgelüst, umgeben, unterstützt, gesichert durch Freunde und Bundesgenossen zu Wasser und zu Lande, vor sich, zur Seite und hinter sich, von Byzanz am Eingange in den Pontus bis zu Kerkyra, der letzten Griecheninsel im Westen! Ob er wohl damals an den möglichen Umschlag des Glückes gedacht hat? Dass aber aller Ausgang in Gottes Hand stehe, die oft allen Menschenwitz, alle Menschenweisheit zu nichte macht, das sollte bald ihm und dem hellenischen Volke in der erschütterndsten Weise klar werden**). Wir kommen zum Ausgange der grossen Tragödie.

Philippos, auf seine eigenen Kräfte beschränkt, in der klaren Erkenntniss, dass es mit allen Winkelzügen vorbei sei, hatte im

*) Aeschin. a. O. 130 und dazu das Schol.; Plutarch. Demosth. 19 f.
**) Demosth. a. O. 229 f., 299 ff. Plutarch. Demosth. 20.

Laufe des Winters sein Heer so weit irgend möglich verstärkt.
Im Frühjahr 338 eröffnete er in Person den Feldzug auf dem west-
52 lichen Kriegstheater, indem er von Kytinion aus die Höhen zu ge-
winnen suchte, über welche die Heerstrasse von da nach Amphissa
führt. Antipater blieb unterdessen zu Elateia in der beobachtenden
Defensive den verbündeten Bürgerheeren gegenüber, deren Haupt-
macht jedenfalls nach wie vor bei Parapotamioi stand. Es war stets
Philippos' Art, zuerst die Nebensachen zu beseitigen, um dann den
letzten Hauptschlag mit desto grösserer Sicherheit zu führen; so
sollten denn zunächst die gottlosen Amphisseer mit ihrem Söldner-
zuzuge niedergeworfen werden. Das ging aber nicht so schnell und
so leicht. Chares und Proxenos hielten nach wie vor gute Wacht;
sie mögen den beschwerlichen Dienst durch geregelte Ablösungen
erleichtert haben. Jeder Versuch, die Pässe zu forciren, wäre um-
sonst gewesen. Da griff Philippos zur List. Er begann seine
Truppen — um den classisch gewordenen Ausdruck zu gebrauchen,
— „rückwärts zu concentriren", gab die Stellung von Kytinion auf
und zog sich quer durch die Dorische Thalebene nordwärts an den
Fuss des Oeta, als ob er über denselben auf dem kürzesten Wege
über Herakleia nach Thessalien zurückgehen wolle. Die unerwartete
und gewiss mit einer gewissen Umständlichkeit vorgenommene Be-
wegung musste den griechischen Anführern auffallen: ihre Recognos-
cirungstruppen wurden in das Thal vorgeschoben, namentlich wohl
auch von Liläa aus den Kephissos hinab. Da war es denn dem
Philippos ein Leichtes, dem Feinde eine an Antipater gerichtete
Depesche in die Hände zu spielen. Der Bote brauchte nur den
gewohnten Weg nach Elateia das Kephissos-Thal aufwärts zu ver-
folgen, um den feindlichen Streifcorps in die Hände zu fallen. In der
Depesche aber stand geschrieben, üble Nachrichten von einer grossen
Bewegung der Thraker nöthigten ihn zum sofortigen Rückzuge,
zu welchem auch Antipater sich vorzubereiten habe. Auf diese
Täuschung hin begingen die Condottieri den unverzeihlichen, aber
für Leute dieses Schlages begreiflichen Fehler, dass sie die Höhen
entweder ganz aufgaben oder doch nur schwach besetzt liessen und
sich zum Ausruhen von den Strapazen des Winters auf Amphissa
zurückzogen. Oder war dabei Verrath im Spiele? Unversucht hat
gewiss Philippos dieses Mittel nicht gelassen, und Deinarchos nennt
in seiner freilich höchst verläumderischen Rede gegen Demosthenes
den Proxenos geradezu einen Verräther*). Wie dem auch sein
mag: der Erfolg war vollständig. Kaum waren die Höhen frei,
kaum hatte Philippos durch seine Spione von dem Rückzuge des
Feindes Kunde, als auch er Kehrt machte: ein Gewaltmarsch brachte
53 seine leichten Truppen auf die Höhen; das ganze Heer folgte nach,
und am Fusse des Gebirgs, unmittelbar vor Amphissa, kam es zur
Schlacht, in welcher die Söldnerbanden vollständig geschlagen und

*) Deinarch. I, 74.

zersprengt wurden*). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Viele von ihnen kein Bedenken trugen, in Philippos' Dienste zu treten; Andere mögen sich immerhin über die heilige Strasse nach Böotien gerettet haben. Mit dieser Schlacht war das Schicksal der Lokrer entschieden: ihr ganzes Land und Delphi dazu fiel ohne Schwertstreich in Philippos' Hand. Nur Naupaktos scheint einigen Widerstand geleistet zu haben: die Stadt ward mit Sturm genommen, die Achäische Besatzung niedergehauen, und indem Philippos diese Eroberung früherem Versprechen gemäss den Aetolern übergab, ersparte er sich die Nothwendigkeit, zur Deckung eine starke Heeresabtheilung in Lokris zurückzulassen**). Dass Philippos dann sofort nach Delphi eine ausserordentliche Amphiktyonenversammlung berief, welche natürlich nur von seinen Bundesgenossen beschickt wurde, dass in derselben eine zweite Auflage des Phokischen Ketzergerichts jetzt über die Lokrer verhängt, dem Gotte das geweihte Land zurückgegeben, die Stadt Amphissa geschleift und ihre Bewohner für alle Ewigkeit vom heimischen Boden verbannt wurden, versteht sich von selbst***): es geschah ja nur zur Ehre des Gottes und zur Erbauung der Frommen, dass er den ganzen Heereszug übernommen!

Stolz auf diesen raschen und vollständigen Erfolg kehrte Philippos nach Elateia zurück. Aber so niederschlagend derselbe auch auf die Griechen wirken mochte, die Stellung ihrer Ostarmee war durch ihn noch auf keine Weise erschüttert. In concentrirter, unangreifbarer Stellung bei Parapotamioi bot sie Antipater die Stirn; dass man nicht von Delphi aus auf der heiligen Strasse ihr in den Rücken fallen konnte, auch dafür war gesorgt. Chäroneia, Daulis und Panopeus, welche dieselbe in ihrer Mündung auf das rechte Kephissosufer beherrschen, waren gehörig besetzt, und nicht minder Ambrysos und Stiris, wohin sich etwa von der Mitte der heiligen Strasse ein Pfad herabzieht, der sich dann in zwei Arme theilt, von denen der eine nördlich nach Lebadeia und Chäroneia herauf, der andere südöstlich in längerer Krümmung auf Leuktra, Thespiä, Theben selbst herum führt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten die Griechen noch eine Abtheilung, gestützt

*) So ist ohne Zweifel die freilich ebenso oberflächliche als verwirrte Erzählung des Polyän. IV, 2, 8 auszulegen. Es mag hier zur Charakteristik dieser Geschichtchen bemerkt werden, dass sie wohl alle aus guter Ueberlieferung stammen, aber geflissentlich durch möglichste Abstreifung alles charakteristischen Details in Bezug auf Ort, Zeit u. s. w. zu allgemeinen Exempeln für die Lehren der Strategie hergerichtet und dadurch oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Wo wir daher nicht durch anderweite Ueberlieferung oder wahrscheinliche Combination in den Stand gesetzt sind sie herzustellen, sind sie vollkommen unbrauchbar. Aber gerade bei den auf unsern Feldzug sich beziehenden Notizen schien mir diese Herstellung nicht nur möglich, sondern sogar höchst wahrscheinlich.

**) Demosth. Philipp. III, 34. Strabo IX, p. 427 in.

***) Strabo a. O. und 419 in. Diod. XVIII, 56.

auf diese festen Punkte, über die Schiste — den Kreuzweg, wo
jener südliche Pfad auf die heilige Strasse mündet — hinauf vorgeschoben, wo der Weg in einer engen Schlucht ziemlich steil aufwärts ansteigt. In dieser Stellung konnten die Verbündeten in aller
54 Ruhe jedem Versuche des Philippos Trotz bieten, sobald sie es nur
nicht an der gehörigen Wachsamkeit mangeln liessen, und zu solcher musste die Katastrophe von Amphissa als eine traurige Mahnung dringend einladen. Gelang es dem Könige nicht, die feindlichen Schaaren zu einer offenen Feldschlacht auf freiem Terrain zu verlocken, so konnte ein zweiter Winter hereinbrechen, und er hatte Nichts gewonnen. Und dass seine Stellung mit jeder längeren Zögerung bedenklicher wurde, haben wir schon oben bemerkt.

So war es denn ganz den Verhältnissen und seinem Charakter gemäss, dass er noch einmal — etwa Ende Juni oder Anfangs Juli — den Versuch gütlicher Ausgleichung machte. War nur erst wieder die thatsächliche Verbindung zwischen Athen und Theben gelöst, so mochte seine Diplomatie schon hoffen, dieselbe allmählich wieder ganz zu trennen. Seine Gesandten fanden in Theben, namentlich bei den Feldhauptleuten der Böotischen Städte, für ihre gleisnerischen Vorspiegelungen ein nur zu bereitwilliges Gehör. Der Krieg dauerte nun schon das zweite Jahr: ward auch nicht auf Böotischem Grund und Boden unmittelbar gestritten, so musste doch Böotien vorzugsweise die Last des Krieges tragen; der Erfolg über die Amphisseer und ihre Söldner erregte auch Bedenken und Zweifel: Böotien war das Land, welches bei einem zweiten Erfolge den Grimm des Siegers zunächst zu empfinden hatte; der zehnjährige Phokische Krieg mit seinen Gräueln war noch frisch im Gedächtniss; dazu kam, dass jedenfalls auch die von Athen garantirte Vorortschaft Thebens über die Böotischen Städte, an sich lästig genug, während der Kriegszeit und ihrer Leistungen doppelt lästig war. Kein Wunder daher, dass namentlich die Boten dieser Städte, die Böotarchen, entschieden für den Frieden stimmten; dass selbst die Thebanische Regierung in Schwanken gerieth und bereits daran dachte, einen Waffenstillstand mit Philippos einzugehen und unterdessen die Athenischen Bürgerwehren nach Hause gehen zu lassen, um über den Frieden zu berathen; dass selbst unter den Athenern die Friedenspartei wieder ihr Haupt erhob, welche wie gewöhnlich der verdriessliche Pessimist Phokion mit seiner höhnischen Ironie vertrat. Da war es allerdings Demosthenes, der dieser unzeitigen und unüberlegten Schwäche mit Entschiedenheit und Erfolg entgegentrat: Philippos' Plane auf Griechenlands Herrschaft waren sonnenklar und erwiesen; dass er jetzt geflissentlich um den Frieden sich bemühte, war ein sicherer Beweis, dass er sie auf diesem Wege sicherer zu erreichen hoffte, als auf dem des Krieges. Die letzten Erfolge hatten Demosthenes ermuthigt: er
55 mochte jetzt Philippos' Waffen weniger fürchten, als seine diplomatischen Künste und — sein Gold. Wir glauben es Demosthenes'

Ankläger gern, dass derselbe bei den betreffenden Verhandlungen in Athen mit Leidenschaft und einem gewissen Terrorismus auftrat, dass er Jeden, der einen Antrag auf Frieden mit Philippos stellen würde, mit Gericht und Kerker bedrohte, dass er endlich auf die Nachricht von jener Stimmung der Thebanischen Regierung „ganz ausser sich gerieth“, die Böotarchen von der Rednerbühne herab Verräther Griechenlands schalt und schliesslich der Thebanischen Regierung mit der Erklärung imponirte, wenn sie Frieden machen wolle, so werde er in Athen den Beschluss durchsetzen, dass man — im Gegensatze zu der Forderung des Philippos im vorigen Jahre — die Thebaner durch eine Gesandtschaft um freien Durchzug bitten werde, um den Krieg gegen Philippos allein auszufechten. Das wirkte: die Böotarchen gaben nach, und die Thebaner beschlossen die Fortsetzung des Krieges, über welche man in Athen selbst, trotz etwaiger Bedenken der Opposition, schwerlich einen Augenblick zweifelhaft gewesen ist*). Dagegen wurde, wie es scheint, den Feldherren der Auftrag ertheilt, den Krieg mit grösserer Energie zu führen und wo möglich recht bald eine Entscheidungsschlacht zu schlagen, auch zu diesem Zwecke eine Verstärkung des Bürgerheeres durch einen neuen Auszug beschlossen. Das ist ja überhaupt stets eine der schwächsten Seiten der Milizheere, selbst bei der tüchtigsten Organisation, dass dieselben zu langwierigen, erfolglosen Feldzügen viel weniger Ausdauer haben als stehende Armeen von Berufssoldaten.

So sehnte man sich denn auch von dieser Seite nach einer schleunigen Entscheidung. Um so leichter musste es dem Philippos gelingen, dieselbe herbeizuführen. Es galt, die Verbündeten aus ihrer unangreifbaren Stellung bei Parapotamioi auf ein Terrain zu locken, welches für beide Theile gleich war, und wo daher der Ausgang lediglich von der taktischen Ueberlegenheit des einen oder des andern Kriegsheeres abhing. Denn das Eine steht allerdings fest, dass dieselben nicht von selbst aus der Stellung von Parapotamioi auf Chäroneia zurückgegangen, sondern dass sie herausmanövrirt worden sind. Durch welche Bewegungen aber dem Könige diess gelungen ist, kann bei der gränzenlosen Oberflächlichkeit der einzig überlieferten Nachricht mit voller Sicherheit nicht bestimmt werden**). Doch lässt sich, wenn man das Terrain betrachtet und die späteren Operationen des Sulla und Archelaos vergleicht***), mit grosser Wahrscheinlichkeit sowohl der eigentliche Plan des Philippos 56
als dessen nur halbes Gelingen folgendermassen begreifen.

Als die Friedensunterhandlungen sich zerschlagen hatten, concentrirte Philippos das Gros seines Heeres bei Elateia. Diodor (XVI, 85) setzt dasselbe auf 30,000 Mann zu Fuss und wenigstens

*) Aeschin. a. O. 148—151. Plutarch. Demosth. 18.
**) Polyän. a. O. 14. Vgl. Schäfer II, S. 529 f., Anm. 4).
***) Plutarch. Sulla 15—19.

2000 Reiter, eine Angabe, die an sich ganz wahrscheinlich ist, indem zwar die Umgehungen der Thermopylen von Makedonischen Abtheilungen besetzt blieben, dagegen das obere Kephissos-Thal von Truppen enthlösst werden konnte und auch in Lokris wohl nur ein mässiges Corps zurückblieb, da an eine Erhebung der so schwer gedemüthigten und gänzlich niedergeworfenen Amphisseer nicht zu denken war und eine geringe Truppenmacht hinreichte, um in der festen Stellung von Delphi und Anemoria (dem heutigen Arachova) etwaige Versuche des Feindes, von der Schiste her weiter vorzudringen, sicher und ohne Mühe zurückzuweisen.

Hierauf zog Philippos seine gegen Parapotamioi vorgeschobenen Truppen zurück und liess gleichzeitig starke Abtheilungen südöstlich auf der Strasse vorgehen, welche über Hyampolis — in der Richtung des heutigen Drachmani und Kallipodi — einerseits nach Opus und von da an der Lokrischen Küste um die Ostseite des Kopaischen Sees herum nach Böotien und Attika läuft, andrerseits südwärts von Abae durch das Gebirge auf Orchomenos am nordwestlichen Winkel des Kopaischen Sees führt. Zwischen dieser Stadt und dem drei Stunden in südwestlicher Richtung davon entfernten Lebadeia breitet sich die geräumigste Ebene aus, welche Böotien besitzt: ein rechter Tummelplatz des Ares. Gelang es dem Könige, diese zu erreichen, so war das verbündete Heer von seiner Rückzugslinie abgeschnitten, und es hing von Philippos ab, ob er sie auf dieser erwarten oder in raschem Vormarsch vor ihnen das wehrlose Theben erreichen und wegnehmen wollte. Wendete er sich dagegen nach Opus, so hing es wieder von ihm ab, ob er zunächst gegen Böotien oder gegen Attika sich wenden wollte; und in dieser Ungewissheit war nur Eins gewiss, dass die verbündeten Heere sich zur Vertheidigung ihrer Heimath trennen würden. Diese Bewegung, welche solche Absichten zu verrathen schien, wurde mit solcher Energie vorgenommen, dass die Besatzung des neugegründeten Hyampolis, welches zunächst angegriffen wurde, das Hauptheer des Philippos vor sich zu sehen glaubte und demgemäss im Hauptquartier Meldung machte. Darauf hin gingen die Verbündeten das Assos-Thal herauf über Abae nach Hyampolis, um dort dem Philippos entgegenzutreten und in ganz guter
57 Stellung, die beiden Flügel an die Berge gelehnt, die Entscheidung zu suchen. Es ist wahrscheinlich, dass Philippos sie in diesem Glauben beliess, vielleicht vor ihnen auf der von Hyampolis nach Elateia führenden Heerstrasse zurückwich, indem er scheinbar die Einleitungen zu einer Schlacht traf. Es ist auch möglich, dass man sich hier mehrere Tage gegenüber stand und dass die Verbündeten im Glauben an eine bevorstehende Feldschlacht immer mehr Truppen von Parapotamioi weg an sich zogen. Und sicherlich hing es nur von Philippos ab, schon hier den Zusammenstoss Statt finden zu lassen. Er that es nicht, weil dann eventuell das geschlagene Heer des Feindes sich in die gedeckte Stellung von

Hyampolis oder Abae zurückziehen, auf diese Weise ebenso Orchomenos decken wie Parapotamioi festhalten konnte. Er hatte dagegen einen ganz andern verderblicheren Plan in Aussicht. Der erste Theil gelang vollkommen. Während er durch jenes Manöver das Hauptheer des Feindes von Parapotamioi hinweggelockt hatte, gelang es ihm, diese nur noch schwach besetzte Stellung durch einen raschen und energischen Handstreich zu forciren. Das war aber nur die erste Hälfte seines Planes.

Während auf dem linken Ufer des Kephissos das von der südlichen Seite des Assos-Thales aufsteigende Hedyleion-Gebirge anderthalb Stunden weit sich hinzieht, an welches sich dann, durch ein zweites Thal getrennt, das Akontion anschliesst, an dessen Südseite Orchomenos sich anlehnt, breitet sich längs des rechten Kephissosufers, vom Südabhange des Philoböotos an, eine geräumige Ebene aus, welche nach einer Länge von zwei Stunden von Westen und Süden her durch die Ausläufer des Parnass und Helikon bis zur Breite von etwa einer kleinen halben Stunde eingeengt wird. Auf diesen Ausläufern liegen in der Richtung von West nach Ost Daulis, Panopeus, Chäroneia (heutzutage Kapräna), die noch jetzt erkennbare Akropolis des letzteren auf einem steilen Felsenvorsprunge, mit einem Theater an seinem nordöstlichen Abhange, unter welchem jener in den Kephissos strömende Bach hervorquillt, der zu Plutarchos' Zeiten den Namen Hämon trug, d. h. Bluthach, nach der Ueberlieferung von dem Tage von Chäroneia her, wo er vom Blute der dort gefallenen Griechen sich geröthet hatte. Südwestlich schliesst sich an den Bergabhang, auf welchem Chäroneia liegt, das Thurion an, ein Höhenzug, der mit dem Helikon zusammenhängt und immer weiter nach Westen zurücktritt, während er nach Osten hin mit mässigen Abdachungen sich in eine Ebene verläuft, welche nach und nach immer breiter wird, bis sie bei Lebadeia, wie wir bereits oben bemerkten, ihre grösste Ausdehnung erreicht. 58
Gelang es dem Philippos, in Einem Sturme von Parapotamioi bis hieher durchzubrechen, ehe sich das Heer der Verbündeten durch die Gebirge zurückgearbeitet hatte, so bot er ihnen hier in der für ihn möglichst günstigen, für sie möglichst ungünstigen Stellung die Schlacht, welche sie wagen mussten, um die Strasse nach Theben wieder zu gewinnen. Er, in der schönsten Ebene, die er sich für seine schweren Reiter und seine tiefen Phalangen nur wünschen konnte, die Front dem Kephissos zugekehrt, welchen die Verbündeten in seinem Angesichte überschreiten mussten, während sie die Sümpfe des Kopaischen Sees und die Defileen der eben überschrittenen Gebirge im Rücken hatten. Es wäre genau dieselbe Stellung gewesen, in welcher 250 Jahre später Sulla dem Archelaos gegenüber stand, und das Schicksal der gänzlichen Vernichtung, welchem das Heer des letztern anheimfiel, hätte ohne Zweifel damals auch das Heer der Griechen getroffen, wenn der Plan des Philippos ganz geglückt wäre.

Das Schwerste gelang: der Engpass von Parapotamioi ward genommen; das Leichtere misslang: Chäroneia und seine Stellung blieb den Griechen. Wie das zugegangen, wissen wir nicht. Es ist wahrscheinlich, dass die zurückgelassene Abtheilung sich zwar nachlässiger Weise überfallen und in der ersten Ueberraschung aus dem Engpasse herauswerfen liess, auch, zum Versuche der Wiedereroberung zu schwach, eiligst auf Chäroneia zurückwich, dass sie aber aufgenommen und unterstützt durch die Besatzung dieses Ortes dort zwischen der Akropolis links und dem Kephissos rechts sich wieder setzte und diese Stellung gegen die Versuche des nachdrängenden Feindes so lange hielt, bis das Hauptheer, natürlich sofort von der Wendung der Dinge unterrichtet, noch zur rechten Zeit eintraf, um wenigstens diesen Punkt zu retten. Dieses ist von Abae aus über Assioi entweder bis auf Orchomenos zurückgegangen und dann den Kephissos entlang nordwärts nach Chäroneia marschirt, oder hat sich dahin gleich südwestwärts durch das Thal zwischen Akontion und Hedyleion zurückgezogen. Genug, die Verbündeten trafen noch zur rechten Zeit ein, um Chäroneia zu retten, und bezogen ihr Lager unterhalb des Theaters neben dem Heraklestempel, welcher wahrscheinlich auch an der Ostseite des dem Burgfelsen sich anschliessenden Hügels gelegen war. Das Lager selbst, von dem oben genannten Hämon durchströmt, mag sich bis an den Kephissos hinübergezogen haben.

Wenn die Griechen hinlängliche Ausdauer und Wachsamkeit besassen, so war eigentlich auch jetzt noch Nichts verloren. Die
69 Stellung von Chäroneia, wenn gleichzeitig Panopeus und Daulis zur Linken, die auf Orchomenos und Chäroneia selbst mündenden Gebirgspässe zur Rechten gehalten wurden, konnte, freilich nicht so bequem, aber doch mit gleichem Erfolge wie der Engpass von Parapotamioi behauptet werden. Ein römischer Feldherr selbst des gewöhnlichen Schlages würde sich in der Front sofort bis an die Zähne verschanzt und mit kaltblütiger Zähigkeit Monate lang dem Feinde gegenüber in seinem Standlager ausgehalten haben, wenn er Grund gehabt hätte eine Schlacht zu vermeiden. Aber freilich, von der Kunst der Feldverschanzungen, welche den Römern durch Jahrhunderte lange Praxis in Fleisch und Blut überging und nicht den geringsten Theil an dem glücklichen Ausgange vieler ihrer Kriege gehabt hat, von dieser haben weder die Griechen noch die Makedonen jemals eine Ahnung gehabt. Und dann drängten ja auch die Verbündeten, wie wir sahen, zur Entscheidung. Als daher Philippos am Morgen des 7. Metageitnion — welcher, je nachdem man früher oder später einen Schaltmonat annimmt, entweder mit dem 2. August oder dem 1. September 338 zusammenfällt*) — auf der Ebene vor Chäroneia in Schlachtordnung aufmarschirte und den entscheidenden Kampf anbot, da zögerten auch

*) S. Schäfer II, S. 528, Anm. 5).

sie nicht, stellten sich, jedoch innerhalb ihrer Position, den linken Flügel an den Burgfelsen und den rechten an den Kephissos gelehnt, auf und erwarteten den Angriff des Feindes.

„Von dem Gange der gewaltigen Schlacht ist es uns nicht möglich ein vollständiges Bild zu gewinnen," sagt Schäfer II, S. 532. Und allerdings sind die Ueberlieferungen höchst mangelhaft: Diodor's Bericht, der ausführlichste, welchen wir haben, ist unvollständig und unklar, und ausserdem stehen uns nur noch eine Anzahl scheinbar zusammenhangsloser, oberflächlicher Notizen und anekdotenhafter Züge zu Gebot*). Nichts destoweniger ist es möglich, wenigstens im Allgemeinen ein vollständiges Bild der Schlacht zu gewinnen, nicht durch Phantasie und romanhafte Erdichtung, sondern indem wir, gestützt auf die bereits entwickelte Eigenthümlichkeit des Lokals, mit jenen Ueberlieferungen die Begriffe von Philippos' Heerwesen und Taktik verbinden, welche sich uns mit voller Sicherheit aus dessen Verhältnisse zu seinem Lehrer und Vorgänger Epameinondas wie zu seinem Sohne und Nachfolger Alexander ergeben.

Philippos hat bereits in allen wesentlichen Theilen den Heeresorganismus geschaffen, mit welchem Alexander das Perserreich erobert hat; Philippos hat diesem Heeresorganismus das System der 60
schiefen Schlachtordnung angepasst, welches Epameinondas erfunden und siegreich angewendet, Alexander nur noch weiter vervollkommnet hat. Diese zwei Sätze dürfen wir an die Spitze unserer Auseinandersetzung stellen; kein Kundiger wird sie bestreiten: entwickeln wir sie in ihren für uns bedeutenden Folgerungen**).

Diodor giebt, wie gesagt, die Stärke von Philippos' Heer am Schlachttage auf „mehr als 30,000 Mann zu Fuss, nicht weniger als 2000 Mann zu Ross" an. Das stimmt ganz mit dem, was wir von Alexander's Invasionsheer wissen. Darnach werden wir nicht viel fehlen, wenn wir die eigentliche Masse des Makedonischen Heeres, das schwere Linienfussvolk der Phalanx auf etwa 16,000 Mann, die stehende Truppe der Hypaspisten, das leichte Linienfussvolk, auf etwa 6000 Mann anschlagen, und was übrig bleibt — 8000 Mann und darüber — den jedenfalls nicht starken Contingenten der Bundesgenossen und den leichten Truppen — Makedonischen Bogenschützen und Agrianischen Jägern — zutheilen. Die Zahl, welche Diodor der Reiterei giebt, ist vielleicht nur auf die schwere Reiterei zu beziehen, die zur Hälfte aus der Makedonischen, zur Hälfte aus der Thessalischen Ritterschaft bestanden haben mag. Dass Philippos jedenfalls daneben auch leichte Pferde gehabt hat, ist mit Sicher-

*) Diodor XVI, 85 f. Polyän. a. O. 2 u. 7. Frontin. II, 1, 9. Justin. IX, 3, 9—11. Plutarch. Demosth. 19. Alexand. 9.

**) Für das Folgende verweise ich ein für allemal auf „Rüstow und Köchly, Geschichte des griechischen Kriegswesens (Aarau 1852)", S. 232—269, womit S. 178—182 zu vergleichen sind.

heit anzunehmen: gewiss hatte er schon das Corps der Sarisophoren errichtet, welche mit ihren 14 bis 16 Fuss langen Lanzen und in ihrer Kampfweise an die Kosaken erinnern.

Dieses sind die ursprünglichen und wesentlichen Bestandtheile des Makedonischen Heeres, an welche sich unter Alexander noch manche weitere Glieder anschlossen, die wir hier übergehen können. Wichtiger ist es für uns, die feste Norm zu betrachten, in welcher diese Bestandtheile auf der Linie der schiefen Schlachtordnung in einander griffen. Das Wesen der schiefen Schlachtordnung besteht bekanntlich darin, dass nicht mit der ganzen Front gleichmässig vorgegangen und gleichzeitig der Kampf auf der ganzen Linie begonnen wird, sondern dass das Heer in einen Offensivflügel und einen Defensivflügel eingetheilt wird. Jener geht zum entschiedenen Angriffe vor, während dieser zurückgehalten wird: das Centrum vermittelt in staffelförmiger Aufstellung den stätigen Zusammenhang beider Flügel. Je nachdem der rechte oder der linke Flügel vorgenommen wird, heisst sie die rechte oder die linke schiefe Schlachtordnung. Epameinondas hat die letztere vorgezogen; sie
61 ergab sich ihm wie von selbst aus der bisherigen Praxis der Frontalschlachten, in denen fast regelmässig der zur Deckung der Spiessseite über den Feind sich hinaus ziehende rechte Flügel einen Theilsieg errang, der nicht selten bei ungeordneter Verfolgung in eine endliche Niederlage umschlug. Es lag nahe, ebenso regelmässig den eigenen linken Flügel dergestalt zu verstärken, dass gerade er den ersten Sieg davontrug. Das that Epameinondas sowohl quantitiv als qualitativ: in ersterer Beziehung, indem er seinen linken Flügel in Sturmcolonnen bis zu 48 Mann Tiefe formirte; in letzterer Beziehung, indem er seine besten Truppen demselben zutheilte, namentlich auf dessen äusserster Flanke die von Pelopidas organisirte „heilige Schaar“ — die Blüthe des jugendlichen Thebanischen Patriciats — aufstellte, welche seitdem als die erste Truppe von ganz Griechenland berühmt war. Philippos hat, wie es scheint, nach Befinden bald den rechten, bald den linken Flügel zum Offensivflügel gemacht — in der mörderischen Illyrierschlacht gegen Bardylis vor 20 Jahren den rechten (Diodor. XV, 4), bei Chäroneia den linken —, Alexander stets den rechten, der nun einmal der alten Tradition nach der Ehrenplatz war.

Aber gewiss schon Philippos hat jeden der beiden Flügel, seiner besondern Bestimmung gemäss, auch qualitativ verschieden organisirt nach demselben Schema, wie wir es bei Alexander finden. Nach diesem Schema besteht der Offensivflügel, dessen äussere Flanke von Schützen und leichten Reitern gedeckt wird, aus der Makedonischen Ritterschaft und den Hypaspisten: jene sammt ihren Rossen von Kopf bis zu Fuss gepanzert, die mächtige Stosslanze fest eingelegt — wie uns die berühmte Mosaik den Alexander selbst zeigt —, bricht in geschlossenen Gliedern mit mächtigem Anprall zuerst in die feindliche Linie ein, diese — in leichten Schutzwaffen, dem

Makedonischen Filzhut und kleinen Rundschild, dem gesteppten Linnenkoller und den Iphikrateischen Lederstiefeln, aber mit dem etwa 10 Fuss langen zweihändigen Spiess zum gemeinsamen Einbruch und einem tüchtigen Schwerte zum etwa folgenden Handgemenge ausgerüstet, — folgen unmittelbar der innern Flanke der zum Angriffe vortrabenden Ritterschaft und werfen sich im festen Anschluss an dieselbe dicht neben der von ihr gemachten Lücke ebenfalls auf die feindlichen Glieder, welche sie bis nach dem Centrum zu durchbrechen versuchen. Die Masse des Defensivflügels, welcher sich an die innere Flanke der Hypaspisten anlehnt, besteht aus dem schweren Linienfussvolk, insbesondere den Taxen oder Regimentern der berühmten Makedonischen Phalanx mit ihrer Normaltiefe von 16 Mann und ihren 14—16 Fuss langen Sarisen, 62
von denen bei jedem Manne 6 Eisen vorlagen, und wiederum schwerer Reiterei, der Thessalischen Ritterschaft: jene rücken in Echelons, eine Taxe nach der andern, gegen die feindliche Linie vor, nur bemüht, die geschlossene Schlachtordnung durch stätigen Zusammenhang mit der innern Flanke der Hypaspisten zu erhalten, aber nicht in der Absicht, zu eigentlichem Angriffe überzugehen; die Thessalier dienen als Reserve, um einem Feinde in die Flanke zu fallen, der etwa seinerseits gegen die Phalanx offensiv vorzugehen versuchte. Leichte Reiter, wenn sie noch vorhanden, decken wiederum die äussere Flanke der Thessalier.

Diese schiefe Schlachtordnung erkennen wir nun auch deutlich genug bei Chäroneia; nur erscheint hier die Thätigkeit des von Philippos selbst geführten Defensivflügels aus einem besonderen Grunde etwas complicirter, wie uns gleich klar werden wird.

Ob das Heer der Verbündeten stärker oder schwächer gewesen, wissen wir absolut nicht. Die beiden oberflächlichen Nachrichten bei Diodor und Justin stehen sich schroff gegenüber: nach Jenem war Philippos „an Zahl wie an Feldherrngeschick" den Hellenen überlegen; Dieser sagt: „die Athener", d. h. hier die Verbündeten, „seien um ein Bedeutendes stärker gewesen als die Makedonier". Es ist reine Willkür, sich für die eine oder andere Annahme zu entscheiden. Ebenso wenig ist mit Sicherheit zu entscheiden, ob die Bürgeraufgebote sämmtlicher Verbündeten wirklich an dem Kampfe Theil genommen haben: ausdrücklich bezeugt ist es ausser den Athenern und Thebanern nur von den Achäern, Korinthiern und Phokiern, aber wahrscheinlich ist es, dass Pausanias mit gutem Grund von dem gesammten Hellenenbunde gesprochen hat, der bei Chäroneia dem Philippos gegenüber stand. Auch mögen noch einige Ueberreste der Söldner dabei gewesen sein. Sicher ist nur, dass auf keiner Seite eine eigentlich erdrückende Uebermacht vorhanden war, sondern im Ganzen beide Heere wie an Zahl, so an Tapferkeit und entschlossenem Muthe einander gleich waren. Aber in die Wagschale der Makedonier fiel einerseits die Einheit der Führung unter einem Kriegsherrn, dem neben ergrauten Feldhauptleuten ein

von Ehrgeiz glühender Heldensohn zur Seite stand, andrersoits der sicher in einander greifendo Organismus eines ebenso zweckmässig bewaffneten als durch den Krieg selbst zur höchsten taktischen Vollkommenheit ausgebildeten Heeres. Die Hellenischen Milizen dagegen hingen noch immer dem einförmigen Schlendrian der alten
63 Hoplitenbewaffnung und Hoplitentaktik an: höchstens mögen die heilige Schaar und vielleicht noch andere Kerntruppen der Thebanischen Bürgersoldaten eine Ausnahme gemacht haben. Ebenso wenig war von einer einheitlichen Führung die Rede, ein Mangel, der bekanntlich die schwache Seite aller Coalitionskriege, auch der neuesten Zeit, ausmacht. Der Oberfeldherr der Athener war Stratokles, ein wackerer Soldat, aber als Führer einem Philippos im Entferntesten nicht gewachsen: sein unbesonnener Ungestüm trägt mit die Schuld des unglücklichen Tages; unter ihm commandirten Lysikles, der von Lykurgos nach der Schlacht wegen seines „Verraths“ auf den Tod angeklagt und verurtheilt worden ist, und Chares, der wahrscheinlich die von ihm herübergeretteten Söldner führte, ein in den Geschichten jener Zeit oft genannter Condottier, persönlich brav, aber sonst in jeder Beziehung übel beleumdet. Die Thebaner führte Theagenes, ein alter bewährter Krieger ans der Schule des Epameinondas*). Demosthenes selbst, der Dictator Griechenlands, trat als gemeiner Hoplit in die Reihen seiner Mitbürger: allerdings ein schönes Bild demokratischer Gleichheit, aber freilich auch der schlagendste Beweis, dass der grosse Staatsmann nicht, wie einst ein Perikles nnd Alkibiades, zugleich auch Heer- nnd Kriegsmoister war. Sein Schild soll die Inschrift „Glück auf! (ἀγαθῇ τύχῃ)“ getragen haben. Vielleicht, dass er andeuten wollte, wie er, endlich am Ziele, mehr vom Glück als vom Verdienste der Feldherren erwartete! „Wir sind unglücklich, nicht schuldig gewesen,“ damit tröstete er noch nach sieben Jahren in der Kranzrede (199 f.) sich und die Seinigen.

Die Heeresabtheilungen der beiden Grossmächte nahmen die beiden Flügel ein: die Athener standen auf dem linken, an den Burgfelsen und das Theater gelehnt; die Thebaner und neben ihnen die übrigen Böotier hatten den Ehrenplatz auf dem rechten, doppelt berechtigt dazu als diejenigen, bei denen der Oberbefehl war, und als diejenigen, in deren Lande geschlagen wurde: die „heilige Schaar“ stand wahrscheinlich nnmittelbar am Kephissos auf der änssersten rechten Flanke ihrer Landsleute. Die Aufgebote der Bundesgenossen füllten das Centrum ans, „nach Völkern“ geordnet, aber wir wissen nicht, in welcher Reihenfolge. Ihnen gegenüber ordnete Philippos „seine verschiedenen Heeresabtheilungen den Umständen gemäss.“ Zu seinem Offensivflügel bestimmte er, wie gesagt, nach Epameinondas' Vorgange den linken; hier mar-

*) Ueber die Feldherrn s. die Stellen bei Schäfer II, S. 532, Anm. 1) nnd 2).

schirten also die Makedonischen Ritter und die Hypaspisten auf:
an ihrer Spitze sollte heut sein 18jähriger Sohn das Meisterstück
ablegen gegen die anerkannt besten Truppen des Feindes, die Mit- 64
bürger und Schüler seines eigenen Lehrers. Der König selbst übernahm den Oberbefehl des rechten zur Defensive bestimmten Flügels,
vorzugsweise den Athenern gegenüber. Seine Phalanx und die
daran stossende Thessalische Reiterei erstreckte sich noch ein gutes
Stück westlich in die Ebene hinein, wo die Burg von Chäroneia
jedes Vorgehen unmöglich machte.

Gelang es nun nicht, auch die Athener in diese Ebene aus ihrer in der Flanke gedeckten Stellung herauszulocken und vollständig mit in den Kampf zu verwickeln, so konnte derselbe, selbst im Falle eines erfolgreichen Durchbruchs von Seiten Alexanders, kaum zu einer vollständigen Niederlage des Feindes führen, ja er mochte möglicherweise sogar bis zu einem unentschiedenen Ausgang wiederhergestellt werden. Diess zu vermeiden und die erste wirkliche Schlacht auch zur letzten zu machen, liess Philippos von seinem Defensivflügel folgendes wohlüberlegtes Manöver ausführen. Während Alexander mit seinen Panzerreitern, an welche die Hypaspisten sich anschlossen, gegen die Thebaner vortrabte, ging auch Philippos mit den Taxen seiner Phalanx, so weit sie den Athenern gegenüber standen, zum Angriffe vor. Dort am Kephissos entspann sich bald ein mörderisches Handgemeng: die Thebaner wichen keinen Fuss breit; wie einst bei Leuktra und Mantineia, so stritt man hier Mann gegen Mann; hierhin und dorthin wogte das Gewühl ohne Entscheidung. Sobald dagegen Philippos mit den Athenern zusammengetroffen war, welche ihm mit ungestümem Muthe entgegen stürmten, zog er sich sofort wieder in die Ebene zurück, zwar in geschlossenen Gliedern und guter Ordnung, aber doch scheinbar so, als ob er vor ihnen und ihrem siegreichen Anprall weiche. Hitzig drängten die Athener nach, von dem Commando ihres Oberfeldherrn befeuert, ohne Rücksicht darauf, dass sie damit die Deckung ihrer linken Flanke verloren. Je weiter sie vordrangen, desto mehr sahen sie sich der Umgehung und Ueberflügelung durch die weiter westlich in der Ebene stehen gebliebenen Taxen der Phalanx ausgesetzt. Diess zu verhüten, mussten auch sie ihre Schlachtordnung immer mehr nach links ausdehnen, mussten ihre Tiefe verringern, um ihre Breite zu verlängern. Ein besonnener Feldherr hätte Einhalt geboten. Aber Stratokles war wie verblendet: das stete Zurückgehen der berühmten Phalanx hatte ihn vor Kampfeslust und Siegeshoffnung ganz toll und blind gemacht: „Vorwärts," rief er, „vorwärts, bis wir den Feind nach Makedonien zurückgejagt haben!" Und so ging es vorwärts, immer weiter
das Blachfeld hinauf in der Richtung auf Parori, zur grossen Freude 65
des Königs, der damals wohl zu seinen Getreuen das zufriedene
Wort gesprochen haben mag: „Die Athener verstehen nicht zu
siegen!" Endlich auf einer der wellenförmigen Erhöhungen, wie

sie sich selbst auf den ebensten Blachfeldern finden, oder vielleicht an dem Uferrande des Molos angekommen*), der von dem Thurion herabströmend in nordöstlicher Richtung die Ebene durchfliesst und unterhalb Parori in den Kephissos fällt, liess Philippos Halt machen: das Gefecht kam zum Stehen, die heftigen Angriffe der Athener brachen sich erfolglos an dem ruhig entgegenstarrenden Sarisenwalde der mit einem Male feststehenden Phalanx und dienten nur dazu, ihre Hitze abzukühlen, ihre Kräfte zu erschöpfen, ihre Glieder zu lösen.

So zog sich der Kampf noch geraume Zeit hin, bis es endlich Alexander gelang, an der Spitze seiner Ritterschaft die heilige Schaar der Thebaner zu durchbrechen und zu überwältigen. Freilich nur im Tode: ihrem Schwure, ihrer Kriegerehre getreu deckten die Genossen derselben Mann bei Mann in Reih' und Glied mit ihren Leibern die Plätze, welche sie bis zum letzten Athemzuge vertheidigt hatten. Aber die Schlacht war entschieden: schon brachen auch die Hypaspisten neben den Rittern über die aufgethürmten Leichenhügel unwiderstehlich in die Reihen der Thebaner und der ihnen zunächst stehenden Contingente ein. In dem Augenblicke ergriff auch Philippos die Offensive: wie Ein Mann erhoben sich seine Phalangiten, und der starrende Wald ihrer Sarisen drückte die bereits matt und müde gewordenen Athener unwiderstehlich über dieselbe Ebene zurück, welche sie in siegestrunkenem Vorrücken überschritten hatten. Noch hielten ihre Glieder nothdürftig zusammen, noch suchten sie in guter Ordnung, Front gegen den Feind, ihre gesicherte Stellung am Fusse der Burg wieder zu gewinnen, da fällt ihnen die Thessalische Ritterschaft, dazu aufgespart, in die Flanke, und der Rückzug löst sich in wilde Flucht auf. So erreichen sie endlich den Burgfelsen von Chäroneia, aber auch er bietet keinen Schutz mehr: schon treffen sie dort auf Unordnung und Verwirrung, schon hat sich vor dem einbrechenden Sturm der siegreichen Schaaren Alexander's das haltlose Centrum von rechts nach links hin aufgerollt. Was von dem hellenischen Heere nicht bereits auf der Flucht nach Lebadeia ist, von den Schützen und leichten Reitern verfolgt, das wird hier am östlichen Abhange der Höhen, auf denen die Stadt liegt, in einen wirren Knäuel zusammengedrängt; ein fürchterliches Gemetzel entspinnt sich; der Bach, mit Leichen gefüllt, von Blut geröthet, erwirbt sich den Namen,
66 der ihm seitdem geblieben; das hoffnungslose Ringen zieht sich noch vom Theater ein paar tausend Schritte südwärts herab; da, wo die Trümmer des steinernen Löwen gefunden worden sind, mag

*) Nur so kann ὑπερδεξίων τόπων λαβόμενος bei Polyän. a. O. 2, ganz entsprechend dem Kunstausdruck der lateinischen Militärsprache *locus superior*, verstanden werden. Von eigentlichen Hügeln oder Anhöhen findet sich auf jener nordwestlich von Chäroneia sich ausbreitenden Ebene weder auf der Karte eine Spur noch in den Reisebeschreibungen eine Erwähnung.

der letzte Verzweiflungskampf getobt haben, mögen die letzten Hellenen, sicherlich Athener, Thebaner und Andere ordnungslos durch einander, für die Freiheit ihres Vaterlandes gefallen sein! Ein guter Theil ist auch hier noch durchgebrochen und hat sich gerettet. Unter diesen befand sich auch Demosthenes, kein Vorwurf für ihn, aber ein Glück für Athen. Was zurückblieb, ward zusammengehauen oder musste die Waffen strecken. Letzteres Schicksal hatten 2000 Athener; sie mögen Alle todmüde, die Meisten mit Wunden bedeckt gewesen sein; 1000 andere waren auf dem Platze geblieben: dieser Verlust mag etwa das Sechstheil der gesammten waffenfähigen Mannschaft betragen haben! Und noch mögen unter den Geretteten viele Verwundete gewesen sein. Stratokles hatte den Fehler, den er als Feldherr begangen, durch einen ehrlichen Soldatentod gebüsst. Auch Theagenes lag unter den Leichen, und der Verlust der Thebaner war vielleicht noch bedeutender, als der der Athener. Aber angegeben wird er ebenso wenig wie derjenige der übrigen Griechen oder der Makedonier. Jedenfalls haben auch die Letzteren den Sieg theuer genug erkauft.

Das war die Schlacht bei Chäroneia. Sie ist der Schlachten von Marathon und Platää nicht unwürdig gewesen. Noch nach Jahren durfte Demosthenes der Zustimmung seiner Athener gewiss sein, als er ihnen in der Kranzrede (199) zurief: „Wenn auch Allen die Zukunft klar und sicher gewesen wäre, — selbst dann hätte die Stadt diesen Entschluss nicht aufgeben dürfen, wenn sie anders an ihren Ruhm, an ihre Vorfahren oder an die Nachwelt gedacht hätte.“ Und der auf dem Grabhügel der gefallenen Hellenen aufgerichtete steinerne Löwe ruft noch jetzt in seinen Trümmern jedem, auch dem schwächsten Volke zu, wo es nationale Ehre und Freiheit gilt, selbst dem übermächtigsten Feinde zum Kampfe auf Leben und Tod entgegenzutreten!

XII.

Pyrrhos und Rom*).

1 Hochansehnliche Versammlung! „Pyrrhos und Rom!“ — wie ich kurz und bündig, aber allerdings sehr allgemein meinen Vortrag bezeichnet habe: — der Gegenstand darf allerdings auf Neuheit keinen Anspruch machen. Schon Polybios, der gründlichste Kenner der römischen Republik auf der Höhe, von dem es daher sehr bedenklich ist abzuweichen, — schon Polybios**) hat klar erkannt, dass der Kampf mit Pyrrhos so zu sagen das Vorspiel der punischen Kriege gewesen, dass er gleichsam die Palästra geweson, auf welcher die Römer zur Eroberung der Welt ihre kriegerische Bildung vollendet haben. — Niebuhr hat bekanntlich mit besonderer Vorliebe das Bild des ritterlichen Königs gezeichnet, und selbst Mommsen, der so manchen altüberlieferten Ruhmeskranz, bald mit Recht, bald aber auch mit Unrecht, zerrissen und den Winden preisgegeben hat, selbst Mommsen ist gar säuberlich mit dem Karl XII. der alten Welt verfahren; endlich der neueste Geschichtschreiber Roms, welchen wir in unserer Mitte sehen***), hat nicht ohne Grund und Erfolg den Versuch gemacht, den Soldatenkönig auch als Politiker zu rechtfertigen.

So ist denn auch Pyrrhos' Bild — Dank sei es dem Plutarch und seinen Anekdoten — in die sogenannte „allgemeine Weltgeschichte“ übergegangen. Und wer kennt nicht sein abenteuerliches Leben, im schroffsten Glückswechsel auf und nieder geworfen von der Wiege bis zum Grabe, oder — individuell ausgedrückt — von jenem dunkeln Abende an, wo treue Diener den Säugling mit der Amme aus den Händen der Mörder und über die hochgehenden Wogen des reissenden Flusses hinüberretten in fremdes Land, bis zu jenem verhängnissvollen Morgen, wo im wüsten Strassenkampfe zu Argos ein Weib aus dem Volke, in Todesangst um ihren vom Könige im Handgemenge bedrohten Sohn, mit einem Ziegel vom Dache herab denselben vom Pferde zu Boden schmettert, und dann

*) [Vortrag gehalten auf der XXVI. Philologenversammlung zu Würzburg 1868.]

**) Polyb. II, 20, 6—10.

***) W. Ihne, römische Geschichte (Leipzig 1868), Bd. I, S. 431 ff.

der barbarische Mörder mit seinem illyrischen Messer henkerhaft und doch befangen ihm langsam den Kopf herunterschneidet? Was liegt Alles in jenem 47jährigen Leben (319—272 v. Chr.) zwischen diesen zwei Momenten? Die dunkle, ärmliche Kinderzeit bei dem Illyrierfürsten Glaukias; das sorglose Knabenregiment unter Vormundschaft in Epiros, das ein so rasches Ende nahm; die Flucht zu seinem Schwager Demetrios, dem „Städtebelagerer“, und unter dessen Fahnen die Dreikönigsschlacht bei Ipsos, wo der achtzehnjährige Jüngling seine ersten kriegerischen Lorbeeren brach; hierauf jener Aufenthalt des jungen Fürsten als Geisel am ägyptischen Königshofe, wo er durch sein ritterliches Wesen die Gunst der Königin, das Wohlgefallen des Königs und schliesslich die Hand der Königstochter Antigone erobert; dann nach dem langen, wechselvollen Kampfe um Thron und Reich endlich der kühne Entschluss hinüberzufahren nach dem Abendlande als ein zweiter Alexander, 2
und wie Jener, sein Blutsverwandter, nach dem Aufgange der Sonne, so selbst nach deren Niedergange ein hellenisch monarchisches Regiment auszubreiten, ein Plan, durchaus nicht so toll und abenteuerlich von Pyrrhos' damaligem Standpunkte aus, wie er uns wohl jetzt, Jahrtausende nach dem Misslingen, erscheinen mag: die griechischen Pflanzstädte Unter-Italiens und Siciliens von römischer und punischer Barbarenherrschaft zu befreien, musste das nicht damals einem Fürsten von Pyrrhos' Gaben und Mitteln mindestens ebenso ruhmvoll und ausführbar erscheinen, als die wundergleich schnelle Unterwerfung des unermesslichen Perserreiches durch Alexander? Und nun der Kampf um die neue Welt: die drei Römerschlachten in umgekehrtem Verhältniss ein Gegenstück zu den drei Perserschlachten Alexanders: die erste dort bei Herakleia am Siris mit der vollständigen, aber ehrenvollen Niederlage der heldenherzigen Römer, welche den Sieger fast bis „vor die Thore Roms“ führt; dann die zweite bei Asculum, die Schlacht des schwer erkauften Sieges über einen geschlagenen, aber nicht vernichteten Feind, von welcher sich die sprichwörtliche Bezeichnung eines Pyrrhos-Sieges herschreibt; dazwischen die abenteuerliche Heerfahrt nach Sicilien, welche, Anfangs so ruhmvoll und erfolgreich, dann an den Mauern Lilybaeums — wie Wallenstein's Fortuna am festen Stralsund — scheitert sammt der neuen Königskrone, die ebenso rasch wie gewonnen so zerronnen; dann die letzte Entscheidungsschlacht bei Beneventum — wahrlich einem Orte des „guten Willkommens“ für die Römer —, wo nicht allein Pyrrhos, sondern mit ihm zugleich auch die griechisch-makedonische Taktik der römischen Taktik erlegen ist — für immer. Zuletzt dann der Niedergang: die trübselige Heimkehr in das zerrüttete Reich, das zerfahrene Herumtasten nach neuen Abenteuern, der vergebliche Sturm auf das mauerlose Sparta und der schmähliche Tod bei dem misslungenen Handstreiche auf das überraschte Argos.

Genug von Alle dem! Erinnern wir uns noch daran, dass es unserm Helden auch nicht an Absonderlichkeiten gefehlt hat, mit welchen die Sage so gerne die gottbegnadeten Gestalten der Könige und Fürsten zu schmücken pflegt. Da hören wir von einer zusammenhängenden Reihe Zähne ohne Zwischenlücke, die er im Oberkiefer gehabt; da hören wir — es erinnert an eine ähnliche Naturgabe der alten französischen Könige — von jener ungewöhnlich grossen Zehe seines rechten Fusses, welche ihm bei seinen Lebzeiten die gern geübte Gabe verliehen hatte, mit sanftem Fusstritt Milzsüchtige zu heilen, und nach seinem Tode unverbrennlich selbst dem Scheiterhaufen widerstand. Und endlich fehlt es auch nicht an jenem Meisterstücklein eines tüchtigen Kernhiebes, wie wir ihn aus den Kreuzzügen kennen, welchen der alte Wilhelm von Tyrus seinem Gottfried von Bouillon, unser moderner Schwabendichter als „Schwabenstreich" seinem Landsmanne zugeschrieben hat. Auch Pyrrhos, im Kampfe mit den wilden Mamertinern schwer am Kopfe verwundet und blutbedeckt, führt mit seinem guten Schwerte auf das Haupt des übermüthigen Feindes einen so kräftigen Hieb, dass die Klinge durchfährt bis herab, so dass man auch hier „zur Rechten wie zur Linken sieht einen halben Mamertiner niedersinken *)."

Ich denke, dies Königsbild ist allgemein bekannt, und auch Rom wird gerade auf jenem Standpunkte, auf welchem es den
3 Kampf mit Pyrrhos aufzunehmen gezwungen war, in der „allgemeinen Weltgeschichte" kein ganz unbekannter Gegenstand sein. Rom, seit einem Jahrhundert aus der Asche des gallischen Brandes verjüngt wie ein Phönix emporgestiegen, hat in einer ununterbrochenen Reihe fast jährlicher Kämpfe nicht nur die Barbaren des Nordens wie des Südens aus seinem Gebiete hinausgetrieben, nicht nur die fremdartigen Etrusker besiegt und unterjocht: Roms Particularismus, schonungslos und unbarmherzig wie irgend einer, hat auch „mit Blut und Eisen" den Particularismus der verwandten Stämme und Kleinstaaten Mittel- und Unter-Italiens gebrochen und niedergeworfen, hat sie unter dem Namen von „Bundesgenossen" thatsächlich zu Unterthanen gemacht, welche Jahr aus Jahr ein den Blutzoll zu entrichten, ihre Angehörigen auf römisches Commando unter die römischen Fahnen zu stellen haben, um dem „römischen Senat' und Volke" die Welt zu erobern. Und wunderbar! Das Alles hatte Rom nicht ohne Hilfe gerade jener Kelten errungen, welche eine Zeit lang bestimmt zu sein schienen, Rom, so zu sagen, in der Wiege zu ersticken; denn nicht allein, dass die Kelten die Macht der Etrusker und der Volsker für immer gebrochen hatten, so dass mit diesen Rom gleichsam nur eine

*) Plutarch. Pyrrh. 24: — *φθάσας τὸν βάρβαρον ἔπληξε κατὰ τῆς κεφαλῆς τῷ ξίφει πληγὴν ῥώμῃ τε τῆς χειρὸς ἅμα καὶ βαφῆς ἀρετῇ τοῦ σιδήρου μέχρι τῶν κάτω διαδραμοῦσαν, ὥστε ἑνὶ χρόνῳ περιπεσεῖν ἑκατέρωσε τὰ μέρη τοῦ σώματος διχοτομηθέντος.*

Nachlese zu halten hatte, — durch die Kelten hatten auch die widerstrebenden Stämme Italiens gelernt, dass es noch ein Schlimmeres giebt, als von einem verwandten Stamme unterworfen und beherrscht zu werden, nämlich das, von fremden Barbaren zertreten und vernichtet zu werden: „lieber Unterthan der römischen Republik, als leibeigener Knecht des keltischen Junkerthums," das mag, nachdem die Sonderfreiheit des eigenen Staates nicht mehr zu retten war, der leitende Gedanke des Einen, der unbewusste Instinkt des Andern der Unterworfenen gewesen sein.

Weiter! Dieses Rom hatte zugleich damals die Hydra der innern Zwietracht vorläufig glücklich besiegt: die Doppelgemeinde der alten *patres* und der anwachsenden *plebs* war in den Einheitsstaat des neuen *populus* aufgegangen, und sein volksthümliches Wehrwesen hatte in jenen Kämpfen, namentlich in denen mit den in Tapferkeit ebenbürtigen Samniten, vollständig seine Feuerprobe bestanden. Was Wunder, dass dieses Rom seine begehrliche Hand nun auch nach den griechischen Pflanzstädten Unteritaliens, namentlich nach dem reichen Tarent ausstreckte, und dass eben dieses Gelüste für die Bedrohten eine dringende Veranlassung war, den Griechenkönig zur Abwehr gegen die römischen Barbaren herüberzurufen, ein Ruf, dem zu folgen die Ehre wie die Politik zu gebieten schien!

So bekannt das Alles ist, hochverehrte Anwesende, woran ich jetzt in Kürze erinnerte, so scheint doch der Versuch gerechtfertigt, in allgemeinen Zügen, aber doch etwas mehr im Einzelnen den Einfluss darzustellen, welchen der Zusammenstoss zwischen Pyrrhos und Rom auf die weltgeschichtliche Entwickelung des letzten gehabt hat. Rom ist nämlich durch diesen Zusammenstoss, so zu sagen, reif geworden für seine weltgeschichtliche Mission. Worin aber hat diese bestanden? Erinnern wir uns an das bekannte Doppelwort des augusteischen Dichters: *„regere imperio populos"* und *„debellare superbos,"* Kriegswesen und Regiment über Bundesgenossen und Unterthanen!

In erster Linie, hochansehnliche Versammlung, und als unsere Hauptaufgabe wird uns das Kriegswesen beschäftigen. Wir wollen vor Allem zu zeigen versuchen, welchen Einfluss der Zusammenstoss mit Pyrrhos und der makedonischen Taktik der Diadochen auf die Entwickelung des römischen Kriegswesens gehabt hat.

Die Quellen freilich für diese Untersuchung sind gar übel beschaffen: ich erinnere daher nur kurz daran, dass von all' den glänzenden Schlachtbeschreibungen in der ersten Dekade des Livius nach meiner innigsten Ueberzeugung Nichts, aber schlechterdings Nichts zu brauchen ist, dass ferner über den Kampf mit Pyrrhos 4
selbst uns zwar eine Menge anekdotenhafter Züge vorliegen, aber keine eingehende, zusammenhängende, sachverständige Darstellung. Daher müssen wir uns hier begnügen mit jenen allgemeinen Um-

rissen der ältesten Zustände Roms, mit den Nachrichten über die früheste Gliederung des römischen Volkes nach Tribus, Curien und Geschlechtern; sodann mit der bekannten Ueberlieferung über die Servianische Classen- und Centurieneintheilung; ferner mit jenem dunkeln, viel behandelten Capitel des Livius VIII, 8 über die ältere Manipularlegion, welche nicht 30, wie die spätere, sondern 45 Manipeln zählt, und endlich mit der berühmten ausführlichen Schilderung, welche Polybios im sechsten Buche seiner Geschichte von der Manipularlegion seiner Zeit gegeben hat. Das sind vorzugsweise die Materialien, mit denen wir zu arbeiten, auf welche wir die sonst zerstreuten und etwa brauchbaren Notizen zurückzubeziehen haben, um durch methodische Combination wenigstens ein allgemeines Bild jener Umgestaltung des römischen Kriegswesens zu gewinnen*).

Meine Herren! Es ist eine unzweifelhaft sichere, durch alle inneren Gründe bestätigte Ueberlieferung, dass auch Rom in den ältesten Zeiten die Taktik gehabt habe, welche überhaupt, wie das schon Aeschylos, der alte Marathonskämpfer, so klar erkannt und ausgesprochen hat**), das Eigenthum des gesammten Abendlandes im Gegensatze zu der zerstreuten, vorzugsweise auf Fernwaffen auf dem „geschwinden Ross“ beruhenden Gefechtsweise der Morgenländer zu allen Zeiten gewesen zu sein scheint: die Phalangen- oder, wie der moderne Ausdruck lautet, die Lineartaktik. Auch Rom hat Jahrhunderte lang eine rein phalangitische Legion gehabt. Ob die Römer, wie ausdrücklich überliefert wird***), diese Taktik von den Etruskern annahmen, den Affen der Hellenen, wie ich sie nennen möchte, oder von den unteritalischen Hellenen selbst, oder ob dieselbe, auf gleichmässigem Boden entsprungen, eine selbständige Errungenschaft der verschiedenen Stämme des Abendlandes ist, das lasse ich hier unerörtert. Mit zwei Worten entwerfe ich ein Bild der alten Phalangentaktik, die also im Princip der modernen Lineartaktik entspricht. Vom rechten zum linken Flügel reihen sich in gerader Linie fest zusammengeschlossen mit ihren Schutz- und Trutzwaffen, dem mächtigen, mit dem linken Arme vorgehaltenen Schilde und dem wuchtigen Spiesse, bald hochgeschwungen zum Einzelstoss von oben nach unten, bald fest angelegt an die Hüfte zum gleichmässigen gemeinschaftlichen Eindringen, die Gewaffneten an einander; so schreiten sie in festem, raschem Gleichtritte zur Schlacht vor gegen die bald zerstreuten, bald dicht, aber ungeordnet zusammengeballten Haufen der Feinde, welche vor solchem „Wettersturm des Krieges“ auseinanderstieben, wie Spreu vor dem Winde. So — um Entlegenes, aber Gleich-

*) Zu dem Folgenden vgl. unsere Einleitung zu den „griechischen Kriegsschriftstellern.“ (Leipzig 1855). Thl. 2. Abtheil. 1. S. 1—55.

**) Aesch. Pers. V. 85 f. 147—149. 239 f.

***) Athen. VI, p. 273 f.: *ἔλαβον δὲ καὶ παρὰ Τυρρηνῶν τὴν σταδίαν μάχην φαλαγγηδὸν ἐπιόντων.*

artiges zusammenzustellen — so wichen einst die Perser vor den Spiessen der Athener bei Marathon, so in unsern Tagen die Marokkaner vor den Bajonnetten der Franzosen bei Isly. Schon Homer, der doch vorzugsweise den ritterlichen Einzelkampf seiner Helden schildert, kennt diese Phalangentaktik und lässt sie namentlich da eintreten, wo es gilt, „mit geeinten Kräften" einem sonst unwiderstehlichen Gegner, wie dem von den Göttern gestärkten Hektor, zu begegnen*).

Aber schon diese alte Phalangentaktik hat ihre Entwickelung: wir haben eine doppelte Form der Phalanx zu unterscheiden, welche 5
sich auch bei den Römern mit Sicherheit erkennen lässt: die flache Phalanx, welche wir die ritterliche, die tiefe, welche wir die bürgerliche nennen dürfen. Jene, die flache Phalanx, gehört der älteren Zeit an; wir finden sie z. B. bei den Spartiaten des Tyrtäos und — setzen wir hinzu — bei dem alten römischen, nur aus Patriciern und deren Clienten bestehenden *populus*. Die Spartiaten wie die römischen Patricier sind allein die eigentlichen Kämpen: nur in Einem oder höchstens in zwei Gliedern neben einander gereiht, dringen sie in der angegebenen Weise auf den Feind ein; ein Jeder der ritterlichen Männer hat hinter sich eine Anzahl bewaffneter Knechte, welche sein persönliches Gefolge bilden. Bewaffnet — womit? Mit Knitteln und Steinen, wenn's hoch kommt, mit einem leichten Wurfspeer, vielleicht hier und da mit Bogen und Pfeil. Und während nun die Ritter und Herren mit gehobenen oder eingelegten Spiessen vordringen, so fliegen über ihre Häupter hinweg Steine und Speere in die Schaaren der Feinde; und wen der Spiess des Herrn niedergestossen, um den mag sich der Sieger nicht kümmern: sorglos dringt er vor und überlässt es dem nachfolgenden Knechte, ihm den Garaus zu machen. So haben wir uns unzweifelhaft auch jene älteste römische Legion zu denken, zu welcher die drei alten Stämme der *Ramnes, Tities* und *Luceres* jedenfalls nach ihren 30 Curien, vielleicht auch geschlechterweise, ihr gleichmässiges Contingent gestellt haben. Weiter können wir hier in Ergründung des Einzelnen nicht gehen. Ob ursprünglich in den ältesten Zeiten die 300 *equites* oder Ritter überhaupt nur die einzigen wirklichen Kämpen und 3000 *milites* oder Fussgänger — 10 auf einen Ritter — nur die dahinter Gereihten, die Clienten des Einzelnen gewesen sind, oder ob wirklich von Anfang an die Römer auch eine geregelte Reiterei gehabt haben, und dergleichen, das sind Hypothesen, auf die wir hier nicht eingehen können. Nur darauf will ich noch aufmerksam machen, dass wir schon in dieser ältesten Ueberlieferung den beiden militärischen Grundzahlen der Römer, drei und zehn, begegnen.

Noch in der Schlacht bei Platää scheinen die Spartiaten in

*) So Ξ 370–375 und *O* 296–299. Von andern Stellen s. besonders *Π* 212–217 (*N* 131–133).

der flachen Stellung, der Einzelne von 7 Heiloten im Rücken unterstützt, aufmarschirt zu sein. Aber schon im peloponnesischen Kriege finden wir allgemein bei den Griechen die tiefe Phalanx, welche wir die bürgerliche genannt haben, in regelmässiger Verwendung. Hier reihen sich in der Normaltiefe von nicht weniger als 8 Gliedern die gleichmässig gewaffneten Hopliten hinter einander; persönliche Knechte, die im Kampfe Dienste leisten, giebt es nicht mehr. Dagegen hat die Entwickelung der leichten Infanterie als einer regulären selbständigen Truppe begonnen. Allein im Grossen und Ganzen ist doch die tiefe Phalanx dieser bürgerlichen Hopliten sich vollkommen genug zum Angriff wie zur Vertheidigung. Sie allein entscheidet die Schlachten und kann zur Noth des leichten Fussvolks wie der Reiterei entbehren.

Diese tiefe Phalanx finden wir unzweifelhaft wieder in der bekannten Ueberlieferung über die Servianische Classen- und Centurieneintheilung. Diese Classen- und Centurieneintheilung hat gewiss ursprünglich eben gar keinen andern als einen militärischen Zweck gehabt. Es sollten für den gemeinschaftlichen Kriegsdienst sowohl die finanziellen als die persönlichen Leistungen des gesammten, nunmehr aus *patres* und *plebs* bestehenden *populus* je nach Vermögen und Alter auf verhältnissmässig entsprechende Weise organisirt werden. Erst später hat die bekannte demokratische Entwickelung des römischen Staates — wie ich sie doch wohl nennen darf im Gegensatze zum alten Patricierthum — gerade an diese alte Heeresordnung angeknüpft. Und wenn es erlaubt ist, Altes mit Neuem zu vergleichen, so mag hier an unser Zollparlament erinnert werden, das jetzt auch nur eine rein finan-
6 zielle Bedeutung hat, aber nach den Wünschen und Hoffnungen so vieler Patrioten einstmals eine weitere politische Stellung einnehmen soll. Dass die Servianische Classenordnung die tiefe Phalanx uns zeigt, geht aus der Anordnung der verschiedenen Bewaffnung der verschiedenen Classen unzweifelhaft hervor. Noch mehr, wir können aus ihr in erster Linie auf die Normaltiefe der römischen Phalanx schliessen, die viel bestrittene, die da nach meiner Meinung trotz aller Veränderungen die Normaltiefe der römischen Legion bis auf die Zeiten Caesar's geblieben ist. Diese Normaltiefe ist nicht 8 Mann, wie bei den Griechen, nicht 10 Mann, wie man gewöhnlich annimmt, nicht anfangs 3, dann 4, zuletzt 8 Mann, wie ich einst vermuthete, sondern stets 6 Mann gewesen. Die 40 Centurien „der Jüngeren“ der 1. Classe, welche damals nicht sowohl eine Minderzahl übermässig reicher als die Mehrzahl der wohlhabenden Bürger in sich fasste, mit ihrer vollen Rüstung — Helm, Panzer, Schild, Beinschienen, Spiess und Schwert — gaben, wenn wir eine bestimmte Leistung supponiren, für die Legion, mit je 50 Mann auf die Centurie, die 2000 für die 4 ersten Glieder der aus 3000 Mann bestehenden Phalanx — sie mögen damals *principes* „die Ersten“ oder „Vormänner“ geheissen haben —;

die 20 Centurien der Jüngeren der 2. und 3. Classe mit ihrer geringeren Bewaffnung, jene ohne Panzer, diese ausserdem auch ohne Beinschienen, gaben nach dem gleichen Maassstabe die 1000 Männer, welche das fünfte und sechste Glied ausfüllten; die Trutzwaffen und vor Allem den Spiess, die stehende Normalwaffe der alten Phalanx, behielten alle drei Classen, daher wohl der Gesammtname für die römischen Phalangiten, je nachdem man sie nach ihrer Zusammensetzung oder nach ihrer Hauptwaffe benannte, „*triarii*" oder „*hastati*" ursprünglich gewesen sein mag. Die 4. und 5. Classe, jene mit 10, diese mit 15 Centurien der Jüngeren, liefern nach demselben Verhältnisse 1250 Leichtbewaffnete, welche, die 500 der 4. Classe mit Wurfspeeren, die 750 der 5. Classe mit Schleudern versehen, den Kampf einleiten, aber auch nach dessen Beginn, hinter den sechs Reihen der Gewaffneten aufgestellt, die Tiefe der Schlachtordnung verstärken können. Das war die erste Phase der römischen Legion, deren Gesammtsumme, 4200 in runder Zahl, bekanntlich auch für die Polybianische Legion normal geblieben ist.

Die Griechen sind trotz mancher Ansätze besonders auf dem Rückzuge der Zehntausend dennoch über diese einfache Phalangentaktik nie hinausgekommen, und daher mussten sie der fortgeschrittenen Taktik der Makedonier erliegen. Bei den Römern dagegen wurde im Kampfe mit den Kelten einerseits, mit den Samniten und anderen Bergbewohnern andererseits die Phalangenstellung durchbrochen und ging über in die Manipular-Stellung, wie sie uns Livius in dem schon angeführten Capitel gewiss nach einem alten Annalisten — denn dergleichen erfindet er nicht! — überliefert hat*). Ich kann hier nicht auf die Frage eingehen, warum ich es wage, auf jene vielbestrittene Schilderung in meiner Weise zu fussen und mit derselben andere Notizen zu verbinden; ich muss mich begnügen, in wenigen Zügen das Gesammtergebniss meiner Erwägungen zusammenzufassen. Zuerst also die Reform der Bewaffnung: gegen das lange Schwert des Kelten, welches vorzugsweise in kunstlosem Hiebe von oben nach unten geführt wurde, wird statt des ritterlichen Helms mit seinen Zierrathen die neue glatte Pickelhaube eingeführt, von welcher das Schwert unschädlich abgleitet, und zu gleicher Zeit statt des argolischen Rundschildes das mächtige länglich-viereckige, mit herumlaufender 7
Erzplatte geschützte *scutum*, welches nicht nur den Arm, sondern auch, mit seiner Rundung dem Leibe sich anschmiegend, den halben Mann, wenigstens die gegen den Feind gekehrte Seite schützt und

*) Ueber diese von jeher „mit wilder Conjecturalkritik" (Niebuhr III, 113) behandelte Stelle (Liv. VIII, 8, 7 f.) verweise ich einfach auf meine Erörterung a. O. Anmerk., 121 b) S. 45—48, und führe daraus hier nur an, dass bei Livius §. 7. „*quarum unam eamque primam pilum vocabant*" zu lesen und dann das vor „*centum*" stehende „*vexillum*" zu streichen ist.

allenfalls den Panzer zu ersetzen im Stande ist. Die Angriffswaffen dagegen, vor Allem der alte Spiess, bleiben nach wie vor bei dem eigentlichen Linienfussvolk unverändert, während man der im Lager zurückgelassenen Besatzung als zu dessen Vertheidigung besonders geeignete Wurfwaffe das schwere *pilum* in die Hand gab und sie davon *pilani* benannte.

Noch wichtiger als die Reform der Bewaffnung war die Reform der Taktik. Wie Xenophon schon auf seinem unsterblichen Rückzuge dahin kam, zur Forcirung von Bergübergängen die bis dahin ununterbrochene Linie seiner Phalanx in Companiecolonnen aufzulösen, die sogenannten λόχοι ὄρθιοι, welche, wahrscheinlich mit 6 Mann Front und der verdoppelten Tiefe von 16 Mann, in unregelmässigen Zwischenräumen je nach dem Terrain von einander getrennt aufmarschirten, ebenso mussten auch die Römer auf ihren Heerfahrten in die sabinischen und samnitischen Gebirge nothwendig dazu kommen, den Zusammenhang ihrer 500 Mann langen und 6 Mann tiefen Legionsfront aufzulösen und mit kleineren taktischen Einheiten, den Manipeln, zu agiren. Die Intervallartaktik ist also schon von den Griechen, wie wir sehen, gelegentlich *ad hoc*, unter gewissen Bedingungen und zu bestimmtem Zwecke angewendet worden. Die Römer aber haben sie eigentlich orfunden, indem sie dieselbe für alle Fälle beibehielten und consequent weiter entwickelten. Hierüber noch in aller Kürze das Wesentliche.

Zunächst aber die Beantwortung der Frage: Warum hatte der römische Manipel gerade 60 Mann, wozu noch zwei Centurionen — Rottmeister — und ein Vexillarius — Fähndrich — kamen? Die Antwort ist leicht. Bildet auch die Phalanx ein zusammenhängendes Ganze, so ist doch dieses Ganze ein organisches: es muss in kleinere taktische Einheiten gegliedert sein. Die taktische Einheit der griechischen Phalanx ist nach mancherlei Schwankungen — in Kyros' Söldnerheer ist es der Lochos von 100 Mann — vorzugsweise das volle Quadrat von $8 \times 8 = 64$ Mann, gerade wie später in der makedonischen Phalanx das Syntagma von 16×16 Mann $= 256$ Mann gewesen. Hochgeehrte Anwesende! Sie sehen, wie genau mit der taktischen Normaleinheit der Griechen der römische Manipel von 60 Mann, d. h. von 6 Mann Tiefe und 10 Mann Front, übereinstimmt, wie daher auch naturgemäss die römische Phalanx ebenso in diese Manipeln, wie die Söldnerphalanx Xenophon's in ihre Lochen sich zerlegen musste. Aber gleich in der Art, wie diese Zerlegung vorgenommen wird, zeigt sich zwischen den Römern und zwischen Xenophon ein principieller Unterschied. Während dieser seine Companiecolonnen in einer Linie mit verschiedenen Zwischenräumen aufmarschiren lässt, bilden die Römer vielmehr eine Doppellinie, indem sie allemal einen Manipel aus der Front zurücknehmen und hinter dem von ihm bisher eingenommenen Raume Stellung nehmen lassen, so dass auf diese

Weise die jetzt zu selbständigen Gliedern gewordenen Manipeln in zwei Linien, *in quincuncem* — schachbrettförmig — geordnet, gegen den Feind aufmarschiren. Von jetzt an formiren sich daher die römischen Heere regelmässig in zwei Treffen, welche sich regelmässig ablösen und unterstützen; es ist also das Princip der Reserven bereits gefunden, welches fortan von den Römern festgehalten und fortgebildet wird, das Princip, welches auch in neuerer Zeit so manche Schlachten gewonnen hat, zu welchem aber in der griechisch-makedonischen Taktik nur hier und da unvollkommene Ansätze sich erkennen lassen.

Allein wie kommt's, fragen wir, dass wir nun nicht einfach die römische Legion in zwei Hälften von je 25 Manipeln zu 8
60 Mann = 1500 Mann, sondern mit nicht ganz genauer Division in drei Theile von je 15 Manipeln zu 63 Mann = 945 Mann zerfällt finden? Wozu überhaupt die Dreitheilung, wenn man für jetzt nur ein doppeltes Treffen bildet? Das, verehrte Anwesende, hängt nun wiederum mit einer weiteren Eigenthümlichkeit des römischen Heerwesens zusammen, welche auch in dieser Zeit, vielleicht zuerst bei der Belagerung von Veji, erfunden und in den Wechselfällen der Gebirgskriege zu handwerksmässiger Sicherheit ausgebildet worden ist, die stehende Sitte der regelmässigen Lagerverschanzung, selbst für eine einzige Nacht. Dieses Lager, nach denselben geometrischen Grundsätzen und Verhältnissen, wie eine neue Stadt, abgesteckt und angelegt, mit Wall und Graben umgeben, wo jeder Manipel wie jeder einzelne Mann seinen bestimmten Platz hat, ist gleichsam selbst eine wandernde „Veste", welche das Heer wie eine Bürgerschaft in Waffen einschliesst, eine römische Stadt im Kleinen: seine Errichtung erhebt das römische Heer über die etwaigen Nachtheile eines ungünstigen Terrains; hier birgt der Soldat all' seine Habe, um als *expeditus* nur mit seinen Waffen angethan dem Feinde entgegenzutreten; hier findet das geschlagene Heer einen sichern Zufluchtsort, der oft genug zur Operationsbasis für einen neuen Auszug oder den endlichen Sieg geworden ist. Das ist jene römische Lagerordnung, welche dem recognoscirenden Pyrrhos die bedenkliche Aeusserung ablockte, sie sehe „keineswegs barbarisch" aus!

Aber um dem römischen Lager diese Bedeutung zu geben, musste es gesichert, musste es mit einer regelmässigen Besatzung versehen werden. Und darum zerfällte man die römische Legion nicht in zwei Hälften von je 25, sondern in drei Theile von je 15 Manipeln: während die beiden ersten Drittel — 30 Manipeln mit 1890 Mann —, gleich den *centuriae iuniorum* für den Anszug bestimmt, die Doppellinie der Schlachtordnung bildeten, blieb das letzte Drittel — 945 Mann —, gleichsam die *centuriae seniorum* im Kleinen, als Besatzung und Reserve für einen letzten Versuch im Lager zurück. Die Vergleichung, welche wir hier andeuten, ist eine vollkommen berechtigte: zugleich mit dieser neuen Gliede-

rung der Legion verliess man schon jetzt das alte Classensystem und führte das Jahrgängersystem ein, zu welchem wir auch in der lakedämonischen Hoplitenphalanx einen schwachen Ansatz finden. Nicht mehr füllte man die 4 ersten Glieder mit den Männern der ersten, das 5. und 6. mit den Männern der zweiten und dritten Classe: ohne Unterschied der Classen bildete man die 15 Manipeln des ersten Treffens, welche jetzt den früher allgemeinen Namen *hastati* erhielten, aus der Blüthe der jungen Mannschaft, und die 15 Manipeln des zweiten Treffens aus den gereiften Männern, welche daher jetzt den Namen *principes* führten, während man in die 15 Manipeln der Lagerbesatzung, welche von ihrer Hauptwaffe, dem *pilum*, *pilani* genannt wurden, die Veteranen einstellte.

Dass bei dieser Umbildung aus den 50 Manipeln zu 60 Mann der alten einfachen Linie nur 45 Manipeln, freilich mit den beiden Rottmeistern und dem Fähndrich zu 63 Mann, werden mussten, ist ein einfaches Rechenexempel. Man hätte wegen dieser Vermehrung zu den 3000 Mann noch 24 Mann hinzufügen müssen, um in runder Summe für jeden der drei Theile 16 Manipeln zu erhalten, und dann hätte man eine Summe erhalten, welche mit dem römischen Zahlenschematismus — 3, 5 und 10 — nicht stimmte. Da zog man es denn natürlich vor, für jede der drei Abtheilungen nur 15 Manipeln zu formiren, wenn auch dadurch allerdings die Legion in Bezug auf die Schwerbewaffneten an Zahl etwas geringer geworden ist, als die ältere — 2835 statt 3000 Mann. Vergessen wir aber nicht, dass dazu auch die Leicht-
9 bewaffneten, gleichfalls in 15 gleich starke Manipeln formirt, treten, jetzt *rorarii* oder „Sprenkler“ genannt, und rechnen wir dazu noch die Ersatzmänner, die *accensi*, welche unbewaffnet in ihrer gewöhnlichen Kleidung mitzogen und daher *velati* hiessen, aber ebenfalls in 15 Manipeln geordnet waren, um aus diesen jeden Abgang in den je 15 Manipeln der verschiedenen Abtheilungen der Combattanten zu ergänzen — rechnen wir diese 5 × 15 Manipeln mit ihren Offizieren zusammen, dann beträgt die Gesammtzahl dieser neuen Legion 4725 Mann.

In dieser neuen Legion nun, in welcher der Manipel von 60 Mann ein selbständiges Ganze, eine taktische Einheit wurde, war es nothwendig, dieser taktischen Einheit einen Mittelpunkt zu geben, und das wird das *signum*, die römische Fahne, das Feldzeichen des Manipels. Die griechisch-makedonische Phalanx kennt keine Feldzeichen und Fahnen; der römische Legionsadler ist bekanntlich das Vorbild des modernen soldatischen Fahnencultus geworden. Das *signum* war also für den Manipel der Mittelpunkt, nach welchem sich die Nebenmänner zur Rechten und Linken, sowie die Hintermänner vom zweiten bis zum sechsten Gliede richteten, und daher die Eigenthümlichkeit des römischen Commandos, von welchem ich mit Sicherheit zu behaupten wage, dass es nicht

wie bei den Griechen und bei uns an die Mannschaft, sondern an den *signifer*, an den Fahnenträger ging. „Πρόαγε!“ commandirte der Grieche; „Vorwärts!“ commandirt der Deutsche: *„fer signum!“* wenn es bloss den Marsch gilt, und *„infer signum!“* wenn es den Angriff gilt, commandirte der römische Centurio. „Rechts — um! Links — um!“ „ἐπὶ δόρυ“ und „ἐπ' ἀσπίδα κλῖνον!“ commandirt der Deutsche und der Grieche: *„in dextrum“* — *„in sinistrum fer signum,“* commandirt der Römer. „Rechtsum“ — „Linksum — schwenkt!“ „ἐπὶ δόρυ“ und „ἐπ' ἀσπίδα — ἐπίστρεφε!“ commandirt der Deutsche und der Grieche: *„in dextrum converte signum,“ — „in sinistrum converte signum!“* commandirte der Römer. „Halt!“ „ἔχου οὕτως!“ commandirt der Deutsche und der Grieche; *„siste signum!“* commandirte der Römer.

Und da möchte ich mir im Vorübergehen eine kleine Bemerkung erlauben. Vor einiger Zeit ist in dem würtembergischen „Correspondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen“, in welchem die Aufgaben zu den schriftlichen Arbeiten verschiedenartiger Examinanden zu stehen pflegen, den Abiturienten in einem lateinischen Stile nach einem Aufsatze von Varnhagen von Ense auch die harte Nuss aufgegeben worden, den berühmten Beinamen Blücher's „Marschall Vorwärts“ ins Lateinische zu übersetzen. Die Nuss ist aber freilich auch von den Herren Aufgabestellern selbst, wie es manchmal zu gehen pflegt, meines Wissens nicht geknackt worden, wie sie sich auch daran versucht haben*). In der römischen Soldatensprache kann nach Analogie des bekannten *„Cedo alteram“* bei Tacitus**) der „Marschall Vorwärts“ nur mit *„Infer signum“* benannt werden.

Wir wenden uns nunmehr zum Heere des Pyrrhos, welches mit dieser Manipularlegion zusammenstiess. Auch hier sind die Quellen, welche uns noch zu Gebote stehen, elend genug. Plutarch berichtet zwar, dass jener „verwegene frentanische Rittmeister“, um mit Niebuhr zu reden, der den Pyrrhos beinahe vom Pferde gestochen hätte, einen Rappen mit weissen Füssen geritten habe; allein eine ordentliche Schlachtbeschreibung hat uns weder diese „schöne Seele“ gegeben, noch ein anderer der armseligen Scribenten, welche uns von Pyrrhos' Feldzügen berichten. Und doch hatte 10
man von dem Könige selbst sowohl theoretische Schriften über Taktik und Strategik als „Denkwürdigkeiten“ (ὑπομνήματα) über seine eigenen Thaten! So müssen wir denn mit Mühe und Noth Rückschlüsse aus dem Heere Alexanders einerseits, den Heeren der Diadochen andererseits machen.

---

*) Entschieden verfehlt ist das poëtische *„belli fulmen“* ebenso, wie das angeblich „sehr ansprechende *Mars Gradivus*“: s. Jahrg. 1864. S. 152.

**) Tac. Ann. I, 23: — *centurio Lucilius interficitur, cui militaribus facetiis vocabulum „cedo alteram“ indiderant, quia fracta vite in tergo militis alteram clara voce ac rursus aliam poscebat.*

Alexander's herrliches Kriegsheer ist, so zu sagen, ein wahres militärisches Kunstwerk gewesen, welches man — es klingt paradox, ist aber wahr — in seiner Art mit jedem andern Kunstwerke des Alterthums, z. B. mit einem griechischen Tempel, unbedenklich vergleichen kann: aus den verschiedensten Völkerschaften genommen, aus den mannigfaltigsten Waffengattungen zusammengesetzt, besteht es nicht etwa aus bunten regellosen, ungeordneten Massen, wie dort die Hunderttausende des Xerxes, welche uns Herodot in langer Reihe vorgeführt hat; sondern es ist dieses Kriegsheer mit all' seiner Mannigfaltigkeit dennoch ein einheitlicher Organismus, in welchem jede einzelne dieser verschiedenartigen Abtheilungen ein wohl geordnetes Glied des Ganzen bildet: da greift Alles, Jedes an seinem Orte und nach seiner besondern Art, in einander; jede Waffe hat und vollzieht ihre besondere Aufgabe, der leichte agrianische Schütz so gut, wie die schwergerüstete makedonische Ritterschaft. Es ist, wie gesagt, trotz der verschiedenartigsten Nationalität und Bewaffnung seiner Bestandtheile ein wohlgeordnetes, einheitlich organisirtes Kriegsheer; Nichts zum Scheine und Prunke, sondern Alles für das ernste Würfelspiel des Kampfes.

Die sogenannte schiefe Schlachtordnung, die bekanntlich darin besteht, dass die gesammte Front in zwei Hälften zerfällt, von denen jene, der Offensivflügel, zum Angriff gegen den Feind vorgeht, diese dagegen, der Defensivflügel, zurückgehalten wird, während der Zusammenhang beider in der Mitte durch Truppenabtheilungen in staffelförmiger Aufstellung aufrecht erhalten wird, — diese schiefe Schlachtordnung, erneuert von Friedrich dem Grossen im siebenjährigen Kriege, hatte Alexander von Epameinondas, seinem taktischen Lehrer, überkommen, aber auf eigenthümliche Weise ausgebildet. Stellte Epameinondas seinen Offensivflügel, der allemal der linke war, vorzugsweise nur quantitativ her, indem er seine Angriffscolonne bis zu 50 Gliedern, auf mehr als das Sechsfache der Normaltiefe, verstärkte, so finden wir, dass Alexander seinen Offensivflügel, welches allemal der rechte war, vorzugsweise qualitativ organisirte, d. h. aus seinen zur wirksamsten Offensive geeigneten Waffengattungen zusammensetzte. Das war aber vor Allem die makedonische Ritterschaft, an deren Spitze der König selbst, zuerst Feldherr und dann der erste Soldat seines Heeres, in dem Momente sich setzt, wo die Trompete ertönt zum Angriff und Mann und Ross in Eisen mit gefällter Lanze gleichmässig und unwiderstehlich in den Feind einbrechen. Zu den unausrottbaren Irrthümern scheint die immer wiederkehrende Annahme zu gehören, als ob schon unter Alexander die Phalanx die Schlachten entschieden habe, nämlich die Phalanx im engern Sinne, d. h. die aus der makedonischen Bauernsame ausgehobene Landwehr, welche nur mit leichten Schutzwaffen versehen, aber mit der 16 Fuss langen Sarise ausgerüstet und in ihrer Normal-

tiefe von 16 Gliedern fest zusammengeschlossen, zu raschen Bewegungen und künstlichen Evolutionen nicht geeignet, häufig nicht einmal ins Gefecht kam. Diese bildete vielmehr die feste Grundlage des Defensivflügels, während, wie gesagt, die makedonische Ritterschaft die Spitze des Offensivflügels, gleichsam den Kopf des Widders bildete. An diese beiden Pole, die makedonische Ritterschaft als den activen und die makedonische Phalanx als den passiven Pol, schliessen sich nun rechts und links unterstützend und verhindend die übrigen Waffengattungen an: zwischen beiden das halbleicht hewaffnete Corps der flinken „Hypaspisten" oder „Schild- 11
knappen", die eigentliche Leib- und Haustruppe des Königs, welche in raschem Sturmlaufe sich der linken Flanke der vortrabenden Panzerreiter anschliessen, zunächst mit dem Abwurf des Riemenspeeres den Kampf heginnen und dann in geschlossenen Gliedern mit gefälltem Spiesse ebenfalls in den Feind eindringen. Umgekehrt schliesst sich die schwere thessalische Reiterei zur Deckung des Defensivflügels an die linke Flanke der Phalanx an, während der Zusammenhang zwischen ihr und den vorgehenden Hypaspisten von griechischen Hoplitentaxen unterhalten wird. Leichthewaffnete zu Fuss und zu Ross, die kosakenähnlichen Sarisophoren, die agrianischen Jäger und die makedonischen Bogenschützen decken rechts und links die Flanken heider Flügel und füllen wohl auch nach Befinden hier und da eine Lücke in der Schlachtlinie selhst aus.

Diese wunderschöne Organisation — wir dürfen sie wohl nun ein militärisches Kunstwerk im vollen Sinne des Wortes nennen — zerfiel mit dem Tode ihres Schöpfers; sie wäre aher wahrscheinlich auch zerfallen, wenn Alexander länger gelebt hätte; denn im Orient waren andere Feinde und war anderes Material.

Wir kommen zu den Diadochenheeren. Da ist die erste nothwendige Folge das Uehergewicht der Reiterei und zwar der leichten: diese wird in den Diadochenheeren numerisch immer stärker und stärker. Die Bedeutung der Linien-Infanterie als Offensivwaffe sinkt immer mehr, während Schützen und Leichtbewaffnete ehenfalls zunehmen; dagegen steigert sich in einseitiger Weise die Benutzung der Phalanx zur reinen Defensive, gleichsam als einer ehernen wandernden Mauer, in deren undurchdringlichem Viereck man nöthigenfalls zuletzt Schutz findet; denn diesen altbärtigen Kriegern — es wird einmal erzählt, dass der Jüngste von ihnen 60 Jahre alt war —, wenn sie ihre 16füssigen Sarisen vorgestreckt hatten, 6 Eisen hei jedem einzelnen Vordermann, in ihror festen Verschildung, in ihrer 16 Mann tiefen Schlachtordnung, war nicht heizukommen. Von diesem starrenden Spiesswall prallten die Schwärmattaken der leichten Reitergeschwader machtlos ab.

So entwickelt sich die Eigenthümlichkeit der Diadochen-Schlacht. Mit dem Schwinden der mannigfaltigen Mittelglieder wird der Zusammenhang der Schlachtordnung gelöst; wir finden rechts und links die Reiterflügel, von diesen, noch nach

Alexander's Tradition, den einen als Offensiv-, den andern als Defensiv-Flügel: jener besteht vorzugsweise aus schwerer, dieser aus leichter Reiterei. Beide sprengen voraus, jeder, so zu sagen, auf seine eigene Hand; beide schlagen sich, vollkommen von einander getrennt, mit dem gegnerischen Flügel herum. Das aus der Phalanx bestehende Centrum bleibt unterdessen ruhig stehen und kommt gewöhnlich gar nicht ins Gefecht. Die Entscheidung hängt von dem Siege oder der Niederlage der Reiterei ab. Es sind also diese Diadochenschlachten ganz isolirte Reitertreffen, bei welchen das Fussvolk keine Rolle spielt.

Dagegen tritt nun hier ein ganz neues taktisches Element auf, welches von hohem Interesse ist: die Kriegselephanten. In den Schlachten der Diadochen finden wir diese „lucanischen Ochsen“, wie sie die Römer von der ersten Begegnung mit ihnen in Lucanien nennen, in bedeutender Anzahl bis zu mehreren Hunderten. Da natürlich diese Elephanten entschieden eine Offensiv-Waffe sind, so finden wir sie vorzugsweise zur Unterstützung des Offensiv-Flügels der Reiterei, seltener und in geringerer Zahl zur Deckung des Defensiv-Flügels gegen den Angriff der Feinde verwendet. Mit Schützen auf den Rücken versehen, von Schützen, welche die Zwischenräume zwischen den einzelnen Thieren ausfüllen, umschwärmt, bilden sie gewöhnlich eine zusammenhängende Linie
12 vor der Reiterei des Offensiv-Flügels, manchmal auch zugleich einen Haken um dessen äussere Flanke; und es pflegt dann die Reiterei, nachdem sie hinter den Elephanten wie hinter einem Schleier sich geordnet hat, zum Angriff rechts und links um dieselben herumzuschwenken und in die durch die Elephanten in Unordnung gekommenen Feinde einzubrechen. Wenn man Ueberfluss an Elephanten hat, so stellt man wohl auch eine, aber weniger dichte Reihe mit gehörigen Zwischenräumen vor der Phalanx auf, um diese dadurch zu decken. Aber eine eigentliche Combination zwischen der Verwendung der Elephanten und dem Infanteriegefechte finden wir ebenso wenig, als wir jemals von einem Vorgehen der Elephanten gegen die festgeschlossene Phalanx lesen.

Kommen wir zu Pyrrhos. Es ist unzweifelhaft, dass sein Heer viel mehr den Heeren der Diadochen als dem des Alexander ähnlich gewesen ist. Zu den wenigen, wahrscheinlich sicheren Ueberlieferungen gehört die Zahl des Heeres, mit welchem Pyrrhos nach Italien übersetzte: 3000 Reiter, wahrscheinlich vorzugsweise schwere Reiter — Thessalier werden ausdrücklich genannt, und zu den leichten verwendete er die Tarentiner, welche in dieser Waffe vorzugsweise berühmt waren —, 20,000 Mann zu Fuss, wohl ausschliesslich Phalanx, ferner 2000 Bogenschützen, 500 Schleuderer und 20 Elephanten. Er mag seine Schlachten in ähnlicher Weise geschlagen haben wie seine Genossen, die anderen Diadochen. Nur in einer Beziehung finden wir, das glaube ich mit Sicherheit aus den Quellen abnehmen zu können, einen Unterschied, nämlich in

der Verwendung der Elephanten. Die Elephanten gehen bei ihm nicht mit dem Offensivflügel der Reiterei vor, sondern werden als Reserve *„in subsidiis"* zurückgehalten. Und der Grund davon ist auch klar: bei der geringen Anzahl der Thiere wollte und durfte er sie nicht von Anfang an blossstellen — er hatte ja nur 20, während die Diadochen oft deren 100 und mehr führten —, und sie waren auch gegenüber der römischen Reiterei gar nicht nöthig, welche damals, nach Polybios' ausdrücklichem Zeugnisse, ohne Schutzwaffen, nur in leichtem Koller und mit dünnen, zerbrechlichen Stangenlanzen versehen, dem Choc der geschlossenen feindlichen Panzerreiter nicht gewachsen war.

Nun können wir uns den Hergang der ersten und zweiten Pyrrhos-Schlacht, und wie die Römer dagegen nicht aufzukommen vermochten, im Allgemeinen ziemlich klar machen; eine Detailschilderung ist, wie oben bemerkt, bei der Beschaffenheit der Quellen unmöglich. Pyrrhos lässt seine Phalanx aufmarschiren in ruhiger, fester Stellung; die Elephanten stehen dahinter an einer Stelle, von wo sie als Reserve leicht vorbrechen können. Nun beginnt er in der Weise der Diadochen das Gefecht mit der Reiterei, ob mit der schweren oder mit der leichten oder mit beiden zugleich, ist nicht festzustellen: sicher aber jedenfalls, dass er nur die römische Reiterei, nicht das Fussvolk angreift. Wird die römische Reiterei geworfen, und das ist trotz der römisch gefärbten Ueberlieferung mir ganz unzweifelhaft, so verfolgt sie der König, unbekümmert um das Schicksal seiner Phalanx, so nachdrücklich und so weit, dass er sie vollständig auseinander sprengt und Nichts mehr von ihr zu fürchten hat. Aber auch die römischen Legionen haben sich durch die Niederlage ihrer Reiterei nicht stören lassen, rasch sind sie gegen die feindliche Phalanx vorgerückt, welche sie in fester Verschildung, die Sarisen vorgestreckt, ruhig erwartet: in diesen starrenden Lanzenwald suchen nun die Römer einzubrechen; aber vergebens. Ihre kurzen Handspiesse sind ohnmächtig gegenüber den 16füssigen Sarisen, von welchen jedem römischen Vormann je sechs entgegenstehen. Die Manipular-Stellung mit ihren kleinen von einander getrennten Abtheilungen von 63 Mann ist zu schwach, um an irgendeinem Punkte eine Lücke in die feindliche festgeschlossene, ununterbrochen zusammenhängende Schlachtlinie zu brechen. Sie arbeiten sich vergeblich ab: in der Schlacht bei Herakleia sollen 13
die römischen Legionen siebenmal den Versuch gemacht haben, den Lanzenwald der Phalanx zu durchbrechen! Endlich sind sie matt und müde: das Gefecht steht still. Unterdessen ist Pyrrhos mit seiner siegreichen Reiterei von der Verfolgung zurückgekommen und wirft sie jetzt den römischen Legionen in den Rücken, während gleichzeitig gegen ihre Flanken rechts und links die um die Phalanx vorschwenkenden Elephanten mit ihren Schützen vorgetrieben werden und die Phalanx selbst, aus der Vertheidigung zum Angriffe übergehend, in festgeschlossenen Reihen, die Sarisen nach wie vor

gleichmässig vorgestrekt, langsam aber unwiderstehlich vorrückt. Wäre es aber Pyrrhos auch nicht gelungen, die römische Reiterei im ersten Anprall über den Haufen zu werfen, ja, hätte er sich sogar vor ihr in gleiche Höhe mit seiner Phalanx zurückziehen müssen — was, wie gesagt, höchst unwahrscheinlich ist —, nun, so liesse er jetzt seine Elephanten zunächst gegen die römische Reiterei los: diese kann nicht widerstehen; der widerliche Geruch und das wilde Geschrei der Bestien bringt ihre Rosse in Verwirrung; sind sie nicht früher geschlagen worden, so werden sie jetzt geworfen und stieben in wilder Flucht auseinander. So oder so bricht jetzt Alles über die römischen Manipeln herein, welche decimirt, ermattet, demoralisirt, nirgend eine compacte Masse bilden können; sie werden allenthalben durchbrochen, niedergestochen von den Phalangiten, zertreten von den Elephanten, überritten und zusammengehauen von der Reiterei; wenn auch die todesverachtende Bravour Einzelner manchem Sieger noch das Leben kostet: der Sieg des Königs, die Niederlage der Römer ist entschieden. Das mag im Allgemeinen der Hergang in den beiden ersten Pyrrhos-Schlachten bei Herakleia 280 und bei Asculum 279 v. Chr. gewesen sein.

Wir kommen nun zu der Beantwortung der wichtigsten Frage, der Frage über die durch diese Erfahrungen hervorgerufene Reform der römischen Legion. Dass diese Reform überhaupt in Folge des Zusammenstosses mit Pyrrhos vor sich gegangen ist, das scheint mir allerdings unzweifelhaft zu sein. Wenn wir erwägen, dass jener Bericht über die alte Manipularlegion bei Livius zum Jahre 340 v. Chr., dem Jahre des grossen Latinerkrieges, gegeben wird, von einer Reform dieser Legion aber in den noch vorhandenen Büchern der ersten Dekade, die bekanntlich bis zum Ende der Samniterkriege, bis 293 v. Chr. geht, auch nicht die geringste Spur sich entdecken lässt; wenn wir ferner finden, dass schon in den punischen Kriegen jene andere, von der früheren gänzlich verschiedene Kampfart der jüngern, von Polybios beschriebenen Manipularlegion in Anwendung gewesen sein muss — denn eine Einführung derselben im ersten punischen Kriege würde Polybios ebenso wenig übergangen haben wie den römischen Flottenbau —; wenn wir endlich bedenken, dass zwischen den Samniterkriegen und den punischen Kriegen einzig und allein der Krieg mit Pyrrhos von solcher Bedeutung war, um eine so durchgreifende Reform hervorzurufen; — wenn wir alle diese Punkte zusammenfassen, so wird schon aus äusseren Gründen die Hypothese gerechtfertigt erscheinen, dass es gerade der Krieg mit Pyrrhos war, welcher den Anstoss zu jener Reform gegeben hat. Diese Hypothese wird aber zu der Gewissheit, welche überhaupt in solchen Dingen erreichbar ist, erhoben, wenn die schlagendsten inneren Gründe dazu treten, wenn sich mit Sicherheit beweisen lässt, dass eben die Eigenthümlichkeit von Pyrrhos' Heer und Heerführung, wie wir sie eben zu schildern versuchten, gerade derartige

Reformen anzeigen und empfehlen musste, wie wir sie im scharfen Gegensatze zu der Livianischen Legion bei der Polybianischen eingeführt finden. Das wollen wir nun jetzt im Einzelnen nachweisen.

Zweierlei war überhaupt bei der Reform ins Auge zu fassen, 14
einmal, dass die römische Offensive der feindlichen ebenbürtig, sodann, dass ein Mittel gefunden wurde, die feindliche Defensive zu brechen. Die Offensive des Pyrrhos bestand, wie wir sahen, in der schweren Reiterei und in den Elephanten. So hatten denn in erster Linie die Römer für ihre Cavallerie eine für den Angriffsstoss geeignete Bewaffnung einzuführen. Polybios sagt ausdrücklich, die römische Reiterei sei früher leicht gewesen, habe aber in Nachahmung der griechischen schwere Schutzwaffen — Panzer und Schild — und die tüchtige Stosslanze mit zwei Spitzen, oben und unten, erhalten. So war sie dem Choc der thessalischen schwergerüsteten Reiterei des Pyrrhos gewachsen. Dann galt es vor Allem ein Hilfsmittel zu finden gegen die Elephanten. Den greulichen Thieren war weder mit Reiterei, noch mit schwerem Fussvolk beizukommen: die Pferde wurden scheu vor ihnen, und selbst die längste Handwaffe reichte nicht gegen sie. So wurden denn zu diesem Behufe nicht nur, wie es heisst, verschiedene Maschinen erdacht, die ich nicht weiter aufführen will, da sie zum Theil nur als militärische Kuriositäten beachtenswerth sind, sondern, was die Hauptsache ist, es wurden die römischen Leichtbewaffneten, welche von jetzt an, wie es scheint, nicht mehr *rorarii*, sondern *velites* hiessen, in doppelter Beziehung besser ausgerüstet als früher: man gab ihnen einerseits die, wie es scheint, ebenfalls den Griechen entlehnte *hasta ammentata*, den berühmten „Riemenspeer“ mit seinem zweielligen, zolldicken Schafte und dem eine Spanne langen feinen und spitzigen Eisen, andererseits auch ein tüchtiges, zu Hieb und Stich geeignetes Kurzschwert, mit welchem sie schon einen Kampf Mann gegen Mann wagen durften. So waren die römischen Veliten nicht nur dem Schützengeleite der Elephanten überlegen, sondern durften sich sogar nicht ohne alle Aussicht auf Erfolg an die Lucanischen Ochsen selbst wagen: der Riemenspeer flog weit, traf sicher, und die dünne scharfe Spitze, wo sie nicht gerade auf Eisen oder Knochen stiess, drang tief ein und bog sich dann um, ein weiterer Uebelstand für den Getroffenen; jedenfalls also eine vortreffliche Waffe gerade gegen jene Unthiere, zumal, wenn man sie etwa noch mit Brandstoff umwickelte und so in einen Brandpfeil verwandelte. Das Schwert aber mochte ein kaltblütiger Velit, selbst wenn er bereits rettungslos dem Ungeheuer anheimgefallen schien, nicht wirkungslos gegen Rüssel und Füsse desselben anwenden. So war in der neuen Bewaffnung der Veliten die beste Wehr gegen die Elephanten gefunden. Denn es kam ja gar nicht darauf an, sie zu tödten, sondern im Gegentheil, es war viel vortheilhafter, sie scheu zu machen, dass sie sich umwendeten und in blinder Wuth gegen die eigenen Leute kehrten.

Nun galt es zum zweiten, die makedonische Defensive niederzuwerfen: es musste also die römische Linieninfanterie besser ausgerüstet werden, um es mit den Phalangiten aufnehmen zu können. Da wäre nun für den gewöhnlichen Menschenverstand das Nächste gewesen, wenn man zur alten zusammenhängenden Phalanx zurückgekehrt wäre, aber wo möglich noch längere Spiesse als die Sarisen angeschafft, statt 16 nun 32 Mann hinter einander aufgestellt und dann versucht hätte, durch diese grössere Wucht die makedonische Phalanx über den Haufen zu werfen, — gerade wie man heutzutage einerseits gegen die immer massigeren Kugeln der Monstrekanonen die Schiffspanzer immer dicker, andererseits gegen die immer dickeren Schiffspanzer die Kugeln immer massiger macht. Aber das wäre in Bezug auf die begonnene Taktik ein Rückschritt, hinsichtlich des etwaigen Erfolgs ein zweifelhafter, nur bis zu einem gewissen Grade und ausschliesslich nur *ad hoc* möglicherweise passender Ausweg gewesen. Und darum haben die Römer mit ihrem sichern, praktischen Instinkt das nicht gethan: statt homöopathisch zu verfahren, haben sie nach dem Grundsatze „contraria contrariis" gehandelt und haben, statt den Handspiess ihrer Linieninfanterie zu verlängern, im Gegentheil ihr denselben ganz genommen und dafür das berühmte, aber allerdings in seinen Stärkedimensionen für den Gebrauch zu ebner Erde gehörig ermässigte Pilum in die Hand gegeben, welches in schwererer Form bis dahin nur die im Lager zurückbleibende Besatzung der Pilani geführt und gewiss oft mit bestem Erfolge auf die Schilddächer der gegen den Lagerwall anstürmenden Feinde herabgeworfen hatte. Zum Pilum aber, der furchtbarsten Wurfwaffe für den Nahkampf, gesellt sich als Handwaffe das neue römische Schwert, trotz seines Namens gewiss nicht erst von den Spaniern entlehnt, länger als das Messer des griechischen Hopliten, aber nach unseren Begriffen kurz, breit, wuchtig, zweischneidig, mit tüchtiger Spitze, vorzugsweise zum Stoss, aber auch zum schweren Hiebe geeignet: das geregelte Ineinandergreifen von Pilum und Schwert, in jahrhundertelanger Uebung bei den römischen Legionären forterbend, hat Rom's Weltherrschaft auf den Schlachtfeldern aller Welttheile entschieden. Es fand zuerst seine natürliche Anwendung, über welche ich hier ganz kurz sein darf, gegenüber der Phalanx des Pyrrhos. Das Pilum wird in nächster Nähe und zwar als Salve, nöthigenfalls wiederholt, abgeschleudert; da schützt nicht Schild und Panzer, mit jedem schwergetroffenen Phalangiten sinkt auch eine der starrenden Sarisen zu Boden; so werden Lücken hier und da in die Phalanx gerissen, und in diese hinein bricht nun der römische Legionär, Brust und Leib, abgesehen vom erzbesetzten Waffenrock, durch das feste Scutum verwahrt, in der Rechten das furchtbare Schwert, welches er rasch und sicher gegen die wehrlosen Feinde, „Einen nach dem Andern", führt, vorzugsweise im Stosse von oben nach unten über das Schlüsselbein in die Kehle

oder von unten nach oben zwischen Brustbein und Rippen in den Unterleib. „Gegen die wehrlosen Feinde“, sagte ich, denn sind einmal Lücken in die Phalanx gerissen, so schützt die lange, unbehilfliche, nur in der Masse wirksame Sarise nicht mehr; der einzelne Phalangit ist dem einzelnen Legionär gegenüber ohne Schutz- und Trutzwaffe: rettungslos wird er von ihm mit kalter Ruhe abgestochen. Diese Bewaffnung und Taktik der römischen Linien-Infanterie ist bis in die Zeiten der ersten Kaiser, vielleicht bis Trajan, unverändert angewendet worden und ist ohne Zweifel die denkbar vollendetste Infanterie-Taktik vor Erfindung des Feuergewehres gewesen. Sie entspricht in dem prompten Zusammenwirken der Wurf- und Handwaffe durch dieselbe Linien-Infanterie genau dem modernen Manöver, wenn auf eine oder mehrere Flintensalven sofort der Einbruch mit dem Bajonnett folgt, nur dass der römische Manipel der feindlichen Linie viel näher auf den Leib rücken musste, als die moderne Companie.

So viel von der neuen Bewaffnung. Mit derselben musste sich aber zugleich eine neue Gliederung und Taktik verbinden, um die geschilderte Gesammtwirkung hervorzurufen. Hiervon noch einige kurze Andeutungen.

Vor allen Dingen wurden die Manipeln der Hastati und Principes, welche mit ihren 63 Mann sich gegenüber der Phalanx als zu schwach gezeigt hatten, auf das Doppelte ihrer Mannschaft gebracht: sie bestanden fortan ausser den Offizieren — 2 Centurionen oder Rottmeistern, 2 Optionen oder Rottschliessern und 2 Fähndrichen — aus je 120 Mann. Dafür wurde ihre Zahl um ein Drittel gemindert: fortan standen statt der bisherigen 15 Manipeln nur je 10 Manipeln im ersten wie im zweiten Treffen, deren Gesammtstärke freilich um ein Viertel stärker war, als früher: je 1200 statt 900 Mann ohne die Offiziere. Die zweite wichtige Neuerung war, dass man auch die Veteranen, welche bisher die Lagerbesatzung gebildet hatten, mit in die Schlachtlinie aufnahm, 16
indem man aus ihren Manipeln, welche ebenfalls auf 10 reducirt, aber in ihrer bisherigen Stärke von 63 Mann belassen wurden, hinter den beiden ersten Treffen eine Reserve bildete. Die Lagerbesatzung ward fortan von einer jedesmal dazu bestimmten Heeresabtheilung gebildet; die schweren Pilen blieben im Lager zurück; den Veteranen aber, welche sie bisher geführt und daher Pilani geheissen hatten, gab man den Handspiess, welchen bisher die Hastati und Principes geführt hatten, und nannte sie wohl erst von jetzt an mit dem alten, aber in seiner Bedeutung veränderten Namen Triarii, weil sie gleichsam ein drittes Treffen bildeten. Die schachbrettförmige Stellung — *„in quincuncem“* —, so dass allemal Manipel auf Intervall und Intervall auf Manipel steht, wird nicht nur für die jetzt dreifache Manipellinie beibehalten, sondern auch — und diess ist die wichtigste, aber mit Nothwendigkeit aus der neuen Kampfweise folgende Neuerung der Elementar-

taktik — innerhalb der Manipeln des ersten und zweiten Treffens, sobald diese in die Gefechtsstellung übergehen, für die einzelnen Soldaten in Reih' und Glied eingeführt, so dass auch hier Mann auf Intervall, Intervall auf Mann stösst. Damit wird vollends das Princip der alten Phalanx als eines ununterbrochen zusammenhängenden Ganzen verlassen, wozu vor Allem auch, mit den griechischen Taktikern zu reden, das στοιχεῖν καὶ ζυγεῖν, die gleichmässige Richtung aller Einzelnen nach Rotten und Gliedern gehört*).

Nun können wir uns den gewöhnlichen Hergang bei den folgenden Römerschlachten vollkommen klar machen. Die 6 Glieder Normaltiefe wurden beibehalten. Aber der römische Soldat brauchte zum Schwertkampfe mehr Raum. Es marschirt also der neue Manipel der Hastati und Principes mit 20 Mann in der Front auf, welche also, da der einzelne Mann auf 3 Fuss von rechts nach links im Gliede steht, eine Länge von 60 Fuss in der Schlachtordnung einnehmen. Dagegen beträgt der Gliederabstand vom Rücken des Vordermannes bis zur Brust des Hintermannes nicht weniger als 6 Fuss, so dass der Manipel in der Tiefe, je 1 Fuss für den Mann in der Rotte von vorn nach hinten eingerechnet, 42 Fuss einnimmt. Sowie nun das Commando gegeben wird, mit dem Abwurf der Pilen das Gefecht zu beginnen, avancirt die Hälfte des Gliedes, ein Mann um den andern, z. B. Nummer 2 4 6 8 u. s. w., um 3 Fuss in den vor ihm liegenden Zwischenraum. Geschieht diess von allen Gliedern gleichzeitig, so steht dann der römische Manipel, freilich aber nicht „Rotten und Glieder gerichtet“, sondern *in quincuncem* — schachbrettförmig — geordnet, in einer Tiefe von 12 Mann. Wahrscheinlich aber geschieht diess nicht gleichzeitig von allen 6 Gliedern, sondern es setzen sich durch dieses Manöver zunächst nur die 2 ersten Glieder von je 20 Mann in 4 Glieder von je 10 Mann um, während die 4 hinteren Glieder vorläufig noch in ihrer gedrängten Stellung verharren. Das Manöver selbst wird mit *manipulos laxare***) bezeichnet. Jene 2, beziehungsweise 4 Glieder beginnen den Abwurf der Pilen. Hat diess gewirkt und wankt der Feind, so brechen sie sofort mit dem Schwerte ein, zu dessen Handhabung der Mann 6 Fuss in der Front braucht. Ist es dagegen nicht gelungen, so werden wahrscheinlich zunächst andere Pilen vorgegeben und abgeworfen. Dauert diess länger, so hat vielleicht auch eine Ablösung der Glieder stattgefunden, indem die vorderen sich zurückzogen, die hinteren, nachdem sie in gleicher Weise in die losere Stellung sich verdoppelt hatten, ihrerseits vor-
17 gingen. Dass dieser Kampf oft stundenlang fortgesetzt wurde, ist überliefert***). Bringen es aber die Manipeln des ersten Treffens

*) Diese wichtige Thatsache, bisher meines Wissens noch nicht erkannt und gewürdigt, geht mit Sicherheit aus Polyb. XVIII, 13 [30], 6ff. und Veget. III, 15 hervor.

**) So z. B. in der höchst lehrreichen Stelle Caes. b. G. II, 25, 2.

***) Caes. b. c. I, 46, 1.

durchaus zu keiner Entscheidung, so schliessen sie ihre Glieder wieder zusammen und ziehen sich so durch die hinter ihnen befindlichen Intervalle zurück, während gleichzeitig das zweite Treffen der Principes-Manipeln vorgeht und in gleicher Weise das Gefecht aufnimmt. Dringen auch diese nicht durch, so ziehen sich beide Treffen auf die Manipeln der Triarier zurück, welche ihrerseits mit gefällten Spiessen vorrücken und, gewissermassen als zusammenhaltende Keile sich einfügend, die decimirten, aber jetzt fest geschlossenen Reihen des ersten und zweiten Treffens zwischen sich aufnehmen, so dass nunmehr alle drei Treffen Eine ununterbrochene Linie bilden, mit welcher man zum „letzten Versuche" vorgeht. Für diesen also, zu welchem es selten genug gekommen sein mag, wendet man ausnahmsweise noch einmal die alte Phalangentaktik an, mit welcher man sonst gänzlich gebrochen hat: die spiesstragenden Triarier bilden gleichsam die Thürme in dieser lebendigen Mauer der Hastati und Principes! Dass vor diesem lebendigen Organismus der neuen Manipularlegion der starre Mechanismus der makedonischen Phalanx erliegen musste, ist nicht schwer einzusehen, und nur zu verwundern, dass man ein Jahrhundert und darüber nach Pyrrhos, freilich nach langer Pause, noch mehrmals diese Erfahrung machen musste, welche Polybios so klar, wenn auch etwas einseitig, erläutert hat*). Und so ist denn, denke ich, der Beweis geliefert, dass gerade aus dem Zusammenstoss mit Pyrrhos die Gestalt der Manipularlegion hervorgegangen ist, welche derselbe Polybios bewundert und beschrieben hat.

Dass man aber zu einer so durchgreifenden Reform in dem Jahre nach der Niederlage bei Herakleia keine Zeit gehabt, wird wohl Niemand läugnen, selbst wenn die Schlacht bei Asculum einen besseren Erfolg gehabt hätte. Und wir dürfen daher als unzweifelhaft annehmen, dass die Römer die dreijährige Musse, welche ihnen Pyrrhos' Heerfahrt nach Sicilien bot, mit glücklichem Blick und Eifer benutzten, in der dargestellten Weise ihre Legion umzugestalten. Der Erfolg bei Beneventum wenigstens war vollkommen, mag es dort schon „zu den Triariern gekommen sein" oder nicht: Reiterei, Elephanten, Phalanx, kurz die ganze griechisch-makedonische Taktik zerstob für immer vor der neuen römischen Manipularlegion, welche fast zwei Jahrhunderte gegen alle möglichen Feinde siegreich gewesen ist, bis sie gegenüber der Sturmfluth der Kimbrischen und Teutonischen Gewalthaufen sich in ihrer Gliederung als ungenügend erwies, und Marius nach gänzlicher Beseitigung des Spiesses die drei, nunmehr nur noch dem Namen nach verschiedenen Manipeln der Hastati, Principes und Triarier zu der auf 600 Mann Sollstärke erhobenen Cohorte vereinigte und damit einerseits den letzten Ueberrest der Phalangen-

*) Polyb. XVIII, c. 11—15 [28—32, 12]. S. „Griech. Kriegsschriftsteller" a. O. S. 112—115.

taktik aufhob, andererseits in Bewaffnung und Taktik das schon in jener Manipularlegion entwickelte Princip erst zu seiner letzten Consequenz brachte, eine Schöpfung, an welcher selbst Caesar nichts Wesentliches mehr zu ändern fand. Denn dass die Caesarianische Cohorte, deren Sollstärke mit Sicherheit nicht bestimmt werden kann, jedenfalls schwächer gewesen ist, als die Marianische, war wohl nicht seine Wahl, sondern lag in anderen Umständen.

Verehrte Versammlung! Ich habe meine Aufgabe, so gut es bei der Kürze der Zeit möglich war, zu erfüllen, ich habe darzustellen gesucht, wie in Folge des Zusammenstosses mit Pyrrhos das römische Kriegswesen fast schon bis zu seinem Gipfelpunkte sich entwickelt hat. Ich möchte nur noch mit einigen Worten
18 daran erinnern, dass auch auf die römische Politik und Bildung der Zusammenstoss mit Pyrrhos in weltgeschichtlich bedeutender Weise gewirkt hat. Nicht ohne Grund hat die geschichtliche Sage sowohl dem diplomatischen als dem persönlichen Verkehr des Griechenkönigs mit den Römern eine Reihe ansprechender Züge von Noblesse und gegenseitiger Achtung verliehen; nicht zufällig knüpft sich ebenso das Erwachen der römischen Weltpolitik wie der erste Anfang der römischen Prosa-Litteratur an das Erscheinen des Kineas in Rom, welcher einst Schüler und Freund des letzten grossen Staatsmannes von Hellas, des Demosthenes, gewesen, jetzt der verständige Berather und freimüthige Vertreter seines Königs geworden war — jedenfalls ein Ehrenzeugniss für Beide! Wie dem Kineas ganz Rom als eine gottgeweihte Stätte, der Senat als eine Versammlung von Königen erschien, so trat andererseits in seiner Erscheinung sowohl bei den officiellen Verhandlungen als bei dem persönlichen Verkehr der ganze Zauber des griechischen Geistes den Römern so gewinnend entgegen, dass sie schon drauf und dran waren, den, wie es schien, ebenso vortheilhaften als verlockenden Friedensanträgen des griechischen Redners Gehör zu geben. Da war es, wo der greise Appius Claudius — der erste römische Staatsmann, von welchem wir ein zwar noch vielfach räthselhaftes, aber doch einigermassen individuelles Bild entwerfen können —, schon seit langen Jahren durch Alter und Blindheit ans Haus gefesselt, da war es, wo Appius Claudius Caecus sich in die Senatssitzung tragen liess und — wie ein dem Grabe entstiegener Strafgeist — jene Mahnrede hielt mit dem drastischen Eingange: „Bis jetzt hab' ich meine Blindheit beklagt, jetzt beklag' ich vielmehr, nicht auch taub zu sein, um nur von den schmählichen Reden und Beschlüssen im römischen Senat Nichts mehr zu hören", — jene berühmte Mahnrede, welche noch Cicero im Originale mit Bewunderung las, einst Ennius*) in kernige Verse umgebildet hatte:

*) *Quo vobis mentes, rectae quae stare solebant*
Antehac, dementes sese flexere viai? Cic. Cato M. VI, 16.

„Euer Sinn, der sicher und fest zu stehen gewohnt war
Immerdar, wie hat er mit Eins sich verkehret in Blödsinn!“

zuletzt in unseren Tagen Niebuhr „ahndend“ wiederzugeben versuchte*). Die Rede hat weltgeschichtliche Tragweite gehabt, wie wenige. Nicht nur, dass sie für einmal die verführerischen Friedensvorschläge des beredten Unterhändlers zu nichte machte, und Pyrrhos durch sie im Rathe verlor, was er auf dem Schlachtfelde gewonnen; in den durch sie hervorgerufenen Beschlüssen treten zuerst eine Reihe von Grundsätzen in ausdrücklicher Fassung hervor, welche, fortan von den Römern in ihrer auswärtigen Politik unverbrüchlich festgehalten, vorzugsweise zu ihren welterobernden Erfolgen beigetragen haben: zunächst die römische „Monroe-Doctrin“ in dem Satze, dass Italien den Römern gehört und in Rom aufzugehen bestimmt ist; dann die nothwendige Consequenz davon, dass mit einem Feinde, solange er in Italien steht, nicht unterhandelt wird; ferner, dass nach einer verlorenen Schlacht niemals mit dem siegreichen Feinde unterhandelt, geschweige denn Frieden geschlossen wird; endlich, dass Römer, die mit den Waffen in der Hand sich kriegsgefangen gehen, nicht ausgelöst, sondern als Entehrte bis zum Ende des Krieges in den Händen des Feindes gelassen werden.

Aber trotz dieser, zunächst gegen Pyrrhos gerichteten Beschlüsse, welche, so zu sagen, „einen Krieg bis aufs Messer“ zu athmen scheinen, und die wir als unmittelbare oder mittelbare Folgen jener Strafrede ansehen dürfen, ist's doch, als ob auch mit ihr schon ein anderes, entgegengesetztes Verhältniss den Griechen 19
gegenüber zu Tage träte: nicht zufällig ist sie die erste Staatsrede gewesen, welche man der schriftlichen Aufzeichnung und Ueberlieferung gewürdigt hat. Von da an wollte man den Griechen auch auf dem Felde des Geistes ebenbürtig entgegentreten, aber dazu — das erkannte man klar — musste man von ihnen die Waffen entlehnen, und in noch viel ausschliesslicherer Weise, als zum Theil die Waffen des Krieges. Unsere Sprachforscher, welche aus wenigen ärmlichen Inschriften eine Grammatik herzustellen verstehen, versichern uns wohl, dass das Oskische eine dem Lateinischen ebenbürtige Cultursprache gewesen sei; — nun, die Römer sind ganz anderer Meinung gewesen: sie haben die Oskischen Schriftwerke in Poesie und Prosa in ewige Nacht versinken lassen und sich nie die Mühe genommen, die bis auf diesen Tag räthselhafte Sprache der Etrusker zu lernen, um deren jedenfalls massenhafte Litteratur zu erhalten und zu studiren. Aber die Griechen, sie erschienen den Römern seit jener Begegnung mit Pyrrhos als eine ganz andere Art von Menschen, mit denen man von Anfang an viel säuberlicher verfuhr, als selbst mit den stammverwandten

*) Niebuhr III, S. 571—578.

Italikern: der erste und schlagendste Beweis davon ist das glimpfliche Schicksal Tarents, trotz der unsagbaren Frevel an römischen Kriegern und Gesandten, als es zwei Jahre nach Pyrrhos' Abzug (272 v. Chr.) sich Rom ergeben musste. Und der griechische Sklave, der damals mit fortgeschleppt und von Livius Salinator mit der Erziehung seiner Kinder betraut wurde, trug den bedeutungsvollen Namen „Andronikos“ d. h. „Männersieger“ mit Recht: ein Menschenalter später, und er brachte römischen Nationalfesten „zum Guten das Beste“ durch die Aufführung von Dramen „aus dem Griechischen“, und er wurde von Staatswegen beauftragt, in schwerer Zeit der Noth römischen Edeljungfrauen das Sühnelied einzustudieren, welches sie in feierlicher Procession zu singen hatten, und seine steifbeinige Odyssee, in welcher er den Fluss des griechischen Hexameters in den holprigen Saturnier — den Zwillingsbruder des Nibelungenverses — schlecht und recht einzwängte, wie z. B. gleich den glatten daktylischen Anfang „Nenne den Mann mir, o Muse, den listigen!“ in das altväterische:

„Den Mann, Camene, thu mir, den verschlagnen nennen!“

— diese alterthümliche Odyssee war, etwa wie bis vor Kurzem der lutherische Katechismus bei uns, noch in Horatius' Knabenzeit als Stoff des damaligen Schreib-Leseunterrichts der Schrecken der lateinischen ABCschützen. Wie griechische Männer hellen Geistes, allseitiger Bildung und taktvollen Benehmens, wie ein Polybios, Panätios und wie sie Alle heissen mögen, diese entgegenkommende Neigung des schicksalbestimmten Herrschervolkes genährt und grossgezogen haben, das auch nur in allgemeinen Zügen durchzuführen, ist nicht mehr unsere Aufgabe. Das Ergebniss ist bekannt. Der Römer theilte freiwillig mit dem Griechen die Weltherrschaft: Jener versah die *„negotia domi belique“*, Krieg und Regiment, Gericht und Verwaltung, kurz die realen und materiellen Dinge; Dieser sorgte für das *„otium cum dignitate“*, Litteratur, Kunst und Wissenschaft zur Erholung wie zum Studium.

Das Getöse der Pyrrhosschlachten ist verhallt; Pilum und Schwert des Römers, die welterobernden Waffen, haben für die heutige Kriegskunst nicht mehr praktische Bedeutung, als die Keule des Wilden oder das Steinbeil des Pfahlbauern; selbst von der gerühmten Virtuosität Roms, Völker zu unterwerfen und zu knechten, hat das moderne Caesarenthum Nichts mehr zu lernen. Aber dass die Römer die griechische Bildung in sich aufnahmen, umbildeten und verbreiteten, das ist von weltgeschichtlicher Bedeutung bis auf den heutigen Tag, ja „bis ans Ende der Tage!“

20 Ich bin am Schluss. Jene Weihinschrift, mit welcher Pyrrhos seinen ersten Sieg im Zeustempel zu Tarent zweideutig verherrlicht haben soll, echt oder unecht, — jene Weihinschrift, die uns Orosius in zwei fehlerhaften Hexametern aufbewahrt hat, ist, wenn auch

in anderer Weise, als sie gemeint war, in Erfüllung gegangen. Sie soll gelautet haben:

„Die bisher unbesiegbaren Mannen, du bester Vater im Himmel,
Hab' ich im Kampfe besiegt und ward von denselben besieget!"

Denn der griechische Geist hat jenen siegreichen Kampf mit dem römischen schon bei dem Zusammenstoss des Pyrrhos mit Rom aufgenommen; das *„Graecia capta ferum victorem cepit"* hat schon mit Kineas' römischer Gesandtschaft begonnen, und den Römern ist schon damals, so zu sagen instinktmässig, das einfache Wort Goethe's aufgegangen: „Es sind's die Griechen! —"

XIII.

Ueber die Napoleonische Karte des alten Galliens*).

Hochgeehrteste Herren!

134 Sie werden wohl schon alle von der Karte des alten
Galliens gehört haben, welche der Kaiser Napoleon durch eine besonders dazu eingesetzte Commission hat entwerfen lassen, und welche zu der von ihm seit lange vorbereiteten Geschichte Caesar's
135 gehören soll. Sie ist aber meines Wissens nicht in den Buchhandel gekommen, und ich habe daher geglaubt, dass es für Sie von Interesse sein werde, dieselbe kennen zu lernen, da sie in jedem Falle für das sachliche Verständniss Caesar's von grosser Bedeutung ist. Dass ich sie Ihnen vorlegen kann, verdanke ich der bereitwilligen Güte des Herrn Dr. Ferdinand Keller in Zürich, des hochverdienten und unermüdlichen Präsidenten unserer Antiquarischen Gesellschaft, welcher als der Entdecker und gründliche Erforscher der seitdem vielbesprochenen Pfahlbauten auch im Auslande ein weitverbreitetes und wohlbegründetes Ansehen geniesst. Herr Dr. Keller, unbestritten der gründlichste Kenner des in Bezug auf Antiquitäten so classischen Schweizerbodens**),

---

*) [Vortrag gehalten auf der XXI. Philologenversammlung zu Augsburg 1862.] Vorbemerkung. Bei der Bearbeitung dieser Vorträge [XIII und XIV] für den Druck musste ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden, als bei der des obigen über die Odyssee. Hier lagen so gut wie gar keine Niederschriften vor, und meine eigenen Taschenbuchnotizen beschränkten sich auf das Namensverzeichniss der im ersten Vortrage besprochenen Oertlichkeiten. Da ich sonach ganz freie Hand hatte, so glaube ich das Richtige getroffen zu haben, indem ich in Bezug auf die Napoleonische Karte, welche überhaupt seitdem in Deutschland bekannter geworden ist (vgl. neuerdings Heller im Philologus XIX, 3, S. 449 ff.), mich so ziemlich auf das beschränkt habe, was wirklich von mir gesprochen worden ist, dagegen über das römische Pilum eine vollständige Monographie mit allen nöthigen Belegstellen und einer getreuen Abbildung der beiden bisher entdeckten Hauptformen desselben gegeben habe.

**) Indem ich diesen Vortrag noch einmal durchsehe, erscheint eben von ihm im Verlag von Wurster u. Comp. in Winterthur eine „archäologische Karte des Cantons Zürich“, welche ich allen Alterthumsforschern angelegentlichst empfehle. Sie enthält auf das Genaueste in

war seiner Zeit selbst ersucht worden, zur Entwerfung jener Karte durch Angabe der Orte in der Schweiz beizutragen, an welchen keltische Ueberreste gefunden worden waren; er hat daher auch ein Exemplar dieser Karte geschickt erhalten, und dieses Exemplar ist es, welches ich heute Ihnen vorzulegen die Ehre habe.

Die Karte führt also den Titel: „Carte de la Gaule sous le proconsulat de César, dressée à l'aide des documents géographiques et topographiques du Dépôt de la Guerre, par la commission spéciale instituée au ministère de l'instruction publique et des cultes. D'après les Ordres de S. M. L'Empereur, 1861."

Wie nach diesem Titel zu erwarten steht, so lehrt schon der erste flüchtige Augenschein, dass die Karte in geographischer Beziehung überaus elegant und sauber ausgestattet ist: insbesondere sind die Terrainverhältnisse, die Flüsse in Blau, die Gebirge in Braun, die Wälder in Grün sehr artig ausgeführt. Davon sticht dann, in Roth eingezeichnet, alles dasjenige augenfällig ab, was sich auf das keltische Alterthum und die Feldzüge Caesar's bezieht, wie vor Allem die Namen der verschiedenen Provinzen und Völkerschaften, der römischen und gallischen Städte und Ortschaften, die alten Heerstrassen, sowie die Marschlinien und Standlager Caesar's; ausserdem sind noch mit rothen aber verschiedenen Zeichen die noch vorhandenen keltischen Monumente und Grabstätten, sowie die Fundorte keltischer Münzen, Waffen und sonstiger Ueberreste angegeben, letztere freilich, wenigstens in der Schweiz, keineswegs ganz vollständig. Ueberall, wo es nöthig erschien, sind die Namen der heutigen Städte und Ortschaften in Schwarz angebracht, so dass es auf diese Weise sehr leicht ist, sich auf dieser Karte zu orientiren. Ich stehe daher nach meiner Erfahrung nicht an, sie als das bequemste und sicherste Hilfsmittel zu bezeichnen, um sich bei einer Lectüre Caesar's rasch und ohne Mühe in geographischer Beziehung zurecht zu finden, und kann demnach nur wünschen, dass diese Karte auf eine oder die andere Weise auch dem Gymnasium und der schulmässigen Erklärung Caesar's zugänglich gemacht werde.

Eine nochmalige Revision der Karte würde namentlich in Bezug auf Namen keltischer Völker und Ortschaften manche Berichtigung ergeben, wie denn z. B. die neueste und vollständigste Schrift über diesen Gegenstand von einem Mitgliede unserer Versammlung, Herrn Dr. Glück („die bei Caesar vorkommenden keltischen Namen", München 1857), keine Berücksichtigung gefunden hat.

Ich kann diese allgemeinen Bemerkungen über die vorliegende Karte nicht verlassen, ohne noch ein Wort über einen Punkt hin-

farbigen Zeichen angegeben die im Canton vorhandenen Pfahlbauten, sowie die helvetischen, römischen und alemannischen Ueberreste und Fundorte.

zuzufügen, welcher, wie mich dünkt, von unserer patriotischen
136 deutschen Presse mit etwas gar zu viel Eifer besprochen worden ist. Ich meine den Umstand, dass die drei germanischen Völker, welche bekanntlich zur Zeit Caesar's auf dem linken Rheinufer gewohnt haben, die Triboker ganz, die Ne | meten und Va | ngionen zum grössten Theile, d. h. mit Ausnahme ihrer beiden Anfangsbuchstaben, auf das rechte Rheinufer versetzt sind. Wenn in diesen „altclassischen Reunionskammern", wie ich sie scherzhafter Weise genannt habe, wirklich eine Absichtlichkeit liegen sollte, so könnte man sie am Ende als eine antiquarische Rechtfertigung ansehen, dass „Strassburg die wunderschöne Stadt" der Triboker heutzutage französisch ist, während die auf dem linken Rheinufer belassenen Anfangsbuchstaben der Ne | meter und Va | ngionen anzudeuten scheinen, dass deren Städte Speier und Worms deutsch geblieben sind.

Wenden wir uns nun nach dieser allgemeinen Einleitung zu dem wichtigsten Theile des Inhalts unserer Karte, zu der Bestimmung der Marschrouten und Schlachtfelder Caesar's, so fühle ich mich hier zunächst gedrungen, den gründlichen und erfolgreichen Forschungen eines leider jüngst verstorbenen Landsmannes die verdiente Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Es ist diess der badische Generallieutenant August v. Göler, welcher in seinen 1858, 1859 und 1860 erschienenen Schriften [2. Aufl. I. II. Tübingen 1880] die Caesarischen Feldzüge von 58 bis 51 v. Chr. einer allseitigen Erörterung unterworfen und dabei, was sich selten genug vereint findet, mit einer genauen Behandlung des Caesarischen Textes eine genaue Untersuchung der mit mehr oder minder Sicherheit zu bestimmenden Oertlichkeiten verbunden hat. Göler verdanken wir weitaus den grössten Theil der zugleich neuen und haltbaren Ortsbestimmungen für Caesar's Märsche und Schlachten. Es kann daher selbstverständlich der vorliegenden Karte nur zur Empfehlung und der sie entwerfenden Commission nur zum Lobe gereichen, wenn die letztere die von Göler aufgefundenen Resultate für ihre Arbeit verwerthet hat. Sollte es dagegen wahr sein, dass die Commission in ihrem an den Kaiser gerichteten Rechenschaftsbericht, der, so viel ich weiss, in diesem Jahre oder zu Ende des vorigen Jahres erschienen, mir aber nicht zu Gesichte gekommen ist, Göler's und seiner Forschungen nicht gedacht hätte, so müsste die Priorität unseres verewigten Landsmanns in Bezug auf diese Entdeckungen entschieden gewahrt werden [vgl. I², VII. 64], womit natürlich die Möglichkeit nicht geläugnet werden soll, dass die französischen Gelehrten die von Göler gefundenen und bezeichneten Orte bereist und ebenfalls selbständig untersucht haben. Uebrigens hat, wenn ich mich recht erinnere, der Kaiser Napoleon selbst den Verdiensten des deutschen Forschers noch wenige Tage vor dessen Tode volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich will nun in aller Kürze diejenigen Bestimmungen angeben,

welche von Göler zuerst richtig gefunden und von der französischen Karte aufgenommen worden sind, wobei ich mich aber auf die Schlachtfelder beschränke, ohne auf die Marschlinien einzugehen. An der Spitze steht Caesar's Feldzug gegen die Belgier 57 v. Ch., bei dessen Erörterung sich Göler's Combinationsgabe vielleicht am glänzendsten bewährt hat. Die Stelle, an welcher Caesar über die Aisne ging und sein Lager aufschlug, hat man bisher gewöhnlich bei Pontavert, östlich von Beaurieux, gesucht, aber Göler hat fast mit Sicherheit nachgewiesen, dass es vielmehr bei Berry-au-Bac gewesen ist, wo der Hügel, auf welchem sich Caesar lagerte, zwischen dem genannten Fluss und den durch die Miette gebildeten sumpfigen Niederungen leicht erkennbar ist*). Den Schauplatz der Nervier- 137
schlacht hat er mit grösster Sicherheit auf dem linken Ufer der Sambre, südlich von Bavay zwischen Louvroil und Boussières, die so charakteristisch geschilderte Stadt der Aduatuker auf dem Berge Falhize am linken Ufer der Maas gegenüber der belgischen Stadt Huy erkannt [vgl. Thomann 1871 S. 7 ff.]. Der Landungsplatz Caesar's in Britannien ist bei Deal, nordöstlich von Dover anzunehmen, der Fluss, gegen welchen er vorrückt (V, 9, 3), ist der Stour, der Punkt, auf welchem er die Themse überschreitet, ist bei Kingston oberhalb London zu suchen (V, 18, 1).

Ich hebe dann noch ganz besonders die nähere Bestimmung der Lokalitäten in Caesar's Feldzug gegen die Bellovaker hervor. Das erste Lager derselben (VIII, 7, 4) lag nach Göler auf einer Anhöhe an dem südöstlichen Ausgange des Waldes von Compiègne zwischen Pierrefonds und Rétheuil, welche auf drei Seiten von der sumpfigen Thalniederung des Vandybaches umgeben ist; das zweite Lager (VIII, 16, 3) auf dem Berge Ganelon, nordöstlich von Compiègne, welcher noch heutzutage Camp de César heisst. Die Stadt Uxellodunum endlich (VIII, 32 f.), welche man bisher an verschiedenen Punkten, z. B. bei Cahors, Puy d'Jssolu, Capdenac gesucht hat, ohne die genaue Beschreibung Caesar's ins Auge zu fassen, hat er glücklich auf dem Berge La Pistoule erkannt, welcher etwa 3 Stunden westlich von Cahors auf dem rechten Ufer des Lot sich erhebt und auf drei Seiten von dem genannten Flusse umströmt wird, während auf der vierten nördlichen Seite heutzutage das Städtchen Luzech liegt.

Diess, meine Herren, sind die hauptsächlichsten Resultate, welche der Scharfsinn unseres Landsmannes zuerst aufgefunden und die Napoleonische Karten-Commission mit Recht anerkannt hat. Dass sie übrigens dabei mit selbständigem Urtheile verfahren ist, soll ausdrücklich anerkannt werden und zeigt sich namentlich auch

*) Diese Annahme ist seitdem durch Ausgrabungen, welche am 19. November 1862 in Gegenwart und nach den Angaben des Kaisers Napoleon dort gemacht worden sind, glänzend bestätigt worden. S. Heller a. O. S. 562. 1 [und Thomann d. fr. Atlas zu Caes. g. Kr. 1871 S. 1 f.]

da, wo sie abweichend von Göler ihren eigenen Forschungen oder andern Gewährsmännern gefolgt ist. Hier ist nun in ersterer Beziehung an die unzweifelhafte Entdeckung des Schlachtfeldes zu erinnern, auf welchem die ungestüme Tapferkeit der Helvetier der Kriegskunst Caesar's und der Waffengeübtheit seiner Soldaten erlag. Caesar giebt die Entfernung dieses Schlachtfeldes von der Stadt Bibracte auf nicht mehr als 18 (römische) Meilen an; dass Bibracte das spätere Augustodunum, das heutige Autun sei, darüber sind heutzutage die Forscher einverstanden: v. Göler setzt nun das Schlachtfeld, wie die frühern, in nordwestlicher Richtung von Autun, südöstlich von dem heutigen Château Chinon, ohne doch die Lokalität näher zu bestimmen. Dem Herrn de Saulcy, welcher eine Reihe tüchtiger Detailstudien über Caesar's Feldzüge angestellt hat, blieb es vorbehalten, in einer sehr gründlichen Abhandlung*) mit voller Sicherheit nachzuweisen, dass dieses Schlachtfeld vielmehr in nordöstlicher Richtung von Autun, aber genau in der angegebenen Entfernung auf der grossen Ebene zu suchen ist, welche dort nördlich von dem auf einem Hügel gelegenen Dorfe Ivry nach Cussy-la-Colonne und weiterhin nach Westen sich ausbreitet, im Osten aber durch einen sanft ansteigenden Höhenzug, der den Namen Le Deffend führt, begränzt wird. Mit dieser Bestimmung vereinigt sich die Schilderung der Helvetierschlacht bei Caesar auf das Ungezwungenste in allen Einzelheiten: die Helvetier von Caesar gefolgt waren von Chalons in nordwestlicher Richtung über Chagny und Saint-Aubin bis auf jene Ebene gezogen, wo sie ihre Wagenburg aufgeschlagen hatten; ihnen gegenüber bei Ivry am südlichen Eingange der Ebene stand Caesar, als er sich entschloss, in südwestlicher Richtung über das heutige Epinac und Creusefond nach Autun zurückzugehen. Darauf erfolgt der An-
138 griff der Helvetier auf das abziehende römische Heer, welches nun sofort auf dem Hügel von Ivry Stellung nimmt und die anprallenden Helvetier nach hartnäckigem Kampfe zurückwirft. Der „Berg", auf welchen sich diese zurückziehen, ist eben der oben genannte Deffend, welcher während des ersten Kampfes ihnen zur Linken, den Römern zur Rechten lag. Als ihnen das römische Heer gefolgt ist und gegen den Deffend Front gemacht hat, wird es von der Nachhut der Auswanderer, den Bojern und Tulingern, von Norden her in der linken ungedeckten Flanke gefasst: gegen sie macht nun wiederum das dritte römische Treffen Front, so dass gleichzeitig gegen das auf dem Deffend aufgestellte Gros der Helvetier nach Osten und gegen die vor der Wagenburg aufmarschirten Bojer und Tulinger in Hakenstellung Front gemacht wird. Herr de Saulcy war auf diese schöne Entdeckung besonders durch Ausgrabungen geleitet worden, welche Herr Rossignol in jenen Gegenden hat machen lassen: namentlich sind dort eine Masse

*) Guerre des Helvètes. Paris 1861.

keltischer Gräber gefunden worden, deren Beschaffenheit viel mehr auf eine dort gelieferte Schlacht, als auf eine gewöhnliche Begräbnissstätte hinzuweisen scheint. Ob dagegen jene ebenso berühmte als räthselhafte Säule, unzweifelhaft keltischen Ursprungs, von welcher das Dorf Cussy-la-Colonne seinen Namen hat, wirklich auf den Sieg Caesar's über die Helvetier sich bezieht, wie die französischen Gelehrten gewöhnlich annehmen, ist freilich sehr zweifelhaft, aber auch für die Richtigkeit der de Saulcy'schen Entdeckung vollkommen gleichgiltig.

Ich bin mit Willen bei der Besprechung dieser de Saulcy'schen Entdeckung etwas ausführlicher gewesen, weil sie unzweifelhaft die bedeutendste und interessanteste von allen ist, welche von der französischen Commission selbständig gemacht worden sind. Anderwärts ist die Commission mit Recht älteren Annahmen auch gegen Göler treu geblieben, so namentlich in der Ortsbestimmung des Kampfes gegen die Usipeten und Tenchterer. Hier hatte sich der wackere Göler durch ein Missverständniss*) verleiten lassen, ein Vorrücken der gesammten ausgewanderten Germanen am linken Rheinufer aufwärts anzunehmen und in Folge davon das Schlachtfeld auf das sogenannte Maienfeld südlich von Coblenz durch die Veränderung von Mosae in Mosellae (IV, 15, 2) zu versetzen. Die Napoleonische Karte ist mit Recht der alten Lesart und der bisherigen Annahme treu geblieben, wonach das Schlachtfeld unweit der Stelle zu suchen ist, an welcher die Maas mit der Waal, dem Nebenarme des Rheines, zusammenfliesst.

Ich will schliesslich noch zwei Punkte in aller Kürze erwähnen, in welchen die Napoleonische Karte mit Göler's Forschungen übereinstimmt. Der erste betrifft die berühmte Streitfrage über das alte Alesia, welche von den französischen Alterthumsforschern in den letzten Jahren mit einer unglaublichen Erbitterung geführt worden ist**), während derjenige, der die Sache nicht durch die gefärbte Brille eines närrischen Lokalpatriotismus ansieht, über die Richtigkeit der alten Tradition nicht im Zweifel sein kann, nach welcher Caesar's Alesia das heutige Alise Ste. Reine auf dem Berg Auxois im Departement Côte d'or ist. Eine überaus gründliche Abhandlung des Herzogs von Aumale in der Revue de deux mondes von 1858 [Mai p. 64—146] hat diese Tradition nach allen Seiten hin begründet, und von den späteren Abhandlungen will ich nur noch die „Etudes sur une Campagne de Jules César par M. Rossignol (in den Mémoires de la Commission des Antiquités du Département de la Côte-
d'or, tome IV. Paris 1856, Seite 171 ff.) nennen. Natürlich 139
haben sich daher auch sowohl v. Göler als die Karten-Commission

*) Caes. IV, 6, 4: Germani latius *vagabantur* et in fines Eburonum et Condrusorum, qui sunt Treverorum clientes, *pervenerant*. S. darüber jetzt Heller a. O. S. 530.

**) Vgl. Heller, Philol. XIV, S. 456 ff. und a. O. S. 518 f.

für Alise Ste. Reine entschieden, und es gehört in der That die ganze Sophistik jenes Lokalpatriotismus dazu, um gegenüber allen diesen Forschungen noch immer Alaise-les-Salins (zwischen Ornans und Salins 3 Meilen südlich von Besançon) in Anspruch zu nehmen. Für einen deutschen Gelehrten hat diese Streitfrage gegenwärtig nur noch ein pathologisches Interesse.

In einem Punkte endlich ist die Napoleonische Karte mit Unrecht, wie ich glaube, den immerhin scharfsinnigen Combinationen v. Göler's gefolgt: es betrifft dieser das Schlachtfeld des Ariovist, welches v. Göler auf der Ebene von Cernay südwestlich von Ensisheim im obern Rheinthal sucht, eine Annahme, gegen welche aber nicht allein die nach Orosius [VI, 7] und Plutarch [Caes. 19] hergestellte Angabe Caesar's I, 53, 1 „neque prius fugere destiterunt, quam ad flumen Rhenum milia passuum ex eo loco circiter *quinquaginta* (statt *quinque*) pervenerunt," sondern auch noch andere Gründe sprechen, auf welche ich hier um so weniger eingehen kann, da ich mich selbst ausser Stande befinde, mit Wahrscheinlichkeit eine andere Lokalität für diese verhängnissvolle Katastrophe in Vorschlag zu bringen. Ich muss mich vielmehr damit begnügen, die Frage, wo Caesar den Ariovist schlug, als eine durchaus offene zu bezeichnen und Ihrer allseitigen Erwägung zu empfehlen.

XIV.

Ueber das römische Pilum*).

Hochgeehrteste Herren!

Wenn ich noch zu einer zweiten Mittheilung Ihre Geduld auf 139
einige Zeit in Anspruch nehme, so darf ich hoffen, dass das grosse Interesse des zu besprechenden Gegenstandes insbesondere auch für die Schule diese Einladung rechtfertigen werde. Wir sind ja wohl Alle darüber einverstanden, dass Nichts so geeignet ist, die Lectüre der alten Schriftsteller fruchtbringend und anziehend zu machen, als wenn, gestützt auf eine streng grammatische und gründliche Worterklärung, zugleich eine klare und bündige Darlegung der vorgetragenen Sachen gegeben wird. Geradezu für die schulmässige Interpretation möchte ich den Grundsatz aufstellen: „Alles, was für die Einbildungskraft anschaulich gemacht werden kann, muss auch für dieselbe anschaulich gemacht werden.“ Wenn dieser Satz namentlich für die Lectüre des Caesar gilt, so sind Sie gewiss auch mit mir einverstanden gewesen, dass es bei derselben so weit irgend möglich geboten ist, die von Caesar erzählten Begebenheiten mit den Schülern auf der Karte zu verfolgen, und dass daher die von mir vorgelegte Napoleonische Karte auch für den Schulmann von der grössten Bedeutung ist.

Von demselben Standpunkte aus wird es gerechtfertigt sein, wenn ich Sie etwas eingehender von dem römischen Pilum unterhalte, welches im verwichenen Jahre von Herrn Dr. Lindenschmit, dem ebenso thätigen als gelehrten Conservator des Mainzer Centralmuseums, ohne Zweifel glücklich entdeckt worden ist. Die weltgeschichtliche Bedeutung des römischen Pilum ist seit Niebuhr hinlänglich anerkannt, der sich an mehreren Stellen seiner Schriften über dasselbe ausgesprochen hat: es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, dass das Pilum den Römern dasselbe gewesen ist, was den Conquistadoren die Feuerwaffe, und dass es in seiner innigen Vereinigung mit dem Gladius den Römern die Welt erobert hat. Um so mehr hat man es seit Niebuhr bedauert, dass

*) [Vortrag gehalten auf der XXI. Philologenversammlung zu Augsburg 1862.]

keine der auf alten Kunstwerken vorhandenen Abbildungen, keine der aufgefundenen Waffen auch nur die Möglichkeit darbot, auf das Pilum bezogen zu werden. Dagegen haben nun die
140 Neueren gewetteifert, nach den vorhandenen Beschreibungen das Pilum zu reconstruiren, und ich will in dieser Beziehung nur auf die Versuche von Rüstow*), v. Göler**) und Rheinhard***) aufmerksam machen. Ein Blick auf die von ihnen entworfenen Modelle lehrt, wie verschiedenartig jene Beschreibungen aufgefasst werden können. Gewöhnlich freilich hält man sich an die bekannte Schilderung des Polybios, welche von Rüstow und v. Göler vollständig, aber freilich in sehr abweichender Weise adoptirt worden ist; sie war ja die ausführlichste und schien sich schon durch die vollgiltige Autorität ihres sachverständigen Autors am Besten zu empfehlen. Auch ich habe früher in der Einleitung zu den griechischen Kriegsschriftstellern†) die Polybianische Beschreibung unbedenklich angenommen. Andere dagegen, welche mit Recht an den kolossalen Dimensionen derselben Anstoss nahmen, haben von denselben in ziemlich willkürlicher Weise abzuhandeln versucht††), wodurch begreiflicherweise die Verwirrung und Unsicherheit nur noch vermehrt worden ist. Gestehe ich es nur hier gleich ganz offen: das in der That so hell leuchtende Licht dieser Beschreibung ist uns Allen zu einem neckischen Irrlichte geworden, indem wir gar nicht an die Möglichkeit dachten, dass auch das Pilum so gut wie unsere Feuerwaffe seine Entwickelungsgeschichte gehabt hat, und es bedurfte erst der Auffindung wirklicher Pila aus der spätern Zeit, um uns daran zu erinnern, dass wir Alle bei unsern Reconstructionsversuchen die verschiedenen Zeiten durch einander gemischt und es etwa ebenso gemacht hatten, wie wenn ein postdiluvianischer Antiquar aus einer Zusammensetzung von Luntenflinte, Rad- und Steinschlossmuskete, Percussionsbüchse, Zündnadelgewehr u. s. w. die vom 15ten bis 19ten Jahrhundert unverändert gebliebene Handfeuerwaffe reconstruiren würde! Vielmehr gilt auch hier, wie so oft in unserer Wissenschaft, wie z. B. auch in der Mythologie, der berühmte politische Spruch: divide et impera.

Diesem Satze getreu will ich es versuchen, so weit es nach

---

*) Heerwesen und Kriegführung Caesar's. Gotha 1855. Tafel I, Fig. 1 und Seite 12 f.

**) Caesar's gallischer Krieg im Jahr 51 vor Christus. Heidelberg 1860. S. 48 f. Taf. II, Fig. 3. [Abgeändert II^{2}, 220 f. Taf. XVII, 2. 4.]

***) Griechische und römische Kriegsalterthümer. Stuttgart 1859. Taf. IV, Fig. 5 n. 6.

†) Theil II. Abth. 1. (Leipzig 1855.) Seite 49 f. Anmerk. 125.

††) So zuletzt Lindenschmit selbst in der S. 141 [332] citierten Schrift S. 23, wo er die „Palmlänge, welche für den Durchmesser des runden und für die Seitenfläche des viereckigen Pilum gegeben ist, als Längedurchmesser“ der Lanzenspitze annimmt, was begreiflicherweise unmöglich angeht.

den vorhandenen Beschreibungen und Notizen möglich ist, eine
Geschichte des römischen Pilums zu geben, nachdem ich vorher,
wie es einem solchen Vortrage nicht unangemessen erscheint, er-
zählt habe, wie unerwartet ich selbst auf diese Entdeckung ge-
kommen bin. Und zwar keineswegs durch eigene Forschung,
sondern wiederum lediglich durch das Verdienst meines lieben
Freundes, des schon genannten Dr. Ferd. Keller.

Es war am 23. Februar des vorigen Jahres in einer Sitzung unserer
Antiquarischen Gesellschaft, als derselbe ausser anderen zu
Unterengstringen (Pfarrei Weiningen im Canton Zürich)
in aufgedeckten Gräbern gefundenen Gegenständen auch eine höchst
merkwürdige Waffe vorlegte, welche bei einem der Skelette ge-
funden worden war. Es bestand dieselbe in einer achtkantigen,
etwa einen Finger starken eisernen Stange von mehr als 3 Fuss
Länge*), an dem einen Ende mit einer vierkantigen, bolzenartig
gearbeiteten Spitze, an welcher auf zwei Seiten Spuren von Wider-
haken sichtbar waren, am andern Ende in eine kurze, etwas sich 141
erweiternde geschlitzte Tülle auslaufend**), in welcher noch bei
der Auffindung Ueberreste des hölzernen Schaftes gewesen waren,
die aber auf dem Transporte sich verloren hatten. Bei der an
diese Vorweisung aus dem Stegreif sich anknüpfenden Discussion
rief mir sofort die Erinnerung an die berühmte Schilderung der
Helvetierschlacht bei Caesar***) das langgesuchte Pilum ins Ge-
dächtniss zurück, und ich äusserte, dass die gefundene Waffe gerade
die charakteristischen Eigenschaften zu enthalten scheine, welche
zum Theil auch nach anderen Beschreibungen das römische Pilum
gehabt haben müsse, um die von Caesar geschilderte Wirkung zu
haben, nämlich ein ungewöhnlich langes Eisen und eine überaus
scharfe Spitze mit Widerhaken: nur so sei es möglich gewesen,
dass Ein Pilum mehrere Schilde durchbohrte, dann das Eisen sich
umbog und jene so fest zusammenheftete, dass die Leute es nicht
wieder herausziehen konnten und daher genöthigt waren, den Schild
fahren zu lassen. Damit stimme denn auch die Ueberlieferung,
dass das Eisen mit Ausnahme der Spitze absichtlich weich ge-

*) Genau genommen betragen die Maasse: 98 Centimeter = $32^2/_3$" Länge der ganzen Waffe, 1" 8''' Länge der Spitze, wovon auf die Widerhaken 1" 2''' kommt, 2''' Durchmesser der Stange in der Mitte, 8''' Durchmesser der Tülle am untern Ende. S. nächste Seite Fig. 1.

**) Herr Dr. Keller machte mich darauf aufmerksam, dass alle römischen Eisenwerkzeuge, welche auf einen Holzschaft aufgesteckt wurden, eine geschlitzte Tülle haben, damit das eingesteckte Holz, wenn es trocken geworden, nicht wackelig werde.

***) b. G. I, 25, 2–4: Milites e loco superiore pilis missis facile hostium phalangem perfregerunt. Ea disiecta gladiis destrictis in eos impetum fecerunt. Gallis magno ad pugnam erat impedimento, quod pluribus eorum scutis uno ictu pilorum transfixis et colligatis, cum ferrum se inflexisset, neque evellere neque sinistra impedita satis commode pugnare poterant, multi ut diu iactato brachio praeoptarent scutum manu emittere et nudo corpore pugnare.

Fig. 1.



Fig. 2.



Ein Sechstheil der natürl. Grösse.

schmiedet worden sei, um das Umbiegen desselben zu erleichtern, und dass das Pilum, einmal in den Schild gedrungen, nicht habe abgehauen werden können. Andrerseits aber passe weder der Durchmesser des Eisens noch die Art und Weise seiner Befestigung auf dem Schafte zu der Polybianischen Beschreibung; es müsse daher die Sache weiter untersucht werden; jedenfalls aber hätten wir hier endlich einen wichtigen Fingerzeig zur richtigen Wiederherstellung des Pilum.

Ich nahm gleich am andern Tage diese Untersuchung vor und kam im Wesentlichen zu denselben Resultaten, welche ich Ihnen heute vorzulegen gedenke. Von ihrer Richtigkeit wurde ich um so fester überzeugt, als mir Herr Dr. Keller wenige Tage darauf das Buch von Herrn Lindenschmit: „die vaterländischen Alterthümer der fürstlich hohenzoller'schen Sammlung zu Sigmaringen, Mainz 1860“ vorlegte, in welchem Tafel I, Figur 1 ein ganz ähnliches in jener Sammlung befindliches Speereisen abgebildet und Seite 20 ff. mit Rücksicht auf ähnliche in merovingischen Gräbern gemachte Funde als der aus dem römischen Pilum entstandene Angon der Franken erklärt worden war. Ich konnte daher mit um so grösserer Sicherheit in einem am 2. März 1861 in der Antiquarischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage das interessante Resultat als ein unzweifelhaftes bezeichnen, dass wir in unserem Speereisen von Unterengstringen entweder ein römisches Pilum selbst oder eine von demselben abstammende und in allen wesentlichen Eigenschaften ihm gleiche Waffe besässen.

Unterdessen sind allenthalben weitere Exemplare dieser Waffe aufgefunden worden*), und als ich im vorigen Jahre nach der Frankfurter Philologenversamm-

*) Drei derselben finden sich abgebildet bei Lindenschmit: „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“. Mainz 1861. Heft I, Taf. 6, Fig. 1—3.

lung nach Mainz ging, um das dortige Museum zu besichtigen, so hatte ich die grosse Freude, dass Herr Director Lindenschmit mir ein neues ausgezeichnet gut erhaltenes Exemplar vorlegte, welches vor wenigen Wochen im Rheine gefunden worden war*). Es zeichnete sich dieses namentlich durch die eigenthümlich construirte Tülle aus, welche nicht rund und gespalten, sondern viereckig war, aber in der Mitte noch eine eiserne Zunge enthielt, so dass der Schaft, welcher in die Tülle eingeschoben wurde, an diesem Ende einen durchgehenden Einschnitt haben musste, um diese Zunge aufzunehmen. Diese Tülle ist denn nun auch auf zwei Grabdenkmälern römischer Soldaten zu Mainz**) ebenso deutlich und unverkennbar abgebildet, als die viereckige Pyramidalspitze, mit welcher dieses Pilum versehen ist. Es darf also diese Waffe mit vollster Sicherheit als das echte Pilum bezeichnet werden, welches die römischen Soldaten in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit geführt haben. Als ich dann von Mainz nach Wiesbaden kam, fand ich noch einige andere Pila, und das Interessanteste dabei war, dass mehrere derselben sehr krumm gebogen waren, gerade so, wie Caesar in der oben angeführten Erzählung es beschreibt. Auch in dem Baseler Museum habe ich unter dem dortigen „alten Eisen" ein paar gerade und krumme Pila entdeckt, welche bis dahin unbeachtet geblieben waren, und so zweifle ich denn nicht daran, dass sich noch im Laufe der Jahre eine ziemliche Anzahl von Exemplaren dieser römischen Nationalwaffe finden werden. Möglich, dass es dann gelingen wird, wenigstens für die spätere Zeit eine Reihe von Aenderungen oder Entwickelungsstufen für diese Waffe aufzuzeigen, an welcher man vielleicht ebenso viel herumgekünstelt hat, wie heutzutage an der Handfeuerwaffe unserer Infanterie. Wenigstens zeigen schon die wenigen vorhandenen Exemplare mancherlei Variationen in Bezug auf die Länge des Eisens und die Construction sowohl der Spitze als der Tülle. Doch hierauf einzugehen, kann jetzt meine Aufgabe nicht sein: ich will vielmehr nur versuchen, Ihnen mit Rücksicht auf die eben besprochenen Funde eine kurze Geschichte des römischen Pilum vorzuführen, wie sie nach den Angaben der Schriftsteller sich gestaltet.

Schon ein flüchtiger Ueberblick dieser Angaben lässt uns sofort vier verschiedene Gattungen des Pilum erkennen, nämlich

1. das Pilum des Polybios;
2. das Pilum des Marius;

---

*) S. auf voriger Seite Fig. 2, welche nach dem von Hrn. Lindenschmit angefertigten Gypsmodelle gezeichnet ist. Die Länge dieses Pilum beträgt nur 69 Centimeter = 23″, sie ist also fast um ein Drittel kürzer als die Waffe von Unterengstringen. Hr. Lindenschmit hat sowohl dieses als ein anderes ähnliches Pilum im XI. Hefte der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" Tafel 5 gegeben.

**) S. die Abbildung ebenda, Heft VIII, Taf. 6.

3. das Pilum Caesar's;
4. das Pilum des Vegetius.

143 Wir beginnen mit dem **Pilum des Polybios**, einmal, weil es für uns das älteste ist, sodann aber, weil alle bisherigen Forscher, wir selbst nicht ausgenommen, nicht nur von demselbon ausgegangen, sondern auch bei demselbon stehen geblieben sind. Das eben ist aber, wie ich schon oben rund heraus gesagt habe, das *πρῶτον ψεῦδος*, welches bisher dem richtigen Verständnisse der Sache am meisten hinderlich gewesen ist, zumal da wir Alle merkwürdigerweise so gut wie gar keine Rücksicht darauf genommen haben, dass Polybios von zwei verschiedenen Pilen, einem schweren und einem leichten, spricht, während die späteren Schriftsteller von einem solchen Unterschiede absolut nichts wissen. Ohne sich aber hierum zu bekümmern, hat man unbewiesen und unbesehen das schwere Pilum des Polybios als dasjenige angenommen, welches seitdem unverändert die römische Nationalwaffe geblieben und in der Feldschlacht angewendet worden sei. So finden wir denn fast überall dieselbe Schilderung dieser Waffe*): sie besteht aus einem hölzernen, entweder runden oder viereckigen Schafte von drei Ellen Länge; der runde Schaft hat drei Zoll Durchmesser, ebensoviel beträgt jede Seite des viereckigen Schaftes; das Eisen, ebenso lang wie das Holz, wird bis zur Hälfte in eine Nuthe oder Rinne des Schaftes eingelassen, so dass die Länge der ganzen Waffe $4^1/_2$ Elle beträgt; diese Hälfte hat eine Stärke von $1^1/_2$ Daktylen $= 1^1/_8$ Zoll und läuft in eine mit Widerhaken versehene Spitze aus. Das Eisen ist mittelst vieler Haften und Ringe mit dem Holze verbunden, so dass eher das Eisen bricht, als dass diese Vorbindung sich löst. So weit Polybios, den man freilich in Bezug auf den letzteren Punkt wohl auch dahin verändert, dass man sagt, die Hälfte des Eisens sei gabelförmig getheilt und so an zwei

---

*) Polyb. VI, 23, 9—11: *τῶν δ' ὑσσῶν εἰσιν οἱ μὲν παχεῖς, οἱ δὲ λεπτοί· τῶν δὲ στερεωτέρων οἱ μὲν στρογγύλοι παλαιστιαίαν ἔχουσι τὴν διάμετρον, οἱ δὲ τετράγωνοι τὴν πλευράν· οἵ γε μὴν λεπτοὶ σιβυνίοις ἐοίκασι συμμέτροις, οὓς φοροῦσι μετὰ τῶν προειρημένων* (dieser Relativsatz ist vielleicht gleich nach *λεπτοί* zu setzen). *ἁπάντων δὲ τούτων τοῦ ξύλου τὸ μῆκός ἐστιν ὡς τρεῖς πήχεις, προσήρμοσται δ' ἑκάστοις βέλος σιδηροῦν ἀγκιστρωτόν, ἴσον ἔχον τὸ μῆκος τοῖς ξύλοις, οὗ τὴν ἔνδεσιν καὶ τὴν συνέχειαν* (so ist offenbar statt des überlieferten *χρείαν* zu lesen, was man gewöhnlich mit Verwandelung des vorhergehenden *καὶ* in *κατὰ* beibehalten hat) *οὕτως ἀσφαλίζονται βεβαίως, ἕως μέσων τῶν ξύλων ἐνδέοντες* [*ἐνδιδέντες* Hultsch.; *ἐνδιδόντες* FDH.] *καὶ πυκναῖς ταῖς λαβίσι καταπερονῶντες, ὥστε μὴ πρότερον τὸν δεσμὸν ἐν ταῖς χρείαις ἀναχαλασθῆναι, ἢ τὸν σίδηρον θραύεσθαι* [*ὥστε πρότερον ἢ τὸν δ. ἐ. τ. χρ. ἀναχαλασθῆναι τὸν σίδ. θρ.* Hultsch nach Benseler] *καίπερ ὄντα τὸ πάχος ἐν τῷ πυθμένι καὶ τῇ πρὸς τὸ ξύλον συναφῇ τριῶν ἡμιδακτυλίων· ἐπὶ τοσοῦτον καὶ τοσαύτην* (diese beiden Worte sind vielleicht als Dittographie zu streichen) [*τοιαύτην* Hultsch nach Reiske] *πρόνοιαν ποιοῦνται τῆς ἐνδέσεως.*

Seiten über den Schaft gezogen worden*), eine Annahme, welche vollständig aus der Luft gegriffen ist.

Was nun zunächst bei diesem Polybianischen Pilum auffallen muss und auch wirklich aufgefallen ist, das sind die ganz ungeheuerlichen Dimensionen der Schwere und des Volumens. Man hat denn auch nicht verfehlt, darüber allerhand erbauliche Betrachtungen anzustellen, ohne doch die Sache in ihrer vollen Wahrheit sich klar zu machen, wodurch man zu ganz anderen Folgerungen gekommen wäre. Um es kurz zu sagen, die Dimensionen dieses „balkenartigen Geschosses“, wie es Herr Lindenschmit ganz richtig nennt, sind für eine Wurfwaffe aus freier Hand und auf ebenem Boden geradezu unmöglich; selbst für eine Riesenfaust, wie wir sie am allerwenigsten den Römern zuschreiben dürfen, zu einem sichern und kräftigen Wurfe durchaus unhandlich, wie das der Augenschein Jedermann lehrt, welchem man ein nach diesen Angaben angefertigtes Modell vorlegt; das Gewicht dieser unbeholfenen
Waffe aber würde nicht 10, sondern mindestens 15 Pfund betragen. 144
Es ist daher eine reine Unmöglichkeit, dass die Römer jemals in der Schlacht sich eines Pilum von diesen Dimensionen bedient haben. Aber ebenso unmöglich ist es, diese Dimensionen, sei es durch Emendation oder durch Interpretation, zu beseitigen, wie letzteres neuerdings von Lindenschmit (a. O. Seite 23) geschehen ist, welcher jene 3 Zoll von dem Längedurchmesser der Spitze allein nimmt. Lassen wir also vorläufig diese zweifelhafte Schilderung bei Seite und sehen wir uns die Worte des Polybios sonst noch etwas genauer an. Da springt es denn nun gleich in die Augen, dass die Angaben des Polybios über die Länge des Schaftes und des Eisens sowie über die genaue Verbindung beider auf ihrer ganzen beiderseitigen Hälfte durchaus nicht bloss auf jenes schwere, sondern ebenso auch auf das leichte oder dünne Pilum gehen. Es unterscheidet sich daher dieses von jenem lediglich durch die geringere Stärkedimension des Schaftes, welche aber nicht ebenfalls wie bei jenem in bestimmten Maassen angegeben, sondern nur durch die allgemeine Bemerkung bezeichnet wird, „die dünnen Pila seien *συμμέτροις σιβυνίοις* gleich“. Da frägt es sich denn nun vor allen Dingen, welch' eine Art von Spiessen diese Sibynia gewesen sind und inwiefern sie mit dem leichtern Pilum verglichen werden können. Darüber kann nun glücklicherweise kein Zweifel sein. Die *σιβύνη* oder das *σιβύνιον* im eigentlichen Sinne ist der Schweinespiess oder, wie man vor Zeiten bei uns sagte, die Saufeder, ein starker, an der ziemlich langen Spitze mit Widerhaken versehener Jagdspiess**), mit welchem man das

*) So Marquardt S. 252 [aber ²328 ff.]. Vgl. Rüstow, Heerwesen Caesar's S. 12 f. v. Göler, Caesar's gallischer Krieg im Jahre 51 v. Ch S. 48 f.

**) Die specielle Bedeutung des verschiedenartig geschriebenen Wortes ist am Besten verbürgt durch die Notiz vom Gastmahle des Karanos bei Athen. IV, p. 130ᵃ f.: *Ἐρυμάνθιοι τῷ ὄντι σύαγροι κατὰ*

anlaufende Wildschwein abfing, wie das auf verschiedenen Darstellungen der Jagd des Erymanthischen Ebers sehr dentlich erkennbar ist. Polybios aber vergleieht das leichte Pilum mit der Sibyne hauptsächlich in Bezug auf die Stärke des Schaftes, warum, zeigt ebenfalls ein Blick auf die angeführten Abbildungen. Der Schaft der Sibyne hat einen stärkern Durchmesser, als die Schafte gewöhnlicher Wurfspiesse zu haben pflegen; er ist ganz eigentlich *χειροπληθής*, wie Dionysios die Schafte seiner Pilen genannt hat. Darin besteht also in Bezug auf den Schaft die Eigenthümlichkeit auch des leichten Pilum, dass derselbe bedeutend stärker ist, als bei den sonstigen Wurfspiessen verschiedener Art, welche entweder auf der Jagd oder von Leichtbewaffneten geführt werden. Mit dieser angenommenen Stärke des Schaftes stimmt es nun auch vollkommen überein, wenn Polybios sagt, „die Stärke des Eisens in seinem untern Ende nnd in der Verbindung mit dem Holze betrage 3 Daktylen (= $1^1/_8$ Zoll)“, was Lindenschmit angeführten Orts ganz richtig nicht, wie bisher, auf die massive Dicke des Speereisens allein, sondern auf „den ganzen Durchmesser des Speeres an dieser Stelle“ bezogen hat.

Wie aber die Hälfte des Eisens an dem leichten Polybianischen Pilum mit dem Schafte verbunden gewesen ist, lässt sich mit Sicherheit aus den Worten des Schriftstellers nicht abnehmen. Nimmt man dieselben genau, so möchte man eher in Uebereinstimmung
145 mit den bisherigen Annahmen über das schwere Pilum annehmen, das Eisen sei, vielleicht mit Hilfe einer Rinne, auf den Schaft aufgelegt*) und in der ganzen Länge von $1^1/_2$ Ellen durch viele Haften oder Ringe bis zu dem Grade von Festigkeit verbunden gewesen, welche Polybios als besondere Eigenthümlichkeit des Pilum hervorhebt. Wenn wir aber ebenso die Natur der Sache wie das Zeugniss des Plutarch und die oben besprochenen Funde ins Auge fassen, so erscheint es entschieden wahrscheinlicher, dass auch das Eisen des leichten Polybianischen Pilum zur Hälfte ans einer wahrscheinlich viereckigen Stange mit Widerhakenspitze be-

---

πινάκων τετραγώνων χρυσομίτρων σιβύναις ἀργυραῖς διαπεπερονημένοι περιεφέροντο ἑκάστῳ. Vgl. Hesych. II p. 1285 [1401, 39 Schm. ed. min.] *συβίνη, καπροβόλιον.* Allgemeiner entweder als Jagdspiess oder in Bezug auf die ungewöhnliche Länge seines Eisens wird es bezeichnet Fest. p. 336, 5: *sybinam* (sibinam cod. Monac.) appellant Illyrii telum venabuli simile. Ennius [ann. 496 Vahl.]: „Illyrii restant sicis sybinisque fodantes.“ Hesych. I, p. 1585 [678, 11]: *ζιβύνη, ὁλοσίδηρον ἀκόντιον ἢ λόγχη*, ders. II, p. 1179 [1350, 5]: *σιβύνη ὅπλον δόρατι παραπλήσιον.* Schol. zu Apollon. Rhod. II, 99: *σιγύννους* (so!) *ἀκόντια ὁλοσίδηρα.* Athen. XII, p. 537[e] von dem als Artemis costumirten Alexander: *ὑποφαίνων ἄνωθεν τῶν ὤμων τό τε τόξον καὶ τὴν σιβύνην.* Der Glosse des Suidas dagegen II, 2, p. 743/12: *σιβύνη, ἀκόντιον Ῥωμαϊκόν* liegt offenbar Polybios zu Grunde.

*) Desselben Wortes bedient sich Polybios a. O. VI, 23, 5 von dem *umbo: προσήρμοσται δ᾽ αὐτῷ καὶ σιδηρᾶ κόγχος, ἣ τὰς ὁλοσχερεῖς ἀποστέγει πληγὰς λίθων καὶ σαρισῶν καὶ καθόλου βιαίων βελῶν.*

stand, mit der andern Hälfte aber in eine geschlitzte Tülle auslief, welche über den hölzernen Schaft gezogen und dann durch eine grosse Anzahl herumgelegter eiserner Ringe oder Bänder befestigt wurde, wie das bereits Lindenschmit angenommen hat.

Diese ausserordentlich starke Verbindung ist es denn nun auch gerade, wodurch sich gleich beim ersten Blicke das von Plutarch erwähnte Pilum des Marius von dem Polybianischen unterscheidet; er berichtet nämlich wörtlich in Bezug auf die Kimbernschlacht folgendes*): „Für jene Schlacht soll Marius zuerst die bekannte Aenderung mit den Pilen vorgenommen haben: bisher nämlich war der in das Eisen eingeschobene Theil des Schaftes durch zwei eiserne Haften befestigt gewesen; jetzt aber liess Marius nur die eine Hafte, wie sie war, die andere aber liess er abnehmen und statt derselben einen leicht zerbrechlichen hölzernen Nagel einschlagen; in der Absicht, dass das in den feindlichen Schild eingedrungene Pilum nicht in gerader Richtung stecken blieb, sondern dass dann vielmehr der hölzerne Nagel zerbrach, auf diese Weise das Eisen mit dem Schafte einen Winkel bildete**) und so das Pilum, durch die Verbiegung der Spitze festgehalten, nachgeschleppt werden musste.“ Aus dieser Stelle erfahren wir, dass Marius bereits ein Pilum vorfand, welches sich schon von dem Polybianischen wenigstens dadurch unterschied, dass das Eisen nicht durch viele Ringe, sondern nur durch zwei eiserne Haften festgehalten wurde. Die Ursache dieser Aenderung kann keine andere gewesen sein, als dieselbe, durch welche Marius bewogen wurde, jenen zwiefachen Halt auf einen einzigen zu vermindern: das Pilum sollte eben nur zu einem Wurf dienen, für diesen einen aber auch die grösstmögliche Wirkung haben; und jedenfalls sollte der Feind nicht im Stande sein, die in seinen Schild eingedrungene Waffe herauszuziehen und auf den Römer zurückzuschleudern. Das eben erreichte man, wenn unmittelbar durch den Wurf die Verbindung zwischen Eisen und Schaft in der angegebenen Weise auf ein Minimum reducirt wurde: ein Pilum, an welchem Eisen und Schaft nur noch durch Eine Hafte locker zusammenhingen, konnte in diesem Zustande nicht wieder zum Wurfe gebraucht werden. Man 146

*) Plutarch. Mar. 25: *λέγεται δὲ εἰς ἐκείνην τὴν μάχην πρῶτον ὑπὸ Μαρίου καινοτομηθῆναι τὸ περὶ τοὺς ὑσσούς. τὸ γὰρ εἰς τὸν σίδηρον ἔμβλημα τοῦ ξύλου πρότερον μὲν ἦν δυσὶ περόναις κατειλημμένον σιδηραῖς, τότε δὲ ὁ Μάριος τὴν μέν, ὥσπερ εἶχεν, εἴασε, τὴν δ᾽ ἑτέραν ἐξελὼν ξύλινον ἧλον εὔθραυστον ἀντ᾽ αὐτῆς ἐνέβαλε, τεχνάζων προσπεσόντα τὸν ὑσσὸν τῷ θυρεῷ τοῦ πολεμίου μὴ μένειν ὀρθόν, ἀλλὰ τοῦ ξυλίνου κλασθέντος ἥλου καμπὴν γίνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον καὶ παρέλκεσθαι τὸ δόρυ διὰ τὴν στρεβλότητα τῆς αἰχμῆς ἐνεχόμενον.*

**) Denn nur diess, nicht etwa eine Umbiegung des Eisens selbst, wie wir sie bei Caesar finden, können die, wie so häufig, ungenauen Ausdrücke Plutarchs *καμπὴν γίνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον* und *στρεβλότητα τῆς αἰχμῆς* besagen. Hätte man letztere beabsichtigt, so musste man gerade, wie dann wieder bei den späteren Pilen geschehen ist, die Verbindung zwischen Schaft und Eisen recht fest machen.

sieht also, dass in dem Marianischen Pilum gerade die feste Verbindung absichtlich beseitigt wird, auf welche Polybios ein so grosses Gewicht gelegt hat.

Dagegen finden wir weder bei Polybios, noch bei Plutarch eine Spur, dass bei diesen älteren Pilen das Eisen selbst sich umgebogen habe oder gar absichtlich noch zu diesem Zwecke besonders eingerichtet worden sei. Das aber ist gerade das charakteristische Merkmal des Caesarischen Pilum, wie es uns der Imperator selbst in seiner verderblichen Wirkung so anschaulich geschildert hat. Das, was Marius durch seinen Holznagel zu erreichen suchte, wird bei diesen Pilen dadurch bewirkt, dass das Eisen selbst, natürlich mit Ausnahme der eigentlichen Spitze, weich geschmiedet wird, so dass unmittelbar nachdem es in den feindlichen Schild eingedrungen ist, es durch das Gewicht des Schaftes sich umbiegt. Diess wird ausdrücklich von Appianus und Arrianus bezeugt, welche überhaupt in Verbindung mit Dionysios von Halikarnass*) die bei Caesar

*) Dionys. Hal. V, 46: *ἔστι δὲ ταῦτα βέλη Ῥωμαίων, ἃ συνιόντες εἰς χεῖρας ἐξακοντίζουσι, ξύλα προμήκη τε καὶ χειροπληθῆ, τριῶν οὐχ ἧττον ποδῶν σιδηροῦς ὀβελίσκους ἔχοντα προὔχοντας κατ᾽ εὐθεῖαν ἐκ θατέρου τῶν ἄκρων, μετρίοις ἀκοντίοις ἴσα σὺν τῷ σιδήρῳ.* Die letzte Angabe ist nicht nur auffallend, sondern geradezu unsinnig: diese Pila, mit ihren „sehr langen und handausfüllenden Schaften und ihren mindestens 3 Fuss langen Eisen“ können unmöglich mit „mässigen Wurfspiessen“ verglichen werden, sie sind vielmehr selbst die übermässig längsten und stärksten Wurfwaffen, die es giebt. Es ist kaum zu bezweifeln, dass hier Dionysios das Polybianische *σιβυνίοις ἐοίκασι συμμέτροις* auf eine unglückliche Weise verballhornt hat. Vielleicht mit Beziehung auf diesen Irrthum schreibt Appian. Kelt. 1, 1 mit Beziehung auf die Schlacht, welche der Dictator C. Sulpicius Peticus 396 u. c. = 358 v. Chr. den Bojern lieferte: *μετὰ δὲ ταῦτα Βοιοί, Κελτικὸν ἔθνος θηριωδέστατον, ἐπῆλθε Ῥωμαίοις, καὶ αὐτοῖς Γάιος Σουλπίκιος δικτάτωρ μετὰ στρατιᾶς ἀπήντα, ὅστις καὶ στρατηγήματι τοιούτῳ χρήσασθαι λέγεται· ἐκέλευσε γὰρ τοὺς ἐπὶ τοῦ μετώπου τεταγμένους ἐξακοντίσαντας ὁμοῦ συγκαθίσαι τάχιστα, μέχρι βάλωσιν οἱ δεύτεροι καὶ τρίτοι καὶ τέταρτοι, τοὺς δ᾽ ἀφιέντας ἀεὶ συνίζειν, ἵνα μὴ κατ᾽ αὐτῶν ἐνεχθείη τὰ δόρατα· βαλόντων δὲ τῶν ὑστάτων ἀναπηδᾶν πάντας ὁμοῦ καὶ σὺν βοῇ τάχιστα ἐς χεῖρας ἰέναι· καταπλήξειν γὰρ ὧδε τοὺς πολεμίους τοσῶνδε δοράτων ἄφεσιν καὶ ἐπ᾽ αὐτῇ ταχεῖαν ἐπιχείρησιν. τὰ δὲ δόρατα ἦν οὐκ ἐοικότα* (so richtig die Bücher, wofür man [auch Mendelssohn vol. I, 44, 24] nach Lipsius grundfalsch *οὐκ ἀπεοικότα* geschrieben hat) *ἀκοντίοις, ἀλλ᾽* (dass diese in den Büchern fehlende Partikel zugesetzt werden muss, habe ich schon bei Anführung dieser Stelle Einleitung S. 71, Anm. 172 bemerkt) *ἃ Ῥωμαῖοι καλοῦσιν ὑσσούς, ξύλου τετραγώνου τὸ ἥμισυ καὶ τὸ ἄλλο σιδήρου τετραγώνου καὶ τοῦδε καὶ μαλακοῦ χωρίς γε τῆς αἰχμῆς.* Aller Wahrscheinlichkeit nach enthält die Schilderung dieses angeblichen „Strategems“ das regelmässig bei Abgabe der Pilensalve von den Römern beobachtete Verfahren, worüber man seit Niebuhr so viel gegrübelt hat. Vgl. Einleit. a. O. Arrian. *ἐκτ. κ. Ἀλ.* § 15 ff.: *τετάχθων δὲ ἐπὶ ὀκτώ, καὶ πυκνὴ αὐτοῖς ἔστω ἡ ξύγκλεισις, καὶ αἱ μὲν πρῶται τέσσαρες τάξεις ἔστωσαν κοντοφόρων, οἷς δὴ κοντοῖς* (gew. *ὧν δὴ κοντοῖς*, aber A d. h. cod. Paris. 2522 hat *οἷι δικοντοῖς* und B d. h. cod. Bernens. 97 — *οἷιδικον τοῖς*) *μακρὰ καὶ ἐπίλεπτα τὰ σιδήρια προῆπται· καὶ τούτους οἱ μὲν πρωτοστάται εἰς προβολὴν ἐχόντων, ὡς, εἰ πελά-*

fehlende Beschreibung ersetzen, sich gegenseitig auf das Erwünschteste ergänzen und auf unsere Funde so vortrefflich passen, dass an einer Identität derselben mit dem Caesarischen Pilum nicbt mehr zu zweifeln ist. Dieses beträgt biernacb in seiner ganzen Länge 6 Fuss, wovon die Hälfte dem Scbaft, die andere Hälfte dem Eisen angehört. Der Scbaft ist von der Stärke, dass er die 147
Hand vollkommen ausfüllt und — gewöhnlicb wenigstens — viereckig, wabrscheinlicb, weil man die Hölzer dazu nur einfach zu spalten braucbt; das Eisen ist dünn und ebenfalls viereckig*), also stangenartig, wie wir es an unseren Funden gesehen haben, und mit Ausnahme der Spitze weicb, so dass es sich, in Schild oder Panzer eingedrungen, sofort umbiegt, daher ebenso wenig leicht herausgezogen als ohne Weiteres zu einem zweiten Wurfe gebraucht werden kann.

Ueber die Pila des Vegetius**) kann icb kurz sein. Sie bestehen nach seiner Schilderung aus einem Schafte von $5^1/_2$ Fuss Länge mit einer feinen dreieckigen Eisenspitze von 9 Zoll bis 1 Fuss Länge. Die Wirkung wird ganz in derselben Weise geschildert: bei kräftigem und geschicktem Wurfe dringt es leicht durch Scbild und Panzer, und einmal eingedrungen kann es nicbt berausgerissen werden. Man siebt, wir haben hier dieselbe Waffe, nur dass man

---

ζοιεν αὐτοῖς οἱ πολέμιοι, κατὰ τὰ στήθη μάλιστα τῶν ἵππων τίθεσθαι τῶν κοντῶν τὸν σίδηρον· οἱ δευτεροστάται δὲ καὶ οἱ τῆς τρίτης καὶ τετάρτης τάξεως εἰς ἀκοντισμὸν προβεβλήσθων τοὺς κοντούς, ὅπου τύχοιεν, καὶ ἵππους τρώσοντες καὶ ἱππότην κατακανοῦντες, καὶ (dafür fälschlich Doerner und Hercher *ἢ*) *θυρεῷ καὶ καταφράκτῳ θώρακι ἐμπαγέντος τοῦ κοντοῦ — ἀχρεῖον τὸν ἀντιβάτην* (so A B, gew. *ἀναβάτην*) *ποιήσοντες. αἱ δὲ ἐφεξῆς τάξεις τῶν λογχοφόρων ἑστώσαν.* Es bedarf keines Beweises, dass die *κοντοί* hier die Pila bezeichnen. Auf die Biegsamkeit des Eisens bezieht sich Tibull. IV, 1, 90: Quis tardamve sudem melins celeremve sagittam | iecerit ant lento perfregerit obvia *pilo?* Ueber die Wirkung des Wurfes vgl. noch *Suidas* s. *ὑσσός* [II, 2, p. 1388, 5 ff.] und „ingentibus pilis" bei Flor. 1, 23, 9.

*) Vgl. Liv. XXI, 8, 10: phalarica erat Saguntinis missile telum hastili abiegno et cetera tereti praeterquam ad extremum, unde ferrum exstabat; *id, sicut in pilo, quadratum* stuppa circumligabant linebantque pice.

**) Veget. I, 20: Missilibus autem, quibns utebatur pedestris exercitus, *pila* vocabantur, ferro snbtili trigono praefixa, unciarum novem sive pedali, quod in scnto fixum non possit abscidi et loricam scienter ac fortiter directum facile perrumpit. [So Lang p. 23, 6 ff.] Ders. II, 15 [p. 47, 15 ff. Lang]: Haec erat gravis armatura, qui [quia L.] habebant — item bina missilia [missibilia L.] unum mains ferro triangulo unciarum novem, hastili pedum quinque semis, quod *pilum* vocabant, nunc *spiculum* dicitur, ad cuius iactum [ictum L.] exercebantur praecipue milites, quod arte et virtute directum et scntatos pedites et loricatos equites saepe transverberabat [— berat L.]; aliud minus, ferro triangulo unciarum quinque, hastili pednm trium semis, quod tunc vericulum, nunc verutum dicitur. In der letzteren Waffe erkennt man unschwer den freilich auch etwas modificierten *γρόσφος* des Polyb. VI, 22, 4: die hasta velitaris mit einem Schafte von 2 Ellen = 3 Fuss Länge und $^3/_4$ Zoll Dicke, und einem überaus feinen und spitzen Eisen von 9 Zoll Länge.

dieselbe leichter gemacht hat, indem man das Eisen auf ein Drittel seiner früheren Länge reduciert und dafür den Schaft so weit verlängert hat, dass die Länge der ganzen Waffe so ziemlich dieselbe geblieben ist. Diese Modification stimmt ebenso mit der von Vegetius ausgesprochenen Klage*), dass die Soldaten in seiner Zeit sich gegen das Gewicht der früheren Rüstungen sträubten, als mit der Thatsache überein, dass die bereits aufgefundenen Pila in ihren Längendimensionen nicht unbedeutend differieren.

Fassen wir nun als Resultat der bisherigen Erörterungen die wesentlichen Eigenschaften, welche sich bei dem Pilum in seinen verschiedenartigen Phasen unveränderlich erhalten haben, in folgende Sätze zusammen:

1. Das Pilum ist ausschliesslich eine Wurfwaffe und durchaus keine Stosswaffe, wie das noch von Marquardt (S. 252) und v. Göler (Caesar's gall. Krieg im Jahre 51 v. Chr. S. 48) behauptet worden ist. Die Anführung der einzigen Stelle, mit welcher man die letztere Behauptung zu stützen pflegt, Livius IX, 19, 7: „pilum haud paulo quam hasta vehementius *ictu missuque* telum", beruht auf einem handgreiflichen Missverständniss: *ictu* ist nicht, wie es gewöhnlich geschieht, von *missuque* zu trennen, so dass es im Gegensatz zu letzterem den Stoss oder Stich bedeutete, sondern *ictu missuque* ist als Hendiadys zu fassen und bezeichnet auf diese Weise die Wirkung des Wurfes im Gegensatze zu der Wirkung des Stosses bei der makedonischen Sarise. Eine andere Stelle, welche ebenfalls für die Verwendung des Pilum als Stosswaffe im Handgemenge angeführt werden könnte, Plutarch Camill. 40, ist schon längst von mir zurückgewiesen worden**). Plutarch hat mit
148 seiner gewöhnlichen Confusion die spätern Pila mit den damals noch üblichen langen Spiessen verwechselt! Damit soll natürlich nicht geläugnet werden, dass wohl auch einmal ausnahmsweise ein römischer Soldat, der gerade das Pilum in der Hand hatte, vorkommenden Falls damit gestochen hat, dadurch aber wird dasselbe ebenso wenig zu einer Stosswaffe, als unsere Flinte deswegen eine Schlagwaffe genannt werden kann, weil man unter Umständen dieselben umgewendet und mit den Kolben dreingeschlagen hat. Eine solche ausnahmsweise Verwendung schreibt denn auch Arrianus in seinem ordre de bataille gegen die Alanen lediglich für das erste Glied seiner auf 4 Glieder formierten Pilani vor***), welche das Vordertreffen bilden, während sich an dieses in ebensoviel Gliedern geordnet seine hastati anschliessen sollen. Der Grund zu dieser ausserordentlichen Maassregel ist einleuchtend: er will seine Hastaten

*) I, 20 [p. 21, 22 ff. L.] vgl. IV, 43 [p. 161, 11 f. II, 3 p. 36 ff.].

**) S. Einleit. S. 42, Anmerk. 117. Dass die dort ausführlich begründete Annahme richtig ist, geht auch aus der Parallelstelle bei Polyän. VIII, 7, 2 hervor, wo verständiger Weise τοῖς ξυστοῖς μακροῖς, nicht wie bei Plutarch ὑσσοῖς steht.

***) S. oben S. 146 [338] die Stelle zu Ende von Anmerk. *).

nicht auseinanderreissen, indem er aus ihnen nur das erste Glied bildet, kann sie aber nicht in vier Gliedern vor den Pilanen aufmarschiren lassen, weil diese dadurch am Wurf behindert würden. Zu bemerken ist übrigens noch, dass jene ausnahmsweise Verwendung der Pila als Handwaffe eben nur zur Defension gegen einzelne Reiter dient, welche trotz der gegen sie geworfenen Pila dennoch gegen die römische Linie anprallen: diese sollen nicht sowohl von den Pferden gestochen, als durch das gegen die Brust ihrer Pferde gerichtete Vorhalten der Pila zurückgewiesen werden. Endlich wird auch das Pilum nicht dadurch zur Stosswaffe, dass man einmal nach Barbarensitte den abgehauenen Kopf eines Feindes darauf spiessen lässt*).

2. Das Pilum wird niemals von Leichtbewaffneten geführt, niemals zum Plänkeln oder Tirailliren gebraucht, sondern es ist ausschliesslich die Wurfwaffe für das schwere Linienfussvolk in Reih' und Glied: dieses giebt mit dem Pilum in nächster Nähe eine oder mehrere Salven ab, um dadurch dem unmittelbar folgenden Einbruche mit dem Schwerte vorzuarbeiten**).

3. Die bei allen Veränderungen festgehaltene Eigenthümlichkeit des Pilum besteht daher darin, dass es ebenso in der Länge des Eisens als in der Dicke des Schaftes stärkere Dimensionen hat, als sonst irgend eine Wurfwaffe, und daher in dieser doppelten Beziehung von Polybios ganz passend mit einer Jagd-Stosswaffe, dem schweren Schweinespiesse***), verglichen wird. Die durchschnittliche Länge der ganzen Waffe dürfen wir auf 6—7 Fuss anschlagen, wovon, abgesehen von den Zeiten des Vegetius, die volle Hälfte, also $3-3^1/_2$ Fuss, auf das freistehende Eisen kommt†).

4. Das freistehende Eisen ist eine drei-, vier-, oder achtkantige Stange von mässigem Durchmesser, welche wenigstens in der spätern Zeit absichtlich weich und biegsam geschmiedet wurde, während sich oben eine scharfe hartgestählte drei- oder vierkantige,

---

*) Cic. Phil. XI, 2, 5: post cervicibus fractis caput abscidit, idque adfixum gestari iussit in pilo.

**) S. hierüber Einleitung S. 53 f. Rüstow, Heerwesen und Kriegführung Caesar's S. 47 f. Ich stelle hier die wichtigsten Stellen zusammen, aus deren Vergleichung man eine überaus anschauliche Vorstellung über den regelmässigen Hergang der römischen Offensivschlacht gewinnt: Caes. b. G. I, 25. 52. II, 23. V, 44. VI, 8. VII, 62. b. c. III, 92 u. 93. b. Afr. 16. Liv. VII, 23. IX, 13. 35. 39. XXIII, 29. XXXVIII, 22 f. Polyb. I, 40. Plutarch. Mar. 20. Daher Silius VIII, 374 fast mit epigrammatischer Kürze die Kampfweise der Römer in den Vers zusammenfasst: Pila volunt brevibusque habiles mucronibus enses.

***) Aller Wahrscheinlichkeit nach bezieht sich auch auf diese Aehnlichkeit der seit Polybios übliche griechische Name des römischen Pilum ὑσσός, welcher — immerhin auffallend gebildet — doch wohl mit ὗς zusammenhängt.

†) Daher wird sie denn, wenn die Mannschaft Halt macht, „bei Fuss" genommen, wie es die beiden Grabdenkmäler zeigen. Und so Sil. XIII, 308: Stabant innixi pilis exercitus omnis.

holzenartige Spitze, gewöhnlich mit Widerhaken versehen, daran befindet.

149 5. Der ziemlich dicke Schaft hat in Verbindung mit dem unteren auf mannigfaltige Weise bald so bald so mit ihm verbundenen Ende des Eisens eine so verhältnissmässig überwiegende Schwere gegenüber dem freistehenden, mit Ausnahme der Spitze weich geschmiedeten Eisen, dass, sobald dieses in einem feindlichen Schilde oder einem ähnlichen festen Ziele haftet, es eben dadurch sofort sich stark umzubiegen pflegt, wodurch natürlich das wegen der Widerhaken ohnehin schwere Herausziehen noch mehr erschwert wird.

So könnten wir denn jetzt das glücklich aufgefundene Pilum verlassen, wenn uns nicht noch ein Problem zu lösen übrig bliebe, dessen Vorhandensein doch manchen gewissenhaften Forscher mit bangen Zweifeln an der Richtigkeit der gemachten Entdeckung erfüllen könnte, ich meine das schwere Polybianische Pilum mit seinen riesenhaften Dimensionen. Ich denke, dass auch dieses sich wird unterbringen und erklären lassen, wenn wir dabei die Entwickelungsgeschichte der römischen Legion selbst zu Rathe ziehen. Ich setze dabei die in unserer mehrfach citirten Einleitung S. 35 ff. gegebene Uebersicht voraus und knüpfe hier gleich an diejenigen Aenderungen an, welche die römische Legion in den Samniterkriegen erfahren hat, soweit sie hierher gehören. Da steht nun an der Spitze die wichtige und ganz glaubhafte Notiz, dass die Römer das Pilum von den Samnitern selbst überkommen haben*), ferner die unzweifelhaft sichere Annahme, dass die Römer gerade in den samnitischen Gebirgskriegen, um sich auf unsicherm und oft gefährlichem Terrain vor unvermutheten Ueberfällen zu sichern, die ihnen eigenthümliche und von da ab mit pedantischer Regelmässigkeit von ihnen festgehaltene Lagerverschanzung wo nicht erfunden, doch zu ihrer feststehenden Anwendung ausgebildet haben**). Verbinden wir nun noch damit einerseits die schon durch den Namen Pilani, Primus pilus u. s. w. feststehende Thatsache, dass in dieser ersten Zeit lediglich die Triarier — die aus den ältesten Jahrgängen zusammengesetzten Reserven der römischen Legion — das Pilum führten, während die Hastati und Principes den alten Spiess oder die hasta behalten hatten***); andererseits die schon von Niebuhr ausgesprochene und ganz unzweifelhafte Annahme, dass die Triarier in dieser Zeit lediglich als Lagerbesatzung dienten†), so tritt uns mit einem Schlage Ursprung

*) S. a. O. S. 49, Anmerk. 124.

**) S. a. O. S. 51, Anmerk. 129. Die erste Erfindung eines regelmässig befestigten Lagers mag immerhin der Belagerung von Veji angehört haben, welche als geschichtliche Thatsache feststeht, wenn auch in den Einzelheiten Wahrheit und Dichtung nicht zu unterscheiden ist.

***) S. ebenda S. 50, Anmerk. 126.

†) S. ebenda Anmerk. 127 u. 128.

und Bestimmung des schweren Polybianischen Pilum entgegen. Es war eben die ganz speciell für die Vertheidigung des Lagers bestimmte Waffe; daher die gewaltigen Ausmaasse seines Schaftes, sowie das daraus hervorgehende Gewicht, wodurch die Waffe gerade tauglich wurde, mit der grössten Wirkung von dem Wall herab auf die Stürmenden geschleudert zu werden. Bekanntlich ist zum Sturme gegen einen Lagerwall oder eine niedrige Mauer, ein Festungsthor und dergl. schon in alter Zeit die Bildung einer testudo oder eines Schilddaches angewendet worden; war nun dieses bis an den Fuss des Lagerwalles vorgerückt, so brauchte man jene „balkenartige" mit überaus langer Spitze versehene Wurfwaffe fast ohne irgend eine Kraftanwendung vom Walle oder Thurme nur senkrecht fallen zu lassen, um das feindliche Schilddach zu durchbrechen und die dasselbe bildenden Schilde aneinanderzuheften: das schwere Polybianische Pilum ist also, um es kurz zu sagen, das Pilum murale, welches in späterer
Zeit, wo der Angriff auf ein römisches Lager zu den Abnormitäten 150
gehörte, für gewöhnlich gar nicht vorhanden war, sondern nöthigen Falls besonders angefertigt werden musste*). Zu Polybios' Zeiten aber hatte man offenbar noch, wie überhaupt, so auch in dieser Beziehung, diejenige Einrichtung der römischen Legion, wie sie sich im Verlaufe des zweiten punischen Krieges entwickelt und festgestellt hatte. Im zweiten punischen Kriege aber sind die Römer noch oft genug im Falle gewesen, ihren Lagerwall vertheidigen zu müssen, und es ist daher kein Wunder, dass das erste und zweite Treffen der Polybianischen Legion — die Hastati und Principes —, welche jetzt den Spiess an das dritte Treffen der jetzt aufmarschirenden Triarier abgegeben haben, ausser ihrem Feldpilum, wie wir das leichtere Polybianische nennen können, auch noch das alte schwere Mauerpilum trugen, welches sie aber selbstverständlich beim Aufmarsch zur Schlacht im Lager zurückliessen. Seit den punischen Kriegen waren aber auch die Römer mit den groben Geschützen der Griechen bekannt geworden**): es scheint nach einer Stelle des Plautus***) wahrscheinlich, dass man nunmehr auch diese schweren Pila aus den Katapulten schleuderte. Unterstützt wird diese Annahme von der Bestimmung des ursprünglichen Pilum noch durch die eigentliche Bedeutung des Wortes selbst. Dieses bezeichnet nämlich den Stämpfel, d. h. die mannshohe, schwere, hölzerne, oben mit Eisen beschlagene Mörserkeule, mit welcher man in der umfangreichen pila Getreidekörner oder

*) Caes. b. G. V, 40, 6: quaecumque ad proximi diei oppugnationem opus sunt, noctu comparantur; multae praeustae sudes, magnus *muralium pilorum* numerus instituitur. Ebenda VII, 82, 1: (Galli) ex vallo ac turribus traiecti *pilis muralibus* interibant.

**) S. Köchly u. Rüstow, griechische Kriegsschriftsteller I, S. 189 f.

***) Curcul. V, 3, 11 [= 689] f.: quía ego ex te hódie faciam pílum catapultárium, | átque ita te nervó torquebo, ítidem ut catapultáe solent.

wie ihn Agathias schildert, der rings von Eisen eingeschlossen, kaum die untere Spitze oder den Schuh frei hat, denn da dio Tülle, in welche der Schaft eingelassen werden müsste, nur ganz kurz ist, so würde er auch nur wenige Zoll lang sein können und kaum diesen Namen verdienen; und es würde sich auf diese Weise die Waffe wo möglich noch weniger zum Stosse eignen. Jedenfalls also stehen auch diese, wie es heisst, in merovingischen Gräbern gefundenen Waffen dem römischen Pilum näher als dem von Agathias beschriebenen Angon, und wenn sie daher nicht wirkliche römische Pila sind, so sind sie doch jedenfalls als eine ihnen verwandte Wurfwaffe anzusehen. Damit soll aber keineswegs die von Lindenschmit ausgesprochene Verwandtschaft des römischen Pilum und des fränkischen Angon abgeläugnet werden; ja wir sind sogar mit der weiteren Bemerkung Lindenschmit's einverstanden, dass auch die moderne Harpune, wenn nicht als ein unmittelbarer Nachkomme des Pilum, so doch als ein naher Verwandter desselben zu betrachten ist.

XV.

Zu den Wurfübungen mit dem römischen Pilum und der hasta ammentata*).

Seitdem der Unterzeichnete in der pädagogischen Section der 204
Augsburger Philologenversammlung seinen Vortrag über
das römische Pilum gehalten hat (s. Verhandlungen S. 139
—152 [oben S. 329 ff.]), sind, wie damals vorausgesagt wurde (s. S. 142
[o. S. 333]), an verschiedenen Orten noch weitere Exemplare dieser
weltgeschichtlichen Nationalwaffe gefunden worden. Die interessantesten
Funde dieser Art sind diejenigen, welche durch die auf
Befehl des Kaisers Napoleon zu Alise St. Reine — dem alten
Alesia — angestellten Ausgrabungen entdeckt worden sind: über
sie giebt die Schrift „Les armes d'Alise. Notice avec photographies
et gravures sur bois par M. Verchère de Reffye. Paris 1864.“ 205
S. 5—12 die nöthige durch Abbildungen veranschaulichte Auskunft.
Danach stellt sich immer mehr heraus, was ich ebenfalls
bereits bei jener Gelegenheit hervorhob (s. ebenda), dass man bei
der Construction des Pilum zwar das Wesentliche (s. ebenda
S. 147 f. [340 ff.]) überall beibehalten, dagegen in unwesentlichen
Dingen — den Länge- und Stärke-Dimensionen von Eisen und
Schaft, der Gestalt und Beschaffenheit der Spitze, der Verbindung
zwischen Eisen und Schaft — die verschiedenartigsten Variationen
theils aus Zufall oder Laune zugelassen, theils aber gewiss auch
mit Berechnung vorgenommen hat. In letzterer Beziehung will
ich hier nur auf die beiden Hauptsysteme in der Verbindung
zwischen Eisen und Schaft aufmerksam machen, welche ebenso
bestimmt aus den Beschreibungen der alten Schriftsteller sich ergeben,
als sie deutlich in den aufgefundenen Exemplaren sich nachweisen
lassen.

Bekanntlich hebt Polybios in der bekannten Schilderung seiner zwei Pila, des schweren und des leichten (VI, 23, 10; vgl. Verhandlungen S. 143 [o. S. 334]) als gemeinsame Eigenthümlichkeit hervor, dass das drei Ellen lange Eisen bis zur Hälfte in den

*) [Verhandlungen der XXIV. Philologenversammlung zu Heidelberg 1865.]

Schaft eingelassen und durch eine Menge von Haften so fest mit dem Holze verbunden werde, dass eher das Eisen breche, als diese Verbindung sich löse. Eine derartige Verbindung, wenn auch nicht auf eine Länge von $1^1/_2$ Ellen ausgedehnt, finden wir nun wirklich bei den Pilen, welche Verchère de Reffye S. 7 f. beschrieben und durch Fig. 6 und 7 erläutert hat: das Eisen läuft am untern Ende in eine 15 Centimeter lange Angel aus, welche in die Mitte des Schaftes eingelassen und einerseits durch einen durchgehenden Pflock, andrerseits durch mehrere um den Schaft herumgelegte Ringe befestigt wurde. Letztere, bald rund bald viereckig, je nach der Gestalt des Schaftes, haben einen innern Durchmesser von 27—32 Millimeter. Es versteht sich übrigens von selbst, dass eine solche möglichst feste Vereinigung von Eisen und Schaft auch auf andere Weise vermittelt werden kann. (Vgl. Verhandlungen S. 144 f. [o. S. 336 f.].) Jedenfalls aber haben dieser Classe von Pilen die Caesarischen Pila angehört, deren, mit Ausnahme der Spitze, weich geschmiedete Eisen, in die Schilde der Feinde eingedrungen, sich regelmässig umzubiegen pflegten, so dass sie von den letzteren nicht leicht herausgezogen, noch weniger aber sofort zu einem zweiten Wurfe gebraucht werden konnten (Caes. b. G. I, 25, 3. Vgl. Verhandlungen S. 146 f. [o. S. 338 f.]).

Den eben angegebenen Zweck, dass das Pilum wo möglich im feindlichen Schilde hängen bleibe, jedenfalls aber nicht zu einem neuen Wurfe diene, suchte nun das andere System, welchem das Marianische Pilum angehört, auf entgegengesetztem Wege zu erreichen. (S. ebenda S. 145 f. [337].) Hier wurde nämlich umgekehrt die Verbindung zwischen Eisen und Schaft nur durch einen eisernen Nagel (oben) und durch einen hölzernen Pflock (weiter unten) vermittelt: letzterer zerbrach regelmässig beim Wurfe, und das Eisen, nur noch von dem eisernen Nagel festgehalten, schnappte aus dem Einschnitte des Schaftes heraus und bildete mit dem letzteren einen beweglichen Winkel, wodurch jeder unmittelbare Gebrauch der Waffe unmöglich wurde. In dieser Weise sind die Pila mit viereckiger Tülle construirt gewesen, welche ich a. O. S. 142 [332] nach der Uebereinstimmung der Funde (s. ebenda S. 141 [331], Fig. 2 und Verchère de Reffye p. 7. Fig. 8) mit den Reliefs auf 2 Grabmonumenten römischer Soldaten zu Mainz als die ordonnanzmässige Form der Pila in der Kaiserzeit bezeichnet habe. Es ergab sich nämlich bei genauer Untersuchung der Funde und den praktischen Versuchen mit den darnach construirten Modellen als unzweifelhafte Thatsache, dass jene viereckige Tülle nicht mit dem Eisen zusammenhing, sondern
206 nur auf dem viereckig abgeschrägten obern Theile des Schaftes so weit fest aufsass, um beim Tragen des Pilum die Verbindung von Eisen und Schaft zu sichern; bei jedem ordentlichen Wurfe dagegen, der in die Scheibe eindrang, allemal durch die Erschütterung

losging und an dem Eisen nach vorwärts flog, während die breite Zunge des letzteren, wenn sie mit der schmalen Kante nach oben zu liegen kam, ebenso regelmässig den Holznagel durchbrach und aus dem Einschnitte des Schaftes herausschlug. S. Tafel Figur *abc*.

Ein Uebelstand freilich, auf welchen Hr. Dr. Wassmannsdorff mich aufmerksam gemacht hat, bei diesen Pila besteht darin, dass die Zunge beim Einschlagen der Spitze in die Scheibe keineswegs immer mit ihrer schmalen Kante, sondern ebenso oft mit ihrer breiten Seite nach oben zu liegen kommt, in welchem Falle dann die Verbindung zwischen Eisen und Schaft intact bleibt. Dieser Uebelstand aber konnte leicht dadurch neutralisirt werden, dass man auch diesen Pila weichgeschmiedete Eisen gab, so dass sie nach einem Kernwurfe in jedem Falle unbrauchbar wurden, entweder indem das Eisen selbst sich umbog, oder indem die Verbindung zwischen Eisen und Schaft sich löste.

Ausschliesslich aber auf dieses letztere System sind die Pila berechnet, deren Eisen in eine runde geschlitzte Tülle ausläuft, welche so kurz ist, dass nur ein ganz kleines Stück des oberen Schaftendes hineingeschoben werden kann und daher die Verbindung zwischen Schaft und Eisen eine ausnehmend lockere ist (s. Verhandlungen S. 141 [332] Fig. 1 und Verchère de Reffye p. 6, Fig. 5): um diese bis zum entscheidenden Momente zu sichern, werden um jene runde Tülle und den in sie eingelassenen oberen Theil des Schaftes 2 oder 3 Ringe ohne sonstige Befestigung aufgedrückt, welche dann beim Wurfe ebenso wie jene viereckige Tülle sich ablösen und nach vorn fliegen, worauf dann ebenfalls der Schaft herausbricht. S. ebenda Figur 2 *ab*.

Es ist also klar, dass wir überhaupt zwei Systeme zu unterscheiden haben, welche dasselbe Ziel — das Heranziehen des abgeworfenen Pilum aus dem feindlichen Schilde zu erschweren und den sofortigen Wiedergebrauch desselben unmöglich zu machen — auf verschiedene Weise zu erreichen suchten, das eine durch die Construction des Eisens, das andere durch die lockere Verbindung zwischen Eisen und Schaft.

Ueber die auf unserm Turnplatze angewendeten Pila lasse ich nun den Meister, Herrn Dr. Wassmannsdorff, selbst sprechen*), und bemerke nur, dass es diesem auch gelungen ist, das Geheimniss des *ammentum*, welches uns einst (s. Gesch. d. griech. Kriegswesens S. 130 f.) so viele vergebliche Mühe gemacht hat, vollständig wieder zu entdecken. Es ist natürlich ganz unwesentlich,

---

*) Vgl. desselben höchst beachtenswerthen Aufsatz in „Kloss: Neue Jahrbücher für die Turnkunst“, Bd. XI, Heft 5 [1865], S. 240—246, welcher zuletzt zu dem Schlusse kommt, dass in dem reconstruirten Pilum die allerschönste, unterhaltendste Wurfwaffe auch für das neuere Schulturnen gefunden sei!

dass Hr. Wassmannsdorf in Ermangelung eines andern Wurfspeeres zu seinen Versuchen mit dem Wurfriemen sich ein Pilum hergerichtet hat. Der Erfolg aber ist ganz unzweifelhaft: ich selbst, der doch in allen solchen Dingen ziemlich ungeschickt ist, habe unter Hrn. Wassmannsdorff's Leitung sofort die höchst einfache Manipulation begriffen und nach kurzer Uebung mit dem geriemten Pilum sicherer und kräftiger geworfen, als mit dem gewöhnlichen. Gewiss aber ist, dass bei leichteren Wurfspeeren das *ammentum* erst recht seine Wirksamkeit, namentlich für den Fernwurf, geltend macht.

XVI.

Ueber die hasta ammentata*).

Meine Herren! Wenn ich es wage in der archäologischen 226
Section — allerdings ein Saul unter den Propheten — als Sprecher aufzutreten, so geschieht es nicht, um Ihnen einen belehrenden Vortrag zu halten — die Einbildung ist fern von mir! — sondern vielmehr, um von Ihnen zu lernen, um durch die Vorführung eines bis jetzt gänzlich unklaren Gegenstandes dessen vollständige Aufklärung *viribus unitis* herbeizuführen. Denn allerdings „vereinte Kräfte" waren und sind nöthig, um denselben allseitig zu verstehen und aufzuhellen: er gehört zu denjenigen, wo die eigentliche Philologie sich nicht nur bei der Archäologie, sondern auch bei den Männern der Praxis Raths zu erholen hat, um aus todtem Notizenkram zu lebendiger Auffassung eines Stückes Alterthum zu gelangen.

Sie ahnen wohl, hochgeehrte Herren, dass es sich auch diesmal, wie vor sechs Jahren zu Augsburg und vor drei Jahren in Heidelberg, um „ein altes Waffen" handelt. Und in der That, wie damals mit Hilfe gelehrter Antiquare und moderner Turnmeister das römische Pilum, das in Wahrheit bis dahin ein *πολυθρύλλητον* gewesen, wie damals die welterobernde Wurfwaffe des schwer bewaffneten Legionärs aus ihrem fast zweitausendjährigen Schlummer wieder erstanden ist**), so gedenke ich heute den Riemenspeer

---

*) [Vortrag gehalten auf der XXVI. Philologenversammlung zu Würzburg 1868.] Ueber das Verhältniss dieses nachträglichen Elaborats zu dem wirklich gehaltenen Vortrage ist zu bemerken, dass der letztere nach Inhalt und Disposition gewissermassen eine vorläufige Skizze des ersteren gewesen ist. Ich glaubte eben auch hier wie einst bei jener Arbeit über das Pilnm eine möglichst gründliche Monographie über die interessante Waffe liefern zu sollen.

**) S. Verhandlungen der Augsburger Philologenversammlung (Leipzig. 1863) S. 139—152 [oben S. 329 ff.], nnd vgl. Verhandlnngen der Heidelberger Philologenversammlung (Leipzig, 1866) S. 204—208 [oben S. 347 ff.]. Gänzlich verfehlt nach Methode und Ergebniss ist dagegen der in der archäologischen Section der Halleschen Philologenversammlnng von Herrn Oberlehrer Hermann aus Berlin gemachte Versuch (Verhandlungen S. 171—176), das Pilum mit gänzlicher Ignorirung der vorhandenen Abbildungen nnd Funde einseitig ans einer willkürlichen und daher nnmöglichen Deutung

227 — das *μεσάγκυλον* oder die *hasta ammentata**) — Ihnen vorzuführen, welcher Jahrhunderte lang die normale Wurfwaffe nicht nur griechischer und römischer, sondern auch aller möglichen barbarischen Leichtbewaffneten gewesen ist.

Man hat sich bisher gewöhnlich damit beruhigt, zu wissen, dass es ein Wurfspeer mit einem Riemen daran gewesen; man hat wohl auch nach den Notizen der Alten hinzugesetzt, durch diesen Riemen sei „der Wurf erleichtert“ oder seine „Schwungkraft verstärkt“ worden**). Aber die sehr naheliegende Frage: „Wie geschieht das?“ hat man sich nicht vorgelegt. Ist sie doch auch für die leider noch nicht ausgestorbene Classe von Philologen, die „nur in Worten kramen“, eine sehr gleichgültige. Doch ein paar Versuche, die Sache wenigstens mit Worten zu erklären, sind gemacht worden. So meint man wohl, der Riemen sei benutzt worden, um mittelst desselben den Speer, gleich einer Schleuder, unmittelbar vor dem Wurfe in rotirende Bewegung um den Kopf zu versetzen, wodurch eben der Wurf verstärkt worden sei, ein Kunststück, das die betreffenden Herren nur einmal hätten probiren sollen, um sich von dessen Unmöglichkeit zu überzengen. Dann erinnere ich mich auch irgendwo gelesen zu haben, man habe den Riemen beim Wurfe in der Hand behalten, um den Speer daran wieder zurückzuziehen! Köstlich: da wären also die antiken Wurfspeere so eingerichtet gewesen wie jene berüchtigten in Zachariä's „Renommisten“ [V, 274 ff.] geschilderten Springstangen, welche einst die Leipziger „Schnurren“ gegen tumultuirende Studenten schleuderten, ein mittelalterliches Abenteuer, welches erst durch den Leipziger Septemberputsch im Jahre 1830 beseitigt worden ist.

Als wir — Rüstow und ich — vor nunmehr siebzehn Jahren uns mit der Geschichte des griechischen Kriegswesens beschäftigten, haben wir mancherlei Versuche gemacht, um hinter das Geheimniss der „Wurfschleife“ zu kommen; es ist uns aber trotz aller Mühe nicht gelungen, und wir haben daher unsere Unwissenheit

---

der Polybianischen Beschreibnng nur des schweren Pilum herzustellen, wobei dann die übrigen Zengnisse auf verschiedene Weise unschädlich gemacht werden. Eine Widerlegung erscheint unnöthig, da für Techniker ein Blick auf das S. 173 angegebene Modell, für Philologen die in der classischen, nach Herrn Hermann „unsinnigen“ Stelle Caes. b. G. I, 25, 3 nothwendig gewordene Conjectur *pluribus eorum scutis uno ictu pilorum transfixis et colligatis cum ferrum se infixisset* (statt des handschriftlichen *inflixisset*, wofür alle Herausgeber mit Recht *inflexisset* gesetzt haben) die einfachste Widerlegung bildet.

*) Die der Etymologie von der Wurzel *ap·ăn·haf-* angemessene Schreibung mit doppeltem *m* wird durch die Uebereinstimmung der ältesten Handschriften, besonders des Vergilius, bestätigt.

**) Am klarsten ausgedrückt bei Sil. Ital. IX, 509 ff.: — *atque idem flatus Poenorum tela secundat | et velut ammento contorta hastilia turbo | adiuvat ac Tyrias impellit stridulus hastas.* Daher der bildliche Gebrauch von *ammentare* bei demselben XIV, 422: *inde atros alacer pastosque bitumine torquet | ammentante Noto Poenorum aplustribus ignes.*

offen eingestanden*). So war mir die Sache bis zum Sommer 1865 aus dem Sinne gekommen. Als ich damals nach Mainz zu Hrn. Dr. Lindenschmit, Director des dortigen Museums, mich begab, um die auf Befehl des Kaisers Napoleon nach unseren Forschungen angefertigte und dorthin geschenkte Katapulte in Angenschein zu nehmen; erzählte mir Hr. Lindenschmit im Laufe unseres Gesprächs, dass der Ordonnanzoffizier des Kaisers, welcher ihm jene Katapulte überbracht, ihm zugleich die Handhabung der *hasta ammentata* mit ausgezeichnetem Erfolge gezeigt habe: er habe nämlich mehrere solcher von ihm mitgebrachter Riemenspeere über die ganze Breite des Hofes in mächtigem Bogenwurf bis auf das hohe gegenüberstehende Dach geschleudert. Dabei waren denn 228
leider anch alle diese Waffen zu Grunde gegangen, und Hr. Lindenschmit konnte mir kein Exemplar mehr vorlegen, woraus ich die Art der Construction hätte sehen können. Hinsichtlich der Manipulation konnte mir derselbe nur im Allgemeinen mittheilen, dass es darauf ankomme, mittelst des durch den Riemen gesteckten Zeigefingers im letzten Momente des Abwurfs dem Speere noch einen besonderen Schwung zu geben.

Ich theilte sofort nach meiner Rückkehr Hrn. Dr. Wassmannsdorff, unserem trefflichen, ebenso gelehrten als gewandten Turnmeister, diese Bemerkungen mit, und es gelang ihm, noch im Laufe des Sommers 1865 auf rein praktischem Wege „dem Geheimniss" der *hasta ammentata* in seiner Weise auf die Spur zu kommen, worüber in den Verhandlungen der Heidelberger Philologenversammlung S. 207—208 nnd in dem Anhange zu Wassmannsdorff's Ordnungsübnngen des deutschen Schulturnens (Frankfurt a. M. 1868) [S. 57 ff.] das Nähere zu lesen ist. Hr. Dr. Wassmannsdorff, welchen ich der Versammlnng vorzustellen die Ehre habe, ist mit dankenswerther Bereitwilligkeit auf meinen Wnnsch eingegangen, hieher zu kommen und den versammelten Herren diese Handhabnng praktisch vorzuführen, was — wenn es Ihnen gefällig ist — nach Beendigung dieses Vortrages geschehen soll. Ich fahre jetzt zunächst in demselben fort. Da es Hrn. Wassmannsdorff zunächst nur darum zu thun gewesen war, die Handhabung des Riemens auf empirischem Wege zu entdecken, so hatte er sich vor der Hand einfach damit begnügt, die von ihm angewendete $9^1/_2$ Cm. lange Riemenschleife mittelst einer dünnen Mutterschraube an dem durchbohrten Schafte zu befestigen, ohne damit irgend wie behanpten zu wollen, diese Befestigungsweise sei die der Alten gewesen; S. 60 seiner Schrift hat er mit Beziehung auf das Vasenbild des britischen Museums, welches nach Merimée (in der Revue archéologique nouv. série I. année sec. vol. Paris 1860 p. 210) S. 59 seines Buches wiedergegeben ist, und mit Beziehnng auf das Diskusbild bei Pinder (Ueber den Fünfkampf der Hellenen,

*) Geschichte des griechischen Kriegswesens (Aarau, 1851) S. 130.

Berlin 1867) ausdrücklich erklärt, dass das *ammentum* auch durch geeignete Umschlingung um den Schaft des Speeres sich anbringen lasse. Herr Prof. Jäger, Director der Turnlehrerbildungsanstalt zu Stuttgart, hat darauf in Nr. 26 der Deutschen Turnzeitung von 1868 — womit man Nr. 48 derselben Zeitung vergleichen möge — sich des Weiteren über die Befestigung, beziehungsweise Umschlingung des Riemens um den Schaft ausgesprochen, und, wie es scheint, richtig angenommen, dass derselbe gewöhnlich mit seinen beiden Enden zusammengeschnallt oder — geknüpft oder — genäht, bedeutend länger und nur mittelst einfacher oder doppelter Verschlingung an dem Speere befestigt gewesen sei. Er hat dort zugleich Gebrauch und Wirkung des *ammentum* erörtert, welche Bemerkungen zur vollständigen Lösung dieses vielbesprochenen Räthsels nicht wenig beitragen.

Diess, meine Herren, ist der Gang und der gegenwärtige Stand unserer Frage, und nachdem diese also nach ihrem wesentlichen Gehalte auf praktischem Wege beantwortet ist, erscheint es nicht unpassend, sie einmal in ihrem ganzen Zusammenhange und mit Benutzung des mir wenigstens jetzt zu Gebote stehenden Materials möglichst vollständig zu erörtern. Sollte ich dabei etwas übersehen oder versehen, so bitte ich um gefällige Ergänzung oder Berichtigung.

Als Einleitung schicke ich eine kurze historische Uebersicht voraus.

Homer kennt den Wurfriemen nicht, und auf Hunderten von Vasenbildern, welche Heroenkämpfe der verschiedensten Art
229 darstellen, finden sich zwar unzählige Wurfspiesse, aber fast ausnahmslos ohne das *ammentum**). Wenn Plinius**) dessen Erfindung dem Aetolus, Mars' Sohne, zuschreibt, so hat das natürlich ebensoviel Werth, als die anderen abenteuerlichen Notizen jenes Capitels, wie wenn er z. B. daneben die *hasta velitaris* von Tyrrhenus, das römische *pilum* gar von der Amazonenkönigin Penthesileia erfinden lässt!

Die ἀγκύλη scheint vielmehr eine Erfindung des griechischen Turnplatzes gewesen zu sein. Nach glaubwürdiger Ueber-

---

*) Die mir bekannten nnd in diesem Vortrage besprochenen Abbildungen von Wnrfspeeren mit Schleife sind: 1) der Erzdiskns von Aegina, am Besten abgebildet bei Pinder über den Fünfkampf der Hellenen, Berlin 1867 (vgl. S. 95 ff.); 2) die Vase aus dem britischen Musenm, Revue archéolog. 1860, II, p. 210; 3) eine etruskische Vase bei Hamilton III, pl. 33 (kenne ich nur aus Rich dictionnaire); 4) die beiden von O. Jahn publicirten Vasen (Ueber bemalte Vasen mit Goldschmuck Taf. II); 5) die Vase bei Millingen vases div. Taf. 5; 6) das Mosaik der Alexanderschlacht.

**) Plin. N. H. VII, 201: — *lanceas Aetolos, iaculum cum ammento Aetolum Martis filium, hastas velitaris Tyrrenum, pilum Penthesileam (invenisse dicunt)* —, wo freilich nenerdings v. Jan dnrch ein vor *„pilum"* eingesetztes *„et"* auch diese Waffe von Tyrrhenos erfinden lässt.

lieferung fand zur Feier der 18. Olympiade = 708 v. Chr. der erste Wettstreit im Pentathlon statt, in welchem Lampis von Lakedämon den Sieg davontrug. Das Pentathlon aber, über welches ich hier ein für allemal auf die schöne Monographie von Pinder verwiesen haben will, bestand in nachstehender Reihenfolge aus Sprung, Speerwurf, Lauf, Diskuswurf, Ringen; der Speer aber, dessen man sich beim Pentathlon bediente, mit seinem eigenthümlichen Namen *ἀποτομάς* benannt, war, wie wir nachher sehen werden, mit der *ἀγκύλη* versehen.

Vom Turnplatz scheint der Riemenspeer vielleicht zunächst in die Hände des Jägers gekommen und erst später, als er sich dort bewährt hatte, auch als Kriegswaffe verwendet worden zu sein. Möglich, dass der letztere Gebrauch mit der Ausbildung der Peltastenwaffe zusammenhängt; in ersterer Beziehung scheinen namentlich die Thessalier, bekanntlich gewaltige Jäger, den Riemenspeer gebraucht zu haben*). Sicher ist, dass wir seit dem fünften Jahrhunderte den Riemenspeer nicht nur als die ordonnanzmässige Waffe der Peltasten und Speerschützen**), sondern auch als den normalen Wurfspiess der Jäger***) finden, und dass er in dieser doppelten Beziehung ebenso dem ungeriemten Wurfspiess gegenübersteht, wie bis vor Kurzem die Büchse als Jagd- und Kriegswaffe dem „ungezogenen Schiessprügel", der Flinte. Ja noch mehr: der Riemenspeer kommt auch als die gewöhnliche Wurfwaffe vor, mit welcher etwa jeder Hausvater, der überhaupt auf Waffen hält, ausgerüstet ist†).

Zu den Römern ist der Riemenspeer wahrscheinlich durch Pyrrhos gekommen. Die Wurfspeere, deren ihre regelmässigen 230
Leichten, die Velites, fünf oder sieben führten††), waren mit

---

*) Eur. Bacch. 1205: — *ἄγραν — θηρὸς ἣν ἠγρεύσαμεν | οὐκ ἀγκυλωτοῖς Θεσσαλῶν στοχάσμασιν, | οὐ δικτύοισιν* —, wo Donner freilich übersetzt: „nicht krumme Bogen spannend, wie die Thessaler!"

**) So z. B. in der Schlachtbeschreibung des Euripides, welcher sich natürlich so wenig wie Aeschylos vor Anachronismen scheut, Phoen. V. 1141: *καὶ πρῶτα μὲν τόξοισι καὶ μεσαγκύλοις | ἐμαρνάμεσθα σφενδόναις θ' ἑκηβόλοις | πετρῶν τ' ἀραγμοῖς.*

***) Auf der Jagd bedient man sich selbst zu Pferd des Riemenspeeres; s. Polyb. XXIII, 1, 9 von Ptolemaeos: *ἔφη γὰρ αὐτὸν κυνηγετοῦντα ταῦρον βαλεῖν ἐφ' ἵππου μεσαγκύλῳ.* Dass aber Xenoph. Kyneg. IX, 2. 4. 7. X, 3, wo die *ἀκόντια* ganz allgemein erwähnt werden, die *ἀγκύλη* nicht ausdrücklich nennt, beweist nichts dagegen.

†) Das geht aus Eurip. Androm. V. 1132 ff. hervor, wo Neoptolemos von den hinterlistigen Delphern mit allen möglichen Waffen angegriffen wird: — *πόλλ' ὁμοῦ βέλη, | οἰστοὶ μεσάγκυλ' ἔκλυτοί τ' ἀμφώβολοι | σφαγῆς ἐχώρουν βουπόροι ποδῶν πάρος.* Und ähnlich heisst es Or. V. 1476, wo von dem tumultuarischen Angriff der Sklaveu der Helena auf Orestes und Pylades die Rede ist: *βοηδρομοῦμεν ἄλλος ἄλλοθεν στέγης, | ὁ μὲν πέτρους, ὁ δ' ἀγκύλας, | ὁ δὲ ξίφος πρόκωπον ἐν χεροῖν ἔχων.*

††) Sieben nach Liv. XXVI, 4, 4; fünf nach Lucilius [VII, 33 Müller] bei Non. p. 553, 2: *quinque hastae aureolo cinctu rorarius veles.* Vergl. S. 231, Anm 4 [358 Anm. *)].

dem *ammentum* versehen, wie Cicero (Brut. 78, 271) ausdrücklich bezeugt: die *hasta velitaris* war also eine *hasta ammentata*. Aber wir finden den Wurfriemen auch bei den Barbaren; die keltische *tragula* wenigstens, von deren sonstiger Beschaffenheit wir Nichts wissen, muss regelmässig mit einem *ammentum* versehen gewesen sein: sonst würde Caesar nicht in der bekannten Weise seinen Brief an Q. Cicero unter demselben verborgen haben*). Und Strabo erwähnt eine leichte keltische Wurfwaffe ohne Riemen, deren man sich namentlich auf der Vogeljagd bediente, in einer Weise, dass man daraus sieht, nicht nur die sonstigen Wurfspeere der Kelten, sondern die Wurfspeere überhaupt sind regelmässig mit der Schleife versehen gewesen**). Nur Eines mag, auch aus praktischen Gründen, zweifelhaft sein, ob die Reiterei, wenn sie Wurfspeere führte, es nicht vorgezogen hat, dieselben ohne Benutzung der Schleife zu verwenden***). Wenigstens ist es auffällig, dass Xenophon, der der Athenischen Reiterei statt der Stangenlanze, welche sie führten, lieber zwei tüchtige Wurfspeere geben wollte, bei der ausführlichen und genauen Angabe der Stellung, in welcher der Reiter den Wurf ausüben soll, der Schleife mit keinem Worte gedenkt†).

Wir handeln nunmehr von der Beschaffenheit des Riemenspeeres und zwar zunächst von der des Speeres selbst.

Er ist, sowohl was den Schaft als was die Spitze anlangt,

---

*) Caes. b. G. V, 48, 5: *monet, ut tragulam cum epistula ad ammentum deligata intra munitionem castrorum abiciat.*

**) Strabo IV p. 196 a. E.: *ὁπλισμὸς δὲ σύμμετρος τοῖς τῶν σωμάτων μεγέθεσι, μάχαιρα μακρὰ — καὶ θυρεὸς μακρὸς καὶ λόγχαι κατὰ λόγον καὶ μάδαρις, παλτοῦ τι εἶδος· χρῶνται δὲ καὶ τόξοις ἔνιοι καὶ σφενδόναις· ἔστι δέ τι καὶ γρόσφῳ ἐοικὸς ξύλον, ἐκ χειρὸς οὐκ ἐξ ἀγκύλης ἀφιέμενον, τηλεβολώτερον καὶ βέλους, ᾧ μάλιστα καὶ πρὸς τὰς τῶν ὀρνέων χρῶνται θήρας.* Dieses leichte Holz scheint mit dem sogenannten vielbesprochenen „Bomerang" Aehnlichkeit gehabt zu haben.

) Denn die Notiz bei Constant. Porphyrog. Tact. p. 1216: *κοντάρια καβαλλαρικὰ ἔχοντα λώρια εἰς τὴν μέσην*, welche wir in der Gesch. d. griech. Kriegswesens S. 130 auch auf den Wurfspeer bezogen hatten, gehört ebensowenig dahin, als der Anfang der S. 234 Anm. [360)] citirten Stelle aus Isidor. Orig. XVIII, 7, 5: *Lancea est hasta amentum habens in medio, dicta autem lancea, quia aequa lance, i. e. aequali amento ponderata vibratur.* Es liegt hier eine Verwechselung mit der mächtigen Stosslanze der schweren Cavallerie vor, welche in späteren Zeiten, um ihre Führung dem Manne zu erleichtern, mittelst zweier Schlingen, oben bei der Spitze am Halse des Rosses, mit dem unteren Schaftende an dessen Schenkel befestigt war. S. Heliodor. Aethiop. IX, 15: *ὁ κοντὸς δὲ τὰ μὲν πρὸς τῇ αἰχμῇ κατὰ πολὺ καὶ εἰς εὐθὺ προβέβληται, δεσμῷ πρὸς τὸν αὐχένα τὸν ἵππειον ἀνεχόμενος, τὸν οὐρίαχον δὲ βρόχῳ πρὸς τοῖς ἱππείοις μηροῖς ἐξήρτηται, μὴ εἴκων ἐν ταῖς συμβολαῖς, ἀλλὰ συνεργῶν τῇ χειρὶ τοῦ ἱππέως εὐθυνούσῃ μόνον τὴν βολήν, αὐτοῦ δὲ ἐπιτείνοντος καὶ πρὸς τὸ σφοδρότερον τῆς τρώσεως ἀντερείδοντος, τῇ ῥύμῃ γοῦν διαπείρει πάντα τὰ ὑποπίπτοντα καὶ μιᾷ πληγῇ δύο που φέρει πολλάκις ἀναρτήσας.*

†) *περὶ ἱππ.* XII, 12 f.

leicht und von geringen Dimensionen. Besonders belehrend ist
die Stelle in Xenophon's Anabasis*), wo es heisst, die Karduchen
hätten von ihren grossen Bogen — die übrigens, beiläufig gesagt,
durchaus nicht als „Armbrüste“ anzusehen sind — Pfeile von mehr
als zwei Ellen Länge geschossen, welche die Peltasten mit Riemen
versehen und so als Wurfspeere verwendet hätten. Hiernach mögen
wir also die Normallänge des *μεσάγκυλον* von $2^1/_2 - 3$ griechischen
Ellen, die Dicke des Schaftes von der Stärke eines Fingers an- 231
nehmen. Damit stimmen denn auch die vorhandenen Abbildungen
vollkommen überein, nur dass die Länge wohl auch über 3 Ellen
hinausgegangen zu sein scheint. Ebendeshalb hiess auch der
Riemenspeer der Pentathlen mit seinem eigentlichen Namen *ἀποτομάς*, d. h. Abschnitzel, weil er gleichsam das abgeschnittene
Stück eines grossen Handspiesses zu sein schien**), wie etwa
Odysseus den Pfahl, mit welchem er dem Kyklopen das Auge ausbrennt, von dessen Keule abhaut***). Die Spitze war wenigstens
nach den Abbildungen des Aeginetischen Diskus und des britischen
Vasenbildes ziemlich lang, dünn und fein, wie etwa bei den
Kosakenspiessen, ohne irgend eine rundliche oder eckige Ausladung;
auf einem Eisenabgusse des Berliner Diskus, welchen ich der Güte
des Herrn Turnanstalt-Vorstehers H. Kluge zu Berlin verdanke,
deutlicher noch auf dem Gypsabgusse desselben Diskus, der sich
in Hrn. Dr. Wassmannsdorff's Händen befindet, ist zu sehen, dass
die Spitze in einer Tülle steckt, ganz so wie bei dem Fig. 2,
S. 59 der Wassmannsdorff'schen Schrift abgebildeten Pilum. Auf
den beiden von Jahn publicirten Vasen erscheinen die Riemenspeere mit den gewöhnlichen blattförmigen aber doch auch sehr
schmalen Spitzen.

Damit stimmt genau überein, was über die *hastae velitares* berichtet wird. Der Schaft ist 2 Ellen lang und $^3/_4$ Zoll stark; die Spitze, eine Spanne, d. h. 9 Zoll lang, ist so fein und dünn zugespitzt, dass sie sich mit dem ersten Wurfe umbiegt und nicht ohne Weiteres wieder gebraucht werden kann†). Damit

---

*) IV, 2, 28: *εἶχον δὲ τόξα ἐγγὺς τριπήχη, τὰ δὲ τοξεύματα πλέον ἢ διπήχη —· ἐχρῶντο δὲ αὐτοῖς οἱ Ἕλληνες, ἐπεὶ λάβοιεν, ἀκοντίοις ἐναγκυλῶντες.*

**) Poll. III, 151: *τὸ ἀκόντιον τῶν πεντάθλων καλεῖται ἀποτομάς.* Etym. M. [132, 19] s. v. *ἀποτομή* (so! wird unzweifelhaft *ἀποτομάς* heissen): *ἀκόντιον μικρὸν ἀποτετμημένον ἀπὸ τοῦ τελείου καὶ συνηρμοσμένον εἰς μέγεθος μικρόν.* Hesych. [209, 30 Schm. ed. min.]: *ἀποτομάδα σχίζαν καὶ ἀκόντιον πεντάθλου.*

***) Hom. ι 325: *τοῦ μὲν ὅσον τ' ὄργυιαν ἐγὼν ἀπέκοψα παραστάς.*

†) Polyb. VI, 22, 4: *τὸ δὲ τῶν γροσφων βέλος ἔχει τῷ μὲν μήκει τὸ ξύλον ὡς ἐπίπαν δίπηχυ, τῷ δὲ πάχει δακτυλιαῖον, τὸ δὲ κέντρον σπιθαμιαῖον, κατὰ τοσοῦτον ἐπὶ λεπτὸν ἐξεληλασμένον καὶ συνωξυσμένον, ὥστε κατ' ἀνάγκην εὐθέως ἀπὸ τῆς πρώτης ἐμβολῆς κάμπτεσθαι καὶ μὴ δύνασθαι τοὺς πολεμίους ἀντιβάλλειν· εἰ δὲ μή, κοινὸν γίνεται τὸ βέλος.* Dieselbe Waffe, im Geiste der damaligen Zeit modificirt, erkennt man in Veget. II, 15 [p. 48, 3 Lang]: *aliud (missile) minus, ferro uncia-*

stimmt ganz wohl überein, wenn sonst die Gesammtlänge der ganzen Waffe auf 4 Fuss angegeben wird*).

Belehrend für die eben geschilderte Beschaffenheit des Riemenspeeres ist die von Plutarch**) gewiss aus guten Quellen aus-
232 führlich mitgetheilte Erzählung aus dem Leben Philopömen's. In einem Gefechte wird dieser von einem Riemenspeer getroffen, der mit solcher Kraft geschleudert ist, dass er ihm beide Oberschenkel durchbohrt und gleichsam zusammenheftet. Seine Umgebung trägt Bedenken, den Speer herauszuziehen, weil die Schleife (welche also von der Gewalt des Wurfes durch den einen Schenkel mit hindurchgetrieben zwischen diesem und dem andern sich befunden haben muss) nicht gut durch die Wunden (sei es nach vorwärts, sei es nach rückwärts) hindurchgebracht werden kann. Der Kampf verlangt dringend Philopömen's Betheiligung: da entschliesst er sich kurz und bewegt mit Macht die Schenkel so lange hin und her, bis der Speer in der Mitte (also neben dem Riemen) zerbricht, und er nun die beiden Bruchstücke einzeln sich aus den Schenkeln herausziehen lässt.

Wir kommen nun zur Beschaffenheit der Schleife. Sie

---

rum quinque, hastili pedum trium semis, quod tunc verriculum, nunc verutum dicitur. Vgl. Verhandl. d. Philologenversamml. zu Augsburg S. 147 [oben S. 339]. Darauf bezieht sich anch Liv. XXIV, 34, 5: *velites —, quorum telum ad remittendum inhabile est*, wo das „*imperitis*" nach *inhabile* der Zusatz eines selbst Unkundigen, wahrscheinlich übrigens des Livius selbst ist. Denn wer die beispiellose Dummheit beging, in der aus Polybios abgeschriebenen, aber rhetorisch zugestutzten Schilderung der Schlacht bei Kynoskephalae das Polybianische (XVIII, 7 [24], 9) *τοῖς φαλαγγίταις ἐδόθη παράγγελμα καταβαλοῦσι τὰς σαρίσας ἐπάγειν* in *Macedonum phalangem hastis positis, quarum longitudo impedimento erat, gladiis rem gerere iubet* [XXXIII, 8, 13] zu verdrehen — bei dem ist in dieser Beziehung kein Ding unmöglich!

*) Liv. XXVI, 4, 4 von der Errichtung einer leichten Elitetruppe zur Unterstützung der römischen Reiterei: *eis — septena iacula quaternos longa pedes data praefixa ferro, quale hastis velitaribus inest.* Aus ihm schöpften Frontin. strat. IV, 7, 29: — *delectos — septenis singulos hastis quaternorum circiter pedum armari*, und Valer. Max. II, 3, 3: *lectos expedit corporis brevibus et incurvis septenis armatos hastis*, wo aber freilich das *incurvis* reiner Unsinn ist, mag es nun — etwa ans *tenuibus* — verdorben oder dem Missverständniss einer griechischen Quelle, in welcher etwa *ἀγκυλωτὸν ἀκόντιον* (vgl. oben S. 229 Anm. [355*)] gestanden haben kann, entflossen sein.

**) Plut. Philop. 6: — *ἁμιλλώμενος διελαύνεται διαμπερὲς ὁμοῦ τοὺς μηροὺς ἑκατέρους ἑνὶ μεσαγκύλῳ, καιρίας μὲν οὐ γενομένης, ἰσχυρᾶς δὲ τῆς πληγῆς, ὥστε τὴν αἰχμὴν ἐπὶ θάτερα διῶσαι· τὸ μὲν οὖν πρῶτον ἐνοχεθεὶς ὥσπερ δεσμῷ παντάπασιν ἀπόρως εἶχε· τὸ γὰρ ἔναμμα τῆς ἀγκύλης χαλεπὴν ἐποίει τοῦ ἀκοντίσματος ἀνελκομένου διὰ τῶν τραυμάτων τὴν πάροδον· ὡς δὲ ὤκνουν οἱ παρόντες ἅψασθαι καὶ τῆς μάχης ἀκμὴν ὀξεῖαν ἐχούσης ἐσφάδαζεν ὑπὸ θυμοῦ καὶ φιλοτιμίας πρὸς τὸν ἀγῶνα, τῇ παρατάσει* (so richtig Emperius statt *παραβάσει*) *καὶ τῇ παραλλάξει τῶν σκελῶν διὰ μέσου κλάσας τὸ ἀκόντισμα χωρὶς ἐκέλευσεν ἑλκύσαι τῶν ἀγμάτων ἑκάτερον.*

scheint durchweg von Leder gewesen zu sein und aus einem schmalen Riemen bestanden zu haben. Das geht nicht nur aus mehreren ausdrücklichen Zeugnissen*), sondern auch aus einer gelegentlichen Notiz des Livius hervor, die Wurfriemen seien wie die Bogensehnen und Schleudern durch die Nässe unbrauchbar gemacht worden**). Gegenüber diesen Zeugnissen kommt die Notiz eines Scholiasten, die Schleife habe aus einem Strick bestanden***), nicht in Betracht. Die Länge des Riemens wird nirgends angegeben; sie mag je nach der Art der Befestigung und Umschlingung verschieden gewesen sein, keinenfalls aber über eine Elle betragen haben, wobei wir, wie schon oben bemerkt, annehmen, dass die beiden Enden gewöhnlich mit einander auf irgend eine Weise verbunden wurden. Allemal scheint diess allerdings nicht der Fall gewesen zu sein. Der in der Alexanderschlacht am Boden liegende, wie es scheint, zerbrochene Speer — welcher übrigens eher einem Dornenstock ähnlich sieht — zeigt an seinem unteren dickeren Theile eine Schleife, an dem oberen der Spitze zugekehrten ein loses Ende. Am Riemenspeer auf der Hamilton'schen Vase gehen von einem etwas mehr nach der Spitze zu befestigten Knoten zwei gleiche nicht verbundene Enden von etwa dem Drittel der ganzen Waffe entsprechender Länge aus. An diesem Speere ist also der Riemen, wie es scheint, erst angeknüpft, aber noch nicht aufgewickelt. Mit dieser Bemerkung sind wir bei der schon oben berührten Frage angelangt, wie der Riemen am Schafte befestigt gewesen. Da ist nun unzweifelhaft sicher, dass diese Verbindung nicht eine ein für allemal feste — also nicht etwa durch Stift oder Nagel vermittelt —, sondern eine abnehm- und verschiebbare gewesen, also durch Umschlingung und Verknüpfung vorgenommen worden ist. Natürlich konnte diess
auf sehr verschiedenartige Weise geschehen, je nach der Länge 233
und sonstigen Beschaffenheit des Riemens, der Geschicklichkeit und Gewohnheit des Schützen u. s. w.; mit einem Worte, wenn irgendwo, so gilt hier der alte Satz: *Praxis est multiplex.* Dass aber der Riemen dabei mehrfach um den Schaft gewunden wurde, zeigen die sämmtlichen Abbildungen deutlich und übereinstimmend:

---

*) Serv. zu Vergil. Aen. IX, 665: *intendunt acris arcus ammentaque torquent,* wo — freilich falsch — erklärt wird: *pro „tela ammentis torquent"; nam ammentum est lorum, quo media hasta ligatur* [so FAS: *religatur* RHL:] *et iacitur.* Glossar. Vergil. ap. Barth. Advers. 37, 5: *amentum est lorum, quo hasta manui adligatur*, allerdings sehr einfältig! Fest. p. 12 ed. Müller: *amenta, quibus ut mitti possint .vinciuntur iacula, sive solearum lora; ex Graeco, quod est ἅμματα, vel quia aptantes ea ad mentum trahant.* Gloss. Labb. *amentum λῶρον ὄχανον.* Daher heisst es bei Lucan. VI, 221: *cum iaculum parva Libys ammentavit habena.*

**) Liv. XXXVII, 41, 4: *umor arcus fundasque et iaculorum ammenta emollierat.*

***) Schol. zu Androm. 1133 *μεσάγκυλ'] εἴδη ἀκοντίων ἐν μέσῳ σπάρτῳ δεδεμένων, ὃ κατέχοντες ἠφίεσαν.*

es fragt sich nur, ob diese mehr oder weniger starke Umwickelung des Riemens auch nach dem Abwurfe durch die Schleife festgehalten, oder ob nach Befestigung des einen Endes der übrige frei bleibende Theil des Riemens ohne Befestigung so weit aufgewickelt wurde*), dass noch eine zum Hineingreifen der Finger hinlängliche Schleife übrig blieb, wo dann jener Theil des Riemens nach dem Abwurfe sich während des Fluges wieder abwickeln musste. So wurde, wie Jäger richtig bemerkt, das Geschoss in eine doppelte Bewegung gebracht, nämlich nicht nur zielwärts, sondern zugleich rundum um seine Längenaxe und zwar letzteres in schnellster Drehung. „Durch die Riemenschleife wurden also dem antiken Handwurfgeschosse dieselben Vortheile zugewendet, wie sie den länglichen Geschossen der modernen Feuerwaffen unlängst zugewendet worden sind durch die gewundenen Züge des Gewehr- und Geschützlaufes. Durch die gleichzeitige Drehung um seine Längenaxe wird nämlich das Geschoss während des Flugs in seiner richtigen Lage, wie sie ihm dort die Faust, hier die Laufwand giebt, festgehalten, durchbohrt die Luft und sein Ziel besser und trägt sich flacher, weiter und sicherer.“ Sachverständige Collegen, wie Hr. Hofrath Kirchhoff, bei dem ich mir Raths erholte, haben diese Ansicht Jäger's entschieden bestätigt und bestimmt versichert, dass der Wurfriemen in jedem Falle, also auch wenn seine Aufwickelung eine feste sei, diesen Vortheil gewähre**).

Als die Stelle, an welcher der Riemen gewöhnlich befestigt wurde, wird im Allgemeinen die Mitte angenommen, wie, abgesehen von bestimmten Zeugnissen***), schon aus der griechischen Bezeichnung des Riemenspeers *μεσάγκυλον* hervorgeht. Ob aber die Mitte des ganzen Speeres oder nur des Schaftes, wird nicht gesagt. Sehr natürlich: denn da die Stelle des Griffs, welche nothwendig hinter dem Schwerpunkte liegen muss, von der grösse-

*) Diese Manipulation muss Vergil. Aen. IX, 665 im Sinne gehabt haben, wenn er anders genau gesprochen hat: *intendunt acris arcus ammentaque torquent,* wobei nicht das Abschiessen der Pfeile, sondern das Spannen der Bogen mit dem *„ammenta torquent“* zusammengestellt wird.

**) Das haben schon die Alten erkannt, wenn anders Ausdrücke, wie *ammento contorta hastilia* Sil. Ital. IX, 509 genau zu nehmen sind: vgl. Verg. Aen. X, 585: *iaculum — torquet in hostem;* ders. XII, 536: *telumque aurata ad tempora torquet;* Stat. Theb. IX, 104: *intorqueo iaculum.* Seitdem ist Nr. 48 der Deutschen Turnzeitnng von 1868 nachgewiesen worden, nach welcher Richtung der Riemen um den Schaft gewickelt werden müsse, wenn die bei jedem Wnrfspeere — auch ohne *ammentum* — vorkommende Drehung beschleunigt werden soll.

***) S. oben Anmerkung und vgl. Poll. I, 136, wo es in seiner confusen Weise heisst: *λόγχη ξυστὸς κάμαξ ἀκόντιον. — δόρυ κοντός. — καὶ τὰ μέρη τὸ μὲν τέλος σαυρωτήρ, τὸ δὲ μέσον ἀγκύλη, καὶ τὸ μὲν ἔργον ἀγκυλίσασθαι, τὸ δὲ προῦχον αἰχμὴ καὶ ἐπιδορατὶς καὶ στύραξ.* — Isidor. Orig. XVIII, 7, 6: *amentum vinculum est iaculorum hastilium, quod mediis hastis aptatur; et inde amentum, quod media hasta religatur, ut iaculetur.*

ren oder geringeren Schwere der Eisenspitze abhängt, so muss der Riemen bald mehr nach vorn, bald mehr nach hinten angeknüpft worden sein. Auf dem Diskus wie auf dem britischen Vasenbilde erscheint der Riemen, selbst wenn wir annehmen, dass auf beiden Darstellungen wegen mangelnden Raumes das Ende des Schaftes fehlt, doch jedenfalls von der Spitze weiter entfernt zu sein als von dem Schaftende, was mit der Beschaffenheit der überaus feinen und daher auch leichten Spitzen bestens übereinstimmt. Auf den Jahn'schen Zwillingsvasen dagegen, deren in ihrer vollen Länge abgebildete Speere mit den gewöhnlichen, wenn auch ziemlich 234
schmalen, blattförmigen Spitzen versehen sind, erscheinen die Riemen — und zwar unzweifelhaft mit fester Aufwickelung — über die Mitte der gesammten Speerlänge hinauf nach der Spitze zu befestigt. Jäger hat daher ganz Recht, wenn er sagt: „die Wahl der Stelle für den Griff" — d. h. für die Befestigung des Riemens — „bleibt frei; Jeder fasst nach seiner Gewohnheit und Fertigkeit".

Weil nun, wie wir sehen, die Wurfriemen nicht fest mit den Speeren verbunden sind, so wird das Beriemen der letzteren — *ἐναγκυλοῦν* oder *ἐναγκυλίζειν ammentare* — erst vorgenommen, wenn man sich der Wurfspeere bedienen will. Es wird daher als ein Bestandtheil der gewöhnlichen Kriegsrüstungen neben der Anfertigung oder Herstellung anderer Kriegswaffen genannt*); und Cicero hat an ein paar Stellen auf artige Weise das Beriemen des Wurfspeers mit der Hilfe verglichen, welche die Rhetorik durch Lehre und Beispiel dem wirklichen Redner gewährt**). Jedenfalls aber gehört der beriemte Wurfspeer zur vollen Kampfbereitschaft des Speerschützen, und Alexander der Grosse stiess daher einen seiner Soldaten schimpflich aus Reih und Glied, welcher nach dem Aufmarsche des Heeres noch mit dem Anknüpfen des Riemens an seinem Wurfspeer sich beschäftigte***). Man kann daher in dieser Beziehung das Beriemen der Wurfspeere mit dem Laden der Gewehre vergleichen.

Es bleibt der wichtigste Punkt zu erörtern übrig, die Hand-

---

*) Sil. Ital. IV, 14 f.: *instaurant galeae coni decus, hasta iuvatur | ammento, revocantque nova fornace bipennes.*

**) Cic. de or. I, 57, 242: — *in eo — iure, quod ambigitur inter peritissimos, non est difficile oratori eius partis, quamcumque defendet, auctorem aliquem invenire, a quo cum ammentatas hastas acceperit, ipse eas oratoris lacertis viribusque torquebit.* Ders. Brut. 78, 271: — *eratque (T. Accius) praeterea doctus Hermagorae praeceptis, quibus etsi ornamenta non satis opima dicendi, tamen, ut hastae velitibus ammentatae, sic apta quaedam et parata singulis causarum generibus argumenta traduntur.* [Vgl. Quintilian. IX, 4, 9: *qua re mihi compositione velut ammentis* (so Ambr.) *quibusdam nervisve intendi et concitari sententiae videntur.*]

***) Plutarch. apophth. Alex. 13 [VIII, 102 Hutt.]: *παρατασσομένου τοῦ στρατεύματος ἰδών τινα τῶν στρατιωτῶν τὸ ἀκόντιον ἐναγκυλούμενον ἐξέωσε τῆς φάλαγγος ὡς ἄχρηστον, ὃς παρασκευάζεται δὴ νῦν, ὅτε χρῆσθαι δεῖ τοῖς ὅπλοις.*

habung des Riemenspeeres, die so lange räthselhaft geblieben ist. Aus den Zeugnissen geht nur hervor, dass nicht „die Hand", wie ich irgendwo gelesen habe, sondern nur „die Vorderfinger" beim Wurfe durch die Schleife gesteckt wurden*). Diess können nur der Zeige- und Mittelfinger gewesen sein: diese wenigstens erscheinen auf dem Diskus deutlich in die Schleife eingreifend. Auf dem britischen Vasenbilde dagegen spannt nur der Zeigefinger die Schleife an, was freilich — da der Mittelfinger in gleicher Stellung neben jenem ganz unthätig ruht — vielleicht nur ein Versehen entweder des Fabrikanten oder auch nur des Zeichners
235 ist. Andererseits kann nicht geläugnet werden, dass man die Schleife recht füglich auch nur mit dem Zeigefinger — aber schwerlich allein mit dem Mittelfinger — handhaben kann. Ja, ich kann versichern, dass es mir wenigstens leichter wird, es mit dem blossen Zeigefinger, als mit Zeige- und Mittelfinger zugleich zu thun. Jedenfalls gilt auch hier der Satz: *Praxis est multiplex.* Hr. Dr. Wassmannsdorff hat mich versichert, dass man füglich auch den Daumen dazu anwenden könne.

Wenn man sich also schussfertig machen wollte, so steckte man die Finger durch die Schleife und zog sie fest an: in dieser Haltung, wie zugleich die Bogenschützen mit aufgelegtem Pfeile, lässt Xenophon seine Peltasten auf den Feind losgehen**). Diese Haltung entspricht also dem modernen „Fertigmachen", wobei man den Hahn spannt und den Zeigefinger an den Drücker legt.

Was nun den Abwurf selbst anlangt, so ist es in der That ein glücklicher Zufall, dass die zwei einzigen Abbildungen, welche wir davon haben, uns die beiden Hauptarten des Entsendens, die überhaupt bei jedem Geschosse und also auch beim Riemenspeer möglich sind, ganz unverkennbar und sehr deutlich darstellen. Auf dem Diskus nämlich ist der Weit- und Bogenwurf abgebildet, der von unten nach oben gerichtet ist, auf der Vase des britischen Museums der Ziel- und Kernwurf, welcher geradeaus oder von oben nach unten geht. Jenen kann man auch den Turnwurf nennen: bei dem Wettstreite des Pentathlon ward nicht nach einem bestimmten Ziele geworfen, sondern es kam — wie beim Diskuswurfe und beim Sprunge — nur darauf an, möglichst weit zu werfen***).

---

*) Sen. Hippol. 820 f.: *ammentum digitis tende prioribus | et totis iaculum dirige viribus,* wodurch die allgemeineren Stellen Ovid's — Metam. VII, 787 fgg.: *ad iaculi vertebar opem, quod dextera librat | dum mea, dum digitos ammentis indere tempto, | lumina deflexi* — und XII, 321: *inserit ammento digitos — nec plura moratus | in iuvenem torsit iaculum* — ihre Erläuterung finden.

**) Xen. Anab. V, 2, 12: *ὁ δὲ τοῖς πελτασταῖς πᾶσι παρήγγειλε διηγκυλωμένους ἰέναι, ὡς, ὁπόταν σημήνῃ, ἀκοντίζειν, καὶ τοὺς τοξότας ἐπιβεβλῆσθαι ἐπὶ ταῖς νευραῖς, ὡς, ὁπόταν σημήνῃ, τοξεύειν.* Ebenda IV, 3, 28: — *κελεύει — ἐμβαίνειν ὡς διαβησομένους διηγκυλωμένους τοὺς ἀκοντιστὰς καὶ ἐπιβεβλημένους τοὺς τοξότας.*

***) S. Pinder a. O. S. 91—93. 112.

Den letzteren kann man auch den Jagd- und Kriegswurf nennen: auf der Jagd, wo es ja immer ein bestimmtes Ziel gilt, ist er ausschliesslich und auch im Kriege, wenn diess der Fall war, stets angewendet worden, während man natürlich auch hier, wo es vielmehr galt, den etwas entfernten Feind im Ganzen zu werfen und zu beunruhigen, den Bogenwurf vorgezogen hat.

Die Stellung bei diesen beiden Arten des Wurfes ist nun eine gänzlich verschiedene. Der Pentathle auf dem Diskus steht in seiner ganzen Breite vor uns, so dass wir seinen ganzen Körper en face, die nach links ausschreitenden Füsse und den rechts nach rückwärts gedrehten Kopf en profil vor uns haben: er blickt nämlich nach seinem rechten Arme zurück, welcher in schiefem Winkel mit der Schulter rückwärts nach unten sich streckt, so dass die den Speer haltende Hand in gleicher Richtung mit der Hüfte sich befindet. Diese Hand hält den Speer in schräg aufsteigender Richtung, so dass seine Spitze über die Schulter des in entsprechender Richtung nach vorn ausgestreckten linken Armes hervorragt; Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand greifen auf der äussern (vom Körper abgewendeten) Schaftseite nach hinten gestreckt in die Schlinge und ziehen sie nach vorn an, während der Daumen auf derselben Seite den Schaft hält und die beiden letzten Finger denselben gekrümmt von der andern Seite umfassen. Es ist nach dieser Stellung klar, dass der im Anlaufe befindliche Pentathle im nächsten Moment in gewaltigem Schwunge den ganzen Körper herumwerfen und dabei mit der unter der Schulter bleibenden Wurfhand die Waffe von unten nach oben wie einen Diskus
in mächtigem Bogenschwunge möglichst weit, jedoch ohne be- 236
stimmtes Ziel, entsenden wird. Die Abbildung ist die beste Erklärung zu der Stelle des Philostratos, in welcher von dem Pentathlen für das Herumdrehen beim Speer- und Diskuswerfen wie für den Sprung lange Beine und eine geschmeidige Hüfte, für das möglichst vollkommene Umspannen des Diskus und für das Fassen des Speers (mit dem Daumen und den beiden letzten Fingern) oberhalb, d. h. vor der durch Zeige- und Mittelfinger angespannten Schleife, eine grosse Hand und recht lange Finger verlangt werden*). Wir werden nicht vergessen, dass es bei allen diesen gymnastischen Wettkämpfen der Hellenen nicht bloss auf die einseitige rein praktische Ausführung der einzelnen

---

*) Philostr. *γυμναστικός* 31 [II, 277, 15 ff. Kayser]: *ἐχέτω καὶ τοῖν σκελοῖν μακρῶς μᾶλλον ἢ ξυμμέτρως καὶ τῆς ὀσφύος ὑγρῶς τε καὶ εὐκόλως διά τε τὰς ὑπο* [*περι* K.] *στροφὰς τοῦ ἀκοντίου ἢ καὶ τοῦ δίσκου διά τε τὸ ἅλμα, —· καὶ μακρόχειρα χρὴ εἶναι αὐτὸν καὶ εὐμήκη τοὺς δακτύλους· δισκεύει γὰρ πολὺ ἄμεινον, ἣν διὰ μέγεθος τῶν δακτύλων ἐκ κοιλοτέρας τῆς χειρὸς ἀναπέμπηται ἡ ἴτυς τοῦ δίσκου, καὶ εὐκολώτερον κινήσει τὸ ἀκόντιον, ἢν τοῦ μεσαγκύλου ἄνω ψαύωσιν οἱ δάκτυλοι μὴ σμικροὶ ὄντες.* Es ist klar, dass *μεσάγκυλον* hier nicht, wie gewöhnlich, den Wurfspeer selbst, sondern nach Pollux (s. S. 233 Anmerk. 3 [360]) die Wurfschleife bedeutet.

Uebung, sondern zugleich anf eine möglichst schöne Darstellung des ganzen Körpers in seiner Kraft und Gewandtheit ankam.

Auders verhält es sich mit dem ausschliesslich auf richtiges Treffen gerichteten Jagd- und Kriegswurf, welchen ziemlich unvollkommen das hritische Vasenhild darstellt. Hier steht der Speerwerfer vollständig im Profil, und er hebt mit dem rechten in möglichst spitzem Winkel gekrümmten Arme den Speer nehen Ohr und Kinn in sanft schräger, von ohen nach unten laufender Richtuug: der Schaft ruht dabei auf der innern Fläche der Hand, wobei auf der innern nur der Daumen, auf der äussern Schaftseite die vier ührigen Finger sich hefinden, — von welchen die beiden letzten in gleicher Höhe mit dem Danmen (also auch „vor der Schleife") sich um den Schaft krümmen, die heiden anderen nehen einander üher den Schaft sich erhehen, indem nur der Mittelfinger die Schleife anzieht, der Zeigefinger nehen demselben unthätig ruht. Dass diess wahrscheinlich ein Versehen ist und die Schleife von Mittel- und Zeigefinger zugleich auch hier angespannt worden ist, habe ich schon oben hemerkt. Diese Haltung wird durch die oben*) angeführte, wenn auch grundfalsche Etymologie des *ammentum* hestätigt: „*vel quia aptantes ea ad mentum trahant.*"

Und ebenso hezieht sich darauf der Wunsch der schwärmenden Phädra im Euripides, auf der Jagd „nehen dem hlonden Haar hin" den Thessalischen Wurfspeer zu schlendern**).

Selhstverständlich kanu in dieser Haltung ehenso gut ein ganz horizontaler Kern-, wie auch ein sanft aufsteigender Bogenwurf gethan werden, wie es denu üherhaupt die einfachste und natürlichste Haltung ist, in welche Jeder gauz von selhst geräth, der diese Uehung versucht. Dass die Haltung der Finger übrigens eine sehr manuigfaltige sein kann, habe ich schon oben bemerkt.

Schliesslich muss ich noch des in zwei Enniauischen Fragmenten vorkommenden Ausdrucks „*ansatae*" gedenken. Non.
237 p. 556, 25 sagt: *ansata iaculamenta cum ansis Ennius lib. V: ansatas mittunt de turribus*, wo schon *Columna* unzweifelhaft richtig durch den Zusatz *hastas* den Vers ausgefüllt hat. Und ehenso hat derselhe in der andern von Macroh. ad Vergil. Aen. VII, 520 citirten Stelle richtig interpungirt: „*postquam defessi sunt stare et spargere sese hastis ansatis, concurrunt undique telis*" —, während Andere hier die Interpunction nach *hastis* setzen und unter dieser *ansa* einen festen Handgriff am Ende des Schaftes verstehen, dessen man sich bedient habe, um — wie bei einem Degen — den Stoss des Spiesses zu verstärken. Man heruft sich dahei auf eine Abhildung an der Wand eines Grahmals zu Paestum hei „Nicolai Antichità di Paestó VI", die ich freilich nur aus

*) S. Seite 232, Anmerkung 1 [359].

**) Eurip. Hippol. 219 fgg.: *ἔραμαι κυσὶ θωῦξαι | καὶ παρὰ χαίταν ξανθὰν ῥῖψαι | Θεσσαλὸν ὅρπακ', ἐπίλογχον ἔχουσ' | ἐν χειρὶ βέλος.*

der Nachahmung in dem „Dictionnaire des antiquités Romaines et Grecqnes von Rich“ kenne, wo ein nur mit Unterkleid und Schild versehener Krieger eine solche ziemlich kurze Waffe wie einen Degen geschultert trägt, während eine zweite ähnliche mit der *ansa* nach aussen in dem Schildrande steckt. Aber selbst zugegeben, dass es mit dieser Abbildung seine Richtigkeit hat, so ist doch gewiss dieser angebliche Handgriff eben auch nur eine aus etwas steifem Leder bestehende Wurfschleife, und die *ansatae hastae* des Ennius sind Eins mit den *hastae ammentatae* der Uebrigen. Denn dem griechischen ἀγκύλη entspricht nicht sowohl *ammentum*, wie Müller zu Fest. p. 12 meinte, als vielmehr *ansa*, welches wie das griechische Wort eine jede Art von Schleife bedeutet, während dagegen *ammentum* ganz richtig in einer Glosse ἅμμα (ἔναμμα hat Plutarch. Philop. 9) λόγχης erklärt wird. Dass übrigens eine *ansa* aus Eisen an dem Schafte des Wurfspeeres sich anbringen und vollständig wie ein *ammentum* benutzen lässt, haben die praktischen Versuche Dr. Wassmannsdorff's unwiderleglich dargethan. —

Fassen wir am Schlusse die Ergebnisse zusammen. Der Riemenspeer ist im Alterthum die verbreitetste und beliebteste Schützenwaffe gewesen, und zwar einfach deshalb, weil er — eins ins andere gerechnet — zugleich die zweckmässigste war. Die Schleuder — namentlich mit Bleikugeln — ging allerdings weiter, und die Percussionskraft ihrer Geschosse war viel bedeutender, als die des Riemenspeeres; dagegen war ihre Treffsicherheit entschieden geringer. Mit dem Bogen dagegen konnte es der tüchtig geführte Riemenspeer in allen drei Beziehnngen recht füglich aufnehmen*). Dazu kam aber noch, dass die Führung des Bogens und noch mehr der Schleuder gewisse Vortheile voraussetzte, welche, wie es scheint, nur bei bestimmten barbarischen oder halbbarbarischen Stämmen oder Völkerschaften sich in voller und sicherer Tradition erhielten, daher wir fast immer nur von Rhodischen und Balearischen Schleuderern, von Kretischen Bogenschützen**) und dergl. lesen, während die Handhabung des Riemenspeers, von dem griechischen Turnplatz ausgegangen, wie andere ähnliche Uebungen, Gemeingut jedes gymnastisch durchgebildeten Griechen wurde, daher für Jagd und Krieg allgemeine Anwendung fand und auf diese Weise denn auch von den Römern als die Normalwaffe ihrer regelmässigen Leichten, der Veliten, angenommen 238

*) S. z. B. in Bezug auf die Weite: Sen. Hipp. 822 f. nach der oben angeführten Stelle: *tam longe dociles spicula figere | non mittent gracilem Cretes harundinem.*

**) Einzig die Athener hatten und zwar vorzugsweise für den Seekrieg bürgerliche Bogenschützen, und auf diese, nicht, wie man komischer Weise angenommen, auf die Scythischen „Landjäger“ — welche zu Athen ein ebenso beliebtes Stichblatt für den Volkswitz gewesen zu sein scheinen, wie weiland die Leipziger Stadtsoldaten — bezieht sich die Verherrlichung der sonst verachteten Bogenwaffe bei Eurip. Herc fur. V. 188—203. Vgl. zu Eur. Taur. Iph. 1377 f.

wurde. Ein weiterer Vorzug des Riemenspeers war ferner, dass er füglich mit einer tüchtigen Handwaffe verbunden werden konnte. Während daher Bogenschützen und Schleuderer ausschliesslich für das zerstreute Gefecht aus der Ferne verwendet wurden*) und also auch deshalb ihre Waffen niemals mit den Schwerbewaffneten gleiche Ehre beanspruchen konnten; waren die griechischen Peltasten zugleich wirkliche Linieninfanterie, welche neben den Hopliten in die Schlachtordnung eintrat, und scheuten sich die römischen Veliten nicht, wenigstens im Einzelkampfe, dem Feinde mit dem Schwerte zu Leibe zu gehen**).

So glaube ich denn nachgewiesen zu haben, dass dem römischen Pilum als der zweckmässigsten Wurfwaffe des schwer bewaffneten Linienfussvolkes das griechische Mesankylon als die verbreitetste Schützenwaffe für Jäger, Leichtbewaffnete und vielleicht auch Reiter ebenbürtig zur Seite steht. Es bleibt mir also Nichts übrig, als Sie nochmals einzuladen, Sich nach dem Schlusse unserer Sitzung in den Hof begeben und dann Hrn. Dr. Wassmannsdorff Ihre Aufmerksamkeit schenken zu wollen, welcher mit sicherer und gewandter Hand die Führung dieser so lange räthselhaft gebliebenen Waffe Ihnen zu veranschaulichen die Güte haben wird***).

---

*) Daher sind die Bogenschützen und Schleuderer verloren, wenn sie von den sie deckenden Truppen im Stich gelassen werden, wie z. B. Caes. b. G. VII. 80, 7: — *quibus (equitibus) in fugam coniectis sagittarii circumventi interfectique sunt.* Ders. b. c. III, 93, 5: — *quibus (equitibus) summotis omnes sagittarii funditoresque destituti, inermes sine praesidio, interfecti sunt.*

**) Liv. XXXI, 35, 4: — *velites emissis hastis comminus gladiis rem gerebant,* und 6: — *nec pedes concursator et vagus et prope seminudus genere armorum (par erat) veliti Romano parmam gladiumque habenti pariterque et ad se tuendum et ad hostem petendum armato.*

***) [Verhandlungen S. 238 f.]

XVII.

Rede zur Eröffnung der Heidelberger Philologenversammlung 1865.

Erste allgemeine Sitzung, Mittwoch den 27. September.

Hochverehrte Versammlung! Mein erstes Wort von dieser 1
Stätte, zu welcher Ihr ehrendes und nachsichtiges Vertrauen mich berufen, sei ein Willkommen, ein herzliches dankbares Willkommen im Namen all' Ihrer Fachgenossen in unserer Stadt, dass Sie unsere bescheidene Einladung angenommen und so zahlreich befolgt haben. Ich kündigte Ihnen bereits vor einem Jahre in dem glänzend geschmückten Saale der welfischen Königsstadt an, was Sie bei uns nicht erwarten, nicht finden dürften: nicht Glanz und Kunstfülle einer fürstlichen Residenz, nicht Ueppigkeit und Pracht einer reichen Handelsstadt. Was Sie finden würden, das haben Sie erwartet: Ein Blick, wenn wir hinaustreten, zeigt es uns. Ein Blick auf das linke Ufer unseres Neckar, und von jenen braunen, geborstenen, epheuumrankten Trümmern steigen Bilder langen, Jahrhunderte langen deutschen Lebens auf, deutschen Lebens in Sturm und Drang, in Lust und Freud', in Schmerz und Leid. Und ein Blick auf das rechte Ufer des Neckar! Wem ginge da nicht das Herz auf und zumal meinen alten Landsleuten aus Norddeutschland, wenn sie dort drüben die Weinberge aufsteigen sehen bis zur grünbekränzten Kuppe des alten Heiligenberges. Wenden wir unsern Blick nach dem Spiegel des Neckar: da klingt und singt es vor unserm Ohr, das alte deutsche Volkslied, welches dem Rhein, dem alten Vater der Germanen, den Neckar als lustigen Gesellen beigegeben hat: Rhein und Neckar! — wie erfüllt schon der Hall ihres Namens selbst das alternde Herz mit Jugend, „mit Lieb' und Lust und lauter Becherklang!"

Aber nicht bloss die verschollene Vergangenheit, nicht bloss die lebendig blühende Natur, verehrte Gäste, grüssen Sie mit ihren stummen Grüssen, — dass auch die hohe Regierung dieses glücklichen Landes, dass auch Rath und Bürgerschaft unserer guten Stadt, dass auch die alt-ehrwürdige Ruperto-Carolina Sie mit gleicher Freudigkeit empfangen, das werden Sie aus dem beredten Munde ihrer Vertreter vernehmen.

Aber dennoch, hochverehrte Versammlung, trotz dieser stummen, trotz dieser beredten Grüsse, trotz der bereitwilligen Unterstützung von Stadt und Staat — nicht ohne Schüchternheit und Befangen-

heit haben wir Fachgenossen Ihnen die Stätte hier bereitet. Müssen wir uns doch sagen, dass von Selbsteigenem, gerade für unsere Wissenschaft und Kunst vorzugsweise Bedeutendem, wir aus der unmittelbaren Gegenwart nicht so gar Vieles Ihnen bieten können. Da, meinen wir denn, müssen wir, um gewissermassen uns selbst zu ermuthigen, Geister heraufbeschwören, die uns helfen, die Geister jener alten Humanisten, die einst in dieser Musenstadt gelehrt und gelebt, gewirkt und gelitten haben.

2 Es hiesse selbstverständlich Aufgabe und Raum einer Eröffnungsrede weit überschreiten, wollte ich auch nur in ganz allgemeinen Umrissen eine zusammenhängende Geschichte des Humanismus in der Stadt Heidelberg zu geben versuchen. Sei es mir nur vergönnt, Einige jener Männer, wie sie gerade dem Gedächtnisse sich darbieten, in engstem Rahmen und in charakteristischen Einzelzügen Ihnen vorzuführen, und dabei zugleich die Entwickelung und die Schicksale der Philologie und des Humanismus — ich verbinde bereits jetzt nicht ohne Grund beide Namen — in unserem alten Musensitze mit ein paar leichten Strichen zu zeichnen, um dann schliesslich an diesen flüchtigen Rückblick auf die Vergangenheit einige allgemeine Betrachtungen über die Aufgabe unserer Wissenschaft in der Gegenwart wie über ihre Zukunft anzuknüpfen.

Alt-Heidelberg, verehrte Versammlung, ist eine echte deutsche Universitätsstadt im vollen Sinne des Wortes. Gehen ihre ersten dunkeln Anfänge bis auf die Römerzeiten zurück, so mochte auch in den langen Jahrhunderten des Mittelalters aus den „etlichen Fischer- und andern Häuslein" am Neckar keine rechte Stadt erwachsen. Feuersbrunst und Wassersnoth haben mehr als Einmal sich verschworen, ihre bescheidenen Ansätze zu zerstören, bis endlich Ruprecht I. von der Pfalz, zwar kein Gelehrter, sondern nur ein *„Simplex Laicus"* — wie er sich selbst nannte —, aber ein Fürst von klarem Blick und besonnener Thatkraft, welcher die Macht und den Segen wissenschaftlicher Bildung wohl zu schätzen wusste, bis Ruprecht, angeregt durch das schnelle Aufblühen Prags seit Gründung der Hochschule, damals noch im kräftigen Mannesalter den Gedanken fasste, den er nach langer Vorbereitung als 77jähriger Greis ins Leben rief, auch seiner geliebten Heimat eine *universitas litterarum* zu geben, die erste in deutschen Landen nach der im kaiserlichen Wien. Und zwar in Heidelberg sollte sie erstehen, der „ausgezeichneten" Stadt, welche dem Pfälzer Kurfürsten vor allen andern seines gesegneten Landes denn doch wegen Milde der Luft und Ueberfluss an allen äusseren Lebensgütern weitaus „die passendste und angemessenste" zu sein schien. In 21 Jahren, den 18. October, wird, so Gott will, das halbtausendjährige Jubiläum unserer Universität von Andern und vor Andern gefeiert und dann zumal Lob und Ehre unserer Ruperto-Carolina von beredterer Zunge verkündet werden. Der 18. October des Jahres 1386 — der Tag, an welchem Jahrhunderte später die

Leipziger Schlacht Deutschlands Schicksal entschied, — ist der Stiftungstag unserer Universität. Und seitdem an diesem Tage Reginaldus, der Lütticher Cisterziensermönch und Pariser *Doctor Theologiae,* durch ein feierliches Hochamt in der Capelle zum heiligen Geiste die Universität eröffnet, seitdem dann am 17. November desselben Jahres der Niederländer Marsilius von Inghem, welchen der Kurfürst als „des Studiums in Heidelberg Anheber und Regierer" von Paris berufen, in dem Refectorium des Augustiner-Klosters — welches dort gestanden, wo jetzt die geselligen Räume des Museums uns empfangen, — zum ersten Rector erkoren worden und sich als solcher den Ehrennamen eines *primus Universitatis plantator* verdiente, seitdem ist auch der Universität Schicksal mit dem der Stadt in Freud' und Leid, in Noth und Glück unzertrennlich verbunden gewesen bis auf den heutigen Tag —: möge es auch also bleiben fernerhin!

Ueberblicken wir diese fünf Jahrhunderte unserer Universität, so lassen sich dieselben leicht als ein Jahrhundert des Kampfes und eines des Sieges, als ein Jahrhundert der Zerstörung und eines der Verödung, und endlich als das gegenwärtige Jahrhundert der Wiedererweckung unterscheiden und 3
bezeichnen; und in dem Wechselgeschick dieser Jahrhunderte spiegelt sich zugleich die Geschichte unserer Wissenschaft überhaupt ab.

Die Universität, genau nach dem Vorbilde der Pariser Hochschule eingerichtet, hatte der alten Gliederung gemäss neben den drei eigentlichen Fachfacultäten noch jene vierte, welche damals und noch lange Zeit später die artistische hiess, vielleicht passender als heutzutage die philosophische: wenigstens für uns Philologen mag in dieser Benennung der bedeutungsvolle Wink liegen, dass unsere Wissenschaft, insofern wir zugleich Schulmänner sind, zugleich auch eine Kunst ist und sein soll, und zwar, insofern ihr Object das kostbarste, die erste und edelste, so es giebt! Gleichzeitig mit der Einrichtung der Universität ward auch dieser „geliebten Tochter", wie ihr Schöpfer sie gern zu nennen pflegte, zu Nutz und Dienst der Grund zu der nachmals hochberühmten *bibliotheca Palatina* gelegt, einem Institute, welches in jener bücherarmen Zeit vor und selbst noch lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst ein ganz anderer Schatz als selbst heutzutage war.

Natürlich gingen die ersten Jahrzehnte der Universität in der gewöhnlichen Fortsetzung der alten scholastischen Wissenschaften und in deren eigenthümlich formaler Betreibung vorüber; und es dauerte selbstverständlich, wie anderwärts, so auch hier ziemlich lange, bis der neue Geist wissenschaftlicher Behandlung Platz griff. Wir dürfen nicht läugnen, dass, wie andere Universitäten, so auch die unsrige gegen die neu-alte Weisheit des Realismus sich gewaltig sträubte. Ein durch sein späteres Schicksal vielberühmter Mann, Hieronymus von Prag, musste 1406 hier vom Lehr-

stuhl weichen, weil er dem herrschenden Nominalismus sich zu fügen nicht über sich gewinnen konnte. Ein Fürst war es, ein kriegerischer thatkräftiger Fürst, der auch im deutschen Liede hochgefeierte Friedrich (I.) der Siegreiche, welcher den entgegengesetzten Richtungen, der *via modernorum* des mittelalterlichen Nominalismus und der *via antiquorum* des auf Aristoteles und Plato sich stützenden Realismus freie Bahn schuf. Er war es, der im Jahre 1452 mit „aufgeklärtem Despotismus" eine volle ganze Reform gab, in welcher für die Artistenfacultät ausdrücklich die Freiheit festgestellt war, entweder in der einen oder der andern Methode die logisch-dialektischen Wissenschaften zu lehren. Von da an Kampf, zum Theil bitterer, leidenschaftlicher Kampf, aber auch frisches neues Leben; denn wo Kampf ist, der rechte Kampf, da ist auch wahres Leben. Und so erstand auch ein solches Leben in Heidelberg, zumal als jener Kampf der alten Gegensätze seit dem Auftreten des neuen aus Italien herübergekommenen Humanismus neue Gegensätze schuf und neue Richtungen von ungeahnter Bedeutung einschlug. Nun, wer möchte darum auch das frische Jahrhundert jenes Kampfes mit der todten Stagnation des 18. Jahrhunderts vertauschen, über welches wir später rasch hinweggehen werden, wenn freilich auch jener Kampf der ersten vereinzelten Humanisten, obgleich unter der Fahne eines freisinnigen thatkräftigen Fürsten geführt, dem zähen Widerstande der geschlossenen Universitätskörperschaft gegenüber vorerst ein fruchtloser bleiben musste.

Denn allerdings war in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, seitdem der ebenbürtige Neffe und Nachfolger jenes Friedrich, der hochsinnige, kunstliebende, geniale Kurfürst Philipp I. den Thron bestiegen, Heidelberg und namentlich da droben das alte Schloss bald auf längere, bald auf kürzere Zeit der wechselnd besuchte aber nie verödete Sammelplatz der Bedeutendsten jener deutschen Humanisten, welche damals die neue im gelobten Land Italia erworbene Weisheit über die Alpen zu uns herüber-
4 trugen, aber sie zugleich mit neuem Geiste erfüllten und in neue Formen gossen, so dass bald jene stolzen feingebildeten Welschen erstaunen und verstummen mussten, wie rasch die hyperboreischen Barbaren auch in römischen Zungen zu reden und griechischen Geist zu verstehen gelernt hatten!

Es ist ein erlesener Kreis von Männern, die zu den Besten der damaligen Zeit gehören, welche sich dort am Hofe Philipps zusammenfanden und zum Theil auch an der Universität ihre Thätigkeit entfalteten. Da war zunächst Rudolf Hansmann, gewöhnlich Agricola nach damaliger Sitte genannt, der erste namhafte Grieche in Deutschland, welcher, was er von Aristoteles erlangen konnte, sich eigenhändig abschrieb, zugleich der erste Stilist, welcher durch sein elegantes Latein die „übermüthigen Italiener" beschämte, aber die Alten keineswegs, wie diese, nur als Muster des Stils,

sondern zugleich als Meister richtigen Denkens und Hauptquelle gründlicher Kenntnisse ansah und in diesem Sinne auf sie zurückgehend jenes erste Lehrbuch der Dialektik als der Kunst richtig zu denken und das Gedachte gut auszudrücken schrieb, welches so viel Benutzung und Nachfolge gefunden hat —; Rudolf Agricola, welcher der Verkündigung dieses neuen Evangeliums sich so ganz gewidmet hatte, dass er darum weder ein Weih noch eine feste Stelle annehmen wollte, aber dafür in Heidelberg jene freie sorglose Musse fand, welche ihm allein zusagte, der dennoch in unablässigem Streben sich nimmer genug that, bis er frühzeitig — kaum über vierzig Jahre alt — ins Grab gesunken ist (1485).

Da war ferner Conrad Celtes, gewöhnlich nur bekannt als fahrender Poet, weil ihm, der fast sein ganzes Leben auf Reisen verbrachte, einst zu Nürnberg Kaiser Friedrich III. den Dichterlorbeer auf die Stirn gedrückt hatte; aber zugleich — was damals noch seltener als heutzutage — ein tüchtiger Sacherklärer der alten Classiker, für die sogenannten Realien, insbesondere Geschichte und Geographie thätig, überhaupt von lebendig praktischem Geiste beseelt, wie er denn in Wien, wo er durch Kaiser Max in einer grossartigen Wirksamkeit zuletzt noch Ruhe fand, zugleich Vorsteher des nach seinem Plane gestifteten Collegium poëticum und erster Bibliothekar der von ihm erst geordneten nachmals so berühmten Bibliothek war, und neben diesen und unzähligen anderen Geschäften immer noch Zeit fand, durch die von ihm selbst geleitete Aufführung eigener Festspiele auch das alte Drama gleichsam wieder ins Leben zurückzurufen. Wie er aber, frühzeitig heimatlos, in Heidelberg zuerst Unterstützung und Anregung, namentlich auch durch Agricola, gefunden, so knüpft sich an seinen spätern Aufenthalt daselbst die Gründung der ersten gelehrten Gesellschaft in Deutschland, welcher seitdem so viele andere nachgebildet worden sind, der *Societas Rhenana*, welche um die Wende des Jahrhunderts die aufgewecktesten und feinsten Köpfe Deutschlands über ein Jahrzehnt zu gemeinsamer Arbeit und gegenseitiger Kritik vereinigt hat.

Da war vor Allen Johann Reuchlin, vom Rauche benannt — daher in Kapnio seinen Namen gräcisirend —, und dennoch bald der Schreck der Dunkelmänner, welchen das bewundernde Urtheil seiner Zeitgenossen den „Phönix der Deutschen", ja „das Licht der Welt" — *lumen mundi* — genannt hat. *„Ex fumo dare lucem,"* mit diesem Motto könnte man das Porträt des grossen Humanisten bezeichnen, welcher zuerst der Christenwelt die vollkommen verschollene hebräische Sprache wieder zugänglich machte und damit den grundlegenden Bibelstudien der Reformatoren vorarbeitete, zuerst die kaum in schwachen Anfängen nach Deutschland herübergebrachte griechische Sprache auf strenges und methodisches Studium gründete, das erste lateinische Wörterbuch — den *Vocabularius Latinus Breviloquus dictus* — verfasste; aber dabei nichts

5 weniger als ein einseitiger *Doctor umbraticus* war, sondern hochgebildet und wohlbewandert in aller damaligen Wissenschaft — selbst die für uns räthselhaft gewordene Kabbala mit eingeschlossen —, zugleich ein Meister des Wortes in allen drei von den Alten festgestellten Arten der Beredtsamkeit und mit klarer Sicherheit auf den Höhen des Lebens einherschreitend, ein Staats- und Weltmann im besten Sinne des Wortes, mit Fürsten und Herren zu verkehren gewohnt als mit seines Gleichen, daher von ihnen geehrt und ausgezeichnet auf jegliche, aber stets wohlverdiente Weise: in den Adelsstand, zum kaiserlichen Pfalzgrafen erhoben und endlich zum Bundesrichter in Schwaben bestellt.

Und noch manch' Andern könnte ich namhaft machen derer, welche jetzt verschollen, damals lebendig und erfolgreich wirkten. Doch ihre Aufzählung würde uns zu lange aufhalten. So sei denn nur noch des Mannes gedacht, welcher als der eigentliche Schöpfer dieses neuen humanistischen Zeitalters in Heidelberg angesehen werden muss. Es ist Johann von Dalberg, der Edelste der Edeln, seit 1482 des Kurfürsten Kanzler und treuer Berather, — was er auch bis zu seinem leider nur zu frühen Tode (1508) geblieben ist, selbst nachdem er Fürstbischof von Worms geworden —, Johann von Dalberg: ein Mäcen im vollsten und schönsten Sinne des Wortes, begeistert für die Wissenschaft, deren er selbst in bedeutendem Maasse mächtig war, wohlwollend und anspruchslos gegen deren Pfleger und Jünger, die er auf alle Weise förderte, fest und mild, weltklug und gemüthsvoll hat er zwischen Fürst und Gelehrten den glücklichsten Vermittler gemacht. Er war es, welcher einst (1475) auf seiner Pilgerfahrt nach Italien zu Ferrara mit Agricola jenen Freundschaftsbund geschlossen hatte, in welchem der edle Dietrich von Plenningen der dritte gewesen, er war es, welcher Celtes' Plan zur Rheinischen Gesellschaft 1493 wirklich ins Leben rief und auf alle Weise aufrecht hielt, er war es, welcher 1496 Reuchlin aus seiner durch die Missregierung eines neuen Fürsten unmöglich gewordenen Stellung in seiner Heimath nach Heidelberg berief zu freiem ehrenvollen Wirken und Leben. Und was hat er besonders auch für die Universität Heidelberg gethan: „Urbild und Muster eines Curators", so lautet über ihn das gerechte Wort eines seiner Biographen. So ist unter seinen Auspicien zuerst eine Professur der griechischen Sprache errichtet und an Reuchlin's jüngern Bruder Dionysius, welchen dieser selbst gleichsam dazu erzogen hatte, vergabt, so sind damals auch manch' andere ausgezeichnete Lehrer nach Heidelberg an die Universität berufen worden, vor Allen, der uns vorzugsweise interessirt, Jacob Wimpheling von Schlettstadt, ein Schulmeister von echtem Schrot und Korn: wissenschaftlich durchgebildet wie irgend Einer, aber doch seine Wissenschaft nur zu Nutz und Frommen seiner Schüler anzuwenden beflissen, mochte er lieber Schulbücher, als gelehrte Ausgaben abfassen. Der hat

als öffentlicher Professor, als Privatlehrer und Erzieher zweimal längere Zeit hier gelebt und gewirkt, hat in dem berühmtesten seiner Bücher, jener in den Schulen selbst gelesenen und erklärten „Adolescentia" („die Jugend"), welches er seinem Eleven, dem jungen Grafen von Löwenstein widmete, zuerst die hohe Aufgabe der humanistischen Pädagogik hingestellt und durchgeführt, hat von ihr ausdrücklich verlangt, sie solle vor Allem sittlichend wirken, solle die innige Vereinigung echt christlichen Lebens und streng antiker Einfachheit als ihr eigentliches Ziel betrachten!

Aber dennoch, hochverehrte Versammlung! wollte in diesem Jahrhunderte des Kampfes der Humanismus an dieser Stätte noch nicht recht gedeihen: vielmehr finden wir leider gerade die Universität mit den erleuchteten und wohlwollenden Plänen ihres Curators und ihres Landesherrn im heftigsten, einer bessern Sache würdigen Widerstreite, wie denn z. B. die Artistenfacultät gegen Professur und Professor der griechischen Sprache sich ablehnend verhielt. 6
Vielleicht, dass bei der streng kirchlichen Haltung der Universität gerade durch den frommen tief ernsten Sinn des ersten Lehrers, welchen Kurfürst Philipp unmittelbar nach seinem Regierungsantritt selbst hierher berufen hatte, durch die ganze Richtung jenes ehrwürdigen Johann Wesel, den man mit Recht „den Vorläufer Luthers" genannt hat — vielleicht, dass gerade dadurch die Männer der alten Schule, die entschiedenen Anhänger der herrschenden Kirche überhaupt misstrauisch wurden gegen die Richtung des Humanismus in Deutschland, vielleicht, dass sie damals bereits in den von ihm mit Begeisterung gepflegten und empfohlenen Sprachen „die Scheide" ahnend erkannten, „darinnen dies Messer des Geistes stecket", welches bald ausgezogen und gegen jenen anderthalb Jahrtausend alten Organismus gezückt werden sollte!

Denn allerdings, verehrte Versammlung! bei uns Deutschen — und das dürfen wir mit echt nationalem Stolze sagen — bei uns hat der Humanismus einen ganz andern Weg eingeschlagen, einen ganz andern Geist wachgerufen, als drüben jenseits der Alpen im Lande seiner Entstehung. Dort hat er nur zu bald einen gewissen ausschliesslich ästhetischen Charakter angenommen, welcher immer mehr in eitles Scheinwesen, ja zuletzt gar in frivole Sittenlosigkeit und gespreizte Geckenhaftigkeit sich verlief und von diesem Standpunkte aus zwar auch eine Zeitlang gegen die Kirche mit Witz und Schimpf Opposition zu machen sich erkühnte, sehr bald aber ungebessert in ihren Schoss zurückkehrte, als in Deutschland und von deutschen Humanisten mit der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern Ernst gemacht werden sollte. Die Richtung dieses deutschen Humanismus ist durchaus ethisch-pädagogisch gewesen: *eloquens pietas*, „beredte Frömmigkeit" hat der grosse, jetzt fast verschollene Gründer der *schola Latina*, Johannes Sturm in Strassburg, als deren Ziel genannt. Kurz und treffend;

denn allerdings diese *schola Latina* war eine Tochter der Reformation und sollte deren Helferin werden. Johannes Sturm führte nur aus, worauf Luther hingewiesen, wozu Melanchthon den ersten Grund gelegt hatte, und mit jenem epigrammatischen Worte hat er ganz richtig das Princip seiner wohlgegliederten Schulorganisation bezeichnet, welches trotz und mit allen nachfolgenden Reformversuchen, Concessionen und Modificationen dennoch drei Jahrhunderte unser Gymnasialwesen beherrscht hat und bis zur Stunde durch ein anderes ebenso fasslich klares und allgemein giltiges noch nicht ersetzt worden ist. Und schon damals, als Luther mit seinen 95 Thesen unbewusst das Werk der Kirchenverbesserung begonnen, da hat der 79jährige Canonicus von Münster, Rudolf von Lange, der allgesuchte und allverehrte Schulvater und Schulmeisterberather Deutschlands, in Begeisterung ausgerufen: „Jetzt ist die Zeit gekommen, da die Finsterniss aus Kirche und Schule ausgerottet wird, da die Reinheit der christlichen Lehre in die Kirche und die Reinheit der lateinischen Sprache in die Schule zurückkehrt!“

So innig verbunden erstand damals Schul- und Kirchenreform, und so ist es denn natürlich, dass das Jahrhundert des Sieges, das 16., unmittelbar an die Männer und die Ereignisse der Reformation anknüpft. Melanchthon, Reuchlin's Schüler und Neffe, ist, kaum den Kinderschuhen entwachsen, zehn Jahre vor Beginn der Kirchenverbesserung gen Heidelberg gezogen, hat hier gelernt und gelehrt, akademische Ehren und Würden empfangen, hat endlich hier auch für einige adelige Zöglinge, „ein Knabe für Knaben“, wie er später selbst mit der ihm eigenen ironisch liebenswürdigen Bescheidenheit gestand, seine erste griechische Grammatik geschrieben; und diese Grammatik hat sich dann in unzähligen
7 Bearbeitungen, Erweiterungen und Nachahmungen erhalten bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts, ja bis tief in das unsrige hinein. Die älteren meiner verehrten Herren Collegen erinnern sich gewiss noch, wie ich, aus ihrer ersten Knabenzeit „der verbesserten und erleichterten griechischen Grammatica“, so zu Halle im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung seit dem Jahre 1705 in unzähligen Editionen „mit stehendbleibenden Schriften“ erschienen; jener Grammatica mit ihren altmodischen stumpfen Lettern auf grauem Löschpapier, mit dem seltsamen roth und schwarzen Buchstabengewirr auf dem wunderlich wortreichen Titel und mit dem gemüthlichen Bildchen darunter — eine aufgehende Sonne mit einem Säemann — gut gemeint und schlecht gezeichnet, — und zur Linken des Titels den stattlich-ästereichen, eines altadligen Hauses würdigen Stammbaum mit der vollständigen Abwandlung des berühmten griechischen Schulzeitwortes *τύπτω*, welches leider nur zu bald für die deutsche Gymnasialdisciplin *nomen et omen* werden sollte. Nun wohl, diese alte Hallische Grammatica ist der letzte Spross jenes ersten Büchleins *de ratione Graecae Grammaticae*

gewesen, welches, wie gesagt, der frühreife Melanchthon als Erstlingswerk in seinem 16. Jahre hier in Heidelberg für seine Privatschüler geschrieben hat. Am Vorabende der Reformation, am 26. April 1518, hat Luther, zu einem Convente des Augustiner-Ordens als Bevollmächtigter seines Klosters hierher gesendet, unter grossem Zulauf und Beifall von Mönchen, Professoren und Studenten eine theologische Disputation gehalten, welche als das Vor[Nach ?]spiel der 95 Thesen zu betrachten ist. Noch zeigt die Ueberlieferung in dem benachbarten Neuenheim das einfache Häuslein, in welchem er damals Herberge genommen haben soll.

Vier Jahre später, 1522, brach auch für die Universität eine neue Aera an: Kurfürst Ludwig V., obwohl der beginnenden Kirchenreformation feind, setzte durch, was sein Vorgänger Philipp vergehens versucht hatte, eine durchgreifende energische Reform der Universität, welche namentlich den Sieg des Humanismus mit sich führte. Von dessen Nothwendigkeit hatte sich denn unterdessen auch die Artistenfacultät überzeugt, und so war sie es diesmal selbst, welche bei dem Kurfürsten um die Berufung des allgefeierten Desiderius Erasmus einkam, unbedingt des feinsten und gelehrtesten Humanisten des ganzen Jahrhunderts; der aber freilich weniger als Lehrer, noch weniger vielleicht als Erzieher, denn als Gelehrter und Schriftsteller zu wirken berufen war. Auch Johann Oekolampadius, der später hochberühmte, hochverdiente Reformator von Basel, war eine Zeitlang für Heidelberg ausersehen. Zwar diese Versuche schlugen fehl, dafür aber finden wir, dass im 16. Jahrhundert, bald längere bald kürzere Zeit, eine ganze Reihe von Männern hier lebten und lehrten, welche, wenn auch für die philologische Wissenschaft der Gegenwart nicht mehr von grosser Bedeutung, doch ihren Lohn dahin haben: denn sie haben gelebt in der glücklichen Zufriedenheit frischen erfolgreichen Wirkens, sie haben den Besten ihrer Zeit genug gethan, und wir werden sehen, dass auch wir, die stolzen Epigonen, uns an ihrem bescheidenen Beispiele erheben, ja dass wir in dem Einen, was uns Noth thut, noch von ihnen lernen können!

Zu jenen trefflichen Männern zählen wir vor allen Hermann von dem Busche, von gutem altem Adel, der aber meinte „Adel ohne Wissenschaft sei nur halber Adel“, diesen feurigen Wanderapostel der neuen Weisheit, diesen fahrenden Ritter des Humanismus, welchem er in seinem berühmten *Vallum humanitatis* eine feste Burg errichtet hatte wider die feurigen Pfeile aller seiner 8
böswilligen Widersacher, der da von Universität zu Universität zog, ein Katheder nach dem andern bestieg, überall ein fröhlich Turnei zu halten für das neu aufgegangene Licht der römischen und griechischen Classiker, stets zur überschwenglichen Begeisterung der Jünger aller Orten, nicht selten aber auch unter den feindseligen Schmähungen des fachgenössischen Brodneides. Eine ganz andere Gestalt tritt uns in dem redlichen, ernst religiösen Simon

Grynaeus entgegen. Blicken wir auf das Antlitz des Mannes, wie es dort in der Aula von Basel zu sehen ist, wohin er von Heidelberg zog — leider durch des Lebens Noth gezwungen —, blicken wir auf jenes Bild, so tritt uns in dem scharf geschnittenen Profil, in den tiefen Furchen der hohen Stirn, in dem glattgestrichnen schlichten Haar, dem langen, regelmässig zugespitzten Barte das Bild eines Mannes entgegen, der streng gegen sich wie gegen Andere, nicht bloss viel gearbeitet und gedacht, sondern auch viel gerungen in geistlichen Kämpfen und weltlichen Anfechtungen. Und so hat er denn auch mit gleicher Gewissenhaftigkeit als Philolog den Handschriften der alten Classiker nachgespürt — er entdeckte die letzten 5 Bücher des Livius in einer Handschrift des Klosters Lorch —, als Theolog dem Einen nachgejagt, was dem christlichen Sinne Noth thut.

Aber das strahlendste Licht der Hochschule Heidelberg's im 16. Jahrhundert ist doch Jacob Micyllus geworden, den zu besitzen die kleine Universitätsstadt am Neckar und die grosse Reichsstadt am Main gewetteifert, um dessen Seele und Wirksamkeit Heidelberg und Frankfurt gleichsam mit einander gerungen haben, bis doch endlich „Alt-Heidelberg die feine, an Weisheit schwer und Wein" den Sieg davongetragen, so dass der Wackere für immer das Rectorat des Frankfurter Gymnasiums mit der Professur der griechischen Sprache an der Rupertina vertauscht und die letzte, glücklichste Zeit seines Lebens (1547—1558) bei uns zugebracht hat; Jacob Micyllus, Lieblingsschüler und Freund Melanchthon's, welcher seiner „Umsicht und Gewissenhaftigkeit" die Umarbeitung seiner lateinischen Grammatik anvertraute; hochgelehrt und wissenschaftlich durchgebildet in beiden Sprachen, ein tüchtiger Kritiker, ein allseitiger Exeget, ein gewandter Uebersetzer und zwar nicht bloss als lateinischer Interpret griechischer, sondern auch als volksthümlicher Verdeutscher lateinischer Classiker, und zugleich — ein wahres Wunder! — eifriger Pfleger und Beförderer der *„Arithmetica logistica"*; insbesondere auch ein lateinischer Poet wie Wenige, der nicht allein durch seine noch heutzutage beachtenswerthen *„libri tres de re metrica"* die Wissenschaft der alten Metrik und Prosodik theoretisch begründete und ausführte, sondern dem auch wirklich diese „lateinische Poeterei" in Fleisch und Blut übergegangen, dem die römische Muse gleichsam Freundin und Vertraute geworden war; vor Allem aber doch Schulmeister und Lehrer mit Leib und Seele, stets darauf bedacht, nicht bloss durch das lebendige Wort, sondern auch durch praktische Schriften, Lehrbücher, Ausgaben, Commentare für die Zwecke der Schule zu wirken, den Geist, der ihm selbst vertraut war, auch seinen Zöglingen einzuflössen; trotz alledem jedoch keineswegs nach Schulpedantenart dem sonstigen Leben der Gegenwart abgewendet, vielmehr ein sicherer Organisator auch in weiteren Kreisen, wie er denn noch in dem letzten Jahre seines Lebens im Verein mit

Melanchthon vorzugsweise zu dem grossen Reformationswerke bei-
gezogen wurde, welches der treffliche Otto Heinrich, ein Fürst
voll Bildung, Geist und Thatkraft, in Kirche und Schule voll-
ziehen liess, während er 8 Jahre früher für seine Facultät neue
Statuten entworfen hatte, welche nicht nur von Facultät und Senat
einstimmig angenommen wurden, sondern auch dem einsichtsvollen
Gesetzgeber nach Senatsbeschluss einen silbernen Ehrenbecher als
Belohnung einbrachten. Ein bedeutungsvolles Symbol für unseres
Micyll ganze Persönlichkeit, dieses Geschenk: es deutet uns an, 9
dass derselbe auch dem heitern Lebensgenusse nicht fremd ge-
wesen. Und so war's auch: an Freud' und Leid der ihn um-
gebenden Welt hat er immer den lebendigsten Antheil genommen,
alle möglichen Erlebnisse und Erfahrungen heiterer, ernster und
trauriger Art hat er in leicht fliessende, charakteristische Verse
gefasst: seine zahlreichen Gedichte sind die besten Zeugnisse seines
vielseitig bewegten Lebens. Wie er für Melanchthon jene Reise,
die ihn 1524 von Wittenberg nach Frankfurt zum Antritte seines
ersten Schulamtes führte, von Station zu Station gar anmuthig
beschrieben, so hat er seinem Camerarius mit erschütternder Wahr-
heit jene grause Katastrophe vor Augen gestellt, als dort am
25. April 1537 der Blitz in den Pulverthurm des alten Schlosses
fuhr und ihn „in Einem Nu zusammenstürzen" liess, dass es war,
„als sei die ganze Welt aus den Angeln gerissen", zum Entsetzen
der zagenden Stadt, da man „nichts anderst meinte, als der jüngste
Tag würde einbrechen"; so hat er in einer ganzen Reihe bunter,
lebensvoller Bilder jenes grosse Schützenfest geschildert, welches
der greise Kurfürst Friedrich II. noch kurz vor seinem Tode
im November 1554 auf der Neckarebene veranstaltete. Und so
hat er in Versen seinen Freunden von sich und den Seinigen Kunde
gegeben, zu ihren eigenen Geschicken bald Trost, bald Glück-
wünsche gesendet, in Versen fürstliche Vermählungen, Thron-
besteigungen, Leichenbegängnisse würdig gefeiert, in Versen seine
Schüler ermahnt und seine Collegia angezeigt, in Versen aber auch
manch' artig Blatt den trauten Genossen gewidmet, mit denen er
in der Weise eines Sokratischen Symposions zusammenzusitzen und
beim Becherklange Schönes und Wahres aus alter und neuer Zeit
zu besprechen liebte. Ja, wenn wir alle die Züge, welche sein
ebenbürtiger Nachfolger im Frankfurter Rectorat, unser allverehrter
Classen, den wir so ungern hier vermissen, zu einem wahren
Lebensbilde Micyll's vereinigt hat — wenn wir besonders diese
frischen, heitern Charakterzüge erwägen, ich denke, der Schatten
des alten gestrengen Schulherrn wird uns nicht zürnen, wenn wir
meinen, auch er sei der „fröhlichen Gesellen" Einer gewesen, als
deren „Stadt" unser Festdichter „Alt-Heidelberg die feine" ge-
feiert hat!

Ernster, strenger, concentrirter oder einseitiger — wie man's nennen will — wenn auch deshalb gewiss nicht solider, tritt

Micyll's Nachfolger, der wackere Holzmann, so sich aber Xylander nannte, uns entgegen, ein allzeit fertiger und dabei ebenso gewandter als kritischer Uebersetzer umfangreicher Classiker, wie vor Allen des Plutarch. Und um an einem Beispiele zu zeigen, wie mannigfaltig die Männer waren, welche damals hier in Heidelberg nach einander sich einfanden, — will ich an jenen viel umgetriebenen Aemilius Portus erinnern, der, Italiener von Geburt, in der Schweiz erzogen und eingebürgert, dann schon im reiferen Mannesalter nach Deutschland herüberwanderte und endlich nach schwerer Noth und nach langen Irrsalen und Kämpfen bei uns nicht nur einen sichern Port, sondern auch einen erfreulichen Wirkungskreis gefunden hat, in welchem er 16 Jahre lang (1593—1609) mit Wort und Schrift thätig gewesen ist, bis den krankhaft Reizbaren eigene Verschuldung wieder von da vertrieb. Er hat es selbst in einem griechischen Dankhymnus geschildert, und es ist rührend zu lesen — zumal wenn man dabei an unsere modernen Verkehrsstrassen denkt —, wie Aemilius damals sammt Weib und sechs kleinen Kindern mit seiner ärmlichen Fahrhabe auf drei gebrechlichen Kähnen von Basel aus den Rhein herabgefahren, und wie des Allmächtigen Gnade ihn und die Seinen aus Strom und Wellen, ja aus Räuberhand gerettet, bis er endlich das Städtchen Frankenthal in unserer Nähe erreichte und dort vorläufig sein Wanderzelt aufschlug!

Und so könnte ich noch manch' andern Humanisten nennen, welcher im Jahrhunderte des Sieges zu Heidelberg thätig gewesen
10 ist. Doch die Zeit erlaubt nicht, auch nur in dieser knappen Weise auf sie einzugehen, und ich will Sie nicht mit blossen Namen aufhalten. So sei denn nur noch zweier Männer gedacht, so mehr als Gelehrte und als Männer der Wissenschaft, denn als Lehrer gewirkt haben: zuerst des grossen Bibliothekars der berühmten damals noch vollständigen, jetzt bekanntlich leider nur in ärmlichen Trümmern vorhandenen *bibliotheca Palatina*, Johannes Sylburg, welchen der gelehrte Buchdrucker Commelinus 1591 hieher berief, um seiner Presse würdige Arbeit zu liefern. Das hat denn auch Sylburg in reichem Maasse gethan: bekanntlich sind seine Ausgaben griechischer Classiker, von welchen ich hier nur die von Niebuhr hochgepriesene Bearbeitung des Dionysios von Halikarnass erwähne, bis auf den heutigen Tag von grossem Werthe. Sylburg ist unzweifelhaft der erste Kritiker seiner Zeit gewesen, welcher bereits mit klarem Bewusstsein und scharfer Entschiedenheit die beiden Grundpfeiler auch der modernen Wortkritik — strenge Feststellung der handschriftlichen Ueberlieferung und gründliche Erforschung der Sprachgesetze und des Sprachgebrauchs sowohl im Allgemeinen als im Besondern und Einzelnen —, Sylburg ist es gewesen, der diese beiden Grundsätze der Kritik nicht nur bereits erkannt und festgestellt, sondern auch mit gewissenhafter Bedachtsamkeit und planmässiger Sauber-

keit ausgeführt hat, daher ihm, dem früh Hingeschiedenen (1596) mit vollem Rechte der Titel seiner noch an unserer Peterskirche befindlichen Inschrift gebührt: *Graecae linguae instauratori.* Endlich sei noch mit Einem Worte des redlichen und bescheidenen Janus Gruterus gedacht, der unter den Auspicien des grossen Joseph Scaliger die Inschriftenkunde wissenschaftlich zu begründen unternahm.

Genug: beim Uebertritt in das neue Jahrhundert schien allerdings Heidelberg zu einer hervorragenden Stätte des Humanismus für alle Zukunft bestimmt zu sein. Doch „es ging anders aus!" — Lassen Sie mich über die beiden folgenden Jahrhunderte, das der Zerstörung, das 17., und das der Verödung, das 18., rasch hinweggehen! Sie sind ja allbekannt, jene Gräuel, jene entsetzlichen Frevel, welche zweimal, in dem 30jährigen und im Pfälzer Kriege, unser Heidelberg verwüstet, verödet, Lehrende und Lernende in alle vier Weltgegenden zerstreut haben! Noch hat sich die Erinnerung erhalten, wie Tilly's Soldaten die Blätter der zerrissenen Bücher den Pferden in den Ställen untergestreut; noch bis auf den heutigen Tag harrt der grössere Theil der handschriftlichen Schätze der auf hundert Mauleseln über die Alpen geschleppten Palatina im Vatican zu Rom seiner Erlösung und seiner Zurückgabe an die deutsche Wissenschaft! Und doch sollte dieses und was sonst noch an Drangsalen im Laufe jenes unheilvollen Krieges Heidelberg und seine Universität gelitten, nur ein schwaches Vorspiel sein von noch Schlimmerem, wie es seit den Zeiten der Hunnen und der Mongolen nirgend mehr war erlebt worden. Denn wie ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des 30jährigen Krieges die organisirten Banden der allerchristlichsten Majestät von Frankreich, des grossen Ludwig des XIV., zweimal hier gehaust haben, wer wüsste das nicht? Und doch, wenn sie reden könnten, jene Trümmer dort oben, jener zerborstene, halb in den Graben gesunkene Thurm, wenn sie reden könnte, die mächtige verwitterte Kirche auf unserem Markte und ihr gegenüber die alte narbenvolle Herberge zum Ritter — die stummen noch lebenden Zeugen, so einzig stehen blieben, als die ganze übrige Stadt in Flammen aufging, in Asche niedersank —, verkünden würden sie von Thaten und Leiden, welche kein Mund überliefert, keine Feder aufgezeichnet hat. Ja, dies „thränenwürdige und erbärmliche Ende der Krone der ganzen Pfalz" — wie es in der Chronik heisst — es ist und bleibt ein ewiges Brandmal jenes äusserlich gleissenden, innerlich 11
verfaulten Zeitalters, ein Brandmal, welches durch keine Panegyrik jemals ausgetilgt werden kann. Denn was vermöchten die wohlgesetztesten akademischen Reden gegenüber dem schlichten Reim, in welchem man die Klage „jenes alten Rutilius" über die wüstliegende Etruskerstadt*) auf Heidelberg anwendete:

*) Rutil. Namat. I, 413 sq. über das im ersten Bürgerkriege zerstörte Populonia: *Cur* (so!) *indignemur mortalia corpora solvi? | Cernimus exemplis oppida posse mori.*

„Warum betrübt man sich, wann Menschen schon verderben:
Da man doch öffters sieht, dass Städte können sterben.“

Und allerdings, es war damals an der Scheide des Jahrhunderts, als ob nicht bloss Humanismus und Universität von dieser Stätte verscheucht, es war, als ob diese gute Stadt selbst für immer von dem Erdboden vertilgt worden wäre. Aher wiederum kam es anders. Die Stadt erhob sich neuverjüngt aus der Asche, das Schloss stieg in neuer Herrlichkeit aus den Trümmern empor, die Hochschule füllte sich von Neuem: mit dem Ausgange des Jahrhunderts kehrten die alten Professoren zurück, welche seit der letzten Zerstörung in Frankfurt sich zusammengefunden hatten; neue Lehrer wurden berufen, neue Schüler strömten herzu —, kurz, es schien, als sollte auch die Universität ein neues Leben gewinnen. Aber es war nur ein Scheinleben, ein äusserliches Leben; der Geist war dahin: auf das Jahrhundert der Zerstörung folgte das der Verödung!

Unter dem katholischen Kurfürsten Johann Wilhelm kam der Unterricht in die Hände seiner Erzieher, der Jesuiten, welche die von Johannes Sturm für die neue Kirche gegründete *schola Latina* mit grossem Geschicke und sicherer Berechnung für ihre sehr entgegengesetzten Zwecke anzuwenden wussten. Diese eigenthümliche Lehrmethode, welcher man sichere und wirksame Consequenz nicht absprechen kann, diese jesuitische Disciplin hat damals im 18. Jahrhundert die Hörsäle und wohl auch die Schulzimmer Heidelbergs vollkommen beherrscht. Lassen Sie mich schweigen von diesem geistlosen, geistknechtenden Formalismus, lassen Sie mich schweigen von diesem Jahrhunderte der Verödung, welches doch anderwärts ein Jahrhundert der Wiedergeburt und des frischen Strebens gewesen ist, wie denn auch unsere Philologie einen neuen Aufschwung nahm, der von Gessner und Ernesti angebahnt, von Winckelmann und Lessing auf ungeahnte Ziele hingeführt, von Heyne erweitert und popularisirt, von Wolf endlich noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts als die neue „Alterthumswissenschaft“ auf den Gipfel zugleich genialer und methodisch sicherer Forschung geführt worden ist. Aber von dem Wehen dieses Geistes ist allerdings in unserm Heidelberg damals kein Hauch zu verspüren gewesen: in der langen Reihe seiner humanistischen Lehrer findet sich kein einziger einigermassen namhafter Philologe.

Da erhoben sich nun auch am Ende des Jahrhunderts die Stürme der französischen Revolution, welche noch ganz andere Majestäten zertrümmerte als alte Universitäten, welche die ganze Welt, Grosses und Kleines, durcheinander warf, insbesondere aber bei all' ihrem wirklichen und vorgeblichen Streben für die idealen Güter der Menschheit auch die realen Besitzthümer von Völkern und Einzelnen keineswegs verschmähte. Die Gefälle der

Universität waren fast ausnahmslos auf dem linken Rheinufer gelegen; auf sie legte die französische Republik ihre feste Hand: da ward es trüb und traurig, die Besoldungen der Professoren versiegten, die dringendsten Bedürfnisse konnten nicht mehr bestritten werden, mit Einem Worte, es ging der *nervus rerum gerendarum* aus, — der nun einmal nicht bloss für die Werke des Krieges, 12
sondern auch für die Künste des Friedens nothwendig ist. Da schien es, als sei es auch mit der humanistischen Bestimmung Heidelbergs zu Ende — für immer. Man dachte daran, man sprach davon, man drang darauf, die Universität Heidelberg gänzlich aufzuheben und einzuziehen.

Da hat der neue Landesherr, der unvergessliche Carl Friedrich, durch sein Organisationsedict vom 13. Mai 1803 das mächtige Wort gesprochen, durch welches er die sterbende Universität wieder ins Leben rief und nach Ruprecht I. ihr zweiter Schöpfer wurde: von diesem Tage an heisst die Universität nicht mehr Rupertina, sondern Ruperto-Carolina. Mit vollem Rechte: — denn Carl Friedrich verdanken wir es, dass mit dem neuen Weltjahrhundert auch ein neues Jahrhundert der Wiedererweckung für unsere alte Hochschule anbrach.

Wir selbst stehen noch in diesem Jahrhundert des frischen Erwachens, des fröhlichen Aufschwungs; wir sind in den Kreis der Lebendigen eingetreten: Sie begreifen, dass mein Wort verstummen muss. „Der Lebende hat Recht" — ja wohl, in allen Dingen, nur nicht darin, über sich selbst Recht zu sprechen, über sich selbst ein unparteiisches, endgiltiges Urtheil fällen zu wollen oder fällen zu können: denn nur „die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Lassen wir denn das Urtheil über die neue Entwickelung Heidelbergs, seiner Philologie und seiner humanistischen Studien der Nachwelt und erinnern wir von den Lebenden nur an den Einen, dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, weil Er in Aller Herzen lebt, der ehrwürdige gefeierte Nestor unserer Wissenschaft, welcher vor länger als einem halben Jahrhunderte hier seine grossartige Laufbahn begonnen hat und vor wenigen Wochen hier durchreisend das schlichte Haus aufsuchte, in welchem er damals als Privatdocent sein Phrontisterion aufgeschlagen. Gedenken wir noch kurz drei bedeutender Männer, welche hier gelebt und gewirkt haben, aber bereits den Todten angehören.

Da sei es mir denn gestattet, vor allen Dingen Ihnen ins Gedächtniss zurückzurufen, dass wenige Jahre nach der Wiedererweckung der Universität Friedrich Creuzer es gewesen ist, der zuerst die Nothwendigkeit eines philologischen Seminars gefordert und vom Standpunkte der damaligen Zeit aus mit fester Hand die älteren sehr weiten Umrisse dieses Instituts gezeichnet hat. Sei es mir ferner gestattet, bei diesem Manne noch einige Augenblicke zu verweilen. Da erinnern wir uns zugleich, dass sein grosser

Gegner, der „wackre Eutinische Leue", wie er mit Recht genannt wurde, Johann Heinrich Voss, jener Verdeutscher, der da mit dem ersten Wurfe seiner alten Odyssee von 1781 — gleich dem Odysseus selbst bei den Phäaken — ein Ziel hingesetzt hat, was er selbst nicht wieder und auch kein Anderer nach ihm erreicht hat, der da auch, wie kein Anderer, ein Menschenalter hindurch die besten der alten Classiker zum Eigenthum der Gebildeten Deutschlands gemacht hat — wir erinnern uns, dass Johann Heinrich Voss von dem hochherzigen Carl Friedrich „zu amtloser Mitwirkung für die erneuete Universität" hieher berufen, die letzten 21 Jahre seines Lebens in glücklich freier und thätiger Musse hier verlebt und, wenn auch nicht unmittelbar als Lehrer, doch durch die Macht seiner Persönlichkeit und seinen anregenden Verkehr segensreich gewirkt hat. Die scharfen Gegensätze und schonungslosen Kämpfe zwischen ihm und Creuzer sind Ihnen bekannt. Die Geschichte ist über sie zur Tagesordnung übergegangen — ob für immer, wer mag's behaupten, wenn er auf manche Richtungen der modernen Mythologie blickt? — Aber diese Gegensätze waren nicht bloss Gegensätze persönlicher Auffassung der Wissenschaft: es spitzten
13 sich in diesen Männern nach einer bestimmten Richtung die allgemeinen Gegensätze zu, welche ein halbes Jahrhundert hindurch das ganze deutsche Leben in all' seinen geistigen Kreisen tief und gewaltig bewegt haben: die Gegensätze der Romantik und des Rationalismus, der Romantik, welche sich hier auf Polymathie und eine umfassende, wenn auch noch ziemlich unkritische, Kunde der gesammten Völker des Alterthums, des Rationalismus, welcher sich dort auf gründlich gelehrte, wenn auch etwas einseitige Erforschung des griechisch-römischen Alterthums stützte. Diesen beiden Männern möchte ich noch einen dritten der Hingeschiedenen anreihen und aus eigner lebendiger Erinnerung Ihnen vorführen, einen Todten, der auch wenigstens eine Zeitlang hier gelebt und gewirkt und in seiner ebenso umfassenden als gründlichen Gelehrsamkeit gewissermassen jene Gegensätze, welche wir in Creuzer und Voss andeuteten, aufgehoben und zu höherer Einheit in sich vereinigt hat, der zugleich ein kernfester Biedermann ernster, strenger Art ohne Furcht und Tadel, ein Mann im vollen Sinne des Wortes gewesen, Karl Friedrich Hermann, selbst wiederum ein Schüler von Creuzer.

Gestatten Sie einmal mir, dem Lebenden, diesen beiden Todten, Creuzer und Hermann, gegenüber persönlich zu werden. Gestatten Sie mir, an eine doppelte Scene zu erinnern, welche ich vor 20 Jahren auf der Darmstädter Philologenversammlung erlebt habe, und die seit jenem Tage mir unauslöschlich ins Herz geschrieben ist. Sie stehen mir von damals noch so klar vor Augen, jene Männer, dass, wenn ich die Kunst des Malers besässe, ich leicht und sicher ihre Züge an jene Tafel zeichnen könnte!

Was zunächst Creuzer anlangt, so finden Sie dessen Worte in den gedruckten Verhandlungen; aber den Eindrnck, den diese gemacht, vermögen Sie dort nicht wieder zn finden.

Hermann hatte einen Vortrag gehalten über die seit Winckelmann und Lessing vielbehandelte Streitfrage, die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe, ob diese nämlich in der Zeit der makedonischen Könige oder der ersten römischen Kaiser entstanden sei. Creuzer, der nicht genan gehört hatte, was Alles vor ihm gesagt worden, betrat die Rednerbühne, aufgefordert und gedrängt, auch seine Stimme über die alte Controverse abzugeben. Er begann damit, die Grundverschiedenheit der echten alten Kunst des Phidias und seiner Schule von der ausgearteten auf Effect und sinnliches Ergötzen berechneten Kunst der späteren Griechen in scharfen Zügen zu zeichnen. Ich sehe ihn noch auftauchen, diesen nicht schönen aber mächtigen Kopf, diese scharf geschnittenen, stark ausgeprägten männlichen Züge, die kräftig hervortretenden Knochen, das röthliche spärliche Haar, ich sehe noch das blitzende Auge, das bewegte Mienenspiel des Antlitzes, wie er von Begeisterung fortgerissen den Eindruck schilderte, den die Gruppen des Phidias dort im britischen Museum auf Jeden machen müssten. Wie wurde da der Greis lebendig, wie floss es ihm da vom Munde gleich einem Feuerstrom! „Ja, meine Herren!" rief er, „wenn man sie sieht, jene Männergestalten vom Parthenon — sie sind wie gewachsen — da muss man sagen: Die hat kein Mensch gemacht, die hat Gott gemacht!" — „Aber jener Laokoon und die ihm ähnlichen Werke, in denen das Raffinement des Künstlers, das Bestreben desselben hervortritt, seine anatomischen Kenntnisse, seine Virtuosität in der Führung des Meissels zn zeigen, diese Werke, meine Herren! — Bravourarien sind's, in Marmor gehauen!" . . . . Das sind des Alten *ipsissima verba,* wie man zu sagen pflegt, welche damals einen wahren Beifallssturm hervorriefen.

Und nun zu Karl Friedrich Hermann. In Darmstadt vor 20 Jahren war's, wo zuerst der bescheidene Versuch gemacht
wurde, eine pädagogische Section ins Leben zu rufen. Hermann, 14
aus innerster Seele jeder Zerstückelung des Einen grossen Ganzen der Wissenschaft abgeneigt, trat als entschiedenster Gegner in drei auf einander folgenden Sitzungen der Bildung dieser und jeder andern Section entgegen. Es war ein harter, heisser Kampf. Das Schicksal stellte mich, den jungen, damals schon von vielen Seiten angefeindeten Mann gerade ihm in der ersten Reihe gegenüber. Die Schlussabstimmung entschied für uns; da kam er ehrlich und fest auf mich zngeschritten, drückte mir die Hand mit sehr kräftigem Drucke und sprach: „Herr Doctor, ich ehre Ihre Ueberzeugung und die Art, wie Sie dieselbe vertheidigt; aber die Philologenversammlnng haben Sie gesprengt!" Damit liess er meine Hand nicht ganz sanft los. Ich entgegnete ruhig: „Wir hoffen sie nicht

gesprengt zu haben, wir hoffen, dass sie erst jetzt rechtes Leben gewinnen werde!"

So lassen Sie mich denn, hochgeehrte Versammlung, an dies Vaticinium des noch gewiss in den Herzen Vieler von uns lebenden Hermann die kurzen Betrachtungen noch anknüpfen, welche ich an die Geschichte des Humanismus in Heidelberg anzuknüpfen mir vorgesetzt habe.

Das Vaticinium Hermann's ist nicht in Erfüllung gegangen. Neben der pädagogischen Section, die sich während der verflossenen Jahre eines besonders reichen und mannigfaltigen Lebens erfreut hat, haben sich noch eine Reihe anderer Sectionen gebildet, denen sich selbstverständlich je nach dem allgemeinen und dauernden, je nach dem vorübergehenden und lokalen Bedürfnisse wohl noch andere anschliessen werden. Die Philologie selbst, sie ist in jenen 20 Jahren wahrlich nicht zurückgegangen. Als Wissenschaft, das dürfen wir mit Zuversicht sagen, schreitet sie nach allen Seiten fort, erweitert, vertieft sie sich von Tag zu Tage und kann wahrlich dreist auch in dieser Beziehung selbst allen den Wissenschaften als ebenbürtig zur Seite bleiben, welche erst in neuer und neuester Zeit entweder überhaupt entstanden sind oder doch erst Begriff und Wesen einer wirklichen Wissenschaft errungen, die einen aber wie die andern einen so wundergleichen grossartigen Aufschwung genommen haben, dass in ihnen das letzte halbe Jahrhundert allein mehr vorwärts gebracht hat, als alle die vorausgegangenen Jahrtausende zusammen! Aber selbst hinter diesen, den Naturwissenschaften steht, wie gesagt, die Philologie in ihrer Entwickelung als Wissenschaft nicht zurück. Aber freilich, ob sie damit nun auch ihre andere mehr praktische Seite ebenso wirksam und glücklich bewahrt, ob sie damit auch ihre pädagogische Aufgabe nach wie vor ebenso fest im Auge behält, ebenso vollständig löst, ob mit Einem Worte die Philologie auch noch Humanismus ist in der einstigen schönen Bedeutung des Wortes, das ist eine andere Frage!

Hochverehrte Versammlung! Vergleichen wir die Philologie unserer Tage mit der Philologie der Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, welch' ein gewaltiger Unterschied! Ich brauche Ihnen gegenüber das hier nicht ausführlich zu erörtern: die quantitative Erweiterung, die qualitative Erhöhung und Vertiefung derselben. Ich will nur daran erinnern, wie aus der alten einheitlichen Philologie nach und nach eine Reihe gleichberechtigter ebenbürtiger Töchter hervorgegangen sind, welche mit der Mutter sehr rüstig Schritt halten, denen man es nicht anmerkt, dass sie der Mutter so viele Jahrhunderte vorgegeben haben, wie man zu sagen pflegt. Nun also! wenn wir lediglich vom Standpunkte der Wissenschaft zurückblicken auf jene alten Humanisten, so können wir sagen, so müssen wir sagen: Es ist Alles mächtig vorwärts gekommen, und auch wir haben es doch „herrlich weit gebracht". So, um

nur ein paar Beispiele anzuführen, wie unendlich hoch vom rein 15 wissenschaftlichen Standpunkte aus steht die strenge allseitige Exegese unserer Schulphilologen über der gemüthlichen *familiaris interpretatio* eines Melanchthon, den man doch mit Recht noch heutzutage als *praeceptor Germaniae* preist; und wenn ich vorhin Sylburg als das erste Muster eines methodischen, auf handschriftliche Ueberlieferung, Grammatik und Sprachgebrauch zugleich sich stützenden Kritikers rühmte, so zwingt die Gerechtigkeit einzugestehen, dass denn doch seine Kritik selbstverständlich hinter der Sicherheit, Klarheit und Consequenz weit zurückstehen muss, wie sie etwa seit 60 Jahren durch Wolf, Gottfried Hermann, Lachmann und Ritschl sich entwickelt hat, und wie man sie heutzutage eigentlich von jedem angehenden Jünger der Wissenschaft als etwas Selbstverständliches zu verlangen pflegt.

Aber dennoch, hochverehrte Versammlung, meine ich, dass wir an dem Schicksal des Humanismus in Heidelberg einerseits, an der Eigenthümlichkeit jener alten Humanisten andererseits noch lernen und uns erbauen können.

Blicken wir zunächst auf das Schicksal Heidelbergs und seines Humanismus; da ist Ein Gedanke, der vor Allem an uns herantritt, der Gedanke, den wir mit dem alten Wort auf die Palme bezeichnen wollen: *„pressa resurgit!"* So oft es auch aus zu sein schien mit „Alt-Heidelberg, der feinen, der Stadt an Ehren reich", — immer ist sie von Neuem erstanden; so oft es auch aus zu sein schien mit ihrem Humanismus, — immer ist er wieder zu neuem Leben erwacht: und so ist es auch mit unserer Wissenschaft überhaupt gegangen, mit unserer Wissenschaft, der Philologie, welche das Höchste, was den Menschen erst zum Menschen macht, den göttlichen Odem des λόγος als *ratio* und *oratio* wie im Allgemeinen so in seinen vollendetsten Offenbarungen und Kunstschöpfungen insbesondere zum Gegenstande ihrer Forschung macht.

Seit die Philologie nach dem blossen unsichern Herumtasten der griechischen Philosophen und den anbahnenden Versuchen der ersten Alexandriner von Aristarchos dem Grossen, wie wir ihn mit Fug nennen dürfen, als Wissenschaft begründet worden ist, hat sie bereits dreimal weltgeschichtliche Erfolge errungen, Erfolge, welchen an Tragweite, Wirksamkeit und Dauer wenige an die Seite zu setzen sind. Zunächst, als ihr jener grosse Wurf gelungen, welchen man am Besten mit den dankbar anerkennenden Worten des römischen Dichters bezeichnet:

„Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio."

Denken Sie sich das römische Weltreich, denken Sie sich den kriegerisch zwingherrlichen Geist des römischen Volkes ohne den bildenden, sittlichenden Einfluss griechischer Wissenschaft und Kunst

siegreich über die ganze Welt verbreitet —, die eine Hälfte seiner Aufgabe, das „*debellare superbos*" und das „*regere imperio populos*", würde er nicht minder wirksam erfüllt, die andern aber — „*parcere subiectis pacisque imponere morem*" — schwerlich auch nur geahnt haben: die Barbarei und — was das Allerschlimmste — die organisirte Barbarei wäre schon damals über die Welt hereingebrochen, um einem neuen Lichte so bald nicht wieder zu weichen. Statt dessen hat Schwert und Pilum des römischen Kriegers dazu dienen müssen, was Meissel und Stylus des griechischen Künstlers hervorgebracht, unter Barbaren zu verbreiten. Und der grösste römische Feldherr und Staatsmann,

— „des Name noch
bis heut' das Höchste in der Welt benennet",

der „unter dem Schwirren der keltischen Geschosse und dem
16 Schmettern der römischen Drommeten über lateinische Declination und Conjugation schrieb" und durch die Anwendung der griechischen Analogie auf die lateinische Grammatik Gesetzgeber auch auf dem Felde der Sprache wurde, — Julius Caesar der Aeneade, ist er nicht der hervorragendste Vertreter des durch die griechische Cultur zugleich gebändigten und erhobenen Römergeistes? Ja, hätte dieser Geist Hellas vernichtet oder auch nur äusserlich unterjocht, statt dass er es in sich aufgenommen und wiedergeboren hat, er hätte nimmer seine letzte weltgeschichtliche Mission erfüllen können: dem neuen Lichtgeiste des Christenthums die Stätte zu bereiten. Aber nicht minder grossartig und segensreich ist der zweite Erfolg gewesen, welchen unsere Wissenschaft in jenem Zeitalter des Humanismus errungen hat, mit welchem wir uns im Eingange unserer Betrachtungen beschäftigten. Und was soll ich von ihrem dritten Erfolge sagen, der sie selbst zur „Alterthumswissenschaft" erhob, dessen Wirkung noch bis auf den heutigen Tag fortdauert und hoffentlich so bald noch nicht verschwinden wird, von jenem goldenen Zeitalter unserer deutschen Litteratur im vorigen und noch in diesem Jahrhundert, als Winckelmann das blöde Auge dem ungeahnten Glanze der hellenischen Kunst öffnete; als Lessing den lebendigen Geist des Aristoteles aus dem Grabe heraufbeschwor, um dessen falsches Gespenst zu bannen, das uns bis dahin neckte und irrte; als Schiller in innerlichster Aufnahme und freiester Wiedergeburt der griechischen Tragödie uns die neue, längst in Fleisch und Blut des gesammten Volkes übergegangene Kunstform des hohen deutschen Trauerspiels erschuf; als Goethe sein hellenisch olympisches Leben lebte, — als — doch wozu sie nennen die Namen, welche Ihnen Allen gegenwärtig sind, wozu Bilder hervorrufen, welche lebendig vor Ihnen stehen?

Blicken wir zurück auf diese Erfolge, so schlägt uns Allen stolz und freudig das Herz. Und so denke ich denn, hochverehrte Versammlung! es ist noch lange nicht aus mit uns, wenn man auch von

gewissen Seiten wo nicht den Todtenschein nns ausstellt, doch auf unser Hinscheiden speculirt. Heisst es doch: „*Wer früh und ohne Grund todt gesagt wird, leht lange!*“ Und so denke ich, werden wir, das ist, wird unsere Wissenschaft noch lange leben, oder besser, sie wird lehen his ans Ende der Tage, und sie *muss* es — nicht um ihrer selbst willen, sondern wahrlich, *um der Welt willen!*

Man rühmt oft, wie herrlich weit *wir* es gebracht, im Gegensatz zu Alterthum und Mittelalter: man spottet wohl über die Feuersignale der Perser, die Aeschylos einst mit Bewunderung schilderte, gegenüber den elektrischen Telegraphen, welche in wenigen Augenblicken über die ganze Erde hin blitzen; man lächelt der Römerstrassen gegenüber den Eisenbahnen, — und wer wird den ungeheuren geistigen und materiellen Fortschritt der *gesammten Menschheit* in diesem Jahrhundert verkennen wollen!

Aber, verehrte Versammlung! für das *einzelne Menschenkind* ist eine solche Zeit keineswegs immer ein Glück. Die Arbeiten und Mittel zum Lehen, die Genüsse und Zerstreuungen des Lebens — das Alles ist jetzt so massenhaft, so hergeshoch angewachsen, das Alles fluthet und stürmt von allen Seiten so zwingend und lockend zugleich anf das arme Menschenherz ein, dass es nicht selten in Gefahr kommt, über all' den aufreibenden und verführenden Einzelheiten des Lebens dieses selbst, das ganze volle Lehen, zu vergessen und zn verlieren. Und ich meine doch: „*das höchste Gut des Lebens ist das Leben selhst*“ — nicht ein einzelnes Stück davon! Da nun, meine ich, thut's Noth, daran zu erinnern, dass all' jene Erfindungen und Vervollkommnungen der *Mittel zum äussern Leben an und für sich* uns weder weiser 17 noch besser noch glücklicher machen, ja uns nicht selten hinderlich sind, es zu werden; da thut's Noth, daran zu erinnern, dass diese vielgerühmte Bildung — mit Willen trete ich auf ihre Schattenseiten sonst nicht ein — nnr zu häufig zwar weit und hreit ausgespannt, aher weder tief noch fest gegründet, nur zu häufig eine äusserlich zum Schmuck angehängte, nicht innerlich in unser ganzes Wesen eingewachsene ist; da thut's Noth, daran zu erinnern, dass *Menschenglück* und *Mannestugend* auch heutzutage Niemandem von selbst in den Schoss fallen, sondern von jedem Einzelnen *selbst* erkannt, *selhst* erarheitet und verdient sein wollen, um sie mit Gottes Hilfe wirklich zu erringen und zn geniessen. Und da, meine ich, thut's denn vor Allem Noth, dass wir zuweilen in jene einfachen, in jene harmonischen aus *Einem* Gusse gebildeten Zeiten zurückgehen, dass wir hei den Hellenen — die wahrlich uns gegenüber ῥεῖα ζώοντες waren, wie ihnen selhst ihre Götter — jene *σωφροσύνη* lernen, welche im höchsten Glück sich vor der ὕβρις hütet, im höchsten Unglück rnhig zu dulden versteht, dass wir an jener altrömischen *virtus* nns erhauen, die gerade in ihrem letzten Todeskampfe gegen das sittenlose Caesarenthum,

welches Verblendung und Arglist anch unserer Zeit wieder als das neue Heil anpreist, noch aufs Herrlichste, der sinkenden Abendsonne gleich, aufleuchtete! Das wird der Geist sein — um ihn nur nach einer Richtung hin zu bezeichnen —, in welchem der altclassische Unterricht, doch nein, die altclassische Erziehung auf unseren Gymnasien gerade im guten Kampfe mit den allgemeinen und eigenthümlichen Irrthümern und Fehlern unserer Zeit zu ringen hat.

Aber freilich, hochverehrte Versammlung! in dieser Beziehung muss die Philologie mehr sein als Wissenschaft: die Philologie eben nur als Wissenschaft zu pflegen ist lediglich demjenigen gestattet, der als Akademiker, als reiner Gelehrter und Forscher es ausschliesslich mit der Wissenschaft als solcher zu thun hat und daher vorzugsweise durch seine Schriften, durch sein gedrucktes Wort lehrt und wirkt. Wir Lehrer, Universitätsprofessoren wie Schulmeister — ich brauche das alte, leider in Verruf gekommene Wort mit vollem Bewusstsein und mit wahrem Stolze —, wir Lehrer haben nicht zu vergessen, dass wir zwar die wissenschaftliche Grundlage uns mit der gleichen Gewissenhaftigkeit zu geben und mit der gleichen Unermüdlichkeit, so weit möglich, auszubauen streben müssen, wie die glücklichen Akademiker, dass wir aber — die Universitätslehrer wie die Schulmeister — dabei zugleich die Pflicht und das Recht haben, die lebendigen Individuen, die lernende Jugend, dennoch als das erste und hauptsächlichste Object unserer Thätigkeit zu betrachten. Und zwar mag der Universitätslehrer sich gleichsam zu theilen versuchen zwischen der reinen und der angewandten Wissenschaft — um mich so auszudrücken —, er mag die eine Hälfte seiner Thätigkeit der Erforschung des wissenschaftlichen Objects, die andere der Bildung des lebenden und strebenden Subjects zuwenden; ja, er mag allenfalls dem Akademiker noch um einen Schritt näher treten und das lebendige Subject eben nur wissenschaftlich anregen und leiten, ihm selbst das Andere überlassend: — der Schulmeister aber, der diesen Ehrennamen verdient, soll und muss das lebendige Subject, seinen Schüler, über das Gedankenobject, die Wissenschaft stellen. Und dennoch soll und darf er die letztere nie und nimmer aus den Augen verlieren, muss er wenigstens für den Kreis der Schulphilologie mit selbständigem Urtheil ihren Fortschritten und selbst zum Theil ihren Irrwegen folgen, hat er aber andererseits oft „der Pflichten schwerste zu erfüllen", die Pflicht der Resignation, wenn die Früchte, die im einsamen Studirzimmer seine unverdrossene Arbeit gebrochen, für das Alter und den Bildungsgrad seiner Schüler ungeniessbar oder der Aufgabe der Schule selbst fremd sind.

18 Aber gerade hier liegt bei der unendlichen Ausbreitung und Vertiefung unserer Wissenschaft die immerwachsende Schwierigkeit ihrer schulmässigen, wirklich pädagogischen Verwendung. Kommen

doch selbst die reinen Männer der Wissenschaft immer mehr in Gefahr, „den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen“; ist doch längst — und zwar nicht bloss bei den „Schülern aller Orten“ — vor der mikroskopischen Gründlichkeit einseitiger Detailforschung die frische, freie, fröhliche Massenlectüre der Alten, die Vertrautheit mit ihnen selbst und damit zugleich der lebendige Verkehr mit dem Alterthum im Grossen und Ganzen auf bedenkliche Weise zurückgetreten —, um nicht von der Beschränktheit derjenigen zu reden, welchen — mögen sie es auch nicht eingestehen — thatsächlich doch die ganze Alterthumswissenschaft lediglich in Textrecensionen, im Handschriftenvergleichen, im Emendiren und Conjecturenmachen besteht. Reinen Stubengelehrten, in Gottes Namen auch jenen Akademikern, welche nur durch die Druckerpresse wirken, mag das weder verwehrt noch vorgeworfen werden: sie werden eben dadurch so recht, um ein Wort G. Hermann's anzuwenden, „gleichsam die Füsse, auf denen die Wissenschaft fortschreitet“, und dieses Verdienst soll ihnen nicht geschmälert, vielmehr bestens verdankt werden. Aber wir Lehrer, die wir zunächst die leitenden Häupter der lernenden Jugend sein sollen, haben uns vor diesen Einseitigkeiten zu hüten, wollen wir nicht die altclassische Bildung der Jugend und damit die Welt der altclassischen Bildung, welche jener so Noth thut, gänzlich entfremden!

Man missverstehe mich nicht. Ich will wahrlich jene wissenschaftliche Grundlage des Lehrers nicht im Geringsten antasten, geschweige denn beseitigen: sie lässt sich absolut weder durch rednerische Phrasen, noch durch sogenannte pädagogische Praxis ersetzen; im Gegentheil, sie soll nach wie vor selbst in den Zöglingen unseres Gymnasiums — der Turnschule möglichst allseitiger geistiger Kraftübung —, wie deren Alter und deren Bildungsstufe es erheischt, aufgebaut werden, auf dass dieselben vor Allem mit Lust und Liebe streng und gewissenhaft arbeiten lernen. Und ferner: wir setzen diese wissenschaftliche Grundlage der Gymnasialbildung ganz besonders in eine tüchtige grammatische Bildung, wir machen mit voller Ueberzeugung jenes scharfe Wort Melanchthons zum unsrigen, jenes Wort in der berühmten „kursächsischen Schulordnung“ von 1528, der Stammmutter aller übrigen: „kein grösser schade allen künsten mag zugefüget werden, denn wo die iugent nicht wol geübet wird ynn der Grammatica; denn wo solchs nicht geschicht, ist alles lernen verloren und vergeblich.“ — Aber freilich, Umfang, Methode und Ziel dieser Grammatik ist nicht nach den Forderungen der theoretischen Wissenschaft, sondern nach den Bedürfnissen der lernenden Jugend festzustellen, und auf jener wissenschaftlichen Grundlage überhaupt muss dann die eigentliche classische Erziehung selbst gebaut werden, welche ganz besonders durch die lebendige gegenseitige Wechselwirkung von Lehrer und Schüler in beiden Theilen jenen *„animus antiquus“* des Livius erzeugt,

jenen *animus antiquus* im besten Sinne des Wortes, welchen wir als das höchste Ziel und den edelsten Gewinn unserer Gymnasialbildung betrachten und empfehlen möchten, jenen Geist der Selbsterkenntniss und Selbstbeherrschung, der die Dinge nach ihrem wahren Werthe abschätzt und den Schein vom Wesen zu unterscheiden weiss, jenen Geist mit seiner maassvollen Ruhe und Festigkeit, mit seiner Klarheit des Bewusstseins, dass in diesem ewigen Wechsel und Kreislauf, in diesem ewigen Drängen und Treiben denn doch ein Jeder nur auf sich selbst stehen, ein Jeder sich selbst den Grund seiner äussern Stellung und seines innern Glückes legen muss.

19 Gerade in dieser Beziehung nun können jene alten Humanisten, deren Einige ich in flüchtigem Umriss Ihnen vorhin zu zeichnen versuchte, uns modernen Philologen als Muster und Vorbild dienen. Ja, die waren ganze Menschen, wie die Alten selbst, welche sie verehrten; die wussten und fühlten sich Eins mit dem Alterthum und ihren darauf gerichteten, zugleich aber frisch ins Leben eingreifenden Studien; in diesen, in der Begeisterung zu lehren und zu bekehren, in dem Bewusstsein und Erstreben eines hohen sittlichen Zieles fühlten sie sich glückselig selbst in der oft schweren Drangsal und Noth der Zeiten: Denken und Handeln, Lehre und Leben war bei ihnen aus Einem Gusse, und dieses Evangelium zu verbreiten, sein Reich zu mehren, das war der Beruf, welcher sie ganz erfüllte ohne Nebenabsicht und Hintergedanken!

So müssen denn auch heutzutage gerade wir Lehrer-Philologen in unserer Wissenschaft und deren pädagogischer Anwendung unsere Welt finden: die Philologie, soll sie nicht ihre hohe erzieherische Aufgabe einbüssen, muss wieder Humanismus werden. Wir müssen daher nicht nur an den Kopf, sondern auch an das Herz der Schüler uns wenden, wir müssen nicht nur dem Verstande, wir müssen auch dem Gemüthe, wir müssen selbst der Phantasie unserer Gymnasialjugend das Alterthum und zwar nicht im Allgemeinen, sondern das Alterthum vorzugsweise in seinen ethisch bildenden, in seinen dem jugendlichen Geiste gerade angemessenen Richtungen, in seiner sittlichen Grösse und seiner poetischen Schönheit erschliessen und nahe bringen. Dieses ideale Alterthum muss in den Zöglingen der Gelehrtenschulen aufgehen, in Fleisch und Blut von ihnen aufgenommen werden. Gelingt es uns nicht zu bewirken, dass diese Knaben und Jünglinge wirklich schwärmen für die Götter- und Heldenwelt Homers, dass sie sich mit Rührung versenken in die religiös naive Weltanschauung und den frommen Patriotismus Herodots, dass sie gleichsam selbst theilnehmen an dem Hinaufzuge der kecken hellenischen Landsknechte in die Ebene Babylons, an den Kämpfen und Abenteuern ihrer Heimkehr; gelingt es uns nicht, diese Gymnasialjugend so in das lebendige Verständniss und den wirklichen Genuss einer Sopho-

kleischen Tragödie oder einer Ciceronischen Rede einzuführen, dass sie davon einen Eindruck fürs Leben mitnehmen — dann wird es uns auch mit aller Theorie nnd mit allen schönen Anpreisungen der „Fürtrefflichkeit der alten Classiker", trotz aller bestehenden Gesetze und Verordnungen, nicht gelingen, auf die Dauer die altclassische Bildung als die Grundlage der höheren Menschenbildung überhaupt festzuhalten und zu behaupten. Es wird dann, wie es bereits in manchen Nachbarländern geschehen ist, ein Zurückdrängen dieser Bildung auf längere oder kürzere Zeit stattfinden, — doch gewiss nicht auf immer. Unsere Wissenschaft, welche als solche auch in diesem Falle gleichermaassen im Kreise der Gelehrten sich fortpflanzen würde, wie so manch' andere ihr verwandte, unsere Wissenschaft würde früher oder später auch als Kunst und Praxis der Pädagogik ihre Wiederauferstehung erleben. Doch, dass sie in dieser allgemeinen Wirksamkeit überhaupt einmal aufgehört hätte, würde die Nachwelt — und nicht mit Unrecht — uns Schuld geben, denn „wo immer die Kunst verfällt, ist sie durch die Künstler verfallen!"

Aber, hochverehrte Versammlung, das ist nicbt zn befürchten. Ueberblicken wir gerade die Geschichte der Philologenversammlungen seit nunmehr einem Vierteljahrhundert, so werden wir sagen müssen: „Hier ist angebahnt jener Uebergang der wissenschaftlichen Philologie in den ethisch-pädagogischen Humanismus", — womit man eben, wie wir sahen, unsere Anfgabe am Kürzesten und Einfachsten bezeichnen dürfte. Ja gewiss, es wird diese Welt des Alterthums ein ewiger Jungbrunnen bleiben für uns und alle Zukunft, ein Jungbrunnen, in 20 welchem alternde blasirte Zeiten erfrischt, schwächlich unthätige gekräftigt, romantisch zerfahrene ernüchtert, materiell genusssüchtige gereinigt werden, und es gilt nnr Entschluss und Muth, in diesen Jungbrunnen unterzutauchen. Solche Befähigung gerade in den Besten und Höchstgebildeten unseres Volkes zu wecken und zu unterhalten, ist unsere Aufgabe, ist unsere weltgeschichtliche Mission, welcher wir uns nicht ohne schwere Verantwortlichkeit entziehen dürfen, um etwa im einsamen Studirkämmerlein ein beschaulich wissenschaftliches Stillleben zu führen. Diese Aufgabe zu erfüllen, dazu gehört freilich Lnst und Kraft, Ausdauer und Geduld, es gehört, um es kurz zu sagen, das ganze, das volle Leben dazu; und auch für uns hat in dieser Beziehung der deutsche Dichter gesungen:

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein!"

Und dieses Leben, hochverehrte Versammlung! dies gemeinsame Leben der wissenschaftlichen Philologie und des pädagogischen Humanismus ist ganz besonders in unseren Versammlungen gepflegt worden. Es ist dieses Leben noch in den trockenen Blättern der gedruckten Verhandlungen zu verspüren, wenn man sie nach langen Jahren

flüchtig durchläuft; ganz anders aber weht und webt es in diesen Versammlungen selbst. Wer immer an einer oder an mehreren derselben persönlich Theil genommen, wird, was er einst mitgebracht, selbst in der schwachen späten Erinnerung nicht entfernt vergleichen wollen mit jenem unbedeutenden Widerhall, den er davon in den gedruckten Verhandlungen gefunden.

In 23 Versammlungen hat dieses Leben der Philologie und des Humanismus immer reicher und frischer sich entfaltet. Möge mit Gottes Hilfe auch unsere 24. Versammlung einen Hauch dieses Lebens in ihrer Mitte entstehen lassen!

Quod felix faustum fortunatumque siet! —

XVIII.

Ueber das elfte Buch der Odyssee*).

Geehrte Versammlung!

Werthe Freunde!

Nicht umsonst habe ich dem Versprechen, das ich meinem trefflichen Freunde, unserem Herrn Präsidenten, in Bezug auf den heutigen Abend gegeben, die Bemerkung beigefügt, wenn man vorlieb nehmen wolle mit meinem Vortrag, wenn ich das so nennen darf, was ich mitzutheilen gedenke: es ist aber mehr nur eine gemüthliche Plauderei.

Ich meine damit die Bemerkungen, die sich mir bei Behandlung der Nekyia, der Höllenfahrt des Odysseus, ergeben haben, und Sie mögen sich dabei an das Wort des alten griechischen Dichters erinnern von der geringen Gabe, die, zugleich ein Zeichen der Liebe, ihren Werth von dieser letzteren erhält.

Es ist dies Gedicht, das elfte Buch der Odyssee, das einzige, womit ich seiner Zeit so weit gekommen war, um es zu einem populären Vortrage verwenden zu können, und es hat sein Inhalt immerhin einen inneren Zusammenhang mit jenen Forschungen und Arbeiten, welche uns so häufig in unseren Zusammenkünften beschäftigt haben, ich meine diejenigen betreffend die Keltengräber.

Die Nekyia ist in poetischer wie religiöser Hinsicht ein so höchst interessantes Aktenstück, weil sie die älteste Eschatologie, die Lehre von dem Zustande der Seele nach dem Tode enthält.

Ob unsere Kelten ähnliche Gedanken von diesem Gegenstande gehabt, wie sie der Nekyia zu Grunde liegen, das zu beantworten überlasse ich Ihnen. Charakteristisch ist, dass uns dieses Aktenstück aus der ältesten Griechenzeit vorliegt, wie die Haltung desselben zeigt, sobald diese in ihrer Reinheit hergestellt ist; charakteristisch ebenso, dass die Gedanken des Verfassers nicht in eine trockene, dürre, abstracte Dogmatik gekleidet sind, sondern ein einzelnes harmonisches Glied des Ganzen, eine künstlerische Composition bilden, die durch tiefe, ergreifende, gemüthvolle Züge den

*) [Abschiedsvortrag, gehalten den 2. April 1864 in der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.]

besten Liedern vergleichbar ist, welche den unsterblichen Namen Homer's tragen, und doch ist dies Lied nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch unecht, das heisst, es lässt sich für Jeden, der für solche Dinge einen offenen Sinn hat, mit Sicherheit nachweisen, dass es erst später in den Zusammenhang des sogenannten Apologs von den Irrfahrten hineingedichtet worden ist; denn aller Wahrscheinlichkeit nach hat es nie als selbständiges Stück existirt, wenn auch der Dichter ältere Sagen benutzt haben mag. Es wurde gedichtet zu einer Zeit, wo der Apolog schon in seiner jetzigen Gestalt vorhanden war, und hineingeschaltet zwischen die Abenteuer bei der Kirke und die Abfahrt von derselben.

Ich muss mir erlauben, in aller Kürze Ihnen das Lied selbst vorzuführen, um dem Dichter folgend allmählich die Vorstellungen von dem Zustande der Abgeschiedenen nicht da drunten, sondern, wie Sie hören werden, da drüben jenseits des Oceans in einigen Sätzen nebst der daraus sich entwickelnden Doctrin zusammenfassen zu können. Ich werde zugleich hinweisen auf alle die späteren Ideen, welche hier noch keinen Ursprung haben. Auf die Partien, welche später eingeschoben wurden, werde ich erst nachher hinweisen, weil sie den Zusammenhang des Stückes in greulicher Weise stören. Unser Poet nahm es mit dem Apolog des Odysseus wie auch in Bezug auf die Einführung seines Stückes nicht so gar genau. Ich will Sie verschonen mit Aufzählung der äusseren Widersprüche und Zeichen, dass die Nekyia ursprünglich nicht zu dem Apolog gehört hat. Es sind dieselben von dem ursprünglichen Dichter mit grosser Klugheit vermieden, von unserem Dichter aber mit der Naivetät hingenommen worden, die wir stets bei den Einschaltungen der Volksdichtungen finden.

Mit zwei Worten will ich Ihnen die Situation zurückrufen, an welche die Nekyia sich anschliesst.

Ein ganzes Jahr lang hatte unser Odysseus bei der Kirke in Liebe, seine Genossen im Weine geschwelgt, und wir haben hier offenbar das Land der Lotophagen umgewandelt in diese genussreiche Insel. Endlich sind die Gefährten des Aufenthalts müde, sie rufen ihn heraus: jetzt wär's Zeit, abzufahren. Er erinnert die Göttin an ihr Versprechen, ihn nach Hause zu entlassen, ein Versprechen, das Sie freilich in der heutigen Odyssee nicht finden. „Ja," meint sie, „erst musst du einen anderen Weg gehen, erst musst du die Seele des Teiresias befragen, der einzig noch das Bewusstsein hat, während die anderen als Schatten umherflattern."

„Wer aber mag den Weg mir zeigen?"

„Nichts," entgegnet sie, „ist leichter als das: des Boreas Hauch trägt euch rasch über den Okeanos hinüber bis dort, wo an der Küste die Pappeln und Weiden der Persephone stehen." Diese traurigen Bäume sind erwähnt, weil sie keine Frucht tragen.

Dort soll er eine Grube graben. Ich will aber hier die Weisung nur andeuten und lieber den Helden bei der Ausführung derselben

beobachten. Er soll eine Grube graben mit dem Schwert eine Elle lang, eine Elle breit, dann zwei schwarze Schafe opfern — hier haben Sie schon die schwarzen Teufelsopfer des Mittelalters —, mit dem Schwert soll er die Schatten abhalten, die von dem geopferten Blute trinken wollen, bis Teiresias getrunken.

Aber es stellt sich noch ein Unglück ein.

Der jüngste seiner Genossen, Elpenor — Hoffnungsreich — erfüllt, wie es den Hoffnungsreichen zu gehen pflegt, die Hoffnung nicht: er bricht vor der Hand den Hals. Er hatte zu viel Wein zu sich genommen und ist aufs flache Dach gestiegen: wie er erwacht vom Lärm der Genossen, die durchs Haus poltern und die Schiffe zur Abfahrt rüsten, rafft er sich urplötzlich auf, vergisst sich, Leiter und Dach und stürzt kopfüber herab. Die Seele fährt nieder in das Haus des Aides. Odysseus weiss das noch nicht.

Bald haben sie die Küste erreicht, und hier ist es nöthig, ein Wort über das Lokal einzufügen. Nicht unten, unter der Erde, sondern jenseits des Oceans, da liegt das Reich der Todten. Es wird hier noch nicht Aides geheissen, sondern nur das Haus des Aides: Aides ist der Unsichtbare, der Gott der Schatten selbst; die Schattenwelt heisst Erebos, das bedeckte Dunkel.

Nach einer volltägigen Fahrt gelangen sie an die Küste; sie steigen aus, sie gehen und gehen weiter bis zum bezeichneten Ort. Die Verse im zehnten Buche sind nicht ursprünglich: genug, hier ist's dunkel; wir wundern uns nicht, dass die Beschreibung fehlt: desto ausführlicher finden wir die Ceremonien aufgeführt, mittelst deren der Geist des Sehers emporgezaubert wird.

Odysseus reisst die Grube mit dem Schwert, er umgiesst sie mit einem Trankopfer, erst mit Honiggemisch, dann mit Wein, dann mit Wasser; sodann streut er weisse Weizengraupen darauf, nun betet er heiss und viel zu den Todten allen, gelobt, glücklich heimgekehrt, ihnen ein Opfer zu bringen, dem Teiresias insbesondere ein schwarzes Schaf. Nachdem er das Gelübde vollendet, setzt er das Opfer fort. Das Schwert durchschneidet der beiden schwarzen Schafe Kehlen, er lässt das Blut gegen die Grube strömen, nicht gen Himmel, wie sonst. Er hat ihnen das Haupt in die schwarze Tiefe gedrückt. — Siehe, da steigen sie heraus! Es ist nicht gesagt, aber es geht klar aus der Stelle hervor, dass der Duft des Blutes sie anzieht, denn

„Blut ist ein ganz besonderer Saft!“

Während er seine Genossen die Schafe verbrennen lässt, steht er selbst an der Blutgrube und hält die Schatten mit dem Schwert zurück. Ganz so haben Sie es im Mittelalter, wo mit dem blanken Degen, auf den etwa ein Todtenkopf gespiesst wird, die Geister sowohl angezogen als zurückgehalten werden.

Da kommt zuerst Elpenor's Seele, denn er ist noch nicht bestattet, darum hat er auch noch Bewusstsein und Sprache. Er-

staunt redet ihn Odysseus an: „Wie kommst du hieher, schneller zu Fuss als ich zu Schiffe?“ Er erzählt sein traurig Loos und schliesst mit der dringenden Bitte, der Fürst möge ihn begraben und ihm auf das Grab das Ruder pflanzen, das er einst im Leben geführt. Wir sehen, für die Seelen ist die Bestattung nothwendig, um zur Ruhe zu kommen. Odysseus verspricht's.

Da sieht er die Seele der Mutter, die er lebend verlassen, als er vor zwanzig Jahren nach Ilion gezogen. Von der Mutter Tode hatte er keine Kunde bekommen. Das ist der Griff eines Dichters ersten Ranges. Die Seele der Mutter begehrt des Blutes. Das ist eine Versuchung, wie Odysseus bisher noch keine zu bestehen gehabt: es erbarmt ihn; aber auch sie, die Mutter weist er mit dem Schwerte zurück, damit Teiresias zuerst von dem Blute trinke.

Da kommt sie heran, die hohe Heldengestalt mit dem goldenen Scepter. Wie sich das Gold reimt mit dem Zustande der Seelen in der Schattenwelt, das hat schon die alten Skeptiker und auch neuere noch beschäftigt. Wir können uns das schon eher erklären, wir wissen ja: es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Teiresias braucht nicht des Blutes, um Odysseus zu erkennen, wohl aber um seine Sehergabe wiederzubekommen. Darum frägt er Odysseus, warum er zu den Schatten heruntergestiegen. „Doch weich zurück und lass mich trinken, dass ich dir die Wahrheit verkünde.“ Der Bluttrank giebt ihm die Weissagung zurück.

Jetzt enthüllt er ihm sein künftig Geschick: „Heimkehren wirst du, obschon du Poseidon schwer erzürnt durch die Blendung seines Sohnes, doch vielleicht noch unversehrt; entweder du mit deinen Genossen oder du ganz allein, wenn ihr auf Thrinakia die heiligen Rinder des Sonnengottes verschont.“

Ich will alle weiteren Andeutungen jetzt noch vermeiden, aber aufmerksam mache ich Sie darauf, dass gerade hier in der Dunkelwelt die Gefahr erwähnt wird, die ihnen beim Sonnengott droht. „Also die weidenden Rinder und feisten Schafe schlachtet ihr nicht! Dann wirst du nach Hause zurückkehren, dort wirst du die trotzigen Freier bezwingen, aber dann, dann musst du ein Ruder nehmen und so weit gehen, gehen bis du in ein fremdes Land kommst, da man das Meer nicht kennt, da man kein Salz zur Speise mischt, noch weiss, was Schiff und Ruder ist. Wenn dann einer der begegnenden Männer, dein Ruder erblickend, zu dir sagt, du habest wohl eine Wurfschaufel über der Schulter, da bringe dem Poseidon und allen Göttern der Reihe nach dein Opfer. Nachher wird dir der Tod aus dem Meere kommen.“

Seltsame Weisung das! — von ganz hesiodischem Charakter. Es liegt unzweifelhaft eine naive und doch sehr einfache Symbolik darin, die Lehre: „Kommst du einmal heim, so bleibe hübsch im Lande und nähre dich redlich, bis endlich der Tod kommt in spätem Alter.“

Das ist gewissermaassen der erste Act des Liedes. Odysseus erfährt zuerst die Bedingungen seiner Heimkehr, hauptsächlich die betreffend die Sonnenrinder, dann, er werde mit oder ohne Genossen heimkehren, eines glückseligen Alters sich erfreuen, das endlich ein leichter Tod beschliessen werde.

Odysseus erwidert in frommer Ergebung: „Nun, das haben denn also die Götter beschieden.“ Und seine erste Frage? „Was soll ich thun, dass ich mit der Mutter verkehren möge, deren Seele ich dort schaue, die mich aber nicht gekannt und nicht angeredet hat?“

Wir bekommen die dritte Offenbarung, die über den Seelenzustand der Abgeschiedenen Licht geben soll. Teiresias erklärt ihm: „Wen von den Todten du zum Blute lässt, der wird dir die Wahrheit sagen! Wen du zurücktreibst, der kehrt so heim!“

Es kommt der zweite Act, das Zwiegespräch mit der Mutter.

Er lässt sie trinken, und sie beginnt erstaunt ihn zu fragen: „Sohn, wie kommst du hieher? Kommst du von Troja hieher? Bist du noch nicht in Ithaka gewesen?“

Odysseus giebt Bescheid: Er sei gekommen, den Teiresias zu befragen. Aber nun stürmt des Herzens unendliche Sehnsucht hervor: „Mutter, wie bist du gestorben? Hat eine Krankheit dich hinweggerafft, oder haben dich die Pfeile der Artemis getroffen? O erzähle mir vom Vater und vom Sohn, ob sie noch geehrt sind daheim und walten über das Meinige, ob die Gattin mir noch treu ist, oder ob schon ein Anderer sie gefreit.“ Er ist seit zehn Jahren verschollen, und wer wollte es einer jungen Frau, die sich für eine Wittwe halten muss, verdenken, wenn sie sich einen anderen blühenden Gemahl genommen hätte?

Und nun kommt die Trauerkunde. Es gehören diese Wechselreden gewiss zu dem Schönsten, was uns die Dichtung bietet.

Die alte Frau beginnt mit dem Erfreulichen: „Ja wohl, sie dauert aus, deine Gemahlin, so schlimm es ihr auch geht. Dein Sohn waltet ungekränkt deines Erbes.“ Doch nun auch die Schattenseite: „Der Vater, der haust draussen auf dem Lande; er kommt nie in die Stadt; im Winter schläft er im Haus, bei den Sklaven, im Sommer auf dem Felde, ewig nur an dich denkend.“ Endlich kommt sie auch an die erste Frage:

„Mich hat keine Krankheit weggerafft, auch nicht der Artemis Pfeile; nein, die Sehnsucht nach dir und nach deiner Klugheit und nach deinem milden Sinn, Odysseus.“

Wonach wird sich Odysseus sehnen als Hellene, als Mensch? Nach dem Troste des gemeinsamen Schmerzes, der gemeinsamen Trauer; er will seine Mutter umarmen, an sein klagendes Herz drücken, dreimal versucht er's, dreimal entweicht der Schatten.

Das entsetzt ihn. „Mutter, warum lässt du dich nicht fassen, dass wir uns hier wenigstens am Schmerz vergnügen? oder bist du ein Schatten, ein Scheinbild, von der Persephone gesandt?“

So rührend weich sind diese Verse:

Μῆτερ ἐμή, τί νύ μ' οὐ μίμνεις ἑλέειν μεμαῶτα,
ὄφρα καὶ εἰν Ἀίδαο, φίλας περὶ χεῖρε βαλόντε,
ἀμφοτέρω κρυεροῖο τεταρπώμεσθα γόοιο;
ἦ τί μοι εἴδωλον τόδ' ἀγαυὴ Περσεφόνεια
ὤτρυν', ὄφρ' ἔτι μᾶλλον ὀδυρόμενος στεναχίζω;

Da erhalten wir eine weitere, sehr genaue, gründliche Offenbarung über das Geschick der Seele.

„Nein," klärt ihn die Mutter in schmerzlicher Weise auf, „das ist das Geschick der Menschen. Sie haben nach dem Tode nicht mehr Sehnen, Fleisch und Gebeine, das alles hat das Feuer hingerafft. Nichts bleibt übrig; nur die Seele bleibt übrig; sie flieht davon wie ein Traum."

Die Alten hatten wahrgenommen, dass der Tod in dem Augenblick eintritt, wo der Athem den Leib zu verlassen scheint, dass, was zurückbleibt, der Erde verfallen ist, dass vorher der Hauch davongeflogen — der Hauch, die ψυχή der Griechen, die anima der Römer. Nichts bleibt übrig von dem prächtigen Bau des Menschenleibes als der Hauch, den wir nicht sehen, aber merken, dass, wenn er entweicht, wir dem geliebten Todten die Augen schliessen können.

Wen soll der Held nun erblicken? Wer ist gestorben, der ihm am Nächsten gestanden, wer, da Vater und Sohn und Gemahlin noch leben? Ich denke, die guten Kriegsgesellen, die vor Troja mit ihm gestritten. Siehe, da nahen sie schon!

Vor Allen der ruhmreiche Völkerfürst Agamemnon. Er lässt ihn trinken. Da erkennt ihn Agamemnon auf der Stelle und weint hell und lauttönend, kann aber des Odysseus Hand nicht fassen. Dieser weiss jetzt, warum: weil er keine Sehnen mehr hat. Er frägt den Fürsten: „Wie bist du gestorben, auf dem Meere oder im Kampfe der Männer?" Da berichtet ihm Agamemnon die traurige Mähr: „Gefällt hat mich arge Feindestücke und des Weibes Untreue" —; Aegisth habe ihm ein blutig Siegesmahl bereitet.

Wir erfahren den Hergang des Mordes also hier ganz anders als von den Späteren, und so, dass es uns an der Nibelungen Noth erinnert. Auch hier ein Gastmahl: mitten beim Mahl, als der Becher kreiset, da überfällt der Mörder den Unglücklichen. Der Schatten schildert das grässliche Gemetzel: wie Schweine habe man sie hingeschlachtet. Die Kassandra sei von der Klytämnestra selbst gemordet worden, und das hundsäugige Weib hätte ihm nicht einmal die Augen zugedrückt und den Mund geschlossen. So bricht der arme Schatten in die Worte aus: „Ja, nichts Entsetzlicheres giebt es als das Weib, ewig werde man singen und sagen von der argen Klytämnestra."

Warum dem Odysseus diese Trauerkunde?

Damit er Trost empfahe; denn Agamemnon versichert ihn, er sei nicht so nnglücklich: Penelope, sie ist treu und lieb: „o, ich erinnere mich noch lebhaft ihrer, wie sie den Telemachos am Busen trug. Dn wirst sie wiedersehen! Weisst du aber nicht, wie os Orestes geht?" Von dem kann ihm nun freilich Odysseus nichts berichten.

Wer wird der Zweite sein können?

Achilleus, der Held der Ilias selbst, wie denn schon die Alten gefühlt, dass die Ilias eigentlich eine Achilleis ist.

Achilleus, der an Heldenschnelle, Muth und Gewandtheit der Erste, da kommt er mit seinem Freunde Patroklos und auch Antilochos und Aias. Odysseus lässt sie des Blutes trinken, denn an einen anderweitigen Ursprung dieses Stückes ist nicht zu denken, wenn schon nicht alle Phrasen wiederholt sind. Achilleus frägt Odyssens: „Was hast du im Sinn?" Der klärt ihn über den Grund seines Kommens auf. Aus der Rede des Achilleus hört man, es ist ihm unheimlich zu Muthe hier unter den Schatten. Odysseus will die arme Seele trösten: „Du aber, Achilleus, jetzt unter den Todten mächtig, bei Lebzeiten hochgeehrt". Wir kennen ihn und seinen Ehrgeiz auch aus Schiller's Dichtung, wo Neoptolemos ihm zuruft:

Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der grosse Name noch.

Wir kennen ihn auch aus der Stelle, wo ihm Thetis, seine Mutter, sagt: die Erfüllnng seiner Rache werde seinen baldigen Tod nach sich ziehen, weil er ihr entgegnet: „Lieber will ich auf der Stelle sterben, wenn ich nur meine Rache gesättiget habe." Das ist der Achill der Ilias, der nie eine Schande auf sich laden will! Ach, wie ganz anders der Achill hier! Der sagt, er wolle lieber oben einem armen Manne dienen, als hier unten über die Schatten herrschen. Wie aber Achilleus fragt: „Wie geht's meinem Sohn nnd dem Vater?" da lodert noch einmal die Heldenflamme auf: „Ha, wie sollt' es Jedem gehen, der dem Alten ein Haar gekrümmt!" Wie schön nnn unser Odysseus in langer Erzählung des Sohnes Heldenherrlichkeit dem Vater vorführt! Stets sei er im Rathe vor Troja der Erste gewesen; doch damit das nicht als übertriebene Schmeichelei erscheine, fügt er gleich hinzu, wie nnr Nestor und Odysseus mit ihm gewetteifert; wie er im Kampf stets der Vorderste gewesen, wie er den Eurypylos erlegt, wie er im hölzernen Rosse keine Miene verändert, wie er die Hand am Schwert ihn, den Odysseus, angegriffen und aufgefordert, er solle öffnen; wie er dann ruhm- nnd beutebeladen unversehrt und nnverwundet heimgekehrt sei.

Was wird der jetzt getröstete, weil ein glücklicher Vater, darauf antworten? Er antwortet nichts, aber mit grossen Schritten kehrt er zurück ins Haus der Schatten.

Das ist Poesie, meine Herren!

Und der dritte, Aias, der um Odysseus willen sich den Tod gegeben. Jener arge, böse Streit um Achill's Waffen, er galt nicht bloss Odysseus und Aias, sondern zwei grossen Fragen, ob im Kriege die offene Tapferkeit oder die feine List mehr Erfolge zähle. Aias zürnt noch immer. Odysseus sucht ihn zu besänftigen: Wenn er, meint er, doch nimmer gesiegt hätte! Dann schiebt er auf der Götter Schuld den argen Streit. „Tritt näher, bezwinge deinen Zorn!" Aber Aias bleibt unversöhnlich. In anderer Weise als Achill schreitet er fort.

Verlangen Sie noch mehr Schatten? Odysseus verlangt deren noch mehr; und wir sind hier bei einer der vielberühmten Stellen angekommen, da nämlich mit einem Male die Schatten herandrängen, Greise und Jünglinge, Männer und Weiber; und diese Stelle mag Schiller vorgeschwebt haben bei den Worten der Kassandra:

„Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da."

Da packt endlich selbst den Odysseus die bleiche Furcht, Persephone könnte ihm zuletzt das entsetzliche Gesicht der Gorgo senden.

Es ist gewiss, dass wir es hier mit einer einheitlichen Schöpfung der trefflichsten Composition zu thun haben.

Odysseus erfährt zunächst sein eigen Schicksal bis zum Tode, dann das Schicksal der Seinen, die er daheim verlassen, von denen er sich geschieden, dann, welches der Zustand der abgeschiedenen Seelen nach dem Tode, dann wird er getröstet, und er tröstet auch selbst. Er wird getröstet, da die Mutter von der Gattin Treue und von des Sohnes Herrlichkeit erzählen kann und von der endlosen Sehnsucht nach ihm, da es ja selbst ein Trost ist, vermisst zu werden. Wiederum tröstet er den Achill, wie Agamemnon's Erzählung von dessen schauervollem Geschick ebenfalls dazu dienen muss, unseren vielgeplagten Dulder über sein eigen Schicksal zu trösten.

Nun ein kurzes Wort über diese Eschatologie.

Alles, was stofflichen Wesens ist, zerfällt durch den Tod, wenn nicht durch das Feuer, so doch hernach durch Vermodern, nichts bleibt übrig, als der „seelische" Hauch. Der bleibt übrig, der dauert fort; die Gestalt muss er aber haben, ihn rein wesenlos zu denken, war unmöglich.

So trägt er also das Bild des Menschen, wie er im Leben gewesen ist in dem Augenblick, da er das Leben verlassen. Wir finden an einer anderen Stelle, als Schatten sich herbeidrängend, Jünglinge, Jungfrauen und Greise und bluthespritzte Krieger, die wohl noch die Wunden tragen.

Sie sind also erkennbar, diese εἴδωλα, diese Schattenbilder, aber nicht greifbar. Sie bemerken die grosse Inconsequenz. Dass diese Schattenbilder Blut trinken, sich bewegen, Kleider und Waffen tragen und doch nicht greifbar sind, das gehört zu den Inconsequenzen, welche alle solche Vorstellungen tragen müssen, auch die neueren Datums, wenn sie schon nicht dafür angesehen sein wollen.

Bemerken Sie andererseits, dass wir hier von allen sonst bekannten Attributen des griechischen Todtenreichs nichts, gar nichts finden: keinen Acheron, keinen Fährmann, keinen Cerberus, kein Ungethüm irgend welcher Art, wie sie in so reichem Maasse bei den Späteren, auch bei Vergilius, vorkommen. Diese alle sind recht brauchbar, mythologische Betrachtungen daran anzuknüpfen, sie sind aber verzweifelt unpoetisch. Unser Poet hat diese Dinge noch gar nicht gekannt.

Merkwürdigerweise sind in diese Nekyia nicht weniger als drei Stücke eingeschaltet, von denen wenigstens in zweien eine entschiedene Fortentwickelung zu erkennen ist, drei Stücke, die ich der Kürze wegen als den „Katalog der Heldenfrauen", „die drei Helden" und „die drei Büsser" bezeichnen will. Diese drei Stücke sind von verschiedener Hand, nach Form und Inhalt zu schliessen. Wir haben es nur mit der Form zu thun.

Der Katalog der Heldenfrauen ist das Machwerk eines hesiodischen Dichters. Sie wissen, dass Hesiod einer besonderen Gedichtgattung den Ursprung gegeben, welche Stammbäume der edlen Geschlechter vorführt, die eine berühmte Ahnfrau an der Spitze haben, weil ja der Vater ein Gott sein muss. Durch diese Eigenthümlichkeit jener Frauenkataloge, von denen wir noch eine ziemliche Reihe haben, giebt sich auch unser eingeschaltetes Stück ganz deutlich als hesiodisch zu erkennen. Unser verehrter Gast, Hr. Prof. Bachofen, hat in seiner Arbeit über „das Mutterrecht" eine Darstellung dieser Kataloge gegeben. Es ist kein Zweifel, dass diese Thatsachen noch gründlich durchgearbeitet werden müssen und für die griechische Vorzeit gerade so wichtigo Aufklärungen geben werden, als für die Geschichte der ältesten Bewohner unserer Gegend die Pfahlbauten. Ein solcher hesiodischer Dichter machte sich nun die Freude, eine lange Reihe dieser Heroinen dem Odysseus von ihren Liebesabenteuern und ihren lieben Kindern erzählen zu lassen. Es hat dieses Stück sein mythologisches Interesse, aber Poesie ist keine darin und Eschatologie auch keine!

Viel interessanter, bereits ein Fortschritt ist das Stück „die

drei Helden", die Odysseus drunten sieht: da ist **Minos**, jener Richter, der da drunten unter seinen Völkern Rechtshändel schlichtet, wie einst drohen. Minos ist später zum Todtenrichter geworden; in diesem Stücke findet man aber noch nichts davon. Da ist **Orion**, wie er die Seelen des Gewildes jagt, die er bei Lebzeiten umgebracht hat. Da sieht er endlich die Kraft des **Herakles**; er, der Held des Bogens, hat immer den Bogen gespannt und sieht sich um, wen er treffe. Um ihn Gethier und Schlachtgewühl; vor ihm fliehen die Seelen.

Inwiefern aber haben wir nun hier einen Fortschritt? Hier sind die Seelen nicht mehr blosse Schatten, die nur herumflattern und nicht sprechen können, bis sie Blut getrunken, sondern es herrscht hier die Vorstellung, die bei vielen wilden Völkern angetroffen wird, dass das Leben der Schatten nur eine Wiederholung, ein Wiederspiegeln des eigentlichen Lebens sei, wie Sie dieselbe grösstentheils auch in Schiller's „Elysium" haben, wo aber eigentlich ein krauses Gemisch entgegengesetzter Vorstellungen ist.

Endlich die drei Büsser: erst **Tityos**, der einst die frevle Hand an Zeus' Gattin gelegt, denn als solche wird hier Leto noch genannt. Neun der Morgen bedeckt sein Leib, zwei Geier fressen seine Leber, als den Sitz der bösen, sinnlichen Lust. **Tantalos**, der zweite — was er verbrochen, wird hier nicht gesagt. Er steht bis ans Kinn in einem See, doch tritt der See dem Dürstenden stets zurück. Die Früchte, die an den Bäumen über ihm hängen, weichen dem Haschenden zurück. Er ist das Bild der Unersättlichkeit, der Unzufriedenheit, die mit nichts sich genügen lässt — als des zweiten Grundlasters. Sie kennen endlich **Sisyphos**, der seinen Stein mit Händen und Füssen in Schweiss und Staub den Berg emporwälzt, aber

„Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor",

wie man aus jeder deutschen Poetik lernen kann. Während Tantalos die Unersättlichkeit im Genuss, so zeichnet Sisyphos offenbar den Frevelmuth im Handeln, den Frevelmuth, der Alles niedertritt, keine Schranke anerkennt, vielmehr keine sieht.

Wir treffen hier die Idee der göttlichen, strafenden Gerechtigkeit und damit bereits den Anfang derjenigen Ansicht, die seit dem siebenten Jahrhundert, wohl nicht ohne Einfluss von Aegypten her, sich in Griechenland Bahn gebrochen, zuletzt unzweifelhaft die eine Hälfte der eleusinischen Mysterien bildete. Man wird jetzt bald allgemein über die alten Hypothesen hinaus sein, dass zu Eleusis *ein* allmächtiger Gott gelehrt worden sei. Aber Eines ist uns gewiss, dass in poetischen Bildern und in dramatischen Aufführungen *mitgetheilt* wurde eine Beruhigung über begangene Sünden nach eingetretener Reue und Entsündigung oder Sühnung durch Opfer, Kasteiung und Busse, dass der Hierophant Sünden-

vergebung lehrte, um es mit christlichem Ausdrucke zu bezeichnen, obgleich das Christenthum andere Begriffe damit verbindet, — und zum zweiten: Beruhigung über den Zustand der Seelen nach dem Tode; die Eingeweihten finden drunten einen milden Richter. Das ist auch der Kern des wunderbaren Mystengesanges bei Aristophanes. Doch damit habe ich bereits unsere Nekyia verlassen.

Was nun das Vaterland unseres tiefsinnigen Poeten betrifft, so hat sehr wahrscheinlich Sengebusch das errathen.

Was ist nämlich die eigenthümlichste Figur, die halbgöttliche in dem ganzen Stücke? Nicht der Dulder, nicht Agamemnon, nicht Achill, sondern Teiresias, der blinde Seher, dem Persephone die Gnade gewährt, das volle Bewusstsein zu behalten. Es ist klar, dass das Gedicht an einem Orte entstand, wo Teiresias göttlicher Ehre genoss: nämlich zu Kolophon in Kleinasien, welches zu gleicher Zeit einen homerischen Dichter hervorbrachte, der jenen berühmten „Margites" verfasste, ich kann den Namen nicht besser übersetzen, als den „Dummen Jungen", gleichsam einen umgekehrten Odysseus. Denn Odysseus stellte sich oftmals aus purer List einfältig und dumm, der aber giebt sich den Anschein der Klugheit, wie Ihnen der treffliche Vers bezeugt:

„Viel der Werke verstand er, doch schlecht verstand er sie alle."

Schade, dass uns dieses kolophonische Heldengedicht nicht überliefert ist, besonders da Aristoteles*) an den Margites die Komödie sich anlehnen, sich daraus entwickeln lässt.

In diesem Kolophon war ein Grabmal, ein Heroencultus, ja sogar ein Todtenorakel des thebanischen Sehers; eine wunderbare Mythe erzählt uns, wie er dorthin verschlagen worden sei und dort starb.

Es ist also die Nekyia das Werk eines kolophonischen Homeriden.

Werthe Freunde!

Ich habe in meinem Abschiedsprogramm**) versucht, mich dem Odysseus zu vergleichen, zu dem ich mich jedoch im vollsten Gegensatz befinde. Ich habe uns verglichen, wie er da heimkehrt aus der dunklen Unterwelt, um dem Schreckbild der grausen Gorgo zu entgehen, wie ich heimkehre in mein Vaterland aus einem Land, das, ich darf es ohne Schmeichelei sagen, im Glanze wahrer Freiheit strahlt, nicht geschreckt von Gespenstern, sondern umgeben von liebenden Freunden.

Odysseus flieht, so rasch wie möglich, um nichts mehr von ihnen zu schauen, aber ich werde mich oft, sehr oft von Ihren lieben Bildern mich umgeben sehen, vor ihnen nicht fliehen. Die

*) [Poet. c. 4.]
**) [Opusc. I, 197 ff.]

Erinnerungen, die sie in mir wachrufen, sie tragen die Züge gemeinsamen Strebens.

Wie mein Freund Böckel in seinem Abschiedsgruss*) die Hoffnung aussprach, dass ich trotz meiner Entfernung der Ihrige bleiben werde, so hoffe ich, dass von Ihnen mein, nicht des gestorbenen — denn sterben wollen wir Alle vor der Hand noch nicht —, aber des fernen Freundes Bild nicht ganz ungern in Ihrem Andenken erneuert werde!

---

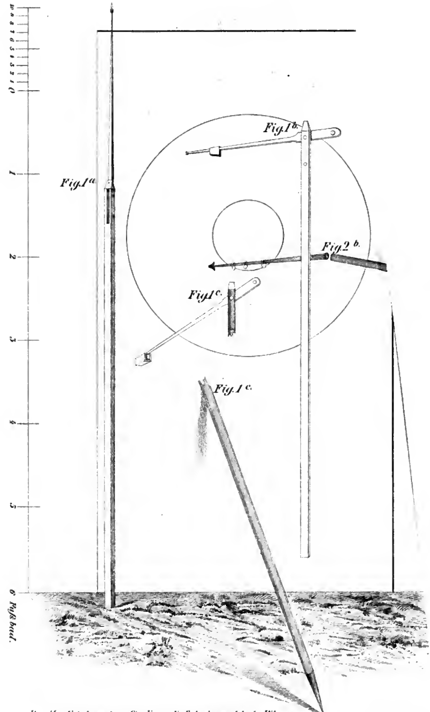
*) [Es ist das von Dagobert Böckel verfasste Gedicht „Integer vitae —", abgedruckt in der „Liederchronik der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich". 1880. S. 137 f.]

Verzeichniss
der verbesserten oder besprochenen Stellen.

	Seite
Aeschines III, 116	259
III, 146 f.	279
Aeschylos Pers. 1028 f.	137
Agathias II, 5 (p. 74, 12 Bonn.)	344
Apoll. Rhod. I, 882	105 f.
Aristoph. Vögel 16	248
63	248
273	248
282	246
285	246
310—319	248
329	249
345	249
360	249
361	249
382	249
386—392	249
404 f.	249
406—425	249 f.
451—625	250
454	250
457	250
459	250
463	250
544	250
577	246
586	250
603	246
611	250
658	250
1731—1742	250
Aristoph. Vögel ὑπόθ. II.	244
Arrian ἔκτ. κ. Ἀλ. 15 ff.	338 f.
Caesar b. G. I, 25, 3	352
53, 1	328
Demosthenes XVIII, 149	258
152	279

	Seite
Dionys. Hal. Arch. V, 46	338
Ennius ann. 155. 176 Vahl.	364
Etymol. M. p. 132, 19	357
Euripides Alkestis ὑπόθ. II.	190
Bakchen 1205	355
Homer Ω, 208—212	59 f.
525	63
594	64
Ioann. Gaz. Ekphr. I, 17	97 f.
II, 152	99 f.
Livius VIII, 8, 7	303
XXIV, 34, 5	358
XXXIII, 8, 13	358
Nikander Alex. 32	122
Ther. 686	107
Nonnos Dionys.	
III, 394	101
XI, 132	103
XVIII, 208	107 f.
XXIV, 89	94 f.
XXXIII, 87	124
XXXVIII, 379	106
XL, 271	125
Nonn. Paraphr. Ev. Ioann.	
II, 37	123
Philostr. γυμναστ. 31	363
Plutarch Philop. 6	358
Pseudo-Plut. Leb. d. X R.	
p. 846ᵉ	280
Polyaen. IV, 2, 8	283. 294
Polybios VI, 23, 9—11	334
Quintus Smyrn.	
VI, 325	116 f.
VII, 510	101
XII, 331	92
XIII, 425	126
Tryphiodor 20	90

		Seite
Tryphiodor	72	91
	87	91
	90 ff.	91
	113	93
	118	93 ff.
	162 f.	98 f.
	184	99
	203	99
	207	100
	227	100 f.
	241	101
	265 ff.	101 f.
	301	102
	337 f.	103
	339	104
	343	104 ff.
	353	108
	362	108 f.
	366	109 f.
	375	110
	382	111
	389	111
	396	112
Tryphiodor	404	112
	408	113
	410	113
	421	113 f.
	440	114
	443	114
	485 f.	115
	515	115
	521	115
	536 f.	115 f.
	545	117
	566	111
	567	117
	609	118
	622 f.	118 f.
	625	119
	627	120
	638	120 f.
	649	125
Valerius Max. II, 3, 3		358
Varro de l. Lat. V, 116		344
Vergil. Aen. IX, 665		359 f.



Der Maaßstab passt nur für die an die Scheibe angelehnte Pila.